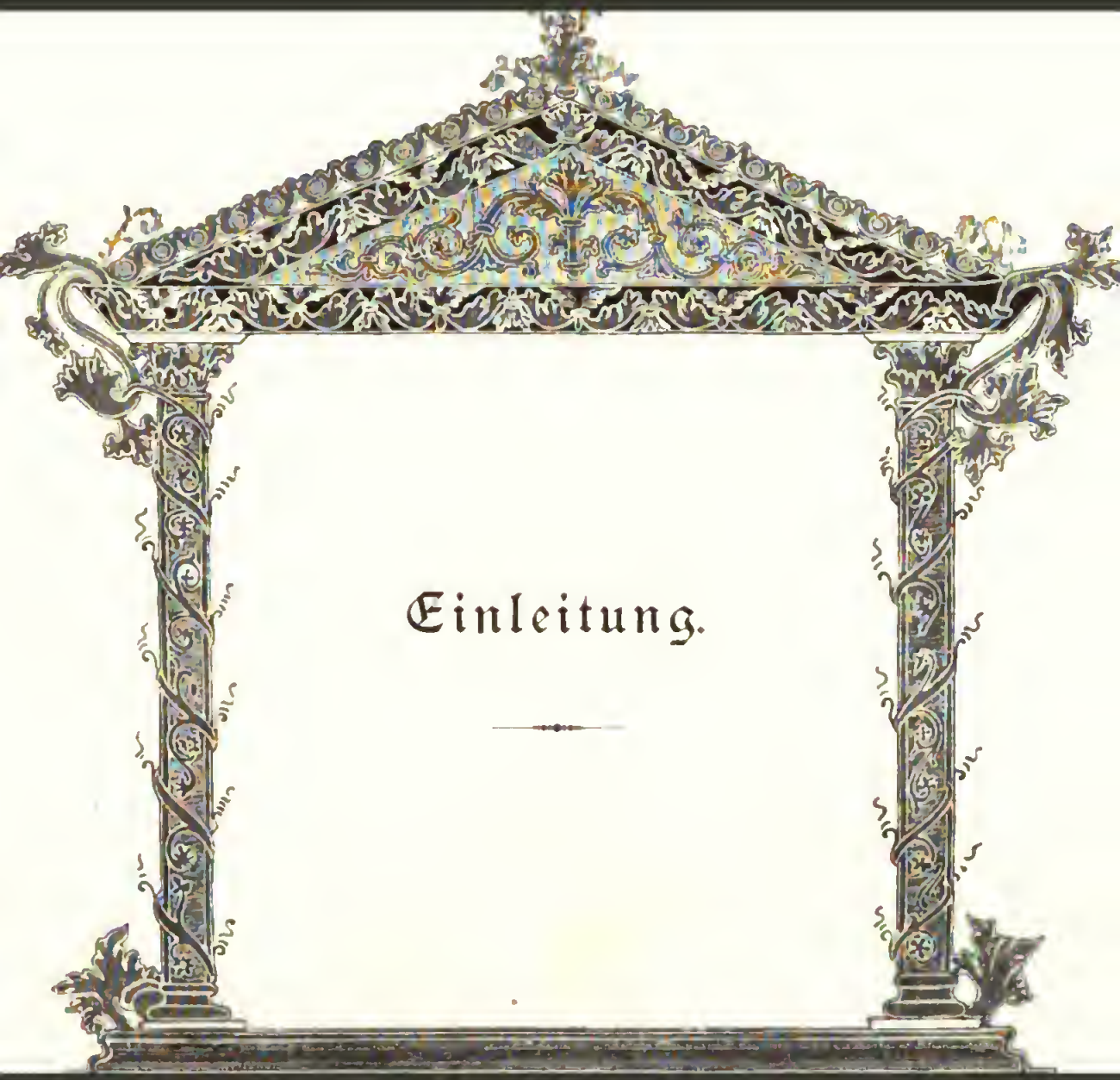


Allgemeine Weltgeschichte

Theodor Flathe, Gustav Friedrich Hertzberg,
Ferdinand Justi, Julius von Pflugk-Harttung, ...

H 38.84.3

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF

FRANCIS BROWN HAYES

Class of 1839

OF LEXINGTON, MASSACHUSETTS

Digitized by Google

Allgemeine Weltgeſchichte.

Von

Theodor Flathe, G. F. Herkberg, Ferd. Juſti,
Hans Pruk, J. v. Pflugk-Harttung, W. Philippſon.

Mit kulturhiſtoriſchen Abbildungen, Porträts, Beilagen und Karten.

V. Band.

Das Mittelalter.

Von Hans Pruk und Jul. von Pflugk-Harttung.

Zweiter Teil.

Berlin,
G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung.
1891.

Digitized by Google

Geſchichte

des

Mittelalters.

Von

Dr. Hans Prutz,
Profeſſor an der Univerſität Königsberg

und

Dr. Julius von Pflugk-Harttung.

Mit Illuſtrationen und Karten.

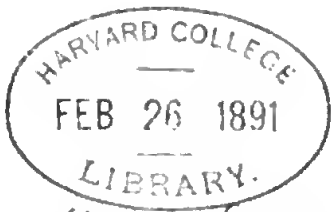
Zweiter Teil.

Von Dr. Hans Prutz.

Berlin,
G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung.
1891.

Digitized by Google

H 38.84.3
I.1496



Hayes fund.
I.

Uebersetzungsrecht wie alle anderen Rechte vorbehalten.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

524
42.221
N-12

Digitized by Google

Ornament aus einem Sakramentarium,
geſchrieben für Drogo, Biſchof von Metz, Sohn Karls des Großen.
Paris, Nationalbibliothek.

Grundzüge der weltgeschichtlichen Entwickelung bis zum Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts.

Ein halbes Jahrtausend etwa hatte die gewaltige Völkerbewegung gedauert, die, dem stoßweisen Hereinbrechen einander folgender Meereswellen vergleichbar, die germanischen Völker aus ihrer nordischen Heimat immer tiefer in das Innere des römischen Reiches führte und nach wechselvollen Kämpfen schließlich zu Herren des Westens machte.

Mit dem Markomannenkrieg (167 n. Chr.) begonnen, war sie nach einer kurzen Zeit trügerischer Ruhe zwei Jahrhunderte später durch den verheerenden Einbruch der Hunnen schrecklicher erneut worden. Aber noch hundert Jahre dauerte es, ehe das einst der Welt gebietende Rom aus zahllosen Wunden blutend unter den Streichen der barbarischen Sieger sterbend zusammensank, und zwei fernere Jahrhunderte vergingen, bevor die wild gegeneinander anstürmenden und sich übereinander stürzenden Völkerfluten zu ebben begannen und sich allmählich verlaufend so weit beruhigt wurden, daß aus dem jähen Wechsel von Sieg und Niederlage, von Herrschaft und Knechtschaft mit dem Aufsteigen des fränkischen Stammes und dem Ausbau seines Staates durch die merowingischen Könige fester gefügt und entwickelungsfähig die Grundlagen für eine Dauer verheißende neue Ordnung des Abendlandes hervortraten.

Auf ihnen erwuchs ein neues Weltreich. Der feindliche Gegensatz zwischen Germanen und Romanen, der in den Jahrhunderten der Wanderung die wirksamste treibende Kraft der geschichtlichen Entwickelung gewesen war, wurde in diesem zwar nicht aufgehoben, aber doch gemildert und so weit ausgeglichen, daß bei dauernder friedlicher Berührung der beiden Völkerfamilien die gegenseitige Anregung und der Austausch zwischen ihnen sich unendlich vervielfältigten und im weiteren Fortgang eine neue Kultur entstehen ließen, welche in den wichtigsten Funktionen des sich ausgestaltenden Völkerlebens beide auf lange Jahrhunderte zu inniger Gemeinschaft verband. Die staatliche Form für diesen großen kulturgeschichtlichen Prozeß, der die Zukunft des Abendlandes bestimmte, gab das germanisch-romanische Weltreich der Karolinger, die großartige und dabei in ihrer Art doch eigentlich einfache und sozusagen naturwüchsige Schöpfung des genialsten Herrschers, den das Mittelalter hervorgebracht hat. Durch sie hat Karl der Große die jugendliche Kraft seiner deutschen Volksgenossen in die Schule des von der Kirche vermittelten römischen

Geisteslebens genommen, sie erzogen und gebildet und vermöge einer sich allmählich vollziehenden organischen Verbindung der eigenen Art mit fremdem Erwerb darauf vorbereitet und dazu befähigt, der Menschheit die größten Dienste zu leisten und so auf Jahrhunderte hinaus eine leitende und weithin gebietende Stellung einzunehmen. Daher haben die germanischen und die romanischen Völker denn auch niemals, selbst da nicht, als in der Folgezeit die schärfere Ausprägung der Nationalität sie voneinander trennte und so oft in feindlichen Widerstreit treten ließ, die Thatsache vergessen oder verleugnen können, daß die Wurzeln ihrer Kultur aus einem und demselben Boden hervorgewachsen sind. Blieben sie doch gegenüber Griechen und Arabern, slawischen und nordgermanischen Heiden und den wiederholt andrängenden Barbaren finnisch-uralischen Stammes aufeinander angewiesen als die Vertreter derselben großen Interessen einer fortschreitenden Kultur. Beide verehren sie in dem großen Kaiser, den der Glorienschein der Sage umstrahlt, zugleich den Schöpfer ihres Staates und den Begründer ihres Volkstums.

Aber die Unausgleichbarkeit der immer stärker wirkenden nationalen Verschiedenheiten, dann die übergroße Dehnbarkeit der die einzelnen Teile nur locker zusammenhaltenden politischen Organisation und endlich die schnelle Entartung seiner Nachkommen zu unrühmlicher Schwäche überlieferten Karls des Großen Reich frühzeitigem Verfall und einer Auflösung, die es schließlich zur wehrlosen Beute barbarischer Eindringlinge zu machen drohte. Da retteten in einem Verzweiflungskampfe die *deutschen Stämme* ihr Dasein und die schwer bedrohten Anfänge ihrer nationalen Kultur, und dabei wurden sie sich nicht bloß ihrer näheren Zusammengehörigkeit und der in dieser wurzelnden Kraft voll bewußt, sondern sie erhoben sich zugleich zu Schützern und Vorkämpfern der vielgeteilten und minder wehrhaften Romanen, mit denen sie sich angesichts heidnischer und mohammedanischer Angriffe durch die Gemeinschaft des Glaubens und die Zugehörigkeit zu der einen, die Welt zu erobern berufenen Kirche nach wie vor auf das engste verbunden fühlten. So einmal an die Spitze des christlichen Abendlandes emporgestiegen, blieben die Deutschen über drei Jahrhunderte in dieser leitenden zentralen Stellung. Ihr Volk und ihre Fürsten weihen ihre kampffrohe Kraft und ihre leicht entflammte jugendliche Begeisterung dem mühsamen Ringen für die Verteidigung und Ausbreitung der in der römischen Kirche wurzelnden abendländischen Kultur. Indem sie damit die Pflicht der gläubigen Söhne dieser Kirche vor allen anderen opferfreudig erfüllten, durften sie dieser gegenüber aber auch die Rechte beanspruchen, welche den berufenen Schützern des Heiligtums nach den Anschauungen aller Zeiten und aller Völker zugestanden haben, und wurden die Träger der Idee eines über allen nationalen Besonderheiten erhabenen *Universalstaates*, die ebensosehr in heidnisch-römischen Erinnerungen wurzelte, wie sie sich als eine logischen Konsequenz aus der Idee der *Universalkirche* ergab und insofern das Gesamtergebnis aus der Vergangenheit zugleich mit den letzten Zielen der Zukunft wie in einer Formel allgemeinverständlich zum Ausdruck

brachte. Unentbehrlich aber war zur Verwirklichung dieſes Univerſalſtaates die Bundesgenoſſenſchaft, oder, da dieſe als eine völlig zuverläſſige nach der Natur der Dinge nicht zu erreichen war, die Dienſtbarkeit der Univerſalkirche. Hier entſprang der Gegenſatz, der die geſamte Entwickelung des Mittelalters beherrſcht und ihr ſchließlich die entſcheidende Wendung gegeben hat.

Als Schutz- und Schirmherren der Kirche zu römiſchen Kaiſern geweiht und als ſolche Vorkämpfer der abendländiſchen Chriſtenheit, ihres Glaubens und ihrer Kultur gegen alle Widerſacher haben die deutſchen Könige während des zehnten und der erſten Hälfte des elften Jahrhunderts, teils im Bunde mit der Kirche, teils als Herren dieſelbe zu ihrem Dienſte zwingend, das Ideal der Weltherrſchaft, wie es ihrer Zeit vorſchwebte, zu verwirklichen geſtrebt. Mehrfach aufgehalten, zuweilen zurückgeworfen, wiederholt an der Wurzel ihres Daſeins bedroht, hatten ſie ſich ihrem Ziele ſchließlich ſchon ſo weit genähert, daß die volle Erreichung desſelben gewiß zu ſein ſchien, als eine zwieſache Revolution über ſie hereinbrach — die eine innerhalb der Kirche, von oben herab durchgeführt, zum Zwecke der ſtrengſten monarchiſchen Zentraliſation, die andere innerhalb des deutſchen Staates, von unten herauf vollzogen, um das zur Erbmonarchie erſtarkte Königtum zu zertrümmern. Von ihren mächtigen Beſchützern ſelbſt mit dem ſtreitbaren Geiſte konſequenteſten Reformeifers erfüllt, emancipierte ſich die Kirche im Zeitalter des Inveſtiturſtreites nicht bloß von der Herrſchaft des deutſchen Staates, ſondern überlieferte dieſen zerrüttenden kirchlichen, politiſchen und ſozialen Kämpfen, welche die Grundlagen ſeiner bisherigen Machtſtellung zerſtörten und ihm die dauernde Wiedergewinnung derſelben unmöglich machten. Hinfort ſtand das hierarchiſche Papſttum als gleichberechtigter Mitbewerber um die Weltherrſchaft neben dem Kaiſertum.

Eine Kirche aber und ein Staat, die beide gleichmäßig die Weltherrſchaft für ſich in Anſpruch nahmen, mußten notwendig unverſöhnliche Gegner werden, zumal es ſich für ſie bald nicht mehr darum handelte, gewiſſe ideelle Ehrenrechte geltend zu machen, ſondern darum, wirkliche weltliche Herrſchaftsbefugniſſe zu gewinnen und zu üben. Im karolingiſchen Zeitalter zu einträchtigem Zuſammenwirken im Dienſte der chriſtlichen Kultur verbunden, unter den ſächſiſchen und den beiden erſten ſaliſchen Kaiſern trotz mancher ernſteren Konflikte innerlich eins als die Doppelſonne, um welche das abendländiſche Staatenſyſtem in ſeinem Wandel gravitierte, treten Kaiſertum und Papſttum ſeit der Mitte des zwölften Jahrhunderts einander als unverſöhnliche Feinde entgegen, zwiſchen denen es keinen Frieden, kaum einen Stillſtand gab und deren immer leidenſchaftlicheres Ringen ſich ſchließlich zu einem Entſcheidungskampfe zuſpitzte, der nur mit dem Untergange eines der beiden Teile enden konnte.

Das Kaiſertum erlag. Denn ſeiner Gegnerin, die vermöge ihrer beſonderen Natur und ihrer vollkommen einheitlichen Organiſation nicht bloß die geiſtigen und ſittlichen Mächte zum Schutze ihrer angeblich bedrohten Freiheit

aufbieten konnte, sondern im entscheidenden Augenblick auch die Leidenschaften aufrief und entfesselte, die sie ihrem Beruf nach zu bekämpfen gehabt hätte, erwuchs ein mächtiger Bundesgenosse in dem erstarkenden Unabhängigkeitsstreben der übrigen germanischen und der romanischen Völkerschaften, die sich bisher der deutschen Oberhoheit gebeugt hatten, weil sie in der Zugehörigkeit zu dem um das Kaisertum gesammelten großen christlichen Völkerbund die beste Sicherung nach außen und die wirksamste Gewähr ungestörter Entwickelung im Innern zu finden glaubten, nun aber, zwischen die beiden streitenden Mächte gestellt, ihrer nationalen Besonderheit bewußt geworden waren und das daraus entspringende Recht auf politische Unabhängigkeit und national-staatliche Konstituierung zur Anerkennung brachten. Damit kommt der bisher im Kaisertum zum Ausdruck gebrachte Gedanke eines christlichen Universalstaates endgültig zu Fall, und während er Jahrhunderte hindurch im Brennpunkt der gesamten abendländischen Entwickelung gestanden und das durch sie zu lösende Problem gebildet hatte, wird er für die einen ein wesenloses Phantom, dessen lockendem Schimmer nicht zu folgen man gut thut, für die anderen der Ausdruck eines politischen Prinzips, das im Interesse der Völkerfreiheit und der Selbstherrlichkeit der kleineren fürstlichen Gewalten unversöhnlich bekämpft werden muß.

So kommt in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in der Entwickelung des europäischen Staatensystems ein neues Prinzip immer entschiedener zur Geltung. Die große Einigung der germanischen und romanischen Völker in dem abendländischen Kaisertum löst sich vollends auf, und die einzelnen Völker gestalten ihre staatlichen und sozialen Ordnungen selbständig, ihren besonderen Zuständen und Bedürfnissen angemessen. Mit der bunten Mannigfaltigkeit aber, die auf diese Weise Platz griff, war auch die kirchliche Uniformität auf die Dauer unvereinbar, welche nach wie vor von dem weltherrschenden Papsttum an der Spitze der Universalkirche erstrebt und den zu geistiger Selbständigkeit erwachten Nationen durch harten Zwang aufgenötigt werden sollte. Wie dereinst neben den Universalstaat, teils als Voraussetzung für denselben, teils als Folge und Ergänzung, die Universalkirche getreten war, so drängte der Nationalstaat konsequenterweise auf eine nationale Gestaltung der einzelnen Landeskirchen hin und wurde die Quelle sich stets erneuernder Opposition gegen die Ansprüche des römischen Bischofs. Damit beginnt zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts der Zerfall der Universalkirche, der unter großen kirchlichen und allgemein geistigen Kämpfen in demselben Maße fortschreitet, wie innere Auflösung die früher so festgefügte und glänzende Hierarchie zersetzt und die einstige Hüterin der kostbarsten sittlichen Güter der Menschheit zur Erfüllung ihres Berufs unfähig macht.

Gefördert wurde diese große Wandlung noch durch ein anderes Moment. Entsprechend dem Vorwiegen der kirchlichen Interessen und der einheitlichen Vertretung der den romanischen und germanischen Nationen gemeinsamen

großen Kulturaufgaben durch die Kirche hat der Kampf für den Glauben zur Ausbreitung des Christentums während der ersten Hälfte des Mittelalters nicht bloß in dem Leben einzelner Völker eine sehr bedeutende Rolle gespielt, sondern es hat sich in ihm auch ihre Verbindung zu einer großen Gesamtheit am wirksamsten und folgenreichsten bethätigt. Einer Zeit, in der Germanen und Romanen sich der ungestüm andringenden nordischen Germanen, der im Osten Herren gewordenen Slawen, der um die reichen südlichen Küsten schwärmenden Araber und der wie ein Gewittersturm einherbrausenden ungarischen Reiterscharen nur mit der äußersten Anstrengung erwehrten, folgt nachmals eine viele Menschenalter umfassende Ära germanisch-romanischer Angriffs- und Eroberungskriege gegen eben jene Völker, durch welche nicht bloß die Grenzen derselben weit zurückgeschoben wurden, sondern auch das Herrschaftsgebiet der christlichen Kultur eine fortdauernde Erweiterung erfuhr. Das Ringen der Deutschen mit Dänen und Wenden, mit Polen, Böhmen und Ungarn gehört ebenso diesem großen Zuge mittelalterlichen Kulturfortgangs an, wie der Jahrhunderte lange Kampf der Romanen in der pyrenäischen Halbinsel gegen die arabischen Eroberer und die Errichtung des normännischen Kriegerstaates in Unteritalien und dem herrlichen sizilischen Eiland. Zu einem gewaltigen Strom zusammengefaßt aber wurden alle diese Einzelbewegungen, als im Zeitalter der Kreuzzüge der Ruf zur Befreiung des Heiligen Landes von der Herrschaft der Ungläubigen die Völker des Abendlandes in Waffen brachte und länger als anderthalb Jahrhunderte hindurch immer neue Zehntausende nach dem syrisch-palästinischen Küstenlande zogen, um ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Nationalitäten in dem hart bedrängten Königreich Jerusalem und später dessen dürftigen Trümmern den gemeinsamen Besitz der abendländischen Christenheit zu verteidigen. Wenn dieser auch schließlich nicht behauptet wurde, so ergaben sich aus den für ihn geführten großen Kämpfen doch die wichtigsten Folgen für die Entwickelung der christlichen Völker. Die vielfache und lang andauernde Berührung mit dem Morgenlande und seiner so erstaunlich reich entfalteten materiellen Kultur wurde für das Abendland die Quelle der verschiedenartigsten und nachhaltigsten Anregung auf allen Gebieten des Lebens, der sie die Bekanntschaft mit neuen Produkten, neuen Fertigkeiten, neuen Handelswegen, neuen Ländern und Völkern verdankten, während gleichzeitig das Zusammentreffen mit der Geisteswelt des Morgenlandes, die von dem Byzantinertum und dem Mohammedanismus bedingt und bestimmt war, eine ungeahnte Erweiterung ihres Gesichtskreises nicht bloß, sondern auch eine Befreiung ihrer Auffassung und eine Klärung ihres Urteils herbeiführte, welche die Einseitigkeit und Enge des im Banne der Kirche stehenden Denkens glücklich durchbrachen und die Lust und die Fähigkeit erzeugten, die bisher feindlich abgelehnte reiche Kultur der östlichen Welt aufzunehmen, sich anzueignen und zu verwerten.

Damit erst wird der tiefe Zwiespalt wieder aufgehoben, der den Westen und den Osten des einstigen römischen Weltreiches einander in bitterer Feind-

schaft gegenübergestellt hatte und um dessentwillen die Völker Menschenalter hindurch ihre beste Kraft auf die Ausfechtung von Gegensätzen verwandt hatten, welche, in ethnographischen Verhältnissen und religiösen Satzungen begründet, durch beiden entsprungene eigenartige politische und soziale Bildungen zu fest in sich gefügten und im eigenen Rechte beruhenden geschichtlichen Mächten erwachsen waren und daher nicht mehr aus der Welt geschafft werden konnten, sondern wohl oder übel lernen mußten sich friedlich nebeneinander einzurichten und die auch ihnen gemeinschaftlichen Kulturinteressen gemeinschaftlich zu fördern.

Mit einer solchen Wendung aber, wie sie der schließliche Ausgang der Kreuzzüge herbeiführte, verlor in den Augen der eigenen Bekenner die päpstliche Kirche das Anrecht auf Weltherrschaft, der sie sich gerade gegenüber der größten dadurch gestellten Aufgabe nicht gewachsen gezeigt hatte. Immer häufiger und nachdrücklicher regen sich infolgedessen die Zweifel gegen die bisher siegreich behauptete Geltung der Prinzipien, auf denen ihr ganzer stolzer Bau beruhte. Während das schnelle Aufkommen zahlreicher heterodoxer Gemeinden und die erfolgreiche Reformthätigkeit unabhängiger Denker die innere Einheit der römischen Kirche thatsächlich bereits ernstlich in Frage stellten; lernten die Völker endlich nicht bloß den Reiz, sondern auch den unerschöpflichen Reichtum und den unschätzbaren Wert der ihnen bisher verschlossen gewesenen weltlichen Wissenschaft und Kunst kennen und wurden erst dadurch recht befähigt, mit unbefangenem Sinn und bildsamer Empfänglichkeit ihren bisher nur dem Himmel zugekehrten Blick der Erde und den irdischen Interessen zuzuwenden, sich rückhaltlos auf den Boden der so wechselvollen und bunten Wirklichkeit zu stellen und zugleich mit der Freiheit auch die Kraft zu erfolgreichem und befriedigendem Wirken zu erlangen.

Das letzte Stadium der Entwickelung nimmt damit seinen Anfang, für welche der Gegensatz der germanisch-romanischen und christlichen Welt zu der mohammedanisch-heidnischen Ausgangspunkt zugleich und treibende Kraft gewesen war, und die in der Bildung erst und dann der Auflösung eines weltherrschenden Staates und darauf einer weltherrschenden Kirche, in beider Verbindung und Gegnerschaft die Fülle des Einzellebens zu großen welthistorischen Formen zusammengefaßt hatte. Eine neue, in der entgegengesetzten Richtung sich bewegende Entwickelung setzt ein: wie für das Verhältnis der beiden Hälften der alten Welt und in jeder derselben für die Sonderung der Völker und die Bildung ihrer nationalen Staaten neue Ziele, neue Formen und neue Kräfte in Wirksamkeit treten, so geschieht in der Folge ein Gleiches auch in Bezug auf das geistige, sittliche und wirtschaftliche Leben der einzelnen Völker sowohl wie der Gesamtheit.

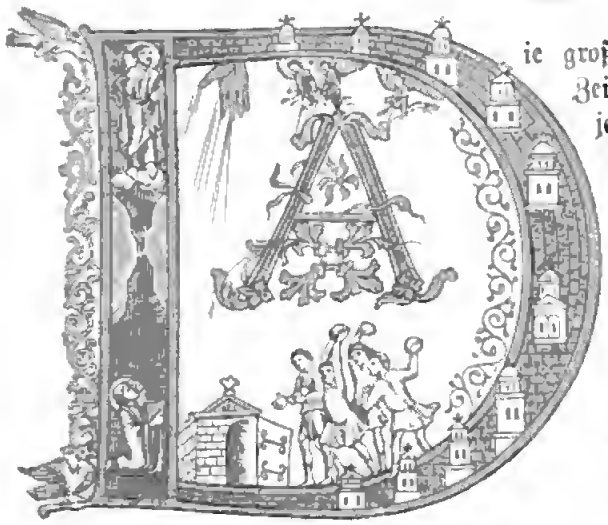
Erſtes Buch.

Das germaniſch-romaniſche Reich der Karolinger.

768 — 888.

Eine Seite aus einem Evangelienbuch.
Für Kaiſer Lothar in der Abtei St. Martin zu Tours in der erſten Hälfte des 9. Jahrh. geſchrieben.
Paris, Nationalbibliothek.

Die Quellen.



Initialbuchſtabe aus dem Sakramentarium des Drogo, Sohn Karls des Großen.

Die großen Thaten eines ereignisreichen Zeitalters erwecken oder ſteigern bei jedem Volke auch den hiſtoriſchen Sinn und kommen der litterariſchen Entwickelung zu gute. Von dem Standpunkte, den es in ſeiner geſamten Geiſtesbildung erreicht hat, hängt es dabei ab, ob das Volk daraus mehr für die Entwickelung ſeiner nationalen Sage und Dichtung gewinnt oder für die ernſteren Aufgaben nationaler Geſchichtſchreibung. In beiden Richtungen iſt die gewaltige Perſönlichkeit Karls des Großen mit der auf ſie gehäuften Fülle von Großthaten die Quelle einer unerſchöpflichen und lange nachwirkenden Anregung geworden. Umgeben von dem glänzenden Kreiſe ſeiner ruhmgekrönten Paladine, von den Gliedern einer zahlreichen Familie, welche durch mancherlei Schwächen und Irrtümer dem Verſtändnis der großen Menge ſeiner Volksgenoſſen näher gerückt wurden, und weiterhin von den aus allen Teilen des Reiches herangezogenen Vertretern einer jugendfriſch aufſtrebenden neuen Kultur und Bildung iſt der große Kaiſer das Zentrum eines poeſiereichen Sagenkreiſes geworden, der nicht bloß Gemeingut der Germanen und Romanen blieb, ſondern in einzelnen Verzweigungen ſelbſt in die mohammedaniſche Welt hinübergriff. So wenig dieſe karolingiſche Sage für die Kenntnis des Thatſächlichen gewährt, ſo unſchätzbar iſt ſie, wenn es ſich darum handelt, von der Auffaſſung und Beurteilung Karls und ſeiner Thaten bei den Zeitgenoſſen und den nächſtfolgenden Geſchlechtern ein Bild zu gewinnen. Weil es uns in dieſes Grenzgebiet von Geſchichte und Sage einführt, beanſprucht das Werk eines Mönches von S. Gallen über die Thaten Karls des Großen ein ungewöhnliches Intereſſe. Gegen das Ende der karolingiſchen Periode, 883, auf Veranlaſſung Karls des Dicken geſchrieben, giebt es in zwei Büchern

in unbehilflicher Sprache zwar, aber in lebendiger, volkstümlich naiver Darſtellung das Bild des großen Kaiſers in den Umriſſen und mit den Farben, welche ihm die unabläſſig arbeitende Phantaſie ſeiner Völker während zweier an Heimſuchungen und Bedrängniſſen aller Art reichen Menſchenalter verliehen hatte.

Unter den geſchichtlichen Aufzeichnungen, aus denen wir die Kenntnis der karolingiſchen Periode ſchöpfen, nehmen verhältnismäßig den breiteſten Raum zahlreiche Jahrbücher ein. Entſtanden aus kurzen Eintragungen, welche in den freien Raum der in jedem Kloſter und jeder Kirche vorhandenen Oſtertafeln gemacht und mit den Tafeln zugleich für jüngere kirchliche Anſtalten abgeſchrieben wurden, ſo daß ſie dem Stammbaum der Kirchen und Klöſter folgend nicht ſelten die überraſchendſten Wanderungen machten und an weit entlegenen Orten als Grundlagen für ſpätere Arbeiten ähnlicher Art wieder auftauchen, könnten dieſe Jahrbücher der karolingiſchen Zeit einer großen, vielfach verzweigten Familie verglichen werden, welche, in eine Menge verſchiedener Linien geteilt, zwar ihre Herkunft von einem Hauptſtamme immer erkennen läßt, zugleich aber durch Eingehung immer neuer Verbindungen zu zahlreichen anderen, oft in ſich ebenſo vielgeteilten Häuſern in genealogiſche Beziehungen getreten iſt. Der Wert jeder einzelnen annaliſtiſchen Aufzeichnung dieſer Art iſt demnach bedingt durch den Platz, der ihr auf Grund dieſes ſchwer überſehbaren und ſtreitigen Stammbaums rückſichtlich ihrer Herkunft angewieſen werden muß. Er richtet ſich danach, ob ſie, wie nicht ſelten geſchieht, ältere Jahrbücher einfach wiederholt oder ob ſie das ihr in ſolchen Gebotene aus anderweitig erworbener Kenntnis ergänzt oder für eine kürzere oder längere Reihe von Jahren ohne Benutzung ſchon vorhandener Arbeiten einen erſten, originalen Bericht erſtattet, für deſſen Glaubwürdigkeit dann natürlich wiederum die zeitliche und örtliche Stellung des Verfaſſers zu den von ihm behandelten Ereigniſſen, ſeine Herkunft, ſein Stand, ſeine freundlichen oder feindlichen Beziehungen zu den daran beteiligten Perſonen maßgebend werden.

Unter dieſen karolingiſchen Annalen, die bald nach dem Orte ihrer Entſtehung — z. B. Jahrbücher von S. Amand, einem Kloſter in der Diöceſe Tournay (— 810), von S. Germain des Près bei Paris (— 797) u. a. m. — bald nach dem ihrer Auffindung oder der Herkunft der ſie überliefernden Handſchrift — z. B. Wolfenbüttler Annalen u. a. m. — benannt worden ſind, beanſpruchen die in dem Kloſter Lorſch bei Worms entſtandenen (Annales Laurissenses majores), im ganzen von 741—825 reichend, inſofern ein beſonderes Intereſſe, als man ihnen die Eigenſchaft von amtlich geführten Reichsannalen hat beilegen wollen, weil ihr Verfaſſer, offenbar ein ſchriftkundiger Geiſtlicher, gerade über Dinge beſonders gute Angaben zu machen weiß, die ſich der Kenntnis eines einfachen Mönches naturgemäß entzogen, z. B. militäriſche Unternehmungen, diplomatiſche Verhandlungen u. dgl. Von anderer Seite iſt dieſer offizielle Charakter der Lorſcher Jahrbücher in Abrede geſtellt worden und hat man jene für einen Mönch unter gewöhnlichen Umſtänden freilich überraſchenden Kenntniſſe daraus erklären zu können geglaubt, daß es ſich

Der Karolingerbau zu Lorsch in seiner heutigen Gestalt.

Die Fassade mit Ausnahme der in die drei unteren Bogen eingesetzten Füllungen ist der ursprüngliche Bau des Einfahrtsthores zum Kloster Lorsch. (Jetzt Kapelle.)

Digitized by Google

um einen Mönch handelt, deſſen Kloſter nahe bei Worms lag, einer Stadt, wo der Kaiſer ſo oft weilte, wo oft Reichsverſammlungen tagten, wo die Heere ſich zu Beginn des Feldzugs gegen die Sachſen ſammelten, und der infolgedeſſen viel von den Reichsangelegenheiten zu ſehen und zu hören bekam. Doch hätte es an ſich ja nichts Befremdendes, wenn auch Karl der Große und die Seinen rechtzeitig dafür Sorge getragen hätten, die Kunde von dem zu ihrer Zeit Geſchehenen in authentiſcher Faſſung auf die Nachwelt zu bringen. Eine Aufforderung dazu lag ſchon in dem Umſtande, daß es ſich um eine neue Dynaſtie handelte, deren Legitimität wohl angefochten werden konnte, die ihre wirkſamſte Rechtfertigung daher aus ihren Thaten entnehmen mußte. Hatte doch bereits Childebrand, der Oheim König Pippins, eine der Fortſetzungen der Chronik des ſogenannten Fredegar als Grundlage für eine offizielle Geſchichte des neuen Herrſcherhauſes bis 752 abſchreiben und daran dann ſein Sohn Nibelung eine annaliſtiſch geordnete Darſtellung der Regierung Pippins fügen laſſen. Ganz unparteiiſch wurde da freilich nicht berichtet, vielmehr verſchwieg eine ſolche offizielle Familienchronik des karolingiſchen Hauſes möglichſt, was für dieſes Unangenehmes oder Unrühmliches zu vermelden geweſen wäre.

Um ſo höher iſt es für uns anzuſchlagen, daß uns die Perſönlichkeit und die Thaten Karls des Großen durch die Mitteilungen von Männern nahe gerückt werden, die dem mächtigen Herrſcher zwar eng verbunden, aber doch gerade durch die Gemeinſchaft des Lebens gewöhnt waren, ihn als Menſchen zu ſehen und ihn daher auch als ſolchen und nicht bloß als den gebietenden Kaiſer und ruhmgekrönten Kriegshelden dargeſtellt haben. Hierin vornehmlich beruht der nie veraltende Reiz, den des Einhard Leben Karls des Großen auf ſeine Leſer ausübt. Einhard, etwa um 770 im Maingau als Sohn edler Eltern geboren und in Fulda erzogen, kam in die von dem Angelſachſen Alcuin eingerichtete Hofſchule Karls und erwarb ſich dort nicht bloß durch ſeine Gelehrſamkeit allgemeines Anſehn, ſondern wurde von dem Kaiſer ſelbſt der herzlichſten Liebe und des ehrendſten Vertrauens gewürdigt. Neckte man ihn auf der einen Seite mit ſeiner ungewöhnlichen Kleinheit, ſo legte man ihm auf der anderen den Namen des Meiſters der Stiftshütte, Beſeleel, bei wegen ſeiner vielbewunderten Fertigkeit in allerlei Werken der Kleinkunſt. Aber auch in wichtigen politiſchen Angelegenheiten wurde des „kleinen“ Einhard verſtändiger Rat gehört, wie namentlich bei der 806 vereinbarten Teilung des Reiches und ſpäter bei der Erhebung des Karl von allen ſeinen Söhnen allein gebliebenen Ludwig zum Kaiſer. Nach dem Tode Karls zog ſich Einhard mit ſeiner Gemahlin Imma, die man irrigerweiſe zu einer Tochter des großen Kaiſers gemacht hat, in das Kloſter Michelſtadt im Odenwald zurück, wurde aber durch die Stürme der folgenden Zeit noch mehrfach an den Reichsangelegenheiten teilzunehmen genötigt. Er ſtarb 840. Sein „Leben Karls des Großen“, in dem man neuerdings mit Rückſicht auf die Unbeholfenheit der Dispoſition und den peinlich genauen Anſchluß an das von Sueton in der Biographie des Auguſtus durchgeführte Schema eine Erſtlingsarbeit hat

multitudo nonsolum palatio· uerum & iam regno
non inmerito· uideretur· onerosa· Ipse tamen p̄
magnitudine animi· huiusce modi pondere
minime grauabatur· Cum & iam ingenia in
commoda laude liberalitatis ac bonę famae
mercede compensaret· Corpore fuit amplo
atq; robusto· statura eminenti quae tamen
iustam non excederet· Nam septem suorum
pedum p̄ certitatē eius constat habuisse mensurā·
Apice capitis rotundo· oculis p̄ grandibus· ac
uegetis· Naso paululum mediocritatem exce
denti· cantie pulchra· facie laeta & hilari· In
de formae auctoritas ac dignitas tam stanti quā
sedenti plurima adquirebatur· quam quā ceruix
obesa & breuior uenterq; proiectior uideretur·
Tamen haec caeterorum membrorum celabat
aequalitas· incessu firmo totaq· corporis habi
tudine uirili· Voce clara quidem sed quae minus
corporis formae conueniret· Valitudine prospera·
p̄ter quod ante quā decederet per quatuor annos
crebro febribus corripiebatur· ad extremum & iā
uno pede claudicaret· & tunc quidem plura suo
arbitratu quā medicorum consilio faciebat· quos

pene exosos habebat quod ei in cibis assa quibus as
suetus erat dimittere & elixis adsuescere suadebant.
Exercebatur assidue aequitando acuenando quod
illi gentilicium erat. quia uix ulla in terris natio
inuenitur quae in hac arte francis possit aequari.
Delectabatur & iam uaporibus aquarum natura
liter calentium. frequenti natatu corpus exer
cens. Cuius adeo peritus fuit. ut nullus ei iuste
ualeat ante ferri. Ob hoc & iam aquis grani regiā
exstruxit. ibiq; extremis uitae annis usq; ado
bitum perpetim habitauit. & non solum filios
ad balneum. uerum optimates & amicos. aliquan
do & iam satellitum & custodum corporis turbā
inuitauit. Ita ut non numquā centum uel eo
amplius homines una lauarentur. Uestitu pa
trio id est francico utebatur. ad corpus camisā
lineam et feminalibus lineis induebatur. De
inde tunicā quae limbo serico ambiebatur. &
tibi alia. cum fasciolis crura & pedes calciamentis
constringebat. & ex pellibus lutrinis t̄ murinis
thorace confecto umeros ac pectus hieme muniebat
sago ueneto amictus & gladio semper accinctus.
Cuius capulus ac balteus. aut aureus. aut argen

Transkription zu dem Faksimile aus

Einhardi Vita Karoli imperatoris.

Wien, k. k. Hofbibliothek. Cod. Nr. 510. fol. 45^{verso} und 46^{recto}.

21. 22. und erste Hälfte des 23. Kapitels.

[21. Amabat peregrinos et in eis suscipiendis magnam habebat curam, adeo ut eorum multitudo non solum palatio, uerum etiam regno nou inmerito uideretur onerosa. Ipse tamen prae magnitudine animi huiuscemodi pondere minime grauabatur, cum etiam ingentia incommoda laude liberalitatis ac bonae famae mercede conpensaret.

22. Corpore fuit amplo atque robusto, statura eminenti, quae tamen iustam nun excederet (nam septem suorum pedum proceritatem eius constat habuisse mensuram), apice capitis rotundo, oculis praegrandibus ac uegetis, naso paululum mediocritatem excedenti, canitie pulchra, facie laeta et hilari. Vnde formae auctoritas ac dignitas tam stanti quam sedenti plurima adquirebatur; quamquam ceruix obesa et breuior nenterque proiectior uideretur, tamen haec ceterorum membrorum celabat aequalitas. Incessu firmo totaque corporis habitudine uirili; uoce clara quidem, sed quae minus corporis formae conueniret; ualitudine prospera, praeter quod, antequam decederet, per quatuor annos crebro febribus corripiebatur, ad extremum etiam uno pede claudicaret. Et tunc quidem plura suo arbitratu quam medicorum consilio faciebat; quos pene exosos habebat, quod ei in cibis assa, quibus assuetus erat, dimittere et elixis adsuescere suadebant.

Exercebatur assidue equitando ac uenando; quod illi gentilicium erat, quia uix ulla in terris natio inuenitur, quae in hac arte Francis possit aequari. Delectabatur etiam naporibus aquarum naturaliter calentium, frequenti natatu corpus exercens; cuius adeo peritus fuit, ut nullus ei iuste ualeat anteferri. Ob hoc etiam Aquisgrani regiam extruxit ibique extremis uitae annis usque ad obitum perpetim habitauit. Et nun solum filios ad balneum, uerum optimates et amicos, aliquando etiam satellitum et custoduu corporis turbam inuitauit, ita ut nonnumquam centum uel eo amplius homines uua lauarentur.

23. Vestitu patrio, id est Francico, utebatur. Ad corpus camisam lineam; et feminalibus lineis induebatur; deinde tunicam, quae limbo serico ambiebatur, et tibialia; tunc fasciulis crura et pedes calciamentis constringebat; et ex pellibus [lutrinis et murinis] thorace confecto umeros ac pectus hieme muniebat; sago Veneto amictus et gladio semper accinctus, cuius capulus ac halteus aut aurens aut argen[teus erat].

Digitized by Google

ſehen wollen, zeichnet ſich, ohne von Irrtümern und Ungenauigkeiten frei zu ſein, aus durch Einheitlichkeit der Auffaſſung, von aller Schmeichelei freie Pietät und liebevolle Vertiefung in die Eigenart des Helden und giebt ſo von ihm eine zuſammenfaſſende Darſtellung, die den Grundzug und den Kern ſeines Weſens ſo vollkommen getroffen hat, daß zwar im einzelnen manches nachgetragen und vieles weiter ausgeführt werden konnte, das Bild im ganzen und großen aber auch heute noch als zutreffend zu bezeichnen iſt. Von Einhard herrührende Jahrbücher ſind eine ſtiliſtiſche Überarbeitung der Lorſcher Aufzeichnungen. Briefe von ihm und an ihn, die man, wie im Mittelalter ſo oft, als Muſter für ähnliche Schriftſtücke ſammelte, dienen dazu, das Bild des liebenswürdigen Mannes zu ergänzen und zu beleben. Reichen Ertrag für die Kenntnis der Zeit Karls des Großen und namentlich der höfiſchen und litterariſchen Zuſtände geben die Briefe des gelehrten Angelſachſen Alcuin, der, von York aus nach Rom geſchickt, 781 in Parma mit dem Kaiſer zuſammentraf, ihm in ſein Reich folgte und, mit der Abtei Ferrières ausgeſtattet, längere Zeit der Hofſchule vorſtand, darauf wieder einige Jahre in ſeiner Heimat weilte, ſchließlich aber ſich dauernd im Frankenreich niederließ und 804 als Vorſteher der berühmten Abtei des heiligen Martin zu Tours ſtarb. Auch als Dichter hat ſich der gelehrte Angelſachſe verſucht, wird da aber weit übertroffen von Angilbert, einem Manne vornehmer Abkunft, der am Hofe aufgewachſen und in der Hofſchule gebildet zu ſein ſcheint und nachmals durch den Ehrennamen Homer ausgezeichnet und von Karl durch die reiche Abtei S. Riquier in der Normandie verſorgt wurde, die ihm einen ſtattlichen Neubau und auch ſonſt prächtige Ausſtattung zu verdanken hatte. Vom klöſterlichen Leben hat Angilbert ſonſt freilich nicht viel mitgemacht: gerade er giebt ein Beiſpiel für die auffallende Duldung, welche der Kaiſer gewiſſen Ausſchreitungen gegenüber übte und gegen die ſpäter der ſittenrichterliche Eifer ſeines Nachfolgers für die Zeitgenoſſen ſo befremdlich abſtach. Des großen Kaiſers ſchöne Tochter Bertha, mit der man Einhards Gemahlin Imma verwechſelt hat, war Angilberts Geliebte und hat ihm, wie ſicher beglaubigt, zwei Söhne, Nithard und Hartnid, geboren. Seine Gedichte entwerfen uns in ſchöner, an den beſten antiken Muſtern gebildeter Sprache farbenprächtige Bilder von dem Glanz des Lebens in der kaiſerlichen Pfalz und eröffnen einen lehrreichen Blick in Leben und Treiben des um den Herrſcher geſammelten Kreiſes von Kindern, Großen, Freunden und Dienern geiſtlichen und weltlichen Standes. Vielleicht hatte Angilbert, der auch in wichtigen diplomatiſchen Geſchäften gebraucht worden zu ſein ſcheint, die Abſicht, die Thaten Karls in einem großen Epos zu verherrlichen.

Sein und der Kaiſertochter Bertha älterer Sohn Nithard ſchrieb in vier Büchern die Geſchichte (Historiarum l. IV.) der Streitigkeiten, welche die Schwäche Ludwigs des Frommen über Haus und Reich der Karolinger brachte, im Auftrage Karls des Kahlen, dem er nahe ſtand und für den er mehrfach thätig war, auch 841 bei Fontenai mitfocht. Seine Erzählung, gleich nach den Ereigniſſen

geſchrieben, reicht bis zum Anfang des Jahres 843: um jene Zeit ſcheint er in einem der kleineren Kämpfe gefallen zu ſein. Der Bericht dieſes tapfern Soldaten iſt um ſo mehr wert, als Ludwigs des Frommen Zeit im übrigen kein bedeutendes Geſchichtswerk hervorgebracht hat. Die zwei Biographien Ludwigs, von denen die eine den Trierer Geiſtlichen Thegan, die andere einen aſtronomiſche Kenntniſſe verratenden Anonymus zum Verfaſſer hat, ſind Parteiſchriften, deren entſtellter Bericht den thatſächlichen Verlauf der Dinge zuweilen faſt gewaltſam verkehrt. Auch die Lebensbeſchreibungen einiger anderer bedeutender Männer jener Zeit, wie des dem Kaiſerhauſe verwandten und politiſch zeitweilig einflußreichen Brüderpaars Adalhard, des Abtes von Korvei, und Walas, ſind durch Parteileidenſchaft beeinträchtigt oder, wie die des Anskar, des Apoſtels Skandinaviens, durch kirchliche Voreingenommenheit beeinflußt. Für den Ausgang der karolingiſchen Periode bis zu dem Beginn des zehnten Jahrhunderts liefert die Chronik des Abtes Regino von Prüm wichtige Materialien.

In betreff der Urkunden befinden wir uns für die karolingiſche Zeit inſofern in günſtigerer Lage als ſonſt für das Mittelalter, als außer den ſonſt faſt allein recht vertretenen Privaturkunden hier eine beträchtliche Zahl von öffentlichen Urkunden vorliegt, namentlich die Kapitularien, die auf den Reichstagen beratenen und publizierten Reichsgeſetze, die faſt kein Gebiet des ſtaatlichen Lebens unberührt laſſen und beſonders geeignet ſind, von der großes und kleines mit gleicher Sorgfalt umfaſſenden Regententhätigkeit des Kaiſers ein anſchauliches Bild zu gewähren. Einen Beleg für dieſes Lob bietet nach der einen Seite das berühmte Kapitular über die kaiſerlichen Landgüter (de villis), welches über deren Bewirtſchaftung bis in das Einzelnſte eindringende, gewiſſenhaft erwogene Vorſchriften giebt und den Herrſcher auch als einen ausgezeichneten Landwirt erweiſt, nach der anderen die Thatſache, daß Karl, um für den vielfachen diplomatiſchen Verkehr mit der römiſchen Kurie eine zuverläſſige Grundlage zu haben, die an ihn und ſeine Vorgänger gerichteten Briefe der Päpſte in einer beſonderen Sammlung (Codex Carolinus) vereinigen ließ. Wegen ihrer Verwandtſchaft mit dieſen Quellen mögen auch die unter Karl dem Großen aufgezeichneten alten Rechtsgewohnheiten einiger damals erſt dem fränkiſchen Reiche eingefügten deutſchen Völker angeführt werden, wie das Volksrecht der Frieſen und das der Sachſen.

Nimmt man den Begriff der Quelle in weiterem Sinn und verſteht darunter nicht bloß diejenigen Schriftwerke, die, um von dem Geſchehenen Bericht zu erſtatten angefertigt ſind oder, zunächſt um anderer Zwecke willen aufbewahrt — wie die meiſten der auf uns gekommenen mittelalterlichen Briefe — dies doch thatſächlich leiſten, ſo würde noch eine beträchtliche Anzahl in dieſer einleitenden Überſicht zu nennen ſein. Denn unſere Anſchauung von den Zuſtänden des karolingiſchen Zeitalters wird auch durch alle die Werke gefördert, die, ohne ſich mit der Geſchichte jener Epoche zu beſchäftigen und die Ereigniſſe derſelben gelegentlich zu berühren, doch in der Behandlung anderer Stoffe

Digitized by Google

die für die Zeit ihrer Entſtehung charakteriſtiſche Auffaſſung erkennen laſſen und dadurch den Geiſt derſelben uns näher bringen. Dahin gehören nicht bloß mancherlei Heiligenleben, Berichte über die Auffindung und Erhebung von Reliquien und deren feierliche Übertragung nach den für ſie beſtimmten kirchlichen Aufbewahrungsorten, ſog. Translationen, dichteriſche Verſuche, die den verſchiedenſten Anläſſen ihre Entſtehung verdanken, und vereinzelte theologiſche oder andere gelehrte Arbeiten, ſondern namentlich auch die nicht eben ſeltenen Sammlungen, welche die Vorſteher von Kirchen und Klöſtern auf Grund der ihnen vorliegenden Urkunden oder amtlicher Erhebungen anlegen ließen, um von dem Beſitzſtand dieſer Stiftungen, ihren Einnahmen an Zins, Zehnten, Gefällen ꝛc., ihren Rechten auf beſtimmte Dienſte oder Leiſtungen von ſeiten ihrer Lehensleute, Pächter oder Dienſtleute eine genaue Überſicht zu gewinnen und im Anſchluß daran eine ſorgſam geordnete Verwaltung führen zu können. Solche Denkmäler — wie z. B. das ſog. Polyptychon des Abtes Irminon von S. Germain des Près bei Paris — ſind unſchätzbar für die Kenntnis der wirtſchaftlichen Verhältniſſe, für welche die zeitgenöſſiſche Geſchichtſchreibung gar kein Verſtändnis zu haben pflegt.

Die Michaeliskirche zu Fulda: 820—822 vom Abt Eigil angelegt.

Erſtes Kapitel.

Karl der Groſze, König der Franken und Langobarden.

768—800.

Unter Zuſtimmung der fränkiſchen Großen hatte König Pippin, als er ſein Ende nahen fühlte, zu S. Denis das Reich unter ſeine beiden Söhne ſo geteilt, daß Karl das eigentliche Oſtfranken und das alte Neuſtrien, Karlmann aber von romaniſchen Landen Gallien, die Provence und Burgund, von deutſchen Gebieten den Elſaß nebſt dem rechtsrheiniſchen Alemannien erhielt. Im Vergleich mit den Reichsteilungen des merowingiſchen Zeitalters ſcheint hier mit Bewußtſein und Abſicht ein neuer Geſichtspunkt durchgeführt worden zu ſein, indem nicht eine öſtliche und eine weſtliche Hälfte geſchieden wurden, die, wie frühere Vorgänge gezeigt, bei der zunehmenden nationalen Verſchiedenheit der Bevölkerung leicht vollends auseinander fallen konnten, ſondern die Grenzlinie zwiſchen dem Norden und dem Süden des Reichs gezogen wurde, ſo daß in jedem der entſtehenden Teile von Weſt nach Oſt reine Romanen, romaniſch-germaniſche Miſchbevölkerung und rein deutſche Stämme nebeneinander und politiſch zuſammengehörig gelagert waren. Nur Aquitanien war davon ausgenommen: ſeinen weſtlichen Teil bekam Karlmann, den öſtlichen Karl. Bayerns, das ſich damals der fränkiſchen Herrſchaft thatſächlich entzogen hatte, wurde gar nicht Erwähnung gethan. Die ganze Art, in der Pippin über ſein Reich beſtimmte, macht den Eindruck, als ob der erſte karolingiſche König mit dem alten fränkiſchen Prinzip der Teilung unter die als gleichberechtigt geltenden Söhne zwar nicht habe brechen wollen, zumal dasſelbe durch die Salbung beider 754 noch beſtätigt worden war, gleichzeitig doch aber beſtrebt geweſen ſei, die Gefahren abzuwenden, welche der Einheit des Reichs daraus erwachſen konnten.

Waltete eine ſolche Abſicht bei Pippin ob, ſo wurde die Richtigkeit ſeines Verfahrens bald genug durch den Gegenſatz beſtätigt, in den die beiden königlichen Brüder zu einander traten. Der Anlaß dazu entzieht ſich unſerer Kenntnis, und es muß dahingeſtellt bleiben, ob er politiſcher oder bloß perſönlicher Natur war. Erſteres wird wahrſcheinlich gemacht durch die Thatſache, daß es über die noch unfertige Ordnung Aquitaniens zum Bruche kam, der ſich dann ſchnell erweiterte und auch auf anderen Gebieten Konflikte herbeiführte, welche das durch Pippin feſtgeſtellte Verhältnis überhaupt unhaltbar erſcheinen ließen, aber zum Glück für das Reich durch den frühen Tod Karlmanns ihre Löſung fanden. Die Gegner der neuen fränkiſchen Herrſchaft in

Aquitanien hatten, so scheint es, mit dem Thronwechsel und der Reichsteilung die Gelegenheit zur Wiedergewinnung der früheren Unabhängigkeit gekommen geglaubt: 769 erhoben sie sich, um den landflüchtigen Herzog Hunold wiederherzustellen. Aber das schnelle Erscheinen Karls, der bald mit Heeresmacht im Süden der Garonne stand, vereitelte das Unternehmen: Hunold wurde von dem Gascogner Herzog Lupus, zu dem er geflohen war, ausgeliefert und dürfte sein Leben in einem Kloster beschlossen haben. Aquitanien aber wurde in Gaue geteilt, denen vom König ernannte Grafen vorstanden, und damit förmlich dem Verbande des Frankenreichs einverleibt. Bei diesen aquitanischen Wirren nun soll Karlmann, durch böse Ratgeber verleitet, den Bruder ohne die schuldige Hilfe gelassen haben; doch wird bei den deshalb geführten Verhandlungen wohl klar gestellt sein, daß dieser Unterlassung nicht feindliche Entwürfe gegen Karl, der nach Einhard bei dieser Gelegenheit die größte Langmut und Versöhnlichkeit gezeigt, zu Grunde gelegen hatten. Unter Vermittelung ihrer Mutter, der Königinwitwe Bertrada, hatten die Brüder zu Selz im Elsaß eine Begegnung, welche den Frieden herstellte. Auf die Fortdauer einer gewissen Entfremdung aber möchte man aus dem schließen, was später geschah und auf die Stellung des fränkischen Reichs zu den Langobarden und der römischen Kurie entscheidend einwirkte. Vielleicht um nach zwei Seiten hin den Frieden zu sichern und dadurch neue Schwierigkeiten zwischen ihren Söhnen abzuwenden, veranlaßte Bertrada Karl, sich mit einer Tochter des Langobardenkönigs Desiderius zu vermählen, einer Schwester der Gattin des Herzogs Thassilo von Bayern, dessen plötzlichen Abfall Pippin hatte ungestraft lassen müssen und mit dem auch Karl einstweilen sich friedlich verständigt hatte. Diese langobardische Ehe des Frankenkönigs, die allerdings, wenn sie politische Konsequenzen hatte, die römische Kurie des Beschützers zu berauben drohte, mit dessen Hilfe allein sie sich der eroberungslustigen Langobarden bisher erwehrt hatte und ohne den sie auch die Unabhängigkeit dem byzantinischen Reiche gegenüber weder zu gewinnen noch zu behaupten im stande gewesen wäre, erregte bei Papst Stephan III. (768—772) Ärgernis. Ganz grundlos möchte man die päpstlichen Besorgnisse nicht nennen, die in heftiger Polemik zum Ausdruck kamen. Wie nahe lag doch der Gedanke, daß bei einer Versöhnung der nunmehr verschwägerten Könige der Langobarden und der Franken der zwischen ihnen stehende römische Bischof gleichsam die Kosten zu tragen haben würde, da seine jüngsten Erfolge durchaus von der Gegnerschaft der beiden Reiche bedingt gewesen waren. Unter solchen Umständen zog Stephan III. es vor, sich statt mit dem fernen Frankenkönig, der ihn preis zu geben geneigt schien, lieber mit dem nahen Langobarden zu verständigen. Das geschah im Frühjahr 771. Desiderius selbst kam in die ewige Stadt, wo die bisher einflußreichen Anhänger der Franken gefangen gesetzt und getötet wurden.

Solche Konsequenzen mochte Karl von seiner langobardischen Ehe nicht erwartet haben. Jedenfalls gefährdeten sie die Grundlagen, auf denen Pippin

das verjüngte Frankenreich in den Mittelpunkt der abendländiſchen Politik geſtellt hatte. Unter dieſen Umſtänden eilte Karl eine Ehe wieder zu löſen, die er als einen politiſchen Fehler erkannte oder die das von ihr Gehoffte und durch ſie Erſtrebte nicht gehalten hatte. Er verſtieß ſeine langobardiſche Gemahlin, ohne daß von deren Seite ein Grund dazu gegeben worden wäre. Inwieſern mit dieſen Schwankungen die neue Verfeindung der königlichen Brüder zuſammenhing, entzieht ſich, wie ſo vieles von den inneren Vorgängen jener Zeit, unſerer Kenntnis. Doch heißt es, daß der früher noch vermiedene gewaffnete Zuſammenſtoß zwiſchen beiden unmittelbar bevorgeſtanden habe, als Karlmann am 4. Dezember 771 mit Tod abging. Jedenfalls hatte dieſer, wenn er mit einem Teil ſeiner Anhänger auf Krieg gegen Karl dachte, die Geſinnungen der Mehrzahl ſeiner Großen falſch beurteilt. Denn nirgends regte ſich ein Widerſpruch, als Karl in dem anderen Reichsteile erſchien: unter Zuſtimmung der geiſtlichen und weltlichen Großen nahm er förmlich von demſelben Beſitz, ſo daß er nun erſt ganz und voll König der Franken war. Die wenigen, welche damit unzufrieden waren, wohl die böſen Ratgeber, die von Anfang an Zwietracht zwiſchen den Brüdern geſäet haben ſollen, verließen das Land und gingen mit der Witwe Karlmanns, Gerberga, und deren beiden Söhnen in die Verbannung. Ein beſonderer Grund dazu ſoll nach Einhards Zeugnis nicht vorgelegen haben, d. h. doch wohl eine Bedrohung der Schwägerin und der Neffen durch Karl nicht zu befürchten geweſen ſein. Vielmehr ſcheint man es dieſen als einen Akt der Feindſeligkeit gegen den König gedeutet zu haben, daß ſie mit ihrem Anhange zu dem Langobardenkönig Deſiderius flohen. Sicherheit allein wird Gerberga mit den Ihren dort freilich nicht geſucht haben: ſeit Karl ihm ſeine Tochter zurückgeſchickt und zugleich den gegen das Langobardenreich gerichteten Bund mit dem römiſchen Biſchof erneut hatte, mußte dort jede Gelegenheit willkommen geheißen werden, um dem ferneren Wachstum der fränkiſchen Macht Einhalt zu thun. So dachte Deſiderius für die Rechte der Söhne Karlmanns einzutreten. Daß dieſe durch Karl verletzt waren, iſt nicht zu leugnen: die Ausſchließung ſeiner Neffen von der Nachfolge in dem väterlichen Reichsteil mochte gerechtfertigt werden können durch den Hinweis auf die höheren Intereſſen des Geſamtreichs; mit dem, was bei den Franken in dieſer Hinſicht bisher rechtens geweſen war, ſtand ſie in Widerſpruch. Wenn aber Deſiderius auf die Mitwirkung des römiſchen Biſchofs gerechnet hatte, ſo durchkreuzte dieſe Erwartung die mit einem neuen Wechſel im Papſttum eingetretene abermalige Wendung der römiſchen Politik. Stephan III. nämlich, der mit Karl wegen der langobardiſchen Ehe gebrochen hatte, war inzwiſchen geſtorben; ſein Nachfolger Hadrian I. (772—95) erneute alsbald das Bündnis mit dem Frankenkönig und lehnte des Deſiderius Verlangen, die Söhne Karlmanns zu Königen der Franken zu ſalben, entſchieden ab. Für die Vereitelung ſeiner Entwürfe Vergeltung zu üben, bedrohte der Langobarde das Patrimonium Petri mit einem Einfall: gegen ihn rief Hadrian I. die Franken zu Hilfe.

Digitized by Google

Transſkription und Überſetzung zu dem Fakſimile eines Schutzbriefes Karls des Großen für den Prieſter Arnald.

Vom 5. Juli 772. Stiftsarchiv St. Gallen.

(Wartmann Urk.-B. I. No. 65.)

Carolus gratia Dei rex Francorum, vir inluster, omnibus fidelibus nostris tam praesentibus, quam et futuris. Rectum est, regalis potestas illis tuicionem inperciat, quorum necessitas conprobatur. Igitur conperiat magnitudo seu industria vestra, quod nos Arnaldum presbiterum propter malorum hominum inlicetas infestaciones sub nostro mundeburde vel defensione visi fuimus recipisse, quatenus diebus vite sue cum omnibus rebus vel hominibus suis, qui per eum legibus sperare noscuntur, sub nostram tuicionem debeat quietus vivere vel residere. Propterea has litteras nostras ei dedimus, per quas omnino jubemus, ut neque vos nequae junioris aut successoresque vestri ipso Arnaldo presbitero inquietare nec contra rationis ordine facere non presumatis; sed liceat eum cum omnibus rebus vel hominibus suis, ut diximus, sub nostro mundoburdo vel defensione quietum vivere vel residere. Et si aliquas causas adversus ipso Arnaldo presbitero seu milio et hominis, qui per ipsum sperare noscuntur, surrexerint aut ortas fuerint, quas in pago diffinire non potueritis, usque ante nos sint suspensas vel reservatas, quatenus ibidem secundum legem finitivam accipiant sentenciam. Et ut has litteras firmioris sint, de anolo nostro subter sigillavimus.

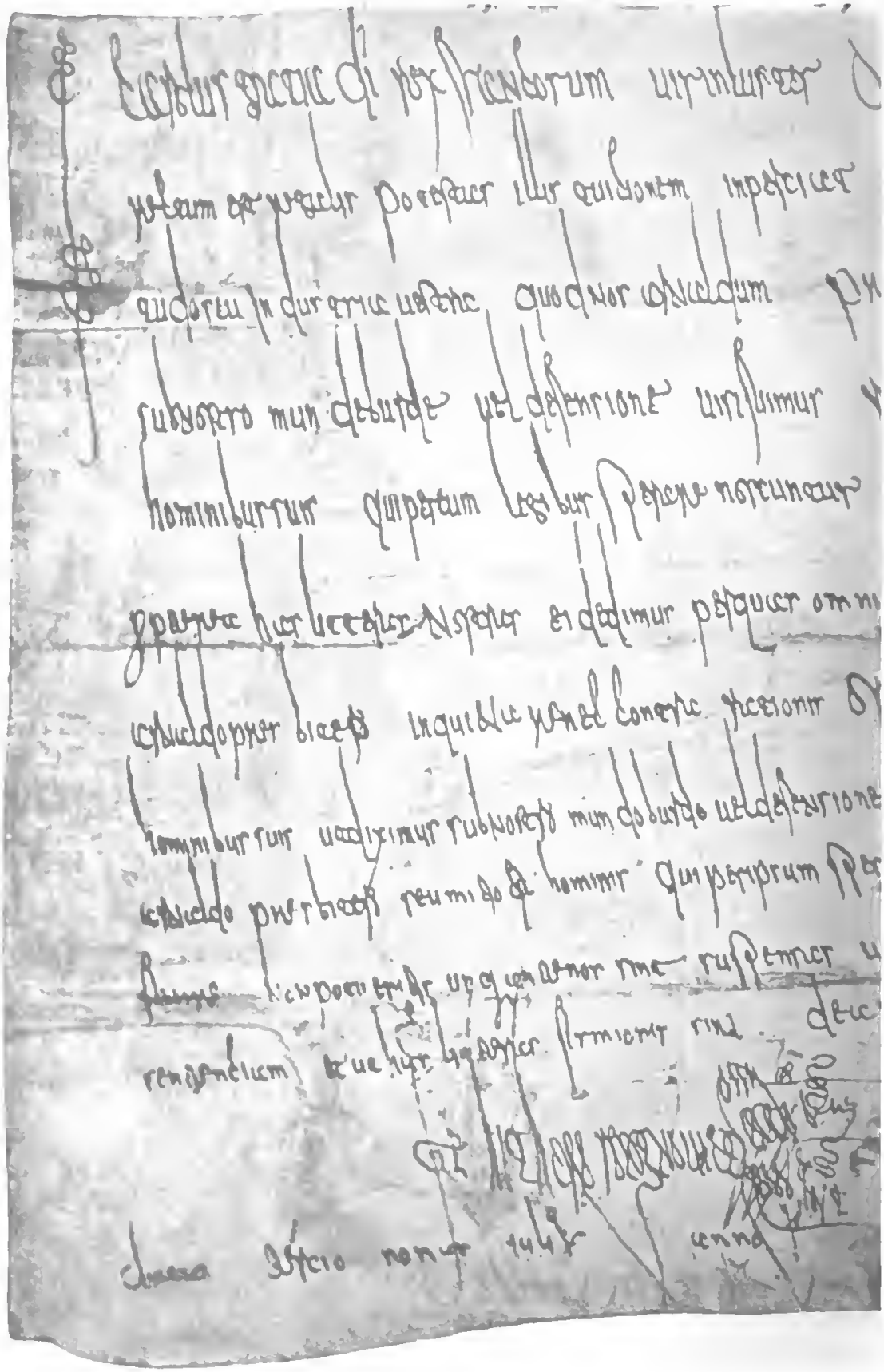
Hitherius recognovi et subscripsi.

Data tercio nonas julias, anno quarto regni nostri. Actam Broc . . . g . . e palacio.

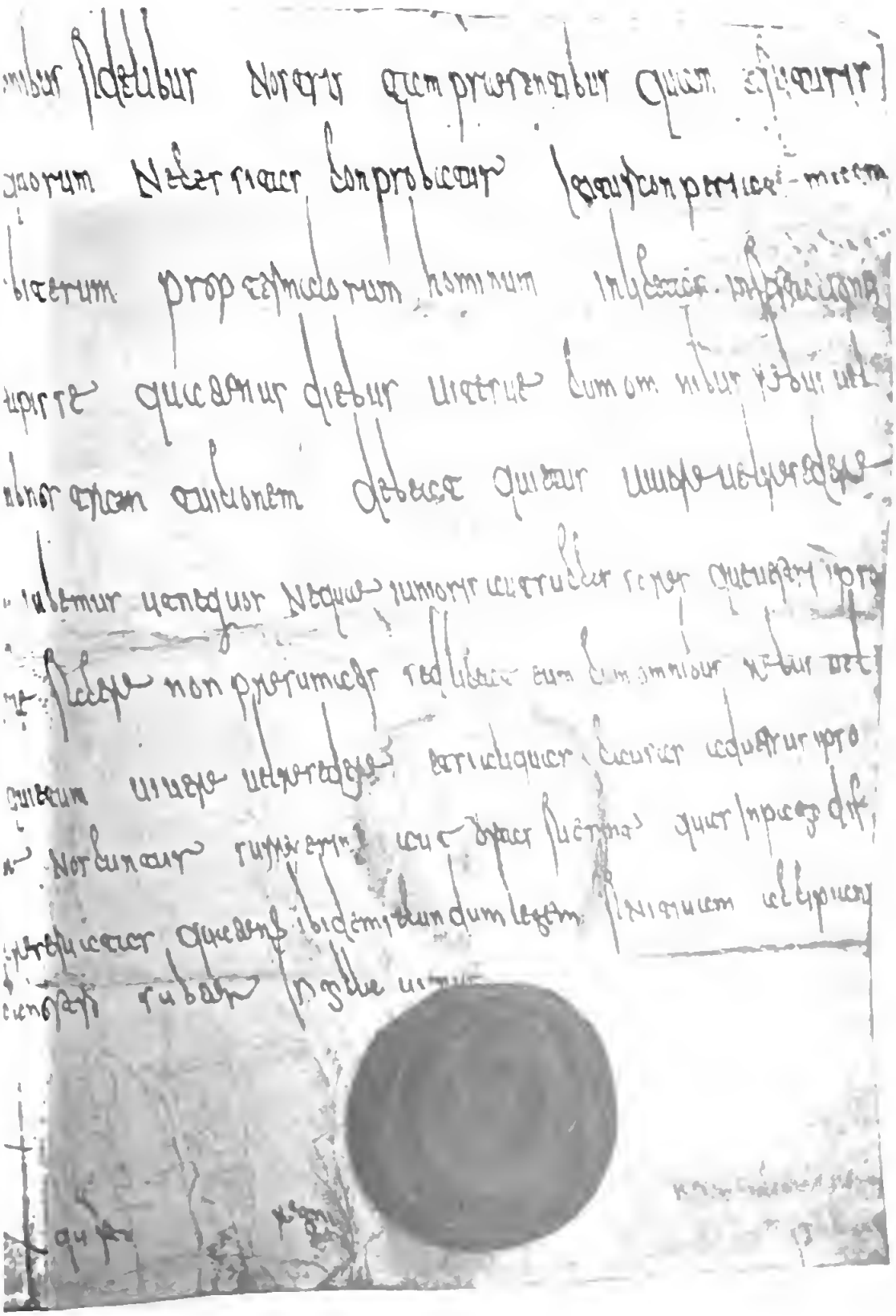
Überſetzung.

Karl, von Gottes Gnaden König der Franken, der erlauchte Mann, allen unſeren Getreuen, ſowol den gegenwärtig lebenden als den zukünftigen. Es geziemt ſich, daß die königliche Gewalt Denen ihren Schutz gewähre, denen er ſich als notwendig erweiſt. Daher erfahre euer Rang oder euer Amtseifer, daß wir den Prieſter Arnald gegen feindſelige Abſichten böſer Menſchen unter unſern Schutz genommen haben, und zwar für die Zeit ſeines Lebens mit all ſeinen Sachen und Leuten, welche ſoweit bekannt durch ſeine Vermittelung auf den Schutz der Geſetze hoffen, und daß er unter unſerm Schutze ruhig leben und wohnen ſoll. Deswegen haben wir ihm dieſen unſern Brief gegeben, durch welchen wir Allen befehlen, daß weder ihr noch eure Söhne oder Nachfolger jenen Prieſter Arnald beunruhigen noch gegen die Ordnung des Rechtes zu handeln euch herausnehmen ſollt; vielmehr ſollt ihr ihn mit allen ſeinen Sachen und Leuten, wie wir geſagt haben, unter unſerm Schutz ruhig leben und wohnen laſſen. Und wenn gegen denſelben Prieſter Arnald oder ſeine Leute, welche durch ihn geſetzlichen Schutz erwarten, irgend ein Rechtsſtreit erhoben würde, welchen ihr in euerm Gau nicht entſcheiden könnt, ſo ſoll die Sache bis zu uns gezogen und uns vorbehalten werden und wird daſelbſt durch Urteil nach dem Geſetze erledigt werden. Und damit dieſer Brief beſſer geachtet werde, haben wir ihn mit unſerm Ring geſiegelt.

Ich Hitherius habe (den Brief) eingeſehen und unterſchrieben. Gegeben am dritten Tag vor den Nonen des Juli, im vierten Jahre unſerer Regierung. Geſchehen in der Pfalz zu . . . . . (Ort unleſerlich).



Faksimile eines Schutzbriefes Karls des Großen, ausgestellt f



Priester Arnald, vom 5. Juli 772. (St. Gallen Stiftsarchiv)

Gerade damals aber kam die Nötigung zu einem Zuge nach dem Süden König Karl wenig genehm. Hatte er doch eben nach der entgegengeſetzten Seite hin einen Krieg begonnen, dem man trotz der im erſten Feldzuge gewonnenen Erfolge mit Sicherheit vielfache Erneuerung und lange Dauer vorausſagen mußte und der ſich denn auch thatſächlich, freilich wiederholt durch größere Friedenszeiten unterbrochen, faſt durch ſeine ganze Regierung gezogen hat: 772 zog Karl mit dem Heerbann der Franken zum erſtenmale gegen die heidniſchen Sachſen zu Felde.

Auch mit dieſer Unternehmung knüpfte Karl an Anfänge an, die ſein Vater Pippin gemacht hatte, nur daß, was bei jenem als ein einzelner, mehr zufälliger Anlauf erſcheint, bei ihm als Ausführung eines wohldurchdachten, groß angelegten Planes bezeichnet werden darf, der ein weſentliches Stück ausmachte in dem ſich ſchnell entfaltenden Syſtem kirchlicher und weltlicher Karolingerpolitik. Hat die Einfügung des ſächſiſchen Landes und Volkes dem deutſchen Element innerhalb des fränkiſchen Reiches eine entſcheidende Stärkung zugeführt und ihm trotz des Übergewichts der romaniſchen Kultur ſeinen deutſchen Charakter für die Zukunft geſichert, ſo haben derartige nationalpolitiſche Erwägungen und Berechnungen Karl natürlich fern gelegen. Aber die alte Gegnerſchaft der Sachſen und Franken, in der Verſchiedenheit nicht bloß der Stämme, ſondern auch des Glaubens und der geſellſchaftlichen und wirtſchaftlichen Verhältniſſe begründet, hatte ſich von alters her in mancherlei, oft leidenſchaftlichen Grenzkämpfen entladen, deren wechſelvoller Verlauf die Erbitterung auf beiden Seiten ſteigerte. Daß Karl gleich ſeine erſten Siege, entſprechend der Richtung, die das fränkiſche Königtum ſeit dem Bunde mit dem römiſchen Bistum und der Organiſation der fränkiſchen Kirche durch Bonifatius eingeſchlagen hatte, zur zwangsweiſen Einführung des Chriſtentums benutzte, reizte die in ihrem väterlichen Glauben bedrohten Sachſen erſt zu verzweifeltem Widerſtand und ließ den Krieg, der ſich anfangs von den altüblichen Grenzkämpfen wenig unterſchieden hatte, allmählich zu einem National- und Religionskrieg werden, deſſen Spuren noch nach Menſchenaltern nicht völlig verwiſcht waren.

Das Volk der Sachſen nahm die noch vielfach von Wald und Sumpf bedeckten Landſchaften ein, die ſich von den Abhängen des deutſchen Mittelgebirges nordwärts bis zu der von den Frieſen bewohnten Nordſeeküſte und vom Rhein im Weſten bis zur Elbe im Oſten erſtreckten; auch die jenſeits der letzteren, zwiſchen ihrem Unterlauf und der Eider ſitzenden Nordalbingier wurden ihm zugerechnet. Den weſtlichen Teil dieſes Gebietes, in das die Römer nur bei vereinzelten Vorſtößen eingedrungen waren, hatten die zwiſchen Elbe und Leine ſitzenden Oſtfalen inne; an ſie ſchloſſen ſich zu beiden Seiten der Weſer die Engern; dann folgten im Gebiet der Ems, Lippe, Ruhr und Sieg die Weſtfalen. Seit ſie aus dem Norden in dieſe Sitze eingewandert waren, hatten die Sachſen ſie unbeweglich behauptet und der Verſuchung zu weiterem Wandern nach milderen und fruchtbareren Gegenden widerſtanden.

Unbeeinflußt durch die römiſche Kultur, auch gegen die ihr zugänglich gewordenen deutſchen Nachbarn ſpröde abgeſchloſſen, hatten ſie die einfachen Formen altgermaniſchen Volkstums bewahrt. Ohne ſtaatliche Einheit kannten ſie das Königtum noch nicht, ſondern lebten in Gaue geſondert, deren jeder einen Staat für ſich bildete. Durch vornehme Herkunft und reichen Grundbeſitz erhoben ſich die Edelinge über die große Maſſe des Volkes, die Frilinge, die aus ihnen durch Wahl die als Hüter von Recht und Frieden wirkenden Fürſten beriefen. Zu gemeinſamer Abwehr feindlicher Angriffe durch einen Bund geeinigt, ſtanden die ſächſiſchen Gaue im Kriege unter einem Herzog. Neben und unter den Freien gab es auch hier die politiſch minderberechtigten oder rechtloſen Abſtufungen der Halbfreien, der Freigelaſſenen und der Knechte. Der Wahrung der altgermaniſchen Ordnung in Staat und Geſellſchaft entſprach das Beharren in dem altgermaniſchen Heidentum. Wohl mochte dieſes, ſeit Bonifatius und die Seinen in den benachbarten heſſiſch-thüringiſchen Gebieten ſo erfolgreich gewirkt hatten, ſich des Gegenſatzes zu dem Chriſtentum der Franken lebhafter bewußt geworden ſein, aber den Anlaß zu häufigerer und heftigerer feindlicher Berührung mit dieſen hatte es offenbar nicht gegeben, wenn auch nach den Unternehmungen Karl Martells gegen ſie und ſeit Pippin einzelne ihrer Gaue tributpflichtig gemacht hatte, die Sachſen zugleich mit ihrer Freiheit auch ihre Religion gefährdet ſahen. Lag in dieſen Anläufen und teilweiſen Erfolgen ſeiner Vorgänger für Karl die Aufforderung, die Sache in größerem Maßſtabe aufzunehmen und zu Ende zu führen, ſo mußte die ernſtere Bedrohung bei den Sachſen auch die Energie des Widerſtandes ſteigern: die Folge davon war die Entfeſſelung einer nationalen Leidenſchaft, wie ſie vorher zwiſchen den beiden Völkern nicht vorhanden geweſen war.

Anfänglich ſchien Karl auch gegen die Sachſen ein leichter Erfolg beſchieden zu ſein. Denn als er im Sommer 772 über den Rhein ſetzend in das Land der Engern einbrach, gelang es ihm nicht bloß, eines der Hauptbollwerke der Sachſen, die Eresburg, die bei dem heutigen Stadtbergen an der Diemel lag, mit Sturm zu nehmen, ſondern auch ein einen kleinen Tagemarſch nordwärts gelegenes hochberühmtes Heiligtum zu zerſtören. Inmitten eines heiligen Haines nämlich, wie ſolche von der Urzeit her von den Germanen als Kultſtätten gehegt wurden, ſtand eine dem Gott Irmin geweihte Säule, ein Sinnbild vermutlich der Säule, von der ſich das germaniſche Heidentum das Weltall getragen dachte. Sie wurde ſamt den umgebenden Anlagen der Vernichtung preis gegeben; die vorgefundenen Koſtbarkeiten fielen dem Heere zur Beute. Auch bei ſeinem weiteren Vordringen fand Karl keinen ernſten Widerſtand und trat, als die Engern die verlangten Geiſeln geſtellt hatten, den Rückmarſch an. Daß er ſich mit dieſem beſcheidenen Erfolge begnügte, alſo die Sachſen nur zur Wahrung des Friedens für die nächſte Zeit nötigte, war wohl durch die kriegeriſche Wendung veranlaßt, die eben damals durch die Flucht Gerbergas und ihrer Söhne nach Italien in ſeinem ſchon ſo geſpannten Verhältnis zu dem Langobardenkönig eingetreten war. Der Hilferuf Papſt

Hadrians I. nötigte ihn zu ſchneller Löſung der langobardiſchen ſowohl wie der römiſchen Frage, welche durch das von Deſiderius proklamierte Prätendententum ſeiner Neffen leicht die innere Ordnung des Frankenreiches ſelbſt gefährden konnte.

Von Genf aus, wo er mit einer Reichsverſammlung die letzten entſcheidenden Beſchlüſſe faßte, trat Karl 773 den Zug nach Italien an. In zwei Abteilungen überſtieg ſein Heer auf dem Mont Cenis und dem großen St. Bernhard die Alpen. In der Thalenge, beim Austritt aus dem Gebirge in die Ebene, verſuchte Deſiderius ihm den Weg zu verlegen: er wurde auf Seitenpfaden umgangen und mußte nun ſeine Stellung ohne Kampf räumen. Das ſcheint das langobardiſche Heer entmutigt und in einen Zuſtand der Auflöſung verſetzt zu haben, der Deſiderius von einer Feldſchlacht abzuſehen nötigte. Während ſein Sohn Adelgis hinter den Mauern von Verona Widerſtand zu leiſten verſuchte, dann aber, als die Stadt dem Anſturm der Franken zu erliegen drohte, entfloh und, da inzwiſchen faſt das ganze Reich in die Gewalt der Franken gefallen war, nach Byzanz eilte, um Hilfe gegen den gemeinſamen Feind der Langobarden und Griechen zu werben, ſchloß ſich Deſiderius ſelbſt in ſeiner feſten Hauptſtadt Pavia ein und wurde dort von Karl eng blockiert, bis er durch Mangel zur Übergabe genötigt werden würde. Darüber vergingen freilich ſechs Monate. Inzwiſchen verließ Karl das Heer auf einige Zeit und zog nach Rom, um dort nicht bloß das Oſterfeſt 774 in Andacht zu feiern, ſondern auch mit dem Papſte die künftige Ordnung Italiens und die weitere Geſtaltung ihres Verhältniſſes in perſönlicher Verhandlung zu regeln. Der glänzende Empfang, den Klerus und Bürgerſchaft der ewigen Stadt ihm bereiteten, bezeugten die Ehrfurcht und das Vertrauen, mit dem man dem mächtigen Schutzherrn der Kirche entgegenkam. Als ſolcher beſtätigte Karl die Zuſagen, welche Pippin dereinſt in Ponthion gemacht hatte [1]) und ſtellte ſo den territorialen Beſtand der weltlichen Papſtherrſchaft vollends ſicher. Doch wurde dieſe nach wie vor aufgefaßt als ein Ausfluß der in der Hand des Frankenkönigs ruhenden Oberhoheit, ſo daß dieſer der Souverän, der römiſche Biſchof nur ſein Stellvertreter war. So widerſpruchslos die hilfsbedürftige Kirche, die ja noch mit der Möglichkeit eines Fortbeſtandes des Langobardenreiches zu rechnen hatte, ſich dieſer Auffaſſung damals fügte, ſo hat ſie es ſpäterhin doch als eine Minderung ihrer Ehre und eine Kürzung ihrer Freiheit empfunden, daß das weltliche Regiment ihres Vorſtehers einer Schenkung der erſten karolingiſchen Frankenkönige ſeinen Urſprung zu danken haben ſollte. Sie hat deshalb den geſchichtlichen Thatbeſtand in Vergeſſenheit zu bringen geſucht, indem ſie die Anfänge des Kirchenſtaates auf eine fingierte Schenkung des Kaiſers Konſtantin an den römiſchen Biſchof Silveſter zurückführte, welche durch Pippin und Karl den Großen nur pflichtſchuldig wiederholt und erneuert ſein ſollte. Im Zuſammenhange damit hat man an der

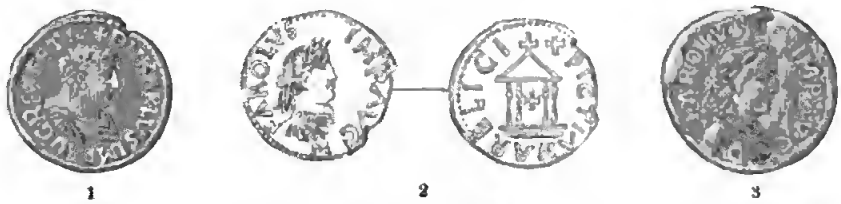
1) S. I. S. 599—600.

Kurie ſpäterhin den Wortlaut der von Karl ausgeſtellten Urkunde durch willkürliche Zuſätze in der Weiſe verändert, daß er die weitgehenden Anſprüche, welche die Kirche bei wachſender Macht auf einen großen Teil von Italien erhob, durch beſtimmte Verheißungen Karls des Großen begründet erſcheinen ließ. Damals war eine ſo vollſtändige Wandelung in der geſamten Stellung der Kirche wahrlich noch nicht zu erhoffen.

Dann ſetzte Karl die Blockade von Pavia fort. Endlich im Juni 774 mußte die Stadt ſich ergeben. Deſiderius fiel in die Gefangenſchaft des Siegers und wurde mit ſeiner Gemahlin und einer Tochter nach dem Frankenreich abgeführt, um ſein Leben hinter den Mauern eines Kloſters zu beſchließen. Ein gleiches Schickſal wird Gerberga und ihren Söhnen bereitet worden ſein, die bei der Übergabe von Verona in Karls Hand gekommen waren. Der tapfere Adelgis hatte Italien damals wohl ſchon verlaſſen. Die Langobarden waren ohne König, ohne nationalen Führer, der den Kampf um ihre Selbſtändigkeit hätte leiten können. Vor allem aber ſcheint es ihnen an dem lebhaften Nationalgefühl gefehlt zu haben, ohne das kein Volk ſeine ſtaatliche Unabhängigkeit auch um den Preis ſchwerer Opfer zu behaupten bereit und fähig iſt. Das Königtum hatte bei ihnen längſt aufgehört der politiſche Ausdruck für die Einheit des Volkstums zu ſein. Auch mochte die verhältnismäßige Selbſtändigkeit der den einzelnen Reichsteilen vorgeſetzten Herzöge manchem unter der Herrſchaft des fernen fränkiſchen Königs beſſer gewährleiſtet ſcheinen als unter einem thatkräftigen und namentlich einem eroberungsluſtigen Herrſcher aus dem eigenen Volke. Es ſcheint beinahe, als ob die in dieſen Verhältniſſen begründeten Wünſche der langobardiſchen Großen und die Abſichten Karls ſich auf halbem Wege begegnet ſeien. Widerſpruchslos wurde nach der Entthronung des Deſiderius Karl, dem König der Franken, nun auch als König der Langobarden gehuldigt und der Treueid geleiſtet, wogegen er die bisher beſtehende ſtaatliche Ordnung anerkannte. Das langobardiſche Reich wurde alſo nicht eine Provinz des Frankenreichs, es blieb ein beſonderer Staat, der mit jenem nur durch Perſonalunion verbunden war. Seine Einwohner lebten nach ihrem bisherigen Rechte; die Herzöge und Grafen behielten die Stellung, die ſie bisher eingenommen hatten, nur daß ihre Abhängigkeit durch die Entrichtung eines Tributs zum Ausdruck gebracht wurde.

Wenn man das milde Verfahren Karls daraus erklären mag, daß ihm an der Herrſchaft über die Langobarden als ſolcher füglich nichts liegen konnte, ſondern Wert und Bedeutung dieſer Erwerbung in der durch ſie beſtimmten Stellung zu Rom und zur Kirche beruhten, ſo begreift man anderſeits doch, daß unter ſolchen Umſtänden die anfangs niedergehaltenen nationalen Aſpirationen der Langobarden ſich nachträglich regten und, Karls verſöhnliche Politik als Schwäche deutend, mehrfache Verſuche zur Herſtellung der Unabhängigkeit veranlaßten. Solche ſchienen um ſo mehr Ausſicht auf Erfolg zu bieten, als das Einverſtändnis zwiſchen Karl und Papſt Hadrian I. bald erſchüttert wurde durch die verſchiedene Deutung, welche beide Teile den 774 von Karl der

Kirche gemachten Zusagen gaben. Die Kurie, welche ganz allgemein gehaltene Zusagen wörtlich nahm, war in ihren Erwartungen getäuscht, machte aus ihrer wachsenden Verstimmung gegen den Frankenkönig bald kein Hehl und wurde Karl durch immer neue Mahnungen und weitergehende Ansprüche lästig. Diese Verhältnisse ermutigten auch Desiderius' Sohn Adelgis zu einem Versuche die väterliche Krone zurückzugewinnen. Nicht bloß von Byzanz aus wurde er dabei gefördert: die langobardischen Herzöge von Spoleto und Benevent, die sich 774 Karl ebenfalls unterworfen hatten und von ihm mit ihrem Gebiete der römischen Kirche zu eigen gegeben waren, griffen 776 zu den Waffen, während im Norden ein Aufruhr in Friaul ausbrach. Aber als dieser durch den herbeieilenden König rasch niedergeschlagen war, entsank den übrigen Rebellen der Mut und sie eilten ihren Frieden zu machen. Karl aber hatte diese Erfahrung doch wohl von der Notwendigkeit tiefer greifender Änderungen in dem langobardischen Reiche überzeugt. Die Herzöge wurden beseitigt; entsprechend der in dem Frankenreiche durchgeführten Einrichtung wurde das



1 2 3

Drei Denare von Karl dem Großen.

1. Umschrift: † DomiNus KARLVS IMPerator AVGustus REX Franciae ET Langobardorum. Im Felde das Bild des Kaisers. Silber. — 2. Umschrift: KAROLVS IMP AVG M (das Zeichen für den Prägeort: Mailand); im Felde das Bildnis des Kaisers mit dem Lorbeerkranz. Rückseite: † XPICTIANA (christiana) RELIGIO; im Felde ein Kirchengebäude mit einem Kreuz auf dem Dache und im Portal. Silber. — 3. Umschrift unter dem Brustbilde beginnend: Dominus KAROLVS IMPerator AVGustus. Silber. Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinett.

Land in Grafschaften geteilt, meist um eine Stadt als ihren Mittelpunkt gelegene Bezirke, denen vom König ernannte und ihm rechenschaftpflichtige Grafen als Leiter der gesamten Verwaltung vorstanden. Doch scheint sich Karl auch hierbei möglichst an die althergebrachten Abgrenzungen gehalten und den Übergang zu der neuen Ordnung möglichst gelinde vollzogen zu haben. Namentlich beließ er die bisher den Herzögen unterstellten langobardischen Unterbeamten, in deren Händen die eigentliche Lokalverwaltung lag. Leitete er so das italische Reich entschiedener in die fränkische Staatsform hinüber, so machte er doch der nationalen Empfindlichkeit seiner neuen Unterthanen ein gewisses Zugeständnis, indem er 785 seinen Sohn Pippin vom Papste zum König salben und krönen ließ und den Langobarden vorsetzte. Verstärkte dies auch den Schein der Selbständigkeit des langobardischen Reiches, so wurde auf der anderen Seite doch auch hier die durch die Gewalt des Schwertes begründete Herrschaft des karolingischen Hauses durch die Weihe der Kirche legalisiert und jeder Angriff auf sie als Auflehnung gegen den göttlichen Willen gekenn-

zeichnet. Die ſüdlichen langobardiſchen Gebiete, namentlich das Herzogtum Benevent unter Arichis, blieben jetzt dem Frankenreich nur locker verbunden und bewahrten mit den alten Einrichtungen in der Hauptſache auch die alte Selbſtändigkeit.

Die durch den langobardiſchen Krieg veranlaßte längere Abweſenheit Karls hatten die Sachſen benutzt, um ſich der ihnen 772 aufgelegten fränkiſchen Herrſchaft wieder zu entledigen, indem ſie unter Herzog Widukind die Eresburg überfielen und zerſtörten und die übrigen feſten Plätze, in denen fränkiſche Beſatzungen lagen, in ihre Gewalt brachten. Aber nicht zufrieden mit dieſen durch Überraſchung der Gegner gewonnenen Erfolgen, drangen ſie in das benachbarte Heſſen ein und brannten des Bonifatius berühmte Kloſterſtiftung zu Fritzlar an der Eder nieder. Weithin wurden die ſächſiſch-fränkiſchen Grenzlande durch Mord und Brand verwüſtet; ſelbſt bis nach Friesland ſtreiften die ſächſiſchen Scharen und zerſtörten die Kirche zu Deventer. Dieſer Treubruch gab dem Kriege der Franken gegen die Sachſen alsbald einen weſentlich anderen Charakter. Aus dem Grenzkriege, welcher bei dem Mangel einer ſchärferen natürlichen Scheide zwiſchen den Nachbarn faſt nie geruht hatte, wurde in den nächſten Jahren der National- und Glaubenskrieg, den die Überlieferung von Anfang an in dieſen Kämpfen hat finden wollen. Nicht mehr auf Abwehr räuberiſcher Nachbarn dachten die Franken: ein großer, regelmäßiger Krieg ſollte geführt werden, der nicht mehr Sache der zunächſt Bedrohten oder Geſchädigten, ſondern des ganzen fränkiſchen Reiches war. Gleich nach der Heimkehr aus Italien hatte Karl noch im Jahre 774 einige Abteilungen in Sachſen einbrechen laſſen, um die Aufſtändiſchen von weiteren Grenzüberſchreitungen zurückzuſchrecken; 775 aber hielt er eine Reichsverſammlung in Quierſy, welche den Vernichtungskrieg gegen die Sachſen beſchloß: mehrfach unterbrochen hat derſelbe während der nächſten dreißig Jahre Karls Kraft vornehmlich in Anſpruch genommen, allerdings nicht ohne daß damit auch eine große Kulturarbeit Hand in Hand ging, in der ſich ſeine ſtaatsmänniſchen Gaben beſonders glänzend entfalteten und er ſich als einen unübertroffenen Organiſator und Adminiſtrator bewährte. Denn bald genug erkannte der große Franke, daß in einem Kampfe wie dieſem die Gewalt der Waffen allein immer nur vorübergehende Erfolge, aber keinen auf die Dauer entſcheidenden Sieg davontragen könne, daß es vielmehr darauf ankomme, die unbändige Kraft dieſes tüchtigen Volkes zugleich in die veredelnde Schule einer höheren Kultur zu nehmen und durch die ſittlich läuternde Macht des Chriſtentums deſſen Idealen dienſtbar zu machen.

In Ausführung des zu Quierſy gefaßten Beſchluſſes drang Karl im Hochſommer 775 mit Heeresmacht in Weſtfalen ein, eroberte die feſte Siegburg, auf einer Höhe am Zuſammenfluß von Ruhr und Lenne, und ſtellte die Eresburg wieder her. Dann wandte er ſich oſtwärts gegen die Engern, durchzog ihr Gebiet bis zu ſeiner öſtlichen Grenze, der Leine, nachdem er den Übergang über die Weſer in der Nähe von Höxter durch einen ſiegreichen

Kampf am Brunesberg erzwungen hatte, und drang, unbekümmert um eine Schlappe, die eine im Rücken gebliebene Abteilung inzwiſchen durch die wiederaufſtehenden Weſtfalen erlitt, auch noch in das oſtfäliſche Gebiet ein, wo er erſt an den Abhängen des Harzes im Thale der Ocker Halt machte. Solche Erfolge beugten die Sachſen zu erneuter Unterwerfung; nur beſtand ihr Gehorſam auch diesmal nicht die Probe. Denn kaum vernahmen ſie im folgenden Jahre 776, daß der König zur Bewältigung des Aufſtandes der Langobarden nach Italien gezogen ſei, als ſie unter der Führung des Herzogs Widukind, der vor dem Sieger aus dem Lande entwichen war, nun aber zurückkehrte und als gefeierter Vorkämpfer der alten Freiheit und des alten Götterglaubens ſein Volk zu neuer Empörung aufrief, wiederum zu den Waffen griffen. Nach Karls Rückkehr ſammelte ſich der Heerbann der Franken in der Rheinebene bei Worms. Obgleich die Sachſen das ohnehin ſchon unwegſame Land durch Verhaue und künſtliche Sperren vollends unzugänglich zu machen ſuchten, drang Karl ſo ſchnell in das Herz Weſtfalens ein, daß den Empörern der Mut entfiel, und als er nach der Wiedereroberung der Siegburg im Quellgebiet der Lippe ein feſtes Lager aufgeſchlagen hatte, das die Gegend weithin beherrſchte, da ſtrömten die ſächſiſchen Fürſten und Edlen in Scharen herbei, um den erzürnten Herrſcher zu verſöhnen. Wie man nach den Anſchauungen jener Zeit den wiederholten Treubruch der Sachſen als eine Folge ihrer Befangenheit im heidniſchen Glauben auffaßte, ſo dachte Karl auch zugleich mit dem Heidentum der politiſchen Unzuverläſſigkeit der Sachſen ein Ende machen zu können. Damals zuerſt wurde den Sachſen demgemäß die Verpflichtung zur Annahme des Chriſtentums auferlegt. Aber nach ſeinen bisherigen Erfahrungen glaubte der König ſich ihrer doch noch in anderer Weiſe verſichern zu müſſen, damit er einem möglichen dritten Abfall gegenüber die Befeſtigung der fränkiſchen Herrſchaft mit wirkſameren Mitteln betreiben könnte: es wurde vereinbart, daß die Sachſen, welche ſich neuen Treubruchs ſchuldig machten, ihres Beſitzes an Grund und Boden verluſtig gehen ſollten. Karl erhielt ſo die Möglichkeit, durch planmäßige Anſiedlung fränkiſcher Einwanderer der neuen Ordnung der Dinge in Sachſen allmählich zum Siege zu verhelfen. Die Herſtellung der in dieſen Kämpfen wiederum zerſtörten Eresburg und die Errichtung einer neuen ſtattlichen Feſtung an der Lippe, die den Namen Karlsburg erhielt, dienten der fränkiſchen Herrſchaft in dem unterworfenen Weſtfalen zur weiteren Stütze. Das Ziel, nach dem Karl geſtrebt hatte, ſchien damals in der Hauptſache erreicht. Die Chriſtianiſierung des Landes nahm ihren Anfang: die fränkiſchen Glaubensboten konnten ungehindert die Heilslehre verkünden; in nicht zu ferner Zeit durfte man hoffen, ihnen aus dem ſächſiſchen Stamme ſelbſt Gehilfen erſtehen zu ſehen, da die dem König ausgelieferten Geiſeln, wohl meiſt Sprößlinge edler und einflußreicher Geſchlechter, fränkiſchen Klöſtern zur Erziehung überwieſen wurden. Karl trug ſogar kein Bedenken, die Einfügung Sachſens in den Verband des fränkiſchen Reiches in feierlicher Weiſe zum Ausdruck zu bringen, indem er bereits 777 die große fränkiſche

Reichsverſammlung auf weſtfäliſcher Erde, in Paderborn, ſtattfinden ließ. Bald ſollte er erfahren, daß er die Wirkung der letzten Siege weit überſchätzt hatte und daß die Einführung des Chriſtentums, ſtatt den Sinn des freiheitliebenden Volkes zu beſänftigen, dasſelbe erſt recht inne werden ließ, was auf dem Spiele ſtand, und ſo nur zu noch leidenſchaftlicherem Widerſtreben gegen die neue Ordnung herausforderte. Die Wiederkehr einer ähnlichen Lage, wie ſie ihre Aufſtände von 773 und 776 ermöglicht hatte, kam den Sachſen dabei zu Hilfe.

Wohl mögen die Sachſen zunächſt eine erhöhte Vorſtellung von der Macht ihres neuen Gebieters bekommen haben, als ſie während der Paderborner Reichsverſammlung die maleriſchen Geſtalten einer arabiſchen Geſandtſchaft zu dem Throne Karls ſchreiten ſahen: aus dem fernen Süden herbeigezogen, waren ſie dem König bis in dieſe entlegene Provinz nachgeeilt. Der Emir von Saragoſſa, Ibn al Arabi, bat durch ſie um Hilfe gegen den omejadiſchen Kaliſen von Cordova, Abderrahman. Es mag für Karl etwas Verlockendes gehabt haben, gerade in dem Augenblick, wo er die heidniſchen Sachſen dem Chriſtentum gewonnen zu haben glaubte, zum Kampfe auch gegen die Feinde desſelben im fernen Südweſten aufgefordert zu werden und ſo ſeinen Beruf als Schirmherr der abendländiſchen Kirche in der großartigſten Weiſe zu bethätigen. Zudem eröffnete ihm dieſe Anknüpfung die Ausſicht auf eine neue Erwerbung, indem er das Hilfsgeſuch des Emirs von Saragoſſa zum Anlaß eines groß angelegten Eroberungszuges nahm, der Spanien in ſeine Gewalt bringen ſollte. Alſo auch hier ging er darauf aus, die von Großvater und Vater gewieſene Richtung bis zu den letzten Zielen zu verfolgen: ein univerſeller Zug leitet ſeine Politik von Anfang an auf die Bahn, die zum Kaiſertum und einem in deſſen Bunde mit der Kirche wurzelnden Univerſalreiche führen mußte. Aber auch das kann dabei als vorbildlich für die Entwickelung der Folgezeit angeſehen werden, daß die kleineren nationalen Staaten den ihnen zugedachten Schutz wenigſtens nicht um den Preis ihrer Selbſtändigkeit erkaufen mochten und ſich daher der drohenden fränkiſchen Oberhoheit zu erwehren ſuchten. Und daran ſcheiterte Karls Plan, auch die pyrenäiſche Halbinſel dem Frankenreich einzuverleiben.

Denn als Karl im Sommer 778 mit zwei Heeren über die Pyrenäen ſüdwärts vordrang, von denen eins im Oſten nach Katalonien hinabſtieg, das andere unter dem König ſelbſt den weſtlichen Weg durch Navarra einſchlug, kehrten die dort wohnenden Basken, trotz ihrer Glaubensgemeinſchaft mit den Franken, ihre Waffen mit den Mohammedanern vereinigt wider ihn, und die in dem Königreich Aſturien herrſchenden Goten folgten dieſem Beiſpiel. So verlor der ſpaniſche Krieg von Anfang an den Charakter des Religions- und Glaubenskriegs und ſank zu einem Eroberungszuge herab, für den ein genügender Grund um ſo weniger angeführt werden konnte, als auch die unter mohammedaniſcher Herrſchaft ſtehenden Chriſten jener Gegenden in ihrem Glauben unbehelligt lebten und ſich in kirchlichen Dingen einer Freiheit

erfreuten, für die der Eifer Karls und ſeines Klerus im Frankenreich thatſächlich keinen Raum ließ. Dem entſprach die Erfolgloſigkeit des Unternehmens. Zwar wurde Pampelona, die Hauptſtadt Navarras, erobert, dann aber zerſtört, als die Franken nach vergeblicher Berennung Saragoſſas den Rückzug antreten mußten. Auf dieſem traf ſie ſchweres Unheil: ihre Nachhut wurde in der unwegſamen Schlucht von Ronceval durch einen Hinterhalt der Basken von dem Hauptheere getrennt und am 15. Auguſt 778 aufgerieben. Unter den Kriegern, welche dort den Tod fanden, betrauerte man den tapfern Vorſteher der bretoniſchen Mark, Roland, dem dankbare Erinnerung in der karolingiſchen Sage unter den Paladinen des großen Königs einen Ehrenplatz bereitet hat, indem ſie ihn zu dem klaſſiſchen Vertreter des reckenhaften Heldentums jener kampffrohen Zeit machte. Eine auf uns gekommene Grabſchrift nennt als eines der Opfer jenes blutigen Tages auch den Seneſchall Eckehard. Die nächſte Folge dieſes Mißgeſchicks war, daß die Gebiete, die Karl gegen den Kaliſen von Cordova hatte ſchützen wollen, in deſſen Gewalt fielen und die Herrſchaft Abderrahmans über den Ebro bis an die Pyrenäen ausgedehnt wurde. Damit aber erneute ſich die Gefahr, die dem Frankenreiche zur Zeit Karl Martells von dieſer Seite gedroht hatte, zumal Karl durch andere, dringendere Sorgen lange Zeit davon abgehalten wurde, etwas Durchgreifendes zu ihrer Abwehr zu thun. Denn die Konſtituierung Aquitaniens zu einem beſondern Königreich unter ſeinem jugendlichen Sohne Ludwig, den ihm ebendort ſeine alemanniſche Gemahlin Hildegard, die Nachfolgerin der verſtoßenen Langobardin, 778 geboren hatte, ſchuf dort 781 doch höchſtens eine zur Deckung der Grenze geeignete Mark, ermöglichte aber noch nicht den energiſchen Angriffskrieg, durch den das dem König urſprünglich vorſchwebende Ziel allein erreicht werden konnte. Erſt nach etwa zwanzig Jahren geſtalteten ſich die Verhältniſſe dort günſtiger für eine Erweiterung der fränkiſchen Herrſchaft.

Vielleicht hätte Karl die Niederlage der Seinen im Thal von Ronceval nicht unvergolten gelaſſen, wäre nicht, wie zwei Jahre früher ſeine Abweſenheit zur Niederwerfung des Aufſtandes in Italien, jetzt ſeine Entfernung von den Sachſen zu einer neuen Erhebung benutzt worden, die an Planmäßigkeit der Vorbereitung, Einheitlichkeit der Leitung und Energie der Ausführung die früheren hinter ſich ließ. Ihre Seele war Widukind, der, zu den Dänen entwichen, dieſe und die Frieſen zu Bundesgenoſſen gewonnen hatte und nun wieder erſchien, um ſeine Landsleute zur Abſchüttelung der fränkiſchen Herrſchaft und Ausrottung des verhaßten Chriſtentums aufzurufen. Begeiſtert ſchloß man ſich ihm allenthalben an: in kürzeſter Zeit war die fränkiſche Herrſchaft bis auf wenige dürftige Reſte wie weggefegt, Karlsburg ſank in Trümmer. Rache zu nehmen für die Zerſtörung und Entweihung ihrer Heiligtümer fielen die Sachſen über die Kirchen und Geiſtlichen her. Bis an den Rhein trugen ſie die Schrecken des Plünderns und Mordens, und von Deutz hinauf bis Koblenz wurde alles ein Schauplatz grauenvoller Verwüſtung. Aber beim Anmarſch der von dem heimkehrenden König eilig aufgebotenen Scharen aus

Initialbuchſtabe in dem Evangeliar Karls d. Gr. Wien, kaiſ. Schatzkammer.

Alemannien und Oſtfranken traten ſie den Rückzug an, auf dem ſie Heſſen und Thüringen heimſuchten, ſo daß die Mönche von Fulda ihren Sitz flüchtend verließen, den Leichnam des Apoſtels der Deutſchen mit ſich führend. Beim Übergang über die Eder aber erlitten ſie eine Niederlage.

Inzwiſchen ſammelte Karl in Düren, wo er eine Reichsverſammlung hielt, den Heerbann der Franken: in der Sachſen Liebe zu ihrer Freiheit und zu ihrem Glauben ſah er nur ſündhafte Verſtocktheit und eidbrüchige Treuloſigkeit. An der Mündung der Lippe überſchritt er den Rhein und erzwang durch einen ſiegreichen Kampf bei Bocholt, wo die Sachſen, noch außerhalb ihres Gebiets, den Weg ſperrende Werke aufgeführt hatten, den Eintritt in Weſtfalen. Auf ernſteren Widerſtand ſcheint er dann nicht mehr geſtoßen zu ſein. Die Sachſen ſcheinen auch jetzt den Kampf im offenen Felde vermieden zu haben: ihre zu plötzlichem Angriff zuſammengebrachten Scharen werden ſich bei dem Erſcheinen des gefürchteten Gegners ſchnell zerſtreut und nur hier und da, unter Benutzung der von Höhen, Wäldern und Sümpfen gebotenen natürlichen Deckung, den Marſch der Franken aufzuhalten geſucht haben, um dann in ihre Wohnſitze zurückzukehren und durch verſtellte Unterwerfung weitere Züchtigung von ſich abzuwenden. Als Karl bis zur Weſer vorgerückt war, ahmten auch die Engern und Weſtfalen das Beiſpiel ihrer weſtlichen Stammesgenoſſen nach. Sachſen ſchien unterworfen, und die unterbrochene ſtaatliche und kirchliche Neuorganiſation konnte wieder aufgenommen werden. Zu dem Zwecke hielt Karl bereits 780 in Lippſpringe einen Reichstag. Sachſen wurde in eine größere Anzahl von Bezirken geteilt, deren jedem der König einen Geiſtlichen mit den nötigen Gehilfen vorſetzte, um das Chriſtentum zu dauernder Herrſchaft zu bringen. Auch blieb die Ruhe diesmal länger als ſonſt gewahrt: die Sachſen ſchienen ſich endlich in ihr Schickſal zu fügen. Selbſt als Karl ſpäter zum drittenmale nach Italien zu gehen genötigt und dort längere Zeit feſt gehalten wurde, blieb Sachſen ruhig. War dieſem Frieden aber zu trauen, ſolange Widukind, der Führer der ſächſiſchen Nationalpartei, die neue Ordnung nicht anerkannt hatte, ſondern als Flüchtling in der Fremde weilend Bundesgenoſſen für eine neue Erhebung warb und, ſicherlich in geheimer Verbindung mit den zahlreichen Unzufriedenen daheim, nur auf einen günſtigen Augenblick wartete, um noch einen Verſuch zur Wiedergewinnung der Freiheit zu machen?

Wie früher, ſo hat auch damals Karl die Tragweite und die Dauerhaftigkeit ſeiner letzten Erfolge überſchätzt und ſich verleiten laſſen, die Hinüberführung Sachſens in die neue Ordnung, mit der er bisher langſam und

ſchonend verfahren war, in einer Weiſe zu beſchleunigen, welche die Beſiegten auf das ſchwerſte verletzen mußte. So wurden die Sachſen die bisher kaum recht ermeſſenen Folgen des unglücklichen Kampfes jetzt erſt recht inne und erkannten mit Schrecken, was dadurch alles endgültig verwirkt ſein ſollte. Zu erklären aber und zu entſchuldigen iſt der Fehler, den Karl machte und erſt nach ſchweren Verluſten mühevolle Kämpfe wieder ausgleichen konnten, wohl durch den zugleich abſchreckenden und herausfordernden Eindruck, den die in jenen Friedensjahren gemachte genauere Bekanntſchaft mit den Anſchauungen, Sitten und Bräuchen des ſächſiſchen Heidentums auf ihn gemacht haben wird und der ihm die Ausrottung derartiger Barbarei als eine heilige Pflicht erſcheinen ließ. Daß die Einführung der fränkiſchen Grafſchaftsverfaſſung, obgleich ſie die politiſche und ſoziale Ordnung des ſächſiſchen Stammes vielfach ſtörend durchbrach und alte Zuſammenhänge zerriß, von den Sachſen allein ſchon als ſo unerträglich empfunden worden wäre, daß ſie zu ihrer Abwehr von neuem zu den Waffen gegriffen, möchte man doch kaum annehmen. Aber auf demſelben Reichstage zu Lippſpringe, auf dem 782 dieſe Neuerung beſchloſſen wurde, wurden andere Verfügungen getroffen, die auch den Friedfertigen unter den Sachſen als der Beginn unwürdiger Knechtſchaft erſcheinen mußten. Daß ſie die Mittel zur Erhaltung der nun überall im Lande erſtehenden chriſtlichen Kirchen und Kapellen durch die Entrichtung eines Zehnten von ihrem bisher niemand zinspflichtigen Eigentum aufbringen ſollten, wurde entſprechend der hier noch ungetrübt herrſchenden altgermaniſchen Auffaſſung als eine zugleich ehrverletzende Minderung ihrer Freiheit angeſehen. Auch fehlte es im Rate Karls nicht an ſolchen, die, mit der Eigenart deutſchen Denkens und Fühlens bekannt, gerade vor dieſem Schritte warnten. Und dazu kamen nun die ſtrengen Strafbeſtimmungen gegen diejenigen, welche heimlich oder öffentlich an den heidniſchen Bräuchen feſthielten oder die Satzungen des Chriſtentums übertraten. Daß ihrer eine unbarmherzige Zwangsbekehrung wartete, durch die ſie mit der Schärfe des Schwertes zum Dienſte des Kreuzes eingeſchüchtert werden ſollten, konnte den Sachſen nicht mehr zweifelhaft ſein, wenn ihnen jetzt auf Grund des zu Lippſpringe Beſchloſſenen durch den Mund der neuen fränkiſchen Grafen und der das Land in Scharen durchziehenden chriſtlichen Prieſter kundgethan wurde, unter dem Beile des Henkers ſolle enden, wer ſich nicht zum Empfang der Taufe ſtellen oder ſein Kind derſelben entziehen würde, wer nach altheidniſchem Brauch ſeine Toten durch Feuer beſtatten oder ſich auch nur durch Fleiſcheſſen der Verletzung der kirchlichen Faſtengebote ſchuldig machen würde.

Ein derartiges Geſetz entſpricht freilich dem Geiſte jener Zeit, in der naiver Glaubenseifer durch die Heiligkeit der Sache von den erſten Geboten der Menſchlichkeit entbunden zu ſein wähnte und barbariſche Thaten, im Namen der Religion geübt, einen Rechtstitel auf die ewige Seligkeit zu geben ſchienen. Der gerade Sinn der davon betroffenen Sachſen aber empfand, unzugänglich für die Logik der fränkiſchen Miſſionare, immer nur die furchtbare Härte, die

ſo ganz unvereinbar erſchien mit der durch denſelben Mund verkündeten Lehre von der duldenden Nächſtenliebe. Eine dumpfe Gärung ging durch das Land, der Widukind und ſeine Verbündeten nicht fremd geblieben ſein werden. Nur einer günſtigen Gelegenheit oder eines letzten, wenn auch ganz nebenſächlichen Anlaſſes bedurfte es, um einen wilden Ausbruch der Volksleidenſchaft herbeizuführen. Karl ſelbſt, ſo ſcheint es, hat ihn im Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit der letzten Erfolge unkluger Weiſe beſchleunigt. Um die räuberiſchen Sorben, welche die ſächſiſchen und thüringiſchen Grenzlande plündernd heimzuſuchen pflegten, für einen neuen Einfall zu züchtigen, entſandte er einen Teil der oſtfränkiſchen Krieger unter ſeinem Verwandten Theodorich und gab ihm auch einen ſächſiſchen Heerhaufen bei. Während des Vormarſches erhoben ſich in ihrem Rücken etliche ſächſiſche Gaue. Widukind ſelbſt, aus Dänemark herbeieilend, ſoll dort erſchienen ſein: offenbar hielt man den Augenblick für beſonders geeignet für einen großen, mit Einſetzung aller Kraft zu führenden Volkskrieg. Vielleicht hatte man einen Teil der fränkiſchen Streitmacht abſichtlich tief in das Innere des Landes gelockt, um ihn von dem zur Bekämpfung des Aufſtandes herbeieilenden Hauptheer abzuſchneiden und durch ſeine Vernichtung auch dieſes zu ſchwächen. Der erſte Teil dieſes Vorhabens war dann nach Wunſch gelungen: auf die Meldung von dem in ſeinem Rücken ausgebrochenen Aufſtand wandte ſich Theodorich, ſtatt weiter gegen die Sorben zu ziehen, vielmehr dorthin und wurde von der ſächſiſchen Übermacht — es ſcheint, daß auch das ihm beigegebene ſächſiſche Kontingent über die Franken herfiel, — bei dem Angriff auf Widukinds feſte Stellung am Süntelgebirge, nahe dem rechten Ufer der Weſer bei Hameln, vernichtend geſchlagen. Mit Theodorich ſelbſt fanden dabei auch zahlreiche fränkiſche Große ihren Tod.

Es überraſcht einigermaßen, daß die Kunde von dieſem Erfolge Widukinds und der Seinen nicht alsbald alle Sachſen wie einen Mann unter die Waffen brachte. War die Zahl der für die neue Ordnung Gewonnenen, mit der fränkiſchen Herrſchaft Verſöhnten ſchon ſo groß, daß ſie der um Widukind geſcharten Partei des Widerſtands bis zum Äußerſten die Wage halten konnten? Gab es unter den ſächſiſchen Großen, die zur Abſchüttelung des fränkiſchen Jochs bereit waren, perſönliche Neider und Widerſacher des gefeierten Volkshelden, der, geheimnisvoll kommend und gehend, einen Kampf zu verewigen ſuchte, bei dem er ſelbſt im Falle des Mißlingens wenig verlor, in dem eines glücklichen Ausgangs aber vielleicht das Höchſte gewinnen konnte? Hatte man, durch den fränkiſchen Zug gegen die Sorben verleitet, vielleicht früher losgeſchlagen, als urſprünglich beabſichtigt war und ehe die zur Sicherung des Erfolges nötigen Vorbereitungen getroffen waren? Vielleicht wirkten verſchiedene Umſtände der Art zuſammen; ein Übriges aber wird wiederum die erſtaunliche Schnelligkeit gethan haben, mit der auch jetzt Karl zur Stelle war, um weiteres Unheil abzuwenden. Und furchtbar fiel diesmal die Vergeltung aus, die der zürnende Herrſcher an den rückfälligen Rebellen übte. Als er

Digitized by Google

bald nach dem Tage vom Süntelwald mit den raſch aufgebotenen fränkiſchen Mannſchaften im Herzen von Sachſen ſtand, in der Gegend von Verden, wo die Aller in die Weſer fällt, erging an die Grafen und Edlen des Landes, die ihn huldigend zu begrüßen und zu beſänftigen herbeigeeilt waren, der Befehl, die an dem geübten Verrate Mitſchuldigen zur Stelle zu ſchaffen, nachdem ſich herausgeſtellt hatte, daß Widukind, der allgemein als der eigentliche Urheber des Überfalls bezeichnet wurde, ſich durch rechtzeitige Flucht wieder in Sicherheit gebracht hatte. Karls Verlangen ſcheint wörtlich erfüllt worden zu ſein: in ganzen Scharen brachte man die Teilnehmer des Aufſtandes in das Lager. Gewiß hatten ſie nach dem Buchſtaben des Geſetzes Leib und Leben verwirkt, und ſie ſelbſt würden ſich nicht zu beklagen gehabt haben und hätten es in der Ordnung finden müſſen, wenn diejenigen, die ſich neben Widukind als Anſtifter und Leiter beſonders hervorgethan hatten, oder, falls eine beſondere Verſchuldung einzelner nicht erwieſen werden konnte, die Vornehmſten unter ihnen oder wie man ſagt die Auswahl zu der traurigen Exekution treffen mochte, ihr eigenes und ihrer Genoſſen Vergehen mit dem Tode büßten. Aber ſelbſt jener Zeit, die den Erwägungen der Menſchlichkeit ſo wenig zugänglich war, mußte es als eine wahrhaft barbariſche That erſcheinen, wenn Karl jetzt eine Maſſenhinrichtung der ihm als ſchuldig ausgelieferten Sachſen verfügte und der Überlieferung nach 4500 Männer dem ruhmloſen Tode durch die Hand des Henkers preisgab. Mag die Zahl übertrieben ſein, mag den meiſten der vorgeführten Gefangenen ſelbſt ein höherer Grad der Verſchuldung haben nachgewieſen werden können, als wir anzunehmen geneigt ſind, ſelbſt wenn man die Leidenſchaft als entſchuldigendes Moment gelten läßt, welche der ihm zugefügte Verluſt eines Heeres, naher Verwandter, ausgezeichneter Diener und Getreuer in dem heftigen Sinn Karls entfeſſeln mußte, — das Blutgericht zu Verden an der Aller wird allezeit ein trauriges Denkmal der Wildheit bleiben, die in jenen unreifen und dunklen Zeiten ſelbſt einen hoch über allen Mitlebenden ſtehenden, genialen und dem Edelſten zugekehrten Herrſcherſinn ſich ſelbſt untreu machen und zu einem Rückfall in die bluttriefende Barbarei ſcheinbar längſt überwundener Zeiten verleiten konnte.

Dem ſtarren Entſetzen, das angeſichts einer ſo beiſpielloſen Züchtigung die Sachſen anfangs gelähmt hatte, folgte ein Ausbruch leidenſchaftlichſter Wut, und weit über die Kreiſe hinaus, die an dem letzten Kampfe für die nationale Sache teilgenommen, ſah man nun in allgemeiner offener Empörung den einzigen Ausweg, der noch Rettung hoffen ließ. Es hat nicht an ſolchen Sachſen gefehlt, welche, von der Ausſichtsloſigkeit des Widerſtandes gegen die fränkiſche Übermacht überzeugt, ihren Frieden mit Karl gemacht hatten und in ſeinem Dienſte für eine friedliche Hinüberleitung ihres Volkes und Landes in die neuen Verhältniſſe gewirkt hatten. Manchen Gauen ſtanden ſächſiſche Grafen vor, und auch an ſolchen ſächſiſchen Edelingen hat es nicht gefehlt, die, durch äußere Vorteile gewonnen, ſich auf die Seite der Franken geſchlagen hatten. Nach dem aber, was an der Aller geſchehen, konnte ſelbſt von dieſen

Leuten keiner mehr ſeine vermittelnde Stellung zu behaupten wagen. Auf eine ſolche Wendung innerhalb des ſächſiſchen Stammes dürfen wir aus der mächtig geſteigerten Leidenſchaft ſchließen, mit der der Kampf gegen die fränkiſche Herrſchaft alsbald erneut wurde und die ſich während der nächſten Jahre in ungeminderter Heftigkeit behauptete. Nicht mehr einzelne Gaue oder Verbände von ſolchen, die, bald hier, bald dort ſich erhebend, durch einen kleinen Krieg die Einbürgerung der fränkiſchen Herrſchaft und des Chriſtentums zu hindern ſuchen, greifen zu den Waffen: weitaus die Mehrheit des ſächſiſchen Volkes, ja zeitweiſe nahezu die Geſamtheit desſelben erhebt ſich zu einem großen nationalen Kriege. Sie führt ihn nicht mehr in plötzlichen Überfällen, Raubzügen und Hinterhalten, zu denen ſich die waffenfähigen Mannſchaften bald dieſer bald jener Gegend verbinden, um in den Sumpfniederungen und Waldbergen zu verſchwinden, ſobald ein größeres feindliches Heer erſcheint oder gar der König ſelbſt herbeieilt: zum erſtenmale ſehen wir die Sachſen jetzt zu großen Volksheeren zuſammenſtrömen, die ſich in geſchloſſenen Maſſen beieinander halten und ſelbſt vor dem Wagnis einer Schlacht in offenem Felde nicht zurückſchrecken. Einmütiger, zäher, wagemutiger als bisher hält ſich der Widerſtand der Sachſen jetzt auch länger als früher aufrecht und hat den König und den fränkiſchen Heerbann drei Jahre lang in Atem erhalten.

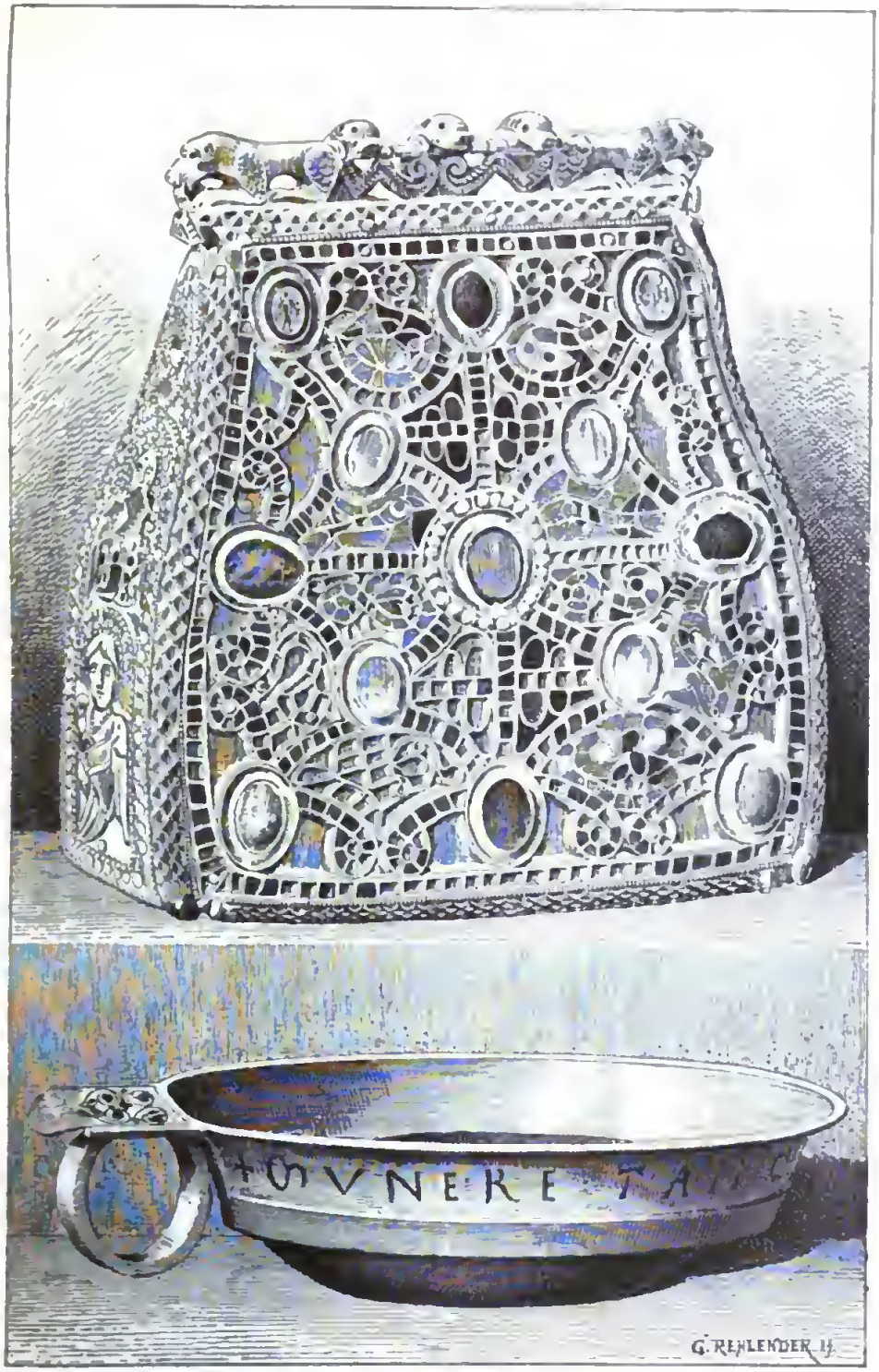
Solange Karl im Herzen Sachſens ſtand, hielt man freilich an ſich: auch der Winter 782 auf 783 verging noch ruhig. Während desſelben wird zwiſchen den einzelnen Teilen des ſächſiſchen Stammes die allgemeine Erhebung des nächſten Frühjahrs vereinbart ſein. Gewiß hatte auch daran Herzog Widukind Anteil. Die anfängliche Haltung der Sachſen läßt auf eine einheitliche Leitung ſchließen, die durch Einſetzen aller Kraft möglichſt ſchnell eine große Entſcheidung herbeizuführen trachtete. Denn als Karl 783, wie es ſcheint, ohne unterwegs auf ernſteren Widerſtand zu ſtoßen, Weſtfalen durchzogen hatte und dann in der Richtung auf die obere Weſer in Engern eindrang, ſtieß er da, wo die Höhen des Teutoburger Waldes und des Osning zur Abwehr eines feindlichen Angriffes beſonders günſtige Verhältniſſe darbieten, auf das Heer der Aufſtändiſchen, die zum erſtenmale eine geordnete Schlacht zu liefern wagten. In der Nähe von Detmold fand dieſe ſtatt. Von ihrem Verlauf fehlt natürlich genauere Kunde; ſelbſt von dem Ausgange können wir uns nur ein unbeſtimmtes Bild machen. Von einem Siege der Franken aber wird man kaum ſprechen können: denn dieſelben erlitten nicht nur beträchtliche Verluſte, ſondern wichen auch zunächſt nach Paderborn zurück. Selbſt wenn der Kampf bei Detmold unentſchieden geblieben war, durften die Sachſen ſich eines bedeutenden Erfolges rühmen: es war kein Geringes, dem Heerbann der Franken unter dem ſiegreichen König ſelbſt ſich in offener Feldſchlacht gewachſen gezeigt zu haben, und die Kunde davon mußte weithin, auch außerhalb Sachſens, einen tiefen Eindruck hervorbringen. Für die Stellung Karls und die Herrſchaft der Franken erwuchs daraus eine ernſte Gefahr. Bei der Unfertigkeit und Unſicherheit der Zuſtände in den entlegenen Provinzen,

— namentlich den langobardiſchen Fürſtentümern Italiens und an den Pyrenäen, — bei der auch im Innern des Reichs hier und da ſich offenbarenden Unzufriedenheit und der ſich eben damals erneuernden Spannung mit dem Bayernherzog Thaſſilo hätte auch ſchon das Ausbleiben des gewohnten raſchen Erfolges in Sachſen für Karls Herrſchaft eine Kriſis herbeiführen können. Dem entſprach denn auch des Königs ungewöhnlich energiſches Handeln. Wenige Tage nur gönnte er ſeinem Heere Ruhe; auch Verſtärkungen wird er während derſelben haben heranziehen können; dann brach er wieder auf und folgte entlang dem Zuge des Osning und des Teutoburger Waldes den Sachſen, die ſich nach dem Kampfe bei Detmold etwas nordwärts gezogen hatten. An der Haaſe ſtellten ſie ſich ihm zum zweitenmale, erlitten nun aber eine Niederlage, welche nicht bloß die Kraft des Aufſtandes brach, ſondern auch den für die Herrſchaft der Franken nachteiligen Eindruck völlig aufhob, den die Kunde von dem unentſchiedenen Kampfe bei Detmold etwa hätte machen können. Zwei große Schlachten, in demſelben Monate binnen wenigen Tagen mit ſchließlich ſiegreichem Ausgang geliefert, gaben einen Beweis von der ausdauernden Kraft Karls und ſeiner Franken, der nicht bloß in Sachſen eine tiefe Wirkung ausüben mußte.

Wie ſie ſich in den früheren Feldzügen gezeigt hatten, hätte man annehmen mögen, dem blutigen Tage an der Haaſe ſei eine maſſenhafte Unterwerfung der Sachſen gefolgt. Daß der Charakter des Krieges ſeit dem Verdener Blutbade ein anderer geworden war, lehrte die Fortdauer des Widerſtandes auch nach dem ſchwerſten Schlage, den die Aufſtändiſchen bisher überhaupt erlitten hatten. Auch 784 erſchien daher Karl wieder mit ſeinem Heere in Sachſen: Weſtfalen wurde mit Feuer und Schwert heimgeſucht; ganz Engern ebenſo zu züchtigen, machte die Ungunſt des Sommers unmöglich, da durch anhaltenden Regen veranlaßte Überſchwemmungen Karl an der Weſer Halt zu machen nötigten. Er wandte ſich deshalb gegen Oſtfalen, das er bis zum Zuſammenfluß von Saale und Elbe ſtrafend durchzog. Aber auch in ſeinem Rücken war die Ruhe noch nicht völlig geſichert, denn ſein Sohn Karl, der Weſtfalen decken ſollte, hatte ſich dort noch eines feindlichen Anfalles zu erwehren. Durch ununterbrochenen kriegeriſchen Zwang den Aufſtand zu erdrücken, blieb Karl daher während des folgenden Winters in Sachſen. Der Erfolg blieb nicht aus: jedenfalls haben die Sachſen es nicht mehr gewagt, das Schlachtenglück zu verſuchen und ſich nur noch hinter deckenden Werken in einen Kampf mit den Franken eingelaſſen. So geſchah es auch in dem Feldzug von 785, in dem Karl Engern bis zum Einfluß der Werra in die Weſer durchſtreifte, dort aber wiederum durch Waſſersnot von weiterem Vordringen abgehalten wurde. Erſt ſpäter konnte er auch das öſtliche Engern ſeine ſtrafende Hand nochmals fühlen laſſen. Um das Land dauernd ſelbſt im Auge zu haben, entbot er die fränkiſchen Großen zu ſich dorthin und hielt die übliche Reichsverſammlung diesmal in Paderborn.

Der dreijährige Kampf und die zwei Jahre lang ununterbrochen an-

dauernde Okkupation und Verwüſtung ihrer Heimat durch fränkiſche Heere hatte die Kraft der Sachſen doch gebrochen, ihr Widerſtand ließ nach und die Zahl der Gaue mehrte ſich, wo Edelinge und freie Landſaſſen, von der Hoffnungsloſigkeit ferneren Kampfes überzeugt, ſich dem chriſtlichen Glauben und der fränkiſchen Herrſchaft beugten. Auch die Entſchloſſeneren gaben die Sache ihrer Götter allmählich verloren; nur eine ſtarke auswärtige Hilfe hätte noch Ausſicht auf eine günſtigere Wendung eröffnen können. Wo aber wäre ſolche damals zu hoffen geweſen? Die Unterſtützung, welche die Frieſen dem letzten Aufſtand gewährt, hatte ſein Schickſal nicht ändern können. Die Siege der Franken in den letzten Jahren konnten weder die Nordalbingier noch die Dänen, die Beſchützer Widukinds, zu einem Unternehmen veranlaſſen, das die fränkiſche Macht auch gegen ihre Unabhängigkeit in das Feld rufen mußte. Einmütiger und kraftvoller als 783 war der Kampf für die Freiheit von den Sachſen niemals unternommen worden: nachdem er auch ſo geſcheitert war, konnte jede Hoffnung auf einen beſſeren Erfolg in ſpäteren Zeiten für ausgeſchloſſen gelten, und es ſtand nach den jüngſten Erfahrungen wohl zu befürchten, daß eine Verlängerung des Widerſtandes für das Schickſal des Einzelnen ſowohl wie des ganzen Landes nur noch traurigere Folgen haben würde. So ſiegte bei den Sachſen denn endlich der Wunſch nach Ruhe und Frieden, und ſelbſt Widukind, der in die Lande jenſeits der Elbe geflüchtet war, ſcheint ſich ſolchen Erwägungen nicht mehr verſchloſſen zu haben. Denn nun konnte er nicht mehr darauf rechnen, ſeine Stammesgenoſſen noch einmal mit ſich fortzureißen. Und Karl ſeinerſeits ließ dieſe Sinnesänderung des alten Gegners nicht unbenutzt: durch die Vermittelung anderer ſächſiſcher Edelinge knüpfte er mit Widukind an, lud ihn ſamt ſeinen Gefährten zu ſich an den Hof und beſiegte ſein anfängliches Mißtrauen, indem er ihm ſogar Geiſeln für die unverbrüchliche Haltung des zugeſagten ſicheren Geleites ſtellte. Wirklich erſchien Widukind und mit ihm ſein Gefährte Abbio im Herbſt 785 zu Attigny, in der Nähe von Reims, wohin der König ſich nach der Rückkehr aus Sachſen begeben hatte, und erklärte ſich zur Annahme des Chriſtentums bereit. Karl ſelbſt übernahm bei ſeiner Taufe Patenſtelle und wird ihn wohl im übrigen durch möglichſte Gunſt und Gnade, namentlich durch die Rückgabe ſeines verfallen geweſenen Beſitzes, zu verſöhnen und an ſich zu feſſeln geſucht haben. Denn er zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß der Sachſenkrieg nun endgültig abgeſchloſſen ſei: nachdem der gefeierte Vorkämpfer des ſächſiſchen Heidentums ſich dem Kreuze gebeugt hatte, war doch auch von ſeinem Volke ein Widerſtreben gegen dasſelbe nicht mehr zu erwarten. In dieſem Sinne ſchickte Karl die frohe Botſchaft von dem Taufakte zu Attigny an den römiſchen Biſchof, der das Gelingen des großen Werkes der Sachſenbekehrung durch beſondere kirchliche Dankſagungen feiern ſollte. Gingen die Erwartungen des Königs auch jetzt noch nicht ganz in Erfüllung und galt es, ſpäter noch einen neuen Rückfall der Sachſen in die alten Verirrungen zu ſtrafen, ſo folgten doch zunächſt zehn Jahre wohlthätigen Friedens, während deren



Taufschale des Herzogs Widukind. Afrikanischer Jaspis in vergoldeter Bronzefassung; Inschrift, nielliert: Munere tam claro nos didat Africa raro. Soll im Grabe Widukinds gefunden sein

Reliquiar, in Taschenform, mit Email und Zellenverglasung in Goldfassung. Karolingische Arbeit des 8. Jahrhunderts. — Beide Stücke sind nach der Tradition Taufgeschenke Karls des Großen an Herzog Widukind und von diesem dem von ihm gegründeten Stifte des heil. Dionysius in Enger bei Herford (Westfalen) vermacht. (Jetzt im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.)

die in dem neu eroberten Lande gepflanzte Kultur einigermaßen Wurzel ſchlagen konnte.

Daß die beſte Kraft des fränkiſchen Reiches drei Jahre nacheinander in Sachſen beſchäftigt war, konnte nicht ohne Einfluß auf die Verhältniſſe der minder geſicherten Grenzprovinzen bleiben, die teils ſich ſelbſt überlaſſen werden mußten, teils nur ungenügende oder gerade notdürftig ausreichende Deckung erhielten. Bei Karls durchaus perſönlichem Regimente war es für das ganze Reich ſchon nicht unbedenklich, daß er, im Oſten feſtgehalten, die anderen Gebiete ſo lange nicht beſuchen konnte. Wo den Reichsverband zu lockern bemühte Sondergelüſte ſich regten, unruhiger Ehrgeiz emporzukommen trachtete oder heimlicher Groll für eine alte, ſei es wirkliche, ſei es vermeintliche Kränkung verſpätete Rache zu nehmen ſtrebte, mußte gerade jene Zeit zum Handeln beſonders geeignet erſcheinen, und es kann nicht wunder nehmen, wenn Karl nach dem Ende des Sachſenkrieges nicht bloß allerlei Gefahren abzuwenden eilen mußte, die von außen her drohten, ſondern es auch im Reiche ſelbſt eines ſtrafferen Anziehens der Zügel bedurfte, um Unzuverläſſigkeit, Aufſäſſigkeit und wohl noch Schlimmeres zu erſticken oder zu züchtigen.

Im äußerſten Weſten des Reiches hatten die unruhigen keltiſchen Bewohner der meerumtoſten Bretagne, die einſt von dem Hüter der dortigen Mark, dem tapferen Roland, mit Strenge gebändigt worden waren, ihre räuberiſchen Einfälle erneut und mußten 788 durch einen Heerzug gezwungen werden, Geiſeln zu ſtellen und Gehorſam zu ſchwören. Was die Verſchwörung, die ein oſtfränkiſcher Graf Hardrad um jene Zeit anzettelte und Karl durch Blendung und Verbannung an dem Schuldigen ſtrafte, erſtrebt haben mag und inwiefern ſie als ein Symptom ernſterer Oppoſition gedeutet werden muß, läßt ſich aus Einhards kurzer Angabe darüber leider nicht erkennen. Namentlich bleibt es unklar, ob dieſer Vorgang etwa mit den Schwierigkeiten in Verbindung zu bringen iſt, die Karl damals einerſeits in Italien, anderſeits in Bayern bereitet wurden. Doch hat wohl zwiſchen beiden Vorgängen ein gewiſſer innerer Zuſammenhang obgewaltet.

Seit der letzten Anweſenheit Karls in Italien, wo er 782 Papſt Hadrian auf ſein wiederholtes Andringen in dem größten Teile der auf Grund der früheren Verheißung beanſpruchten Gebiete zum Herrn gemacht hatte, — nämlich in dem römiſchen Ducat, dem Exarchat von Ravenna nebſt der ſogenannten Pentapolis, dann der Sabina, ſowie der Landſchaft um Kapua und einzelnen anderen kampaniſchen Orten — hatten ſich namentlich die auch damals noch ungeordnet gebliebenen Beziehungen zu dem Herzogtum Benevent ungünſtiger geſtaltet, indem Arichis inmitten der widerſtreitenden Gewalten, deren Einflüſſe und Intriguen ſich dort kreuzten, volle Unabhängigkeit wieder zu gewinnen ſtrebte. Arichis war mit einer Tochter des entthronten Deſiderius vermählt, ein Schwager alſo des Adelgis, der noch immer nicht auf ſeine Pläne verzichtet hatte, während jenſeits der Alpen der Bayernherzog Thaſſilo zu ihm in der gleichen Beziehung ſtand. Da auch die Byzantiner noch einen

Rest ihres ehemaligen Besitzes in Unteritalien behaupteten, so entstand dort im Süden ein Zentrum für alle die Bestrebungen, die auf Schwächung oder Vernichtung der fränkischen Machtstellung in Italien gerichtet waren. Ein Versuch Karls, diese Dinge im Einverständnis mit dem byzantinischen Reiche zu ordnen, hat wohl als aussichtslos aufgegeben werden müssen: wenigstens wurde die Verlobung seiner Tochter Rotrud mit dem jugendlichen Kaiser Konstantin II., dem Sohne der Athenerin Irene, welche damals im Ostreiche herrschte und bei ihrem Eintreten für den Bilderdienst mit Rom und daher auch mit Karl freundschaftliche Verbindung zu suchen genötigt wurde, eben bei seiner damaligen Anwesenheit in Italien wieder gelöst. Der Bruch mit Byzanz stand demnach bevor. Gewiß war der Königssohn Adelgis an dieser kriegerischen Wendung beteiligt, der ja wohl im Falle des Gelingens den Hauptgewinn daraus zu ziehen hoffte, und sein Schwager Arichis, der zwar Karl in Rom huldigend hatte begrüßen lassen, ihm auch in Kapua durch Gesandte seine Unterwerfung erklärt, seinen Sohn Grimoald als Geisel gestellt und Tribut gezahlt und dadurch Erlaß des persönlichen Erscheinens erwirkt hatte, würde die geplante Erhebung, um derentwillen er schon mit den Byzantinern Frieden gemacht hatte, wohl eben jetzt ausgeführt haben, wäre er nicht noch im Sommer 787 durch den Tod abgerufen worden. Sein Sohn Grimoald, dem Karl auf Wunsch der Beneventaner die herzogliche Würde übertrug, verzichtete auf des Vaters Pläne und hielt dem Frankenkönig zunächst die Treue, und als dann 788 Adelgis und seine byzantinischen Verbündeten das Glück der Waffen versuchten, brachte er ihnen in Gemeinschaft mit Herzog Hildebrand von Spoleto und fränkischem Zuzug eine schwere Niederlage bei, infolge deren Desiderius' Sohn an den byzantinischen Hof zurückkehrte und alle Restaurationsgedanken aufgab. Aber die Erinnerung an sein tapferes Ringen für die Rechte seines Hauses ging nicht verloren: der letzte aus dem Stamme der langobardischen Könige lebte fort in Sage und Dichtung, die in ihm einen reckenhaften, riesenstarken, bis zur Tollkühnheit verwegenen Helden feierte, dessen sich glücklich erwehrt zu haben Karl mit noch hellerem Ruhme umstrahlte.

Gleich im Anfange seiner Regierung hatte Karl unter Vermittelung des Abtes Sturm von Fulda sich mit dem Bayernherzog Thassilo gütlich verständigt. Offenbar hat es sich dabei aber nicht um einen Frieden gehandelt, der alle Streitpunkte beglichen hätte, sondern um eine Art von Stillstand, bei dem beide Teile die Durchsetzung des jetzt nicht Erreichten sich für später vorbehielten, Karl die Beseitigung der dem Herzog vorläufig belassenen größeren Unabhängigkeit, Thassilo die vollständige und dauernde Lösung aus dem Verbande des fränkischen Reiches. Das unsichere Verhältnis wurde durch den Gegensatz nicht gebessert, in den beide Fürsten anläßlich der Scheidung Karls von seiner langobardischen Gemahlin, der Entthronung des Desiderius, der Kämpfe des Adelgis und der Zettelungen des Arichis von Benevent zu einander traten. Die Schwägerin, den Schwiegervater, den Schwager, den Neffen, einen

nach dem andern mußte Thaſſilo der karolingiſchen Politik zum Opfer fallen ſehen. Anderſeits gab ihm die mannigfache Beſchäftigung Karls nach anderen Richtungen hin, insbeſondere durch den Sachſenkrieg, während einer Reihe von Jahren volle Freiheit auf die dauernde Herſtellung der Unabhängigkeit, die Bayern ehemals unter den Agilolfingern beſeſſen hatte, planmäßig hinzuarbeiten. Thatſächlich brachte er es denn auch dahin, daß Karls Oberhoheit ſich zu einem weſenloſen Schein verflüchtigte, der bei der erſten Gelegenheit vollends beſeitigt werden konnte. Dieſe Gelegenheit nun, ſo ſcheint es, glaubte Thaſſilo gekommen, als 787 die Entwürfe des Adelgis, des Arichis und der Byzantiner zum Sturze der fränkiſchen Herrſchaft in Italien ihrer Verwirklichung entgegengingen. Karls rechtzeitiges Erſcheinen, ſeine kluge Mäßigung gegenüber dem zweideutigen Herzog von Benevent, dann deſſen Tod und die ablehnende Haltung ſeines treu zu Karl ſtehenden Nachfolgers durchkreuzten die Pläne der Koalition. Da beſchloß auch Thaſſilo einzulenken. Während Karls Anweſenheit in Rom erbat er die Vermittelung des Papſtes. In einem ſeinen Plänen günſtigen Sinne war dieſe damals aber nicht mehr möglich: nur um den Preis der Unterwerfung unter die ſchon halb beſeitigte Hoheit des Frankenkönigs ſcheint die römiſche Kurie ſich Thaſſilos haben annehmen zu wollen. Anderſeits glaubte Karl, nachdem die in Italien drohende Gefahr beſeitigt war, den Zeitpunkt zu einer Abrechnung mit dem übermütigen Agilolfinger gekommen: dieſen einſchränken hieß zugleich der günſtigen Wendung der Dinge in Italien Beſtand verleihen. Der Unterſtützung der Kirche gewiß, die den Herzog für den Fall ferneren Ungehorſams mit dem Banne bedrohte, lud Karl dieſen nach der Rückkehr aus Italien auf eine Reichsverſammlung nach Worms vor, um ſich auf die wider ihn erhobenen Anklagen zu verantworten, welche in ihrer Geſamtheit darauf hinausliefen, daß er ſich des Bruches der Treue ſchuldig gemacht habe, die er als Vaſall ſeinem Herrn zu halten verpflichtet geweſen. Thaſſilo fürchtete einen Gewaltſtreich: er weigerte ſich zu erſcheinen und rüſtete zu energiſcher Abwehr. Aber mit überwältigender Schnelligkeit brach Karl über ihn herein und warf ihn zu Boden, ehe er kriegsbereit war. Drei fränkiſche Heere überſchritten die bayriſchen Grenzen und drangen in das Land ein; zugleich ſcheint die Kirche ihre Drohung wahr gemacht und den Herzog mit dem Banne belegt zu haben; Abfall lichtete die Reihen ſeiner Streiter, noch bevor er das Glück der Waffen hatte verſuchen können. Um Schlimmeres abzuwenden, beugte ſich Thaſſilo und erklärte ſich bereit, in den üblichen Formen in das Abhängigkeitsverhältnis zurückzukehren. Ende Oktober 787 erſchien er vor Karl, der mit ſeinem Heere am Lech ſtand, und erneute den Eid als fränkiſcher Vaſall.

Dieſer Ausgang hat faſt etwas Überraſchendes: er widerſpricht in ſeiner Glimpflichkeit der Schärfe, zu welcher der Gegenſatz zwiſchen beiden Fürſten thatſächlich gediehen war. Thaſſilo war einem mit Übermacht ausgeführten Angriffe Karls erlegen: ſicherlich hat er, als er demſelben als Vaſall huldigte, mit innerer Verbitterung bereits des Augenblickes gedacht, wo er die ihm jetzt

angelegten Bande wieder zerreißen würde. Und wenn Karl dem Treuſchwur des Bayernherzogs ſcheinbar traute und nicht gleich Maßregeln ergriff, die ihn gegen den Bruch desſelben ſicher ſtellten, ſo genügt es zur Erklärung, daran zu erinnern, daß damals auch die unteritaliſch-byzantiniſchen Beziehungen Karls noch kritiſche waren und durch ein überſcharfes Vorgehen gegen Thaſſilo leicht nachteilig beeinflußt werden konnten. Aber die von beiden Teilen noch hinausgeſchobene letzte Entſcheidung ließ nicht lange auf ſich warten. Der Sieg der Herzöge von Benevent und Spoleto über die Byzantiner und deren Schützling Adelgis entband Karl von den Rückſichten, die er in der bayriſchen Frage bisher hatte nehmen müſſen, und Thaſſilo ſelbſt bot ihm — wohl nicht unerwünſchter Weiſe — die Handhabe, um das im Jahre zuvor nur halb Gethane ſchnell zu dem erſtrebten Ende zu führen. Ohne Rückſicht auf die Geiſeln, die er Karl hatte ſtellen müſſen und unter denen ſich auch ſein Sohn Theodo befand, plante der Bayernherzog neuen Aufruhr und warb dazu um die Bundesgenoſſenſchaft der ihm öſtlich benachbarten wilden Avaren, die in das Frankenreich einbrechen ſollten. Selbſt in den Augen ihm Wohlgeneigter heftete er dadurch ſeiner Sache einen unauslöſchlichen Makel an und häufte Schuld auf Schuld. Wenn Karls Biograph Einhard des Herzogs Gemahlin, Deſiderius' Tochter, zur Urheberin dieſes verhängnisvollen Schrittes macht, weil ſie immer noch getrachtet haben ſoll des Vaters Entthronung zu rächen, ſo wird man darin nur einen Beweis dafür ſehen dürfen, wie auch nach der Auffaſſung der Zeitgenoſſen zwiſchen den italieniſchen Wirren und dem bayriſch-fränkiſchen Konflikt ein innerer Zuſammenhang obwaltete. Aber es war für Thaſſilo bereits zu ſpät: hatte ſeine unklare und widerſpruchsvolle Haltung, die Feind und Freund gleichmäßig entfremdete, ſeine Autorität in Bayern untergraben, ſo mußte das avariſche Bündnis, das Land und Volk mit barbariſcher Heimſuchung bedrohte, ihm vollends alle abwendig machen. In Bayern ſelbſt war das Stammesbewußtſein und der Stammestrotz doch nicht ſtark genug, um dem Herzog zu ſolchen ſelbſtmörderiſchen Unternehmungen zu folgen, die größere Übel mit ſich bringen mußten, als von der fränkiſchen Herrſchaft je zu gewärtigen waren. So erhob jetzt ſein eigenes Volk wider den Herzog Klage wegen erneuten Treubruches. Thaſſilos Schickſal war damit entſchieden. Karl lud ihn vor einen Reichstag nach der Pfalz zu Ingelheim: aber es ſcheint doch, als ob die gegen Thaſſilo erhobenen Beſchuldigungen gerichtlich nicht haben erwieſen werden können, mag man auch moraliſch von ihrer Begründung überzeugt geweſen ſein. Eine ähnliche Halbheit der Entſcheidung jedoch, wie ſie das Jahr zuvor noch hatte zugelaſſen werden können, war jetzt ausgeſchloſſen: ſie hätte dem Bayernherzog die Möglichkeit gegeben, die hochverräteriſchen Pläne, die er durch die Anknüpfung mit den Avaren eingeleitet hatte, wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen. Den Herzog in ſeiner Stellung zu laſſen, war für Karl unmöglich; was ihm jetzt nachgewieſen werden konnte, reichte aber nicht aus, um ein Urteil zu begründen, das ihn völlig unſchädlich gemacht hätte. Das zu thun, war aber eine politiſche Notwendig-

keit, deren Vollzug man mit dem Schein eines gerichtlichen Verfahrens umgeben und durch das Gewicht eines feierlichen Richterſpruches der Reichsverſammlung beſchönigen mochte, ohne daß das Weſen der Sache dadurch irgendwie geändert worden wäre. Denn nur die ſehr notdürftige Beſchönigung eines politiſchen Gewaltaktes war es, wenn die zu Ingelheim verſammelten Großen Thaſſilo zum Tode verurteilten, weil er fünfundzwanzig Jahre früher, bei Pippins Feldzug in Aquitanien, ohne Erlaubnis mit den Seinen heimgekehrt war und ſich dadurch des der Deſertion gleichgeachteten Staatsverbrechens des „Herisliz“ ſchuldig gemacht habe. Es mußte eben um jeden Preis ein Weg gefunden werden, um Herrſchaft und Leben des Bayernherzogs in Karls Hand zu geben, wobei dieſer noch die Möglichkeit hatte, durch Milderung des Spruches den Ruhm der Milde und Gnade zu gewinnen. Thaſſilos Bitte, ſich in ein Kloſter zurückzieben und dort ſein Leben beſchließen zu dürfen, wird wohl keine ganz freiwillige geweſen ſein: um ſo bereitwilliger wurde ſie gewährt. Wie einſt die letzten Merowinger, ſo wurden nun auch die letzten Sproſſen des Agilolfingerhauſes der Abzeichen ihrer königlichen Herkunft, des langen Lockenhaares, beraubt (Juli 788). Thaſſilo und ſeine beiden Söhne, Theodo und Theodebert, legten die Kutten an und verſchwanden als Mönche lebendig begraben hinter den Mauern eines Kloſters. Die Herzogin Liudberta und ihre Töchter mußten ſich ebenfalls Gott geloben.

Bayern aber wurde dem fränkiſchen Reiche einverleibt und ſtand, aller Sonderrechte beraubt, hinfort mit den übrigen Provinzen auf derſelben Stufe. Die Verwaltung übergab Karl ſeinem Schwager Gerold, dem Bruder ſeiner 783 verſtorbenen alemanniſchen Gemahlin Hildegard, wie es ſcheint jedoch ſo, daß er ſie als eine einheitliche führte, ohne Verteilung des Landes unter ihm untergeordnete Grafen. Dieſe Abweichung von der üblichen Verwaltungsordnung ſollte wohl den Übergang des Landes in die neuen Verhältniſſe erleichtern. Aber ſo ganz glatt ſcheint die Sache doch nicht gegangen zu ſein. Gewiſſe außerordentliche Vorgänge ſpäterer Jahre laſſen vermuten, daß in Bayern noch längere Zeit eine gewiſſe Gärung herrſchte, die Unzufriedene oder auch Parteigänger der Agilolfinger zu benutzen verſuchten. Berichtet doch Einhard, der für das Königshaus unliebſame Vorgänge gern unberührt läßt, Pippin, ein natürlicher Sohn Karls, ein Jüngling von ſchönem Antlitz, aber durch einen Höcker entſtellt, ſei, als er während des Avarenkrieges mit dem König in Bayern überwinterte, durch unzufriedene Große verleitet worden, an die Spitze einer Verſchwörung zu treten, welche ſeine Erhebung zum König bezweckte. Um etwas anderes als eine Losreißung Bayerns kann es ſich bei dieſem Komplott, das 792 in Regensburg angezettelt wurde, doch kaum gehandelt haben. Natürlich wurde es entdeckt und vereitelt; Pippin wurde im Kloſter Prüm zum Mönch geſchoren. Man möchte es hiermit in Verbindung bringen, wenn Karl es noch zwei Jahre ſpäter (794) für nötig hielt, Thaſſilo aus der Stille ſeines Kloſters noch einmal in die Öffentlichkeit treten zu laſſen und zu einer Erklärung anzuhalten, welche alle die Bedenken niederſchlagen ſollte,

Digitized by Google

die gegen die Rechtmäßigkeit des 788 zu Ingelheim Geschehenen vorgebracht werden konnten, um die Legitimität der karolingischen Herrschaft in Bayern in Zweifel zu ziehen. Denn sicherlich nicht als ein Schritt ungewöhnlicher Selbsterniedrigung und der Erkenntnis begangenen schweren Unrechtes entsprungen ist es zu deuten, wenn Thassilo 794 vor einem zu Frankfurt um Karl versammelten Reichstage in der Mönchskutte erschien und Verzeihung für das Unrecht erbat, dessen er sich gegen die Franken und ihren König schuldig gemacht habe, alles, was man ihm gethan habe, aus ganzem Herzen vergessen und vergeben zu wollen erklärte und ausdrücklich und freiwillig allen Ansprüchen entsagte, die ihm und den Seinen auf das bayrische Herzogtum oder die agilolfingischen Hausgüter irgendwie zustehen könnten. Man geht wohl kaum fehl, wenn man annimmt, diese Erklärung Thassilos, die jeder Opposition gegen die karolingische Herrschaft in Bayern den Boden entzog, sei einerseits von Karl veranlaßt, anderseits aber dem gefangenen Herzog durch die strenge klösterliche Zucht abgenötigt worden, die man gegen den Mönch ja nicht bloß aus kirchlichen Gründen zu verhängen in der Lage war. Hinfort verlautet nichts mehr von bayrischen Hoffnungen auf Herstellung der Unabhängigkeit.

Eine Folge von Thassilos Entsetzung war für Karl der Krieg gegen die Avaren, die jener zu Hilfe gerufen hatte. Er konnte zunächst nur defensiver Natur sein: es galt die südöstlichen Grenzlande gegen die räuberischen Scharen zu sichern, welche das einst von den Hunnen innegehabte Gebiet von der mittleren Donau bis hinüber zum Schwarzen und Kaspischen Meere besetzt hatten und, in zahlreiche Stämme unter eigenen Häuptlingen geteilt und durch einen obersten Fürsten nur locker zusammengehalten, mit ihren leicht beweglichen Reitergeschwadern gelegentlich weithin Verwüstung und Schrecken trugen. Unter Gerolds Führung wehrten die Bayern ihren Einfall 788 ab. Als sie dann einen fränkischen Angriff zu fürchten hatten, unterhandelten die Avaren: eine Gesandtschaft erschien 790 vor dem Könige; doch trennte man sich unverglichen und Karl trat 791 seinen ersten großen Feldzug gegen die neuen Feinde an. Während der Heerbann der Langobarden unter König Pippin von Süden her in ihr Land eindrang und eines der von kreisrunden Erdwerken umgebenen Lager erstürmte, zog Karl mit dem Hauptheere die Donau abwärts und schlug an dem Einfluß der Raab ein gewaltiges Lager auf. Da gleichzeitig ein drittes fränkisches Heer, dem die Mannschaften aus Thüringen, Friesland und Sachsen zugeteilt waren, von Norden her durch Böhmen in ihr Land einbrach, so zogen sich die Avaren scheu in das Innere ihrer unwegsamen Steppen zurück. Was Karl während eines beinahe zweimonatlichen Aufenthaltes von dem Lande und dem Volke der Avaren kennen lernte, überzeugte ihn, so scheint es, daß auf diesem Wege ein Erfolg nicht zu erreichen sei, daß es vielmehr auch hier auf gewaltsame Ausbreitung der christlichen Kultur ankomme, um diese wilden Reiterstämme allmählich zu seßhaftem Leben und friedlicher Thätigkeit hinüberzuführen: dann erst war auch für die fränkischen Grenzlande nichts mehr zu fürchten. Bereits für das Jahr 793 plante

er demgemäß einen neuen Zug gegen die Avaren. In Regensburg brachte man die zur Herſtellung einer Schiffbrücke nötigen Fahrzeuge und Gerätſchaften zuſammen, damit das Heer an der Verfolgung der Feinde nicht durch die zahlreichen Flüſſe aufgehalten würde. Um jene Zeit und in Verbindung mit dieſen Plänen entſtand auch zuerſt der Gedanke, durch Herſtellung eines ſchiffbaren Grabens von der in die Donau fallenden Altmühl nach der ſchwäbiſchen Rezat, von der man dann auf der Reduitz in den Main gelangen konnte, eine Waſſerſtraße von dem Rhein zur Donau zu ſchaffen, welche die ſüdöſtliche Grenzmark mit dem an Hilfsmitteln aller Art reichen Herzlande des Reiches verband und auch militäriſch die größten Vorteile verhieß. Der Entwurf, der begreiflicherweiſe das Staunen der Zeitgenoſſen erregte, iſt nicht zur Ausführung gekommen, jedenfalls nicht zum Abſchluß gebracht worden, was nicht ſowohl den für jene Zeit beinahe unüberwindlichen techniſchen Schwierigkeiten zuzuſchreiben ſein dürfte, als vielmehr durch den Gang veranlaßt ſein wird, den der Avarenkrieg in den folgenden Jahren nahm.

Karl ſelbſt nämlich iſt gegen dieſen Feind nicht wieder zu Felde gezogen. Zunächſt war es der unerwartete Ausbruch eines neuen ſächſiſchen Aufſtandes, welcher ihn an der für 793 geplanten Invaſion in das Avarenland hinderte. Auch die folgenden Jahre nahmen ihn andere Sorgen in Anſpruch. So überließ er die Fortſetzung dieſes Krieges ſeinem Sohne, König Pippin, welcher durch wiederholte Feldzüge das Land zwiſchen Enns und Raab für die Franken gewann und als Grenzmark einrichtete, außerdem aber durch mehrfaches Eindringen tief in das Innere ihres Landes die Avaren einſchüchterte und ſchließlich durch einen kühnen Vorſtoß ihren Hauptring zwiſchen Donau und Theiß erſtürmte und zerſtörte. Einen beſondern Reiz erhielten dieſe avariſchen Expeditionen für die Franken durch die reiche Beute an Koſtbarkeiten aller Art, die ſie davon heimbrachten. Noch niemals hatten ſie ähnliche Schätze beieinander geſehen, wie ſie hier in den avariſchen Ringen aufgehäuft fanden, wohin das räuberiſche Volk ſeit Menſchenaltern zuſammengeſchleppt hatte, was ihm auf ſeinen Plünderungszügen durch reiche Kulturlande an Gold und Silber und an herrlichem Gerät aller Art zugefallen war. Einen Teil dieſer Schätze ſandte Karl nach Rom, um auch die Kirche, deren Herrſchaft auszubreiten auch dieſes Krieges Zweck war, die neuen Triumphe mitgenießen zu laſſen. Ernſten Widerſtand, in größeren Heeresmaſſen zuſammengeſchart, haben, ſoweit unſere Kunde reicht, die Avaren auch in der Folgezeit nicht verſucht; der ohnehin nur lockere Zuſammenhang des Volkes wurde durch den unglücklichen Kampf gegen die Franken vollends erſchüttert. Einzelne Häuptlinge machten mit dem Eroberer ihren Frieden und beugten ſich auch dem Chriſtentum. Zwiſchen anderen brachen Streitigkeiten aus, in denen ſich einzelne Stämme gegenſeitig aufrieben. Die regelmäßige Wiederholung der fränkiſchen Invaſionen richtete nicht bloß das Land allmählich zu Grunde, ſondern vernichtete ſchließlich auch das Volk, und nach einem achtjährigen Krieg konnte die Oſtmark an der Raab als geſichert gelten, weil das an ihr liegende Land

entvölkert war und ſogar da, wo einſt der gewaltige Ring des Großchans geſtanden, nicht mehr die Spur einer menſchlichen Wohnung ſich fand. Aber auch hier entfalteten ſich, dank der weitblickenden Fürſorge Karls und ſeiner genialen Begabung für kirchliche und adminiſtrative Organiſation, bald die lebensfähigen Keime einer neuen und höheren Kultur, die auf die Oſtmark geſtützt ihren ſegensreichen Einfluß in kurzer Zeit weithin nach dem Südoſten erſtreckte und ſchließlich den weſtlichſten Ausläufern der byzantiniſchen Kultur die Hand reichte. Wenn Einhard den Avarenkrieg mit dem langjährigen Ringen gegen die Sachſen auf eine Stufe ſtellt, ſo kann er dabei füglich weder beider Dauer noch die Energie des Widerſtands im Auge gehabt haben, ſondern wird mehr an den Umfang des den Einwirkungen der fränkiſchen Kultur erſchloſſenen Landes und die von beiden ausgehenden großartigen kulturgeſchichtlichen Folgen gedacht haben. Ein Volks- und Religionskrieg, wie der ſächſiſche ſchließlich geworden, war zwiſchen Franken und Avaren doch nicht geführt worden; dazu hat es den Avaren an dem einheitlichen Volkstum und dem ein ſolches nährenden und ſtärkenden Glaubenseifer gefehlt.

Ganz anders lagen die Dinge auch damals noch bei den Sachſen. Die Jahre der Ruhe, welche der blutigen Niederkämpfung des letzten allgemeinen Aufſtandes gefolgt waren, hatten die Sachſen noch immer nicht völlig mit ihrem Schickſale verſöhnt. Äußerlich hatte die Chriſtianiſierung gewiß Fortſchritte gemacht; innerlich aber ſtand die große Menge dem Chriſtengott und ſeinen Prieſtern gleich fremd und feindlich gegenüber, und die Sehnſucht nach der alten Ordnung wurde um ſo lebhafter, je mehr man den König in weiter Ferne beſchäftigt glaubte und vor ſeinem plötzlichen Erſcheinen ſicher zu ſein wähnte. Mit dem Avarenkrieg ſchien daher ein günſtiger Zeitpunkt gekommen; die gewaltigen Vorbereitungen zur Fortführung desſelben für das Jahr 793 konnten bei den Sachſen wohl die Vorſtellung erzeugen, als ob die ganze Kraft des Reiches dort im fernen Südoſten gebunden ſei. Vielleicht hatten ſie auch Kunde von Unfällen, die im Südweſten die Franken betroffen hatten, wo die Araber bald darauf wieder einmal im Norden der Pyrenäen erſchienen und bis Narbonne kamen: kurz, im Hochſommer 793 gab der Überfall einer die Elbe hinabfahrenden fränkiſchen Abteilung das Signal zum Aufruhr, der auch in dieſem Falle mit anderen Feinden Karls — auch die Avaren werden als ſolche genannt — vorbereitet geweſen zu ſein ſcheint, wie ſich ihm auch einige Gaue der Frieſen anſchloſſen. Und wieder riß der an einer Stelle gegebene Anſtoß auch ſolche Gaue mit, die ohne ihn ruhig im Gehorſam verharrt haben würden. Insbeſondere ſcheint der Druck des fränkiſchen Heerdienſtes die Unzufriedenheit geſteigert zu haben, und einmal entfeſſelt machte die Erbitterung des Volkes nicht ſo leicht wieder Halt, ſondern ſuchte mit dem Anlaß der beſonderen Klagen zugleich den letzten Grund derſelben zu Fall zu bringen und die fränkiſche Herrſchaft abzuwerfen. Die Empörung war bald eine allgemeine: noch einmal mußten die chriſtlichen Prieſter durch eilige Flucht ſich den mordgierigen Händen der rückfälligen Heiden zu entziehen ſuchen, und

die neu erſtandenen Kirchen und Kapellen gingen wiederum in Flammen auf. Karl ſcheint wirklich überraſcht worden und die Berechnung der Sachſen inſofern zugetroffen zu ſein, als der König in dem laufenden Jahre 793 nichts Ernſtliches mehr gegen den Aufruhr unternehmen konnte. Erſt 794 drangen zwei fränkiſche Heere in Sachſen ein, das eine von Karl ſelbſt, das andere von ſeinem gleichnamigen Sohne geführt, und nötigten die Aufrührer, die nach dem ſüdlich von Paderborn gelegenen Sendfelde zuſammengelaufen waren, zu neuer Unterwerfung. In Oſtfalen dagegen behauptete ſich die Empörung noch: zu ihrer Bewältigung bot Karl für den Sommer 795 die ihm ſeit längerer Zeit verbündeten Abodriten auf, die jenſeits der Elbe, im ſpäteren Mecklenburg ſaßen, damit ſie die Sachſen vom Rücken her angreifen ſollten. Das geſchah denn auch, aber die beabſichtigte Vereinigung mit Karl, der 795 bis in den Bardengau vordrang und bei dem vielleicht damals ſchon als Handelsplatz wichtigen Bardewiek lagerte, kam nicht zu ſtande, weil die Abodriten in einem Gefecht beim Übergang über die Elbe ihren Fürſten verloren. Als Karl nach harter Verwüſtung des Landes den Rückmarſch antrat, führte er etwa 7000 Sachſen mit ſich, um ſie im Innern des Frankenreichs anzuſiedeln, wo ſie inmitten der alten Bevölkerung ihre beſondere Stammesart bald einbüßten und die alte Freiheit und die alten Götter allmählich vergeſſen mußten. Statt ihrer zogen zahlreiche fränkiſche Koloniſten in die halb entvölkerten Gaue und bahnten eine allmähliche Verſchmelzung von Sachſen und Franken an, indem ſie Frauen aus den Töchtern des Landes nahmen. Die gleichen Vorgänge wiederholten ſich in den folgenden Jahren, in denen Karl ſengend und brennend bis in die frieſiſchen Gaue an der Nordſee vordrang. Die Widerſtandskraft der Sachſen ſchien endlich gebrochen, von allen Seiten ſtrömten ſie nach dem Lager des Königs, unterwarfen ſich und ſtellten die in großer Zahl verlangten Geiſeln. Was 795 im Bardengau zuerſt in beſchränktem Maße begonnen hatte, fand jetzt ſeine Fortſetzung im größten Stil: immer der dritte Mann mußte ſich von der heimatlichen Scholle löſen und mit Weib und Kind weſtwärts ziehen, um inmitten der Franken angeſiedelt zu werden, von denen der nötige Erſatz in die leer gewordenen Plätze geſandt wurde.

Die neue Unterwerfung Weſt- und Oſtfalens und Engerns fand ihren Ausdruck, indem die Großen dieſer Landſchaften auf dem Reichstage erſchienen, den Karl Ende Oktober 797 zu Aachen verſammelte. Unter ihrer Mitwirkung wurde dort ein Kapitular erlaſſen, das durch Einführung der in Franken üblichen Strafgeldſätze für die Verletzung des Königsfriedens den erſten Schritt zur Beſeitigung des altſächſiſchen Landrechts that, anderſeits aber auch manche von den drakoniſchen Beſtimmungen des Jahres 782 außer Wirkſamkeit ſetzte. Dennoch ſchwebte nach wie vor über allen Sachſen, die im Heidentum beharrten, die Schärfe des Schwertes, ſie galten für dem Tode verfallen, ſollten aber vom König begnadigt werden dürfen, wenn ſie ſich taufen und mit den Ihrigen in anderen Teilen des Reiches anſiedeln ließen. Die Durchführung

dieſes einfachen, aber harten Satzes wird ſchon im nächſten Winter, den Karl mit Heeresmacht in Sachſen zubrachte, energiſch in Angriff genommen ſein. Ihr ſchließliches Ergebnis konnte nur der Untergang des ſächſiſchen Volkstums ſein, abgeſehen von den unmenſchlichen Härten, die in einzelnen Fällen dabei geübt wurden und vielleicht geübt werden mußten. Wie mancher Sachſe wird da, vor die Wahl geſtellt zwiſchen Deportation in die Fremde und dem Heldentod auf heimiſcher Erde, ſich für letzteren entſchieden haben. In Nordalbingien zuerſt kam es ſo zu einem Aufſtand, der königliche Beamte das Leben koſtete; auf die Nachricht davon erhob man ſich auch in Oſtfalen und Engern. Alsbald ſtand Karl wiederum inmitten der abgefallenen Gaue, die mit Feuer und Schwert gezüchtigt wurden. Neue Scharen von zur Deportation verdammten Sachſen traten den traurigen Weg nach dem Weſten an. Im Widerſtande verharrten noch die Nordalbingier jenſeits der Elbe: gegen ſie bot Karl wiederum die ſlawiſchen Abodriten auf, die ihnen gemeinſam mit fränkiſchen Scharen in der Gegend des heutigen Kiel eine Niederlage beibrachten. Die letzten Zuckungen des Aufſtandes zu bewältigen, erſchien Karl 799 mit erdrückender Übermacht: ſelbſt aus dem fernen Aquitanien hatte König Ludwig ihm Verſtärkungen zuführen müſſen. Während ſein Sohn Karl weiter nach dem Nordoſten zog und die Nordalbingier unterwarf, ordnete Karl von Paderborn aus das Land in der nunmehr ſeit Jahren beobachteten Weiſe, die unter dem Schein einer gewiſſen Milde alle Verdächtigen entfernte und durch fränkiſche Einwanderer erſetzte. Es wird hinter der Wirklichkeit wohl noch zurückbleiben, wenn Einhard die Zahl der in die Fremde geführten ſächſiſchen Familien auf 10000 veranſchlagt. Die Erſchöpfung, die ein dreißigjähriges Ringen gegen die Fremdherrſchaft notwendig zur Folge hatte, die Untermiſchung mit den immer zahlreicher zuſtrömenden fränkiſchen Einſiedlern, die mit kampfgeübten Beſatzungen belegten Burgen und die bedrohliche Nachbarſchaft der Abodriten und anderer mit Karl befreundeter ſlawiſcher Stämme, die auf den erſten Wink des Königs ihnen in Flanke und Rücken zu fallen bereit waren, mußten den Sachſen jede Luſt zu einem neuen Aufſtand benehmen und zwangen ſie zu reſignierter Unterwerfung unter das Unvermeidliche: nur ganz vereinzelt hat ſich in der Folge noch einmal ein Gau erhoben; das Land blieb ruhig und Frankenherrſchaft und Chriſtentum ſchlugen feſte Wurzel in dem ſpröden Boden, der mit Strömen Bluts zu ihrer Aufnahme bereitet worden war.

Aber noch mußten Menſchenalter vergehen, ehe die Sachſen ſich mit ihrem Schickſal ausſöhnten. Der Gegenſatz war zu alt und tief, der Konflikt zu gewaltſam geweſen, als daß ſie in dem, was ihnen geſchehen, etwas anderes als eine recht- und zweckloſe Gewaltthat hätten ſehen ſollen, durch die unruhige Eroberungsluſt ihre Befriedigung geſucht. Fügten ſie ſich äußerlich dem ſtarken Willen, der ſie mit eiſerner Energie unter ſich gebeugt hatte, ſo hielten ſie doch in der Stille ihres Herzens die Erinnerungen an die glorreiche Zeit der alten Freiheit feſt und als einen koſtbaren Schatz hoch und

heilig. Gewöhnten ſie ſich auch ſchnell genug den Anforderungen des neuen Glaubens äußerlich nachzukommen, ſo pflegten ſie im geheimen doch auch die von den Vätern her überkommenen altheidniſchen Vorſtellungen und gewährten ihren entthronten Göttern in der Sitte und dem Brauche des Hauſes mehr Einfluß, als ſie ihren Prieſtern ungeſtraft hätten eingeſtehen dürfen. Erſtanden auch in ihrem Lande nun allenthalben Kirchen und Klöſter, in denen bald auch ſächſiſche Jünglinge zu Dienern des Evangeliums gebildet wurden, ſo nahm der ſächſiſche Stamm im ganzen doch noch lange Zeit ſo gut wie keinen Anteil an dem reichen geiſtigen Leben, das, von Karl dem Großen und den Seinen ausgehend, das von dem Römertum Unvergängliche mit der zu ſo großen Dingen berufenen jugendfriſchen germaniſchen Kraft vereinigte und zur Grundlage einer neuen, zukunftsreichen Kultur machte. Trotz der Einführung der fränkiſchen Verwaltung bewahrte Sachſen auch in ſeinen politiſchen und den ſozialen Verhältniſſen noch viel von ſeinen eigenartigen Einrichtungen, blieb, von allem Fremden ſo gut wie unberührt, im weſentlichen altgermaniſch, urdeutſch und inſofern trotz der Zugehörigkeit zum fränkiſchen Reiche eine Welt für ſich und bewahrte ſich ſo für den Augenblick auf, wo es altgermaniſcher, urdeutſcher Kraft bedurfte, um die durch die ungeſunde Vermiſchung mit dem überlebten Römertum entnervte germaniſche Welt, die ſich ſelbſt zu verlieren in Gefahr ſtand, aufzurütteln, kräftig zuſammenzufaſſen und faſt gegen ihren Willen auf Jahrhunderte zur Leiterin der romaniſch-germaniſchen Welt zu machen. Unbewußt folgten aber auch Karl und ſeine Franken einem weltgeſchichtlichen Zuge, wenn ſie, nicht entmutigt durch die Mühen und Gefahren eines beinahe dreißigjährigen Krieges, nicht ruhten und nicht raſteten, bis die ſtarren Nacken der Sachſen dem Chriſtentum und ihrer Hoheit gebeugt waren. Denn nun erſt waren alle deutſchen Stämme zu einer großen politiſchen Einheit verbunden, nun erſt die Spaltungen und Gegenſätze unſchädlich gemacht, welche das Zeitalter der Wanderungen mit ſeinen Wechſelfällen hervorgebracht hatte. Nun erſt waren die Deutſchen ſtark genug, um gegenüber dem Einfluß der überlegenen römiſchen und chriſtlichen Kultur trotz der bereitwilligen Aufnahme derſelben ihre nationale Eigenart in Sitte und Sprache, in Staat und Recht als ein unveräußerliches Gut zu bewahren. Die Sachſen insbeſondere fanden darin eine unverſiegliche Quelle für die Kraft, deren ſie bedurften, um ſich der von Oſten vordringenden ſlawiſchen Völkerſchaften zu erwehren, und nicht bloß das, ſondern auch in einem Jahrhunderte lang faſt ununterbrochen geführten Kampfe dieſe begehrlichen Feinde weiter und weiter zurückzudrängen und ähnlich, wie es ihnen ſelbſt dereinſt durch den großen Frankenkönig geſchehen war, unter die Segnungen des Chriſtentums und der deutſchen Kultur zu zwingen.

Zweites Kapitel.

Die Erneuerung des abendländischen Kaisertums durch Karl den Großen.

800—814.

Überblickt man die Kriege, die Karl der Große in den ersten drei Jahrzehnten seiner Regierung geführt hat, so scheiden sie sich nach Anlaß und Charakter in zwei Gruppen: bei den einen überwiegt der politische Zug, die anderen kennzeichnen sich als Glaubenskriege. In Aquitanien, in Langobardien und in Bayern handelte es sich um bestimmte politische Ziele, die mit den großen kirchlichen Gegensätzen und den in ihnen wurzelnden kulturhistorischen Problemen nichts gemein hatten. Dagegen galt es in dem Ringen mit den Sachsen, in den Grenzkämpfen gegen die Araber in der Pyrenäenhalbinsel und den Raubzügen gegen die Avaren an Donau und Theiß nicht bloß Sicherung und Erweiterung des fränkischen Gebietes, sondern zugleich auch die Ausbreitung des Christentums oder doch die Minderung des Heidentums und damit eine Ausdehnung der Machtsphäre der christlichen Kultur. Wirkten demgemäß jene Kriege in ihren Erfolgen vornehmlich auf die inneren Verhältnisse und den fortschreitenden Ausbau des fränkischen Reiches, so haben diese namentlich seine Stellung zu den anderen Nationen gewandelt und seine Bedeutung für die Gesamtordnung des Abendlandes gehoben. Die in Aquitanien, in dem Langobardenreich und Bayern befolgte fränkische Politik erweiterte und erhöhte sich gegenüber Sachsen, Arabern und Avaren zu einer allgemein christlichen, ohne daß sie darum aufgehört hätte eine karolingische zu sein. Die Unternehmungen im Dienste der ersteren kamen denn auch mit der Erreichung des erstrebten Zieles zum Abschluß und führten zu neuen politischen Organisationen. In der Natur jener lag es, daß sie auch im Erfolge nur den Antrieb zu neuen Entwürfen gewährten und das Gewonnene die Basis wurde für noch weiter hinausgreifende Bestrebungen derselben Art, die Karl und seine Franken mehr und mehr als die berufenen Vorkämpfer des Christentums und seiner Kultur erscheinen ließen.

Im Südwesten war Karl damit zunächst nicht glücklich gewesen. Sein Zug über die Pyrenäen 778 hatte der arabischen Macht nicht Einhalt gethan: sein Schützling Ibn al Arabi war dem Kalifen Abderrahman von Cordova erlegen und Aquitanien erwehrte sich nur mühsam des gefährlichen Feindes. In wechselvollen Kämpfen scheint dort jahraus jahrein ein erbitterter kleiner

Krieg geführt zu ſein, welcher die für die Bevölkerung auch in der Folgezeit noch ſo charakteriſtiſche Miſchung wilder Ritterlichkeit und begeiſterten Glaubenseifers hervorbrachte und reicheren Gewinn als für die Geſchichte für die Sage und Dichtung der beiden feindlichen Völker ergeben hat. Allmählich aber faßten die Franken doch im Süden der Pyrenäen feſten Fuß, zuerſt 785 in Gerona, dann in Urgel. Aber ſie konnten den Arabern den Weg nach dem Norden noch nicht ganz verlegen, und noch 793, um dieſelbe Zeit, da die Sachſen wiederum zu den Waffen griffen, drangen dieſe bis gegen Narbonne hin vor und brachten dem tapferen Grafen Wilhelm in der Gegend von Carcaſſonne eine Niederlage bei. Erſt dieſe üble Erfahrung veranlaßte eine planmäßigere Geſtaltung des fränkiſchen Verteidigungsſyſtems nach jener Seite hin. 795 wurde die ſpaniſche Mark errichtet, welche den Südoſtfuß der Pyrenäen decken und den Feinden den bequemſten Weg nach Aquitanien verlegen ſollte. Urſprünglich, wie es ſcheint, durch den Lauf der Ter begrenzt, wo Gerona ſeit zehn Jahren gewonnen war, griff ſie über Vich und Cardona nach Weſten hinüber, ſo daß ſie die Berglandſchaft am oberen Laufe des Llobegrat umfaßte und von dort zum Thal des Segre mit dem feſten Urgel ging, um dann die vom Ebro durchfloſſene aragoniſche Ebene an ihrem Nordrande bis nach Pampelona und dem Baskenlande zu begleiten. Hinfort wurde der Krieg gegen die Araber mit größerem Nachdruck geführt, um die Grenze der Mark weiter nach Süden zu ſchieben und die Ebrolinie zu erreichen. 797 fiel bereits Barcelona vorübergehend in die Hände der Franken, die nun auch nach den baleariſchen Inſeln hinüberſetzten und 798 Majorca den arabiſchen Seeräubern entriſſen. Gleichzeitig bedrohten ſie durch die Eroberung von Huesca das Zentrum der ſarazeniſchen Poſition am Ebro, das prächtige Saragoſſa. Auch deſſen Gewinnung ſchien ihnen beſchieden zu ſein, denn mit dem Kaliſen Hakem verfeindet, ſann der Emir von Saragoſſa, Bahlul, auf Abfall und erbat die Hilfe der Franken. Mit beträchtlicher Streitmacht rückte 800 König Ludwig ins Feld. Unter ſchwerer Verwüſtung des Landes nahm und zerſtörte er Lerida, hatte aber mit dem Angriff auf das tapfer verteidigte Barcelona keinen Erfolg.

Wohl aber drang die Kunde von dem neuen mächtigen Feinde, der der omejadiſchen Herrſchaft über Spanien in dem Frankenreiche erſtanden war, auch hinüber in das ferne Morgenland, wo die in Bagdad thronenden Abbaſiden die allein berechtigten Nachfolger des Propheten ſein wollten und aus politiſchen ſowohl wie religiöſen Gründen die Kaliſen von Cordova als rechtloſe Uſurpatoren verwarfen. Sie erblickten in Karl einen natürlichen Verbündeten, ſeine Freundſchaft erſchien um ſo wertvoller, als beide Mächte auch durch den Gegenſatz zu dem byzantiniſchen Reiche aufeinander angewieſen waren. Als daher um jene Zeit der glänzendſte Träger der Abbaſidenherrſchaft, der als weiſer und milder Regent gefeierte Harun al Raſchid, die Abordnung einer Geſandtſchaft vorbereitete, welche den Frankenkönig begrüßen und durch Überbringung koſtbarer Geſchenke ehren ſollte, da war Karl bereits thatſächlich anerkannt als

der berufene Vertreter der gesamten abendländischen Christenheit in Krieg und Frieden.

Politischer und zugleich kirchlicher Natur waren Karls Kämpfe in Mittel- und Unteritalien, mit den langobardischen Herzögen und den Byzantinern: sie wurden wichtig für die Fortbildung seines Verhältnisses zu dem römischen Bistum und führten endlich zur Erneuerung des römischen Kaisertums, welche das neue romanisch-germanische Weltreich krönte und nach der einen Seite den Abschluß der Jahrhunderte dauernden Völkerbewegungen bezeichnet, nach der anderen die Grundlage für die weitere Gestaltung der abendländischen Welt gegeben hat.

Gegen Ende des Jahres 795, um die Zeit, da der neue Sachsenaufstand eben erlag, war Papst Hadrian I. gestorben. Bei aller Ehrfurcht, die er dem Beschützer der Kirche erwies, hatte er doch während seines langen Pontifikats unablässig gestrebt, seine Selbständigkeit zu wahren und dadurch endgültig zu sichern, daß er die einst der Kirche verheißenen Städte und Landschaften wirklich in deren Besitz brachte und so den Kirchenstaat konstituierte. Gleichzeitig bemühte er sich auch, in den wirklich an die Kirche gekommenen Gebieten die Oberhoheit des fränkischen Königs möglichst vergessen zu machen und die ihr entspringenden Rechte für sich zu gewinnen. Das ergab mehrfache Verstimmungen zwischen Papst und König, die zwar nicht zu ernsteren Konflikten führten, aber doch bereits dem Keime nach den prinzipiellen Gegensatz enthielten, der nachmals Papsttum und Kaisertum verfeindete. Nur konnte die Kirche damals des starken Schutzes noch nicht entbehren, den sie beim Frankenreiche fand, besonders im Hinblick auf die Unzuverlässigkeit der benachbarten langobardischen Herzogtümer. Auch Grimoald von Benevent hatte die anfangs gewahrte Treue später gebrochen, aber der Zug, den in des Vaters Auftrag die Könige Pippin und Ludwig 791 wider ihn unternommen, war ohne Erfolg geblieben.

Ein merkwürdiges Gegenstück zu dem Bemühen des Papstes, seine weltliche Herrschaft von dem Frankenkönige unabhängig zu machen, bildet des letzteren Versuch, die Stellung eines Schutz- und Schirmherrn der Kirche, die sich zunächst doch nur auf deren weltliche Verhältnisse bezog, auch in betreff eigentlich kirchlicher, ja sogar dogmatischer Fragen zur Anerkennung zu bringen oder vielmehr einfach so, als ob sie auch da unangefochten gelte, auszuüben. Das that er, indem er zwei spanische Bischöfe, welche durch ketzerische Lehrmeinungen Anstoß erregt hatten, vor Synoden seiner fränkischen Bischöfe zur Rechenschaft zog, den als sein Unterthan auch erschienenen Felix von Urgel zum Widerruf anhielt und zur Wiederholung desselben dann nach Rom schickte. Selbst in der Frage der Bilderverehrung gab Karl 794 zu Frankfurt mit den um ihn versammelten Geistlichen seines Reiches eine Entscheidung, die mit dem vom Papste gut geheißenen Beschluß einer nicänischen Synode vom Jahre 787 nicht im Einklang stand, deren Annahme aber dennoch der römischen Kirche zugemutet wurde, so daß nur der glücklicherweise möglichen vermittelu-

den Deutung eines Wortes die Wahrung der bedrohten Eintracht zu danken war. Gewiß wird man dieſen Zwiſchenfall nicht benutzen dürfen, um dem großen Franken Entwürfe zuzuſchreiben, deren Verwirklichung die ungeſunde Miſchung höchſter kirchlicher und höchſter weltlicher Gewalt, wie ſie damals im byzantiniſchen Reiche zum Verderben von Staat und Kirche beſtand, auch für ſeinen germaniſch-romaniſchen Staat zur Folge gehabt haben würde, ſondern darin nur einen Beweis finden für den von einer gewiſſen Naivetät nicht freien Eifer, mit dem Karl die ihm nach ſeiner Meinung obliegenden Pflichten gegen die Kirche überall und zu jeder Zeit zu erfüllen trachtete. Es iſt, als ob Karl, von einem unklaren, gleichſam inſtinktiven Drange erfüllt, halb unbewußt fortgeführt von dem Zuge ſeiner ſich immer großartiger geſtaltenden Geſchichte, ſich damals bereits als Kaiſer gefühlt habe. Entbehrte er auch noch des Namens und der äußeren Abzeichen, dem Inhalt und dem Weſen nach war das Kaiſertum bereits vorhanden. Was zu ſeiner förmlichen Konſtituierung und Anerkennung noch fehlte, war das Geringere und konnte durch einen mehr äußern als innern Anſtoß ſchnell ins Leben gerufen werden.

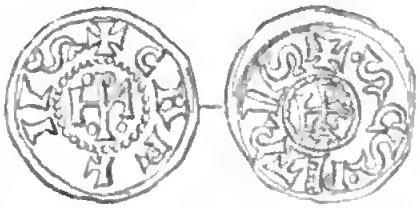
Bedeutſam erſcheint in dieſer Hinſicht gleich die ungewöhnliche Art, in der Hadrians Nachfolger, Papſt Leo III. (795—818) die Schirmherrſchaft Karls anerkannte und durch eindrucksvolle ſymboliſche Handlungen inhaltlich erweiterte. Die Geſandten, welche dem König Leos Erhebung anzeigten, überbrachten ihm mit anderen Geſchenken das Banner der Stadt Rom und die Schlüſſel zu ihrer heiligſten Stätte, dem Grabe des Apoſtelfürſten; zugleich luden ſie ihn ein durch einen Bevollmächtigten den Treuſchwur und Unterthaneneid des römiſchen Volkes in Empfang nehmen zu laſſen. Das war mehr, als Hadrian gethan hatte; die ſpäteren Ereigniſſe aber laſſen vermuten, daß Leo III. ſich von Anfang an in einer unſicheren Stellung befand und von einer — ſei es ſtädtiſchen, ſei es geiſtlichen — Oppoſition Anfeindung zu fürchten hatte, gegen die er ſich rechtzeitig des wirkſamſten Rückhalts verſichern wollte. Ja ſelbſt eine Anerkennung des Rechtes und der Pflicht zur Überwachung der Kirche in Bezug auf die Reinheit der Lehre, wie Karl ſie unlängſt in Frankfurt geübt hatte, kann in dieſem außerordentlichen Huldigungsakt geſehen werden, wie denn auch der König in ſeinem Antwortſchreiben ſeine Stellung zu der Kirche Chriſti ausdrücklich dahin beſtimmte, daß es ihm obliege, dieſelbe nach außen gegen den Andrang der Heiden und die Verwüſtung der Ungläubigen mit ſeinem Anſehen, im Innern aber durch die Aufrechterhaltung des katholiſchen Glaubens überall zu beſchützen. In ſeinem Auftrage ging dann Angilbert nach Rom, empfing den Eid der Römer und nahm die feierlichen Erklärungen des Papſtes entgegen, durch welche dieſer im Gegenſatz zu dem Selbſtändigkeitsſtreben ſeines Vorgängers die weltliche Hoheit des Frankenkönigs über die Stadt Rom, ihr Gebiet und das Exarchat anerkannte. Rom und der Kirchenſtaat waren damit in der unzweideutigſten Weiſe als Teile des fränkiſchen Reiches bezeichnet und die Schenkungen Karls und Pippins vorläufig um die ſtaatsrechtlichen Konſequenzen gebracht, welche

Muſivbild aus Papſt Leos III. Triklinium im Lateran:
Der heilige Petrus dem Papſt eine Stola, Karl d. Gr. eine Fahne darreichend.

die Kurie zuletzt daraus zu ziehen verſucht hatte. Daß es ſich dabei wirklich um einen politiſchen Akt handelte, durch den die Beziehungen zwiſchen dem fränkiſchen Reiche und der Kirche auf einer neuen Grundlage geordnet werden ſollten, davon legt auch die Großartigkeit Zeugnis ab, mit der Leo III. die Erinnerung an das damals Vereinbarte durch ein ungewöhnlich koſtbares Denkmal auf die Nachwelt zu bringen bemüht war. Aus dem reichen Anteil, den Karl der Kirche gerade damals aus der avariſchen Beute gewährt hatte, ließ er in dem Speiſeſaal des Lateranpalaſtes ein großes Moſaikbildwerk herſtellen, um den neuen Bund zwiſchen weltlicher und geiſtlicher Macht zu verherrlichen: in der Mitte erblickte man den Heiland, wie er ſeine Jünger zur Verkündigung des Evangeliums in alle Welt ſendet; links davon war er dargeſtellt, wie er auf dem Thron ſitzend dem Papſte Silveſter die Schlüſſel und Kaiſer Konſtantin die Fahne übergiebt; rechts reichte der heilige Petrus Leo III. die päpſtliche Stola und König Karl die Fahne dar. Eine Nachbildung des unter Klemens XII. (1730—40) zu Grunde gegangenen Originalwerks, die im Anſchluß an alte Zeichnungen hergeſtellt iſt, befindet ſich noch heute in der von Benedikt XIV. (1740—58) errichteten Tribuna bei der Scala Santa in Rom. Karl wurde alſo Konſtantin dem Großen an die Seite geſtellt: die weltliche Gewalt trat als gleichberechtigt neben die päpſtliche und wurde wie jene auf unmittelbare göttliche Einſetzung zurückgeführt.

Die Kriſis, in deren Erwartung Leo III. dieſes neue Verhältnis zum fränkiſchen Reiche eingegangen war, trat nach einiger Zeit wirklich ein, ſchlimmer und demütigender für ihn, als er befürchtet haben mochte. Waren die Urheber und Rädelsführer dabei auch Männer, die, als Verwandte des Papſtes oder ſonſtwie zu Einfluß gelangt, unter Hadrian I. eine Rolle geſpielt hatten ſo mögen doch neben den perſönlichen Motiven auch politiſche Leidenſchaften mitgewirkt haben, inſofern die Unterordnung der ewigen Stadt unter die Herrſchaft des Frankenkönigs gerade in den bisher dort leitenden Kreiſen Unzufriedenheit erzeugte. Als Leo III. am 25. April 799 von einem Hochamte, das er in der Kirche des heiligen Laurentius in Lucina gehalten hatte, in feierlicher Prozeſſion nach dem Lateran zurückkehrte, wurde er unterwegs von den Meuterern unter dem Primicerius Paſchalis, einem Neffen ſeines Vorgängers, überfallen, zu Boden geworfen, der päpſtlichen Gewänder beraubt und mißhandelt. Nach der Legende ſollen die Unmenſchen ihn des Augenlichts und der Zunge haben berauben wollen, aber mit ihrem blutigen Werk nicht zu Ende gekommen ſein und den ſchwer Verletzten, der erſt wie tot auf der Straße liegen geblieben war, als Gefangenen in ein Kloſter gebracht haben. Von dort gelang es ihm durch nächtliche Flucht zu entkommen und ſich aus der Stadt nach S. Peter zu retten, wo er ſich unter den Schutz der gerade anweſenden Geſandten Karls ſtellte, als welche der Abt Wirund von Stablo und Herzog Winigis von Spoleto genannt werden. Von dieſen geleitet begab er ſich nach Spoleto und trat von dort aus die Reiſe nach dem fernen Deutſchland an, um perſönlich des Mächtigen Schutz zu erbitten. Auf die Nachricht

davon ſchickte ihm Karl den Erzbiſchof Hildibald von Köln und einen Grafen entgegen; in der Lombardei begrüßte ihn im Auftrag des Vaters König Pippin. Bis tief in das eben wieder unterworfene Sachſen mußte der Papſt das Hoflager Karls aufſuchen: er traf ihn inmitten ſeines Heeres zu Paderborn, wo er vom König auf das ehrenvollſte empfangen wurde, von den Kriegern mit lautem Zuruf unter freudigem Waffengeklirr begrüßt. Aber mit den frohen Feſten, welche die beiden Häupter der Chriſtenheit mit den geiſtlichen und weltlichen Großen des Hofes und Heeres vereinigten, haben ſicher auch ernſte Beratungen abgewechſelt, bei denen im vertrauten Kreiſe die Maßregeln erwogen wurden, die zur Herſtellung der Ordnung in der ewigen Stadt ergriffen werden mußten. Denn ſo ganz einfach ſcheinen die Dinge doch nicht gelegen zu haben, und das Verhalten der Gegner Leos in Rom läßt erkennen, daß ſie nicht allein die Schuldigen waren, ſondern auch gegen den flüchtigen Papſt ſchwere Anklagen zu begründen vermochten, durch die ſie ſelbſt in den Augen Karls gerechtfertigt zu werden hofften. Auch Alcuin empfahl Karl Vorſicht und Milde; ohne ſolche hätte ein richterliches Eingreifen des Frankenkönigs der Stellung des römiſchen Biſchofs leicht überhaupt verhängnisvoll werden können.



Gemeinſame Münze von Karl dem Großen und Papſt Leo III., Denar.

Umſchrift: CARLVS; im Felde Monogramm für IMPERATOR; Rückſeite: SCS (Sanctus) PETRVS; im Felde Monogramm: LEO PAPA. Silber.

Erſt im Herbſt 799 trat Leo III., der nicht bloß in Paderborn den Altar der Kirche geweiht und dieſe mit Reliquien beſchenkt, ſondern auch in der Eresburg die neu erbaute S. Peterskirche geweiht haben ſoll, den Rückweg nach Italien an, im Auftrag des Königs, der erſt ſpäter nachfolgen wollte, geleitet von den Erzbiſchöfen Hildibald von Köln (785—819) und Arno von Salzburg (798—829) und einigen Biſchöfen und Grafen. Seine Widerſacher in Rom verzichteten auf jeden Widerſtand: ungehindert zog er Ende November 799 in die Stadt ein und nahm von dem Papſttum wiederum Beſitz. Die Führer der Rebellion wurden gefangen genommen und zur weiteren Verfügung an Karl geſchickt, der von ihnen den Beweis für die gegen den Papſt vorgebrachten ſchweren Anklagen vergeblich verlangte. Der endgültige Austrag der Sache blieb bis zu Karls Ankunft in Italien vertagt.

Dieſe erfolgte erſt nach faſt einem Jahre, und nun ſollte ſich glorreich vollenden, was ſeit nahezu einem halben Jahrhundert durch die allmähliche Entwickelung des Verhältniſſes zwiſchen der neuen Dynaſtie im fränkiſchen Reiche und der Kirche angebahnt und vorbereitet, ja was im weſentlichen eigentlich bereits abgeſchloſſen vorlag, nur daß noch der der Sache entſprechende Name und die ſie recht auszudrücken geeignete Form fehlten. Aber auch das ſcheint damals kaum noch zweifelhaft geweſen zu ſein, wie dieſer Name lauten und wie dieſe Form beſchaffen ſein würde. Mit einer gewiſſen Notwendigkeit

ergab ſich aus allem, was vorangegangen war, als logiſche Konſequenz die Krönung des bisherigen Patricius der römiſchen Kirche zum römiſchen Kaiſer. Als den Nachfolger Konſtantins hatte der Papſt ſelbſt den Frankenkönig durch das Bildwerk im Speiſeſaal des Lateranpalaſtes auf die Nachwelt bringen wollen. Aber auch — was beinahe wichtiger war — dem Kreiſe Karls und ſeiner Reichsgehilfen war der Gedanke an eine Erneuerung des römiſchen Kaiſertums nicht mehr fremd, und manche Spuren weiſen darauf hin, daß er gerade in jener Zeit lebhafter erörtert wurde. Die Bildung, welche die an Karls Hofe verſammelten Gelehrten vertraten und zum Gemeingut der höheren Kreiſe des Frankenvolkes machen wollten, war ja durch und durch römiſch, und wie in der Sprache, in der klaſſiſchen Litteratur der römiſchen Kaiſerzeit, ſo war man auch in den ſie erfüllenden allgemeinen politiſchen Vorſtellungen heimiſch geworden: das römiſche Kaiſertum galt als der treffendſte Ausdruck für die Summe aller irdiſchen Gewalt. Daß aber dieſe Karl zukam, ſtand für alle feſt, da er ja als Schutz- und Schirmherr über der Kirche ſtand, die nicht bloß das einſtige Römerreich, ſondern den ganzen Erdkreis zu gewinnen berufen war. Da hieß Rom das Haupt der Welt und der Gipfel der höchſten Ehre, wurde Karl gefeiert als berufen zur Herrſchaft über den ganzen Erdkreis, wurde für das Königtum Karls, mit dem ihn Chriſtus zum Leiter des Chriſtenvolks geſetzt habe, ein höherer Rang und eine größere Macht in Anſpruch genommen, als einerſeits dem Nachfolger Petri, anderſeits dem entwürdigten byzantiniſchen Kaiſertum zuerkannt werden könnten. Die ganze Chriſtenheit wurde als Herrſchaftsgebiet für Karl in Anſpruch genommen, und dafür war der Kaiſertitel allein die richtige Bezeichnung. Wenn die leitenden Perſönlichkeiten des karolingiſchen Hofes und Reiches in ſolchen Ideen lebten und von ihnen aus gelegentlich die Grundzüge eines neuen politiſchen Programms entwickelten, ſo wird ſich die Annahme doch nicht halten laſſen, daß Karl dem Großen in der Kaiſerkrönung ein von ihm nicht geforderter oder gar beſcheiden abgelehnter Lohn für die der Kirche geleiſteten Dienſte vom Papſte in einſeitigem, wohl gar überraſchendem Vorgehen gewährt worden ſei. Viel wahrſcheinlicher iſt es, daß der Entſchluß zur Erneuerung des römiſchen Kaiſertums, von dem Namen und Sache dem Frankenkönig und ſeinen gelehrten Freunden damals vermutlich geläufiger und vertrauter waren als dem Klerus und dem Volke von Rom, von Karl gefaßt wurde aus eigener Initiative und nicht erſt infolge einer in letzter Stunde erfolgten Anregung des Papſtes, daß er bereits gefaßt war, als der König Leo III. nach Rom folgte, und daß die Ausführung dieſes Vorhabens der Zweck war, um deſſen willen Karl damals nach der ewigen Stadt zog. Wie die Erneuerung des römiſchen Kaiſertums im einzelnen vollzogen, in welcher Form die in der Sache bereits erfolgte Entſcheidung vollſtreckt werden würde, mag zweifelhaft geblieben ſein; daß man die Mitwirkung der Kirche dabei für unumgänglich gehalten habe, wird nirgends angedeutet. Im Gegenteil kann es eigentlich kaum in der Abſicht Karls gelegen haben, die Kaiſerkrone, die man als den allein zutreffenden Ausdruck

für die thatsächlich von ihm geübte Machtfülle in Anspruch nahm, als eine Gabe der Kirche aus der Hand des Papstes in Empfang zu nehmen. Nur so ist der Bericht des trefflichen Einhard zu deuten, nach dem Karl späterhin erklärt haben soll, hätte er das Vorhaben des Papstes vorher gewußt, so würde er trotz des hohen Feiertags die Kirche überhaupt nicht betreten haben. Sicherlich hat damit nicht gesagt sein sollen, Karl habe Kaisertitel und Kaiserkrone überhaupt nicht haben wollen und sich mit ihrer Annahme nur der vollendeten Thatsache gefügt, welche Leo III. durch eine Überraschung, — die bei einem Akte von solcher Tragweite doch ausgeschlossen war — geschaffen hatte: dem widerstreiten die Geltung, deren die Kaiseridee schon vorher am Hofe Karls genoß, und die Selbständigkeit, mit der wir bei Karl besonders hochangesehene Männer ihre Bedeutung und Berechtigung erörtern hören. Die Würde, zu der man Karl für berufen hielt, knüpfte an die Traditionen des römischen Weltreichs an als des Inbegriffs des christlichen Erdkreises. Für die Krönung eines Imperators aber gab es kein Vorbild, und die Würde eines solchen durch eine andere Autorität, welche damit doch als ideell übergeordnet anerkannt worden wäre, sich übertragen zu lassen, stand mit dem Begriff und dem Wesen des römischen Imperiums sowohl wie auch des Imperiums, wie diese Zeit es dachte, in Widerspruch. Sich die Kaiserkrone vom Papste darreichen lassen, der wenige Jahre zuvor seine Oberhoheit in der unzweideutigsten Weise hatte anerkennen müssen, hieß für Karl eigentlich nichts anderes als den weltgeschichtlichen Schritt, den er mit der Annahme des Kaisertums that, gleich wieder halb zurückthun und in die Würde, welche den glorreichen Abschluß einer Herrscherlaufbahn ohnegleichen bilden sollte, einen Zwiespalt legen, der ihr verhängnisvoll werden mußte. Nach alledem werden wir annehmen dürfen, daß Karl, als er im November 800 in der ewigen Stadt erschien, entschlossen war, das nur auf Rom bezügliche Patriciat mit dem den christlichen Erdkreis umfassenden Kaisertum zu vertauschen: schickte ihm damals doch Alcuin eine kostbar ausgestattete Bibel, welche die kaiserliche Macht mit zu verherrlichen bestimmt sein sollte. Daß Karl aber ferner nicht die Absicht gehabt haben kann, sich von dem Papst als dem Träger einer ihm übergeordneten Autorität krönen zu lassen, geht auch aus dem hervor, was nach seiner Ankunft in Rom zunächst geschah, und aus der Rolle, welche der Papst dabei spielte.

Bei der Ankunft Karls eilte Leo III. ihm mit den vornehmsten Römern bis Nomentum, dem heutigen Mentana, zur Begrüßung entgegen; feierlicher noch hieß er ihn am 24. November in der Stadt willkommen. Die verschiedenen Körperschaften und Scharen von Bürgern zogen ihm mit den städtischen Fahnen unter Lobgesängen entgegen. Auf der Höhe der Marmorstufen, die zur Peterskirche hinaufführten, empfing ihn, von den Bischöfen und dem gesamten Klerus umgeben, der Papst und geleitete ihn in das Innere des Gotteshauses. Eine Woche verging dann über weiteren Verhandlungen und der Untersuchung der Vorgänge vom 25. April 799, wobei die Gegner Leos III. bei ihren schweren Anschuldigungen gegen diesen geblieben zu sein scheinen. Am

Aus einem Evangeliar Karls des Großen.*)
Paris, Nationalbibliothek.

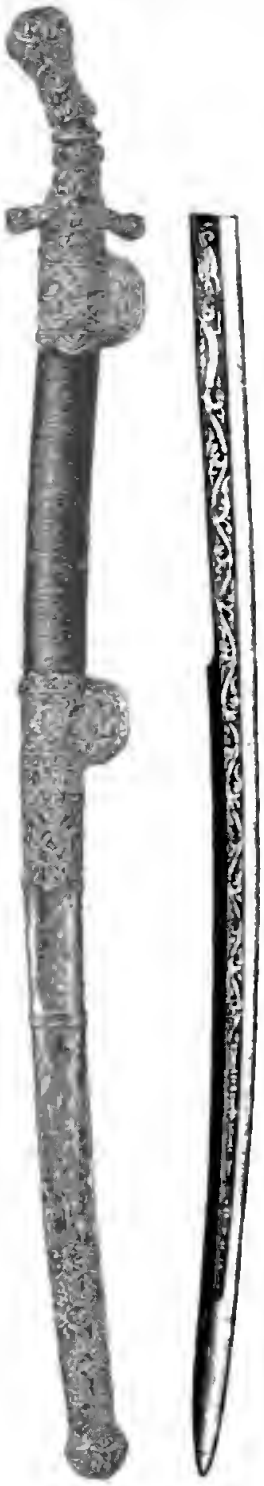
1. Dezember vereinigte Karl die anweſenden Würdenträger der Kirche mit den weltlichen Großen in der Peterskirche zu einer Synode, der auch das Volk ehrfurchtsvoll zuſehen durfte. Da teilte er zunächſt die Gründe mit, die ihn nach Rom zu kommen veranlaßt hatten; die weiteren täglichen Sitzungen galten der Ordnung der dabei berührten Angelegenheiten. Allen voran ging als die wichtigſte und ſchwierigſte die Erledigung der Anklagen, die von den in Haft befindlichen Gegnern Leos wider dieſen erhoben waren. Wie die Unterſuchung geführt wurde, ob überhaupt ein als Unterſuchung zu bezeichnendes Verfahren ſtattgefunden hat, muß dahingeſtellt bleiben. Es ſcheint, daß die Ankläger auf die förmliche Vertretung ihrer Beſchuldigungen verzichteten: war bei dem Verhältnis zwiſchen Leo und dem Frankenkönig ein Erfolg doch auch nicht zu erwarten. Zudem ſcheint Leo unter den fränkiſchen Geiſtlichen einflußreiche Fürſprecher gefunden zu haben. Dennoch hielt man es im Intereſſe der päpſtlichen Würde ſelbſt für geboten, daß Leo durch einen feierlichen Reinigungseid jeden Verdacht entwaffnete und ſeine Gegner für alle Zeit mundtot machte. Vor verſammelter Synode beſtieg er am 23. Dezember die Kanzel und leiſtete, das Evangelienbuch über dem Haupte emporhaltend, vor dem Grabmal des heiligen Petrus unter Anrufung der Dreieinigkeit „aus freiem Willen“ vor Gott den Eid, daß er rein ſei von den Verbrechen, die ihm zur Laſt gelegt worden ſeien, während er ſie doch weder gethan habe noch habe thun laſſen. Das von der ganzen Verſammlung freudig angeſtimmte Tedeum ſchloß die außerordentliche Handlung, bei der der Papſt

übrigens nicht zu erklären unterließ, er habe sie durchaus aus freien Stücken vollzogen und es dürfe daraus für keinen seiner Nachfolger oder einen andern Bischof in Zukunft eine Verpflichtung zu ähnlichem hergeleitet werden.

An demselben Tage nun trat ein Ereignis ein, unscheinbar an sich, aber doch geeignet einen tiefen Eindruck zu machen in dem Augenblick, wo es sich darum handelte, in dem Symbol der kaiserlichen Krone dem Frankenkönige die Herrschaft über die gesamte Christenheit zu übertragen. In Begleitung von zwei Mönchen, die ihm der Patriarch von Jerusalem mitgegeben hatte, traf in Rom ein Priester, Namens Zacharias, ein, den Karl ein Jahr zuvor nach den heiligen Stätten geschickt hatte, und überbrachte dem König die Schlüssel nicht bloß für die Stadt Jerusalem, sondern auch zum heiligen Grabe, dem Kalvarienberge und zu dem Berge Zion nebst dem Banner der heiligen Stadt. In derselben sinnbildlichen Weise, wie erst Rom seiner Herrschaft gehuldigt hatte, empfing Karl nun auch die Stadt zu eigen, an die sich der Ursprung des Christentums knüpfte: nicht bloß der Beschützer der römischen Kirche war er hinfort, sondern die gesamte Christenheit hatte in ihm ihren Schirmherrn zu ehren. Vielleicht hat gerade dieser Vorgang bei Leo III. den Entschluß zur Reife gebracht, den er zwei Tage später ausführte, indem er Karl das Kaisertum übertrug, in einer Form freilich, die den Absichten Karls kaum entsprochen haben kann, da sie die schwebende Frage nicht bloß eigenmächtig, sondern auch zum Vorteil der Kirche löste.

Als Karl nämlich am 25. Dezember, von den Großen und Würdenträgern des Hofes begleitet, in der Peterskirche, die eine festlich bewegte Menge erfüllte, der Messe beiwohnte und dann am Altare sein Gebet verrichtete, trat der Papst unerwartet an ihn heran und setzte ihm eine goldene Krone auf das Haupt, worauf die Römer in den jubelnden Zuruf ausbrachen: Karl, dem Augustus, dem von Gott gekrönten, großen und friedenbringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg! — eine Begrüßung, welche bei den anwesenden Römern doch eine Kenntnis des vom Papste Beabsichtigten voraussetzt und vermuten läßt, Leo habe die Kaiserkrönung Karls mit den Ausschlag gebenden Persönlichkeiten des Adels und der Bürgerschaft von Rom zum voraus vereinbart. Dann warf sich der Papst dem neuen Kaiser der Römer huldigend zu Füßen und salbte und krönte seinen ältesten Sohn Karl zum König. Karl seinerseits bethätigte seinen Dank durch kostbare Geschenke, die er der Peterskirche und anderen Kirchen der ewigen Stadt darbrachte. Später mußten die Gegner Leos III. vor seinem Richterstuhl erscheinen und wurden als Majestätsverbrecher zum Tode verurteilt; auf Fürbitte Leos III. aber begnadigte sie Karl und ließ sie in die Verbannung über die Alpen führen. Mit der Ordnung von Kirche und Staat beschäftigt blieb der Kaiser, dessen Sohn Pippin damals einen Zug gegen den Herzog von Benevent unternahm, dabei aber nichts aus-

*) Das Evangeliar wurde durch den Schreiber Godescalc im Auftrage Karls des Großen und seiner Gemahlin Hildegard während der Jahre 781—783 ausgeführt. Die Buchstaben sind mit Gold und Silber auf Purpurpergament gemalt. Die Schrift in dem abgebildeten Zierstück ergiebt die Worte: IN ILLO TEMPORE.



Säbel Karls des Großen: Geſchenk von Harun al Raſchid. Im Dom zu Aachen.

gerichtet zu haben ſcheint, noch bis über das Oſterfeſt 801 hinaus in Rom und kehrte dann in das Frankenreich zurück, für deſſen innere Einrichtung ſich aus der Kaiſerwürde wichtige Neuerungen ergaben. Unterwegs empfing er zwiſchen Ivrea und Vercelli eine Geſandtſchaft Harun al Raſchids, des Kalifen von Bagdad, welche die bevorſtehende Ankunft für ihn beſtimmter koſtbarer Geſchenke meldete. Dieſe trafen erſt ein Jahr ſpäter in Aachen ein, von einem Juden Iſaak geleitet, den Karl einige Jahre zuvor mit einer Botſchaft nach Bagdad geſchickt hatte und der auf dem Heimweg auch Nordafrika beſucht hatte. Am meiſten bewundert wurde unter den Gaben ein Elefant, der den Namen Abul Abbas führte.

Zweiunddreißig Jahre trug Karl die Krone des fränkiſchen, achtundzwanzig die des langobardiſchen Reiches, als er beiden die des römiſchen Kaiſers hinzufügte. Dieſe brachte ihm zwar nicht neue Provinzen ein, aber ſie faßte vermöge der Idee, welche mit ihr verbunden war, alle von ihm beherrſchten Länder in einer neuen Einheit zuſammen, für die der politiſche Ausdruck in einer vollkommeneren Organiſation des karolingiſchen Staates geſucht werden mußte. Mehr noch als bisher tritt infolgedeſſen dieſe Seite in dem Wirken Karls zu Tage: der Kriegsfürſt und Eroberer weicht mehr und mehr dem ſchöpferiſchen Staatsordner und ſegensreich waltenden Friedefürſten. Karl hatte die höchſte Vorſtellung von den Pflichten, die ihm mit dem Kaiſertum auferlegt waren, aber er meinte auch den ihm untergebenen Völkern gegenüber nun größere Rechte zu beſitzen und deshalb weniger als bisher an das Herkommen gebunden zu ſein, ſondern freier ſchalten, bei ſeinen neuen Einrichtungen tiefer greifen und größere Gleichmäßigkeit erſtreben zu dürfen. Die Änderung, welche damit in ſeiner Herrſcherſtellung und Herrſcherthätigkeit eintrat, fand einen beſtimmten Ausdruck, indem alle Unterthanen das Treugelübde, das ſie ihm früher als König geleiſtet hatten, 802 dem Kaiſer wiederholen mußten; auch alle diejenigen wurden vereidigt, die ihm bisher überhaupt noch nicht geſchworen hatten, bis zu dem zwölften Lebensjahre abwärts. Den mit der Entgegennahme dieſer Eide beauftragten Beamten wurde zur Pflicht gemacht, alle Unterthanen über die

hohe Bedeutung dieses Gelöbnisses aufzuklären: nicht bloß ihm lebenslänglich die Treue zu wahren, keinen Feind in das Land zu führen, keine von anderen geplante Untreue zu unterstützen oder zu verschweigen sollten sie verpflichtet sein, vielmehr wurden aus der höheren Machtstellung, die Karl als Kaiser gewonnen, eine ganze Reihe neuer, teils kirchlicher, teils moralischer, teils allgemein staatlicher Leistungen und Pflichten hergeleitet. Es hing damit zusammen, daß der Kaiser damals aus den Konzilakten und Papstdekreten eine Art von kirchlichem Gesetzbuch zusammenstellen ließ und eine Revision der alten Volksrechte anordnete, nach denen die einzelnen Stämme in seinem Reiche lebten.

Ganz jedoch ruhten die Waffen auch in den folgenden Jahren nicht, wenn auch der Kaiser persönlich an den kriegerischen Ereignissen weniger teilgenommen zu haben scheint. Aber keine von den Unternehmungen, um die es sich dabei handelte, kann mit denjenigen auf eine Stufe gestellt werden, durch welche die weltbeherrschende Stellung des fränkischen Reiches begründet worden war. Jetzt galt es nur die großen Erfolge der früheren Kriege zu vervollständigen und für die Zukunft sicher zu stellen. Vor allem mußte in Sachsen endlich der letzte Rest von Widerstand gebrochen werden. Ob und wie sich dieser in den letzten Jahren bethätigt hatte, wissen wir nicht; gewiß ist, daß es auch jetzt noch ernster Maßnahmen bedurfte, um unbedingte Fügsamkeit zu erzwingen. Die kriegerische Bewegung freilich blieb wohl auf einzelne Landschaften beschränkt, und Karl konnte sich sogar sächsischer Waffen bedienen, um die im Widerstand Beharrenden zu züchtigen: 802 wurden die Nordalbingier von ihren eigenen Volksgenossen, die im Süden der Elbe saßen, in seinem Auftrage mit Heeresmacht überzogen. Zwei Jahre später, 804, rückte der Kaiser noch einmal gegen abtrünnige Sachsen ins Feld, an der Spitze eines bei Lippspringe gesammelten großen Heeres, zu dem selbst König Ludwig aus dem fernen Aquitanien entboten war. Danach handelte es sich offenbar um einen Schlag, der die sächsische Frage ein für allemal aus der Welt schaffen sollte. Das Land von Lippspringe aus nach Überschreitung der Aller nordwärts durchziehend, kam Karl bis in die Nähe der Elbe: bei Hollenstädt, südlich von Harburg, lagerte er. Von dort streiften die Franken durch die widersetzlichen Gaue, die nicht bloß mit Sengen und Brennen gezüchtigt, sondern entvölkert wurden. Die gesamte Einwohnerschaft, Männer, Weiber und Kinder — nach Einhard 10 000 Männer — wurden als Kriegsgefangene fortgeführt und weit von ihrer Heimat in verschiedenen Teilen des Reiches angesiedelt. Das gleiche Schicksal traf die Nordalbingier, ja ein schwereres noch insofern, als gegen sie das furchtbare Gebot nicht durch die Franken vollstreckt wurde, sondern durch ihre Todfeinde, die Abodriten, deren Fürst Drosuch bei Karl erschien und, zum obersten Fürsten aller Abodriten eingesetzt, die sächsischen Gaue jenseits der Elbe als Eigentum erhielt. Wie diese slawischen Eindringlinge in dem bisher vergeblich bestürmten deutschen Grenzlande gehaust haben mögen, kann man sich denken: bald wurden sie auch für das Frankenreich unbequeme und gefürchtete Nachbarn.

Es fehlt in der Überlieferung nicht an Zügen, die erkennen laſſen, mit welcher Rückſichtsloſigkeit und Härte bei der Wegführung der letzten Verteidiger altſächſiſcher Freiheit verfahren wurde und wie Unſchuldige und Schuldige gleich ſchwer zu leiden hatten. Unſerer Auffaſſung erſcheint Karls Verfahren barbariſch, unmenſchlich. Jene Zeit dachte anders und nahm an dem Geſchehenen um ſo weniger Anſtoß, als es ſich für ſie dabei nicht bloß um eine politiſche und nationale, ſondern um eine religiöſe Notwendigkeit handelte. Auch Karl war und blieb ein Kind dieſer Zeit, und man thut Unrecht, wenn man ihm eine Handlungsweiſe, bei der er ſich mit derſelben völlig im Einklang befand, zum Vorwurf macht und daraus nachteilige Schlüſſe auf ſeinen Charakter und auf ſeine Geſinnung zieht, um dieſen als roh und grauſam, jene als undeutſch zu kennzeichnen. In ſolchen Zeiten des Überganges finden wir nicht ſelten ſcheinbar völlig unvereinbare Gegenſätze unmittelbar nebeneinander und können gerade an den bedeutendſten Perſönlichkeiten die Beobachtung machen, wie ſie auf der einen Seite mit ihrem Denken, Fühlen und Handeln auf eine höhere Kultur hinweiſen, auf der anderen noch ganz befangen ſind in den roheren Zuſtänden, in deren allmählicher Überwindung ihre geſchichtliche Bedeutung liegt. So hat denn auch Karl der Große in Sachſen mit der einen Hand unbarmherzig ausgerottet, was den endlichen Sieg des Chriſtentums hindern konnte, mit der anderen die Anfänge der neuen Pflanzung ſorgſam gehegt und gepflegt. Jetzt trat auch eine einheitliche kirchliche Organiſation Sachſens ins Leben. Bremen, längſt ein Zentrum der Miſſion, wo der fromme Willehad gewirkt hatte, wurde Sitz eines Bistums, das mit den ſpäter errichteten Bistümern Paderborn, Minden und Verden die Engern zu Chriſten erziehen ſollte. In Weſtfalen wurden Osnabrück und Münſter Biſchofſitze. Die Oſtfalen verteilte man unter die Sprengel von Hildesheim und Halberſtadt. Dieſe große kirchliche Neuſchöpfung ſetzte man, um ihr feſten Halt zu geben, mit der alten Organiſation der fränkiſchen Kirche in der Weiſe in Verbindung, daß die ſächſiſchen Kirchenprovinzen unter die vornehmſten der deutſchen Metropolen verteilt wurden: Paderborn und Verden, Hildesheim und Halberſtadt kamen unter Mainz, Bremen, Minden, Münſter und Osnabrück unter Köln, das nun, aus der Abhängigkeit von Mainz gelöſt, zum Erzbistum erhoben wurde. Die Vorſteher der neuen Bistümer mußten zunächſt natürlich aus dem fränkiſchen Klerus genommen werden, ebenſo die Mehrheit der unter ihnen zu wirken berufenen Geiſtlichen, ein Umſtand, der den Sachſen die Eingewöhnung in die neue Ordnung erſchwerte. Aber damit die Sachſen bald durch Geiſtliche ihres eigenen Stammes in dem Chriſtentum befeſtigt würden, ließ Karl viele junge Sachſen, nicht ſelten Sprößlinge edler Häuſer, die man ihm als Geiſeln überantwortet hatte oder die mit den in das Innere des Reiches verpflanzten Tauſenden der Heimat entriſſen waren, fränkiſchen Klöſtern übergeben, um ſie zu Klerikern zu erziehen, namentlich unter der Obhut ſeines Vetters, des Abtes Adalhard, in dem Kloſter Corbie an der Somme, von dem aus ſpäter eines der älteſten und verdienteſten ſächſiſchen Klöſter, Korvei, als Tochteranſtalt errichtet wurde.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig
G. Grote'sche Verlag

Das Reich
KARLS DES GROSSEN.
Frankreich 771
Eroberungen Karls
Grenzen seines Machtbereichs
Oströmischer Besitz
Maaßstab 1:9 Mill.
Östl. L. v. Greenw.
Abotriti
Wilzi
Magdeburg
Erfurt
THURINGIA
Sorabi
Wissegrad
Beheim
(Čechen)
Regensburg
Pazowa
Bairische Ostmark
BAIOARIA
Salzburg
KARENTANUM
REICH DER AVAREN, HUNEN
Dravus
Forum Iulii
Carniola
Istria
Pola
CROATIA
Sorabi
Medjolanum
Ravena
Ariminum
Ancona
Romania
Kirchen Staat
Spoletum
ITALIAE
ROMA
Provincia Beneventana
Beneventum
Baris
Brundisium
Tarentum
Neapolis
Salernum
Amalfia
Corsica
Sardinia
Tyrrenum
Adriaticus Gulfus
Mit Benutzung von N° 30 aus Spruner Menkes Handatlas entw. u. gez. v. H. Lullies

Die Widerstandskraft der Sachsen war nun endlich gebrochen: was von ihnen noch in der streckenweise entvölkerten alten Heimat vorhanden war, hat sich, durchsetzt mit den zahlreich herbeigewanderten fränkischen Kolonisten, geduldig gefügt, und nichts verlautet mehr von Widerstand oder Empörung. Erst späterhin scheinen gewisse Widersprüche zwischen der neuen staatlichen und kirchlichen Ordnung und den im Altgermanischen wurzelnden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen eine Gärung veranlaßt und den Schmerz um den Verlust der Freiheit hier und da erneut zu haben. Wohl aber bedurfte es noch immer fast unausgesetzter kriegerischer Thätigkeit, um die friedliche Entwickelung Sachsens gegen willkürliche Störung von außen her zu sichern. Dem glücklich beendeten Sachsenkriege schlossen sich alsbald die Kämpfe der Franken gegen Wenden und Dänen an.

Im Jahre 808 wurden die Abodriten von dem Dänenkönig Gotfried und von dem wendischen Stamme der Wilzen angegriffen und so hart bedrängt, daß ihr Fürst Drosuch, von dem Abfall der eigenen Leute bedroht, entfliehen mußte. Im Auftrage des Kaisers eilte sein ältester Sohn, König Karl, nach der unteren Elbe, ging, als er die Dänen bereits auf dem Rückzuge fand, über den Fluß und suchte das Gebiet einiger von den Abodriten zu den Dänen abgefallenen wendischen Stämme verwüstend heim. Zur Abwehr des gefürchteten fränkischen Angriffs ließ der Däne Gotfried von seinem Heere im Süden der jütischen Halbinsel quer durch dieselbe von Meer zu Meer einen Erdwall aufwerfen, in dem nur ein einziger Thorweg angebracht war: so entstand das sogenannte Danewerk, dessen Zug im einzelnen nicht mehr mit völliger Sicherheit ermittelt werden kann. Der Dänenkönig schien ernstlich Frieden zu wünschen: er knüpfte 809 Unterhandlungen mit dem Kaiser an, und seine Gesandten trafen mit Karls Bevollmächtigten an der Grenze zusammen. Gleichzeitig aber soll er den in sein Land zurückgekehrten Abodritenfürsten Drosuch, der die Wilzen von neuem bedrängte, haben meuchlings ermorden lassen. Deshalb nahm der Krieg seinen Fortgang. Während er sich zu Lande, wie es scheint, auch jetzt auf die Verteidigung beschränkte, überfiel Gotfried 810 mit einer starken Flotte Friesland und brachte es vorübergehend in seine Gewalt. Während der Kaiser schleunigst zur Wiedereroberung rüsten, namentlich die nötigen Schiffe bauen ließ, fiel der Däne von neuem in das Land der Abodriten ein und setzte sich auch dort vorläufig fest, ja er soll sich bereits mit dem Gedanken getragen haben, in das Frankenreich selbst einzubrechen und sich geradeswegs auf Aachen zu wenden. Solchen verwegenen Plänen Halt zu gebieten, erschien Kaiser Karl selbst noch einmal im Felde: bald stand er mit einem stattlichen Aufgebot am Einfluß der Aller in die Weser. Dort, so scheint es, wollte er abwarten, nach welcher Seite der großsprecherische Feind sich wenden würde: da kam die Meldung, Gotfried sei von einem seiner Vasallen getötet. Ihm folgte sein Neffe Henning, der mit Karl einen Waffenstillstand und 811 einen Frieden schloß, nach dem die Grenze beider Reiche an der Trave blieb. Thronstreitigkeiten, die nach Hennings frühem Tode in

Dänemark ausbrachen, sicherten das Frankenreich vollends nach dieser Seite. Auch den Wilzen gegenüber wurde die Autorität Karls nun zur Geltung gebracht: als Verbündete der Dänen hatten sie 810 die fränkischen Grenzburgen an der Elbe überfallen und eine der wichtigsten, Hohbuoki wird sie genannt, zerstört. Nach der Herstellung derselben brachen 811 drei fränkische Heere in ihr Gebiet ein und zwangen sie zur Unterwerfung und zur Stellung von Geiseln.

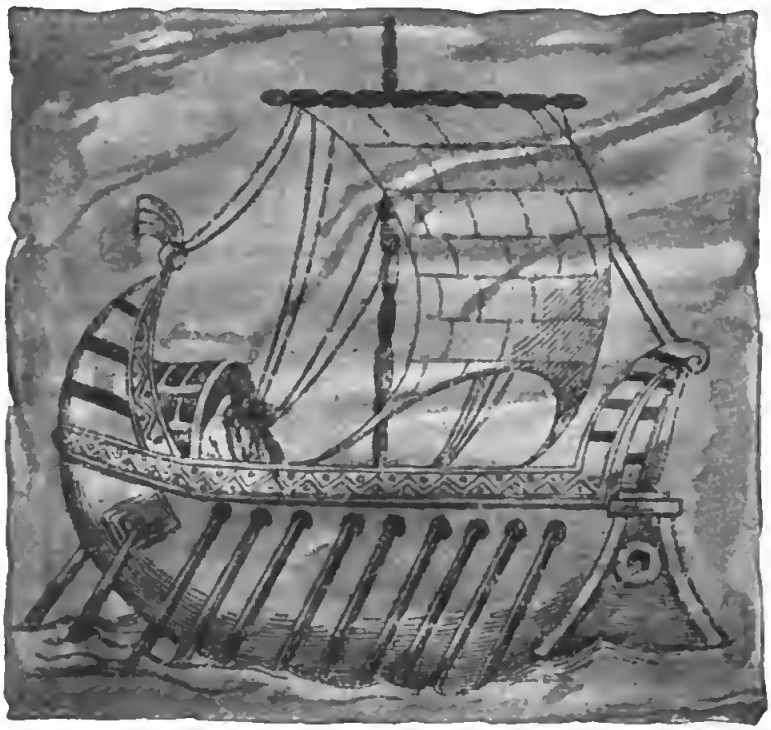
Ähnliche Kämpfe mußten zur Deckung der übrigen Grenzen geführt werden. Denn durch die ganze Masse der slawischen Völkerschaften, welche die im Zeitalter der Wanderung von den deutschen Stämmen geräumten östlichen Lande eingenommen hatten, ging bei dem bedrohlichen Wachstum des fränkischen Reiches eine unruhige Gärung, entsprechend der Verschärfung der nationalen und religiösen Gegensätze. Während der kleine Krieg längs der Elblinie fortdauerte, mußte Karl 805 und 806 einen großen Feldzug gegen die Czechen (Böhmen) unternehmen lassen, die sich, ihm anfangs befreundet, nun auch auf die Seite seiner Feinde geschlagen hatten. Ein größerer Erfolg wurde dort, wie es scheint, nicht erkämpft, obgleich die von verschiedenen Seiten her in Böhmen eingefallenen fränkischen Heere nach ihrer Vereinigung an der Eger bis über die Elbe in das Innere des Landes eindrangen. Ein Teil des fränkischen Reiches wurde Böhmen damals sicher noch nicht. Dagegen machten die fränkische Herrschaft und die christliche Kultur bei den Slawen allmähliche Fortschritte, die, in den Thälern der östlichen Alpen sitzend, gelegentlich sowohl den Bayern im Norden wie den Langobarden im Süden unbequem geworden waren und deshalb auch mehrfach von beiden gemeinsam bekämpft wurden. Ein großes Verdienst um die Einbürgerung christlicher Kultur in jenen Gebieten erwarb sich der unermüdliche Erzbischof Arno von Salzburg (798—821), dessen Sprengel allmählich auch auf Kärnten ausgedehnt wurde. Salzburg war übrigens auch der Ausgangspunkt für die gleichen Bestrebungen in dem Lande der Avaren, bei denen Karl dadurch eine bessere Ordnung herzustellen suchte, daß er alle Teilfürsten nach altem Brauche wieder einem Oberhaupte unterordnete, das er aus der Zahl der zum Christentum übergetretenen Häuptlinge ernannte und das natürlich als sein Vasall galt, wie er denn auch Streitigkeiten, die unter den Fürsten und Stämmen ausbrachen, durch seine Bevollmächtigten entscheiden ließ. Die Avaren, umdrängt und durchsetzt von zahlreichen sich auf ihre Kosten ausbreitenden slawischen Stämmen, sind allmählich verschwunden.

Gering dagegen blieben Karls Erfolge gegen den Islam, und es entspricht nicht den geschichtlichen Thatsachen, wenn die Sage nachmals gerade diese Seite in der Thätigkeit des Kaisers besonders betont und mit Vorliebe ausgeschmückt hat, so daß sie ihn schließlich zu dem ersten Kreuzzugshelden gemacht hat, um auch diese Bewegung der späteren Zeit auf einen von ihm gegebenen Anstoß zurückzuführen. Weniger nämlich als in Karls Kriegen gegen die Sachsen, Wenden und Avaren tritt das religiöse Moment gerade

in den Unternehmungen zu Tage, welche der Erweiterung der ſpaniſchen Mark galten, und man wird dieſelben beſſer von dem rein politiſchen Standpunkte aus auffaſſen. Denn indem er das Kalifat von Kordova zu ſchwächen ſtrebte, ſtand Karl im Bunde mit dem erſten Herrſcher der mohammedaniſchen Welt, Harun al Raſchid, dem Kalifen von Bagdad, und half mittelbar deſſen gebietende Stellung im Oſten befeſtigen, wofür er freilich ſeinerſeits in demſelben einen Rückhalt gegen das byzantiniſche Reich gewann. Die Idee des Kampfes für den Glauben zur Ausbreitung des Chriſtentums über die ganze Welt ließ ſich hier den realen Verhältniſſen gegenüber nicht mit dem ſonſtigen Nachdruck geltend machen. Auch in den letzten Jahren der Regierung Karls hat durch die Schwankungen des Kriegsglückes der Beſitzſtand beider Teile dort manchen Wechſel erfahren. Das wichtige Barcelona, das ſich ſchon einmal vorübergehend der fränkiſchen Herrſchaft gebeugt hatte (S. 50), verfiel ihr 801 endgültig. Mehr aber als ihren Waffen verdankten die Franken auch jetzt der Uneinigkeit der Gegner und der Treuloſigkeit, mit der die Statthalter der nördlichen Gebiete ſich ihnen häufig gegen ihren rechtmäßigen Herrn anſchloſſen, um ſich unabhängig zu machen. Aus dieſem Bemühen, zwiſchen den beiden großen Mächten, die in dem Ebrothale zuſammenſtießen, ſich nach Möglichkeit zu behaupten, ſind wohl auch die mannigfachen Wechſel in der Parteiſtellung dieſer Emire zu erklären, die bei der Dürftigkeit der Überlieferung eine klare Einſicht in den wirren Gang dieſer Ereigniſſe unmöglich machen. Wiederholt iſt König Ludwig von Aquitanien weit über die unſichere fränkiſche Grenze vorgedrungen: Tarragona fiel in ſeine Gewalt, Tortoſa aber widerſtand ihm erfolgreich. Als ein großes Hindernis müſſen die Franken in dieſem Kriege den Mangel einer ausreichenden Flotte empfunden haben, da ihre Gegner Angriff und Abwehr namentlich auch auf die See verlegten: Korſika, das ſie einige Jahre in ihrer Gewalt gehabt hatten, mußten ſie infolgedeſſen 810 endgültig den Ungläubigen überlaſſen, die ſich damals auch in Sardinien einniſteten und damit eine dauernde Gefahr für die Küſten Italiens wurden. Auf dem Feſtlande dagegen kam der Kampf 812 zum Stillſtand, indem zwiſchen Karl und Hakem, dem Herrſcher von Kordova, der ſich durch den fortwährend erneuten Abfall der Emire der nördlichen Grenzgebiete zu dem Frankenreiche ſchwer bedroht ſah, eine Waffenruhe auf drei Jahre geſchloſſen wurde. Karl verzichtete damit auf die Erweiterung der ſpaniſchen Mark: nur gegen die unzuverläſſigen Basken hatte König Ludwig noch 813 einen ſtrafenden Zug auszuführen.

Am meiſten war durch die Erwerbung der römiſchen Kaiſerkrone Karls Verhältnis zu dem byzantiniſchen Reiche gewandelt worden; eine friedliche Regelung desſelben hat Karl offenbar beſonders am Herzen gelegen: hing doch von einer ſolchen Bedeutung und Zukunft der ihm übertragenen Würde zumeiſt ab. So ſchwer ihr Reich von äußeren Gefahren bedrängt und ſo tief es infolge fortſchreitender Entartung im Innern verfallen war, die Vorſtellung, welche die am Bosporus thronenden Kaiſer von ihren Rechten hatten, und

die Anſprüche, die ſie erheben zu können meinten, waren um nichts gemindert. Auch die Iſaurier und ihre Nachfolger hielten ſich für vollberechtigte Erben der römiſchen Imperatoren und begehrten als Oberherren auch des Weſtens anerkannt zu werden. Deshalb hielten ſie zäh die dürftigen Rechte feſt, die ihnen von dem ehemaligen reichen Beſitze in Italien noch geblieben waren, und hatten ſie auch, ſoweit ihre geringen Machtmittel reichten, der Einbürgerung der fränkiſchen Herrſchaft in der Halbinſel jede Art von Hinderung bereitet, wobei ſie ſich namentlich der Langobardenherzöge von Benevent bedienten.



Ein Schiff im 9. Jahrhundert.
Aus einer Miniaturenhandſchrift in der Nationalbibliothek zu Paris.

Die Oberhoheit über die ewige Stadt freilich war ihnen längſt entwunden: nationale und politiſche Verhältniſſe hatten dazu nicht weniger beigetragen, als der immer leidenſchaftlicher erbitterte Gegenſatz, der über kirchliche Streitpunkte — dogmatiſche ſowohl wie den Kultus betreffende — zwiſchen ihnen und den römiſchen Biſchöfen entbrannt und durch den Bilderſtreit zu einem ſchroffen Bruche geſteigert worden war. Für Leo III. wird, als er Karl den Großen zum Kaiſer krönte, der Wunſch, ſich den mächtigen Frankenkönig dauernd zum Beſchützer zu verbinden, zum mindeſten ebenſo beſtimmend geweſen ſein wie der andere, ſich den läſtigen Anſprüchen der Byzantiner ein für allemal zu entziehen. Jedenfalls richtete ſich das karolingiſche Kaiſertum, wie es da-

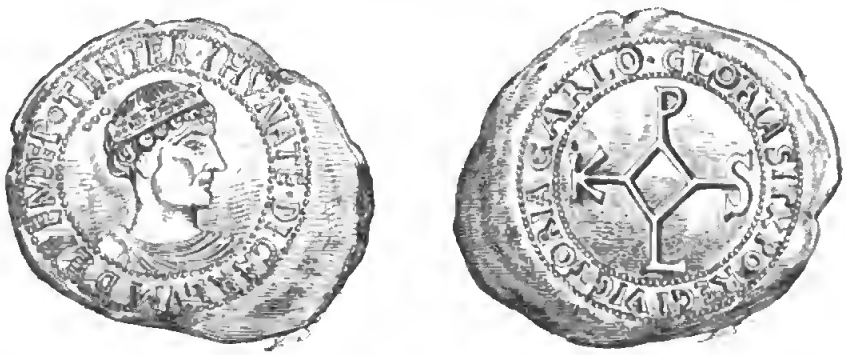
mals von ihm inauguriert wurde, unmittelbar gegen das byzantiniſche. Da iſt es nun höchſt merkwürdig, zu ſehen, wie Karl, der gerade während der letzten Jahre zu Byzanz in freundſchaftlichem Verhältnis geſtanden hatte, den hier drohenden Bruch abzuwenden und eine Verſtändigung herbeizuführen ſuchte: der Eifer, mit dem er das that, und die Hartnäckigkeit, mit der er nach mehrfachem Mißlingen immer wieder auf dieſe Sache zurückkam, können kaum einen Zweifel darüber laſſen, daß er einer in offenem Widerſpruche zu Byzanz behaupteten, von dort als unrechtmäßig angefochtenen Kaiſerkrone nicht den idealen Wert zuerkennen zu dürfen glaubte, den er für ſeine Krone beanſpruchte.

Beinahe phantaſtiſch erſcheinen die Entwürfe, durch deren Ausführung Karl im Einverſtändnis mit dem Papſte dieſe Schwierigkeit zu beſeitigen und ſein Kaiſertum gegen jeden Einwand ſicher zu ſtellen dachte. Um nichts Geringeres nämlich handelte es ſich als eine Vereinigung des fränkiſch-langobardiſchen Reiches mit dem byzantiniſchen, die volle Erneuerung alſo des einen, ungeteilten römiſchen Weltreiches. Man wird annehmen dürfen, daß nicht ſowohl politiſche als kirchliche Geſichtspunkte ein ſolches Unternehmen empfahlen und als ausführbar erſcheinen ließen: mit der Einheit des römiſchen Reiches zugleich dachte man die Einheit der thatſächlich doch bereits zweigeſpaltenen Kirche wiederherſtellen zu können. Die Regierung des Oſtreiches lag damals in der Hand der Athenerin Irene. Im Jahre 770 von Kaiſer Konſtantin Kopronymus ſeinem Sohne Leo IV. vermählt, hatte ſie mit dieſem fünf Jahre ſpäter den Thron am Bosporus beſtiegen und von Anfang an großen Einfluß ausgeübt, beſonders um Leo IV. zur Milderung der ſtrengen Strafbeſtimmungen zu vermögen, welche ſein Vater gegen die Anhänger des Bilderdienſtes erlaſſen hatte. Nach dem Tode ihres Gemahls, 780, hatte ſie die Vormundſchaft über ihren jungen Sohn Konſtantin VI. erhalten und leitete als Mitregentin desſelben thatſächlich das Reich. Nun erhoben ſich die erſt ſo hart verfolgten Bilderfreunde mit neuem Mute. Bereits 787 ſprach ſich ein auf Irenens Anlaß in Nicäa gehaltenes ökumeniſches Konzil (S. 51) für die Beibehaltung der Bilderverehrung aus, deren Konſequenz weiterhin natürlich auch die Erneuerung der Verbindung mit dem römiſchen Bistum hätte ſein müſſen. Aber die Beſchützerin der Rechtgläubigkeit war im übrigen mit allen Laſtern einer tief entarteten Zeit behaftet. Sich im Beſitze der Gewalt zu behaupten, ließ ſie durch ihren Sohn erſt die einflußreichen Brüder ihres verſtorbenen Gemahls durch Blendung und Verſtümmelung unſchädlich machen; das gleiche Schickſal ließ die unnatürliche Mutter 797 auch über den jungen Kaiſer bringen, um nun mit ihren Vertrauten und Günſtlingen im Vollbeſitze der Gewalt zu ſchwelgen. Die geänderte Haltung des byzantiniſchen Hofes in den großen kirchlichen Streitfragen der Zeit hatte auch eine Beſſerung ſeiner Beziehungen zu Rom und deſſen mächtigem Beſchützer zur Folge: ſeit 788 verzichteten die Byzantiner auf weitere Eroberungen in Unteritalien. Auch fand zwiſchen Irene und Karl dem Großen durch Geſandtſchaften mehrfach ein freundlicher Verkehr ſtatt. Mit dem 25. Dezember 800 aber war dieſes gute Verhältnis

wieder in Frage geſtellt. Zudem ließ die Unſicherheit der byzantiniſchen Zuſtände und die andauernde Verfeindung der kirchlichen Parteien jeden Tag eine Palaſtrevolution fürchten, welche die Gegner des Bilderdienſtes wieder in den Beſitz der Gewalt bringen konnte. Das hätte auch die römiſche Kirche ſchwer getroffen. Da entſpricht es nun ganz dem Einfluß, den Karl der Große allezeit kirchlichen Intereſſen auf ſeine politiſchen Entſchließungen eingeräumt hat, ſowie der Art, in der er ſeine eigene Perſon als Trägerin der von ihm erfaßten Ideen anzuſehen pflegte, daß er die politiſchen und kirchlichen Schwierigkeiten, die Byzanz gegenüber aus dem erneuten abendländiſchen Kaiſertum zu erwachſen drohten, zu beſeitigen dachte, indem er ſelbſt der Kaiſerinwitwe Irene die Hand reichte, zu der abendländiſchen Kaiſerwürde auch die des Oſtens erwarb und ſo die politiſche und kirchliche Einheit des chriſtlichen Erdkreiſes herſtellte. Mit dem Spatharius Leo, einem der Würdenträger des byzantiniſchen Hofes, der damals mit erneuten Friedensanträgen an ſeinem Hofe erſchien, ſchickte Karl den Biſchof Jeſſe von Amiens und den Grafen Helmgaud nach Konſtantinopel, um unter Befürwortung durch den Papſt für ihn um die Hand Irenens zu werben. Wir wiſſen nicht, welche Aufnahme der Antrag bei der Kaiſerin gefunden hat; doch wird er von den am Hofe und im Staate einflußreichen Perſönlichkeiten nicht eben beifällig begrüßt ſein, da gerade dieſe von ſeiner Verwirklichung eine Minderung ihrer Machtſtellung zu fürchten hatten, und obendrein einzelne von ihnen, wie wir hören, bereits andere, für ſie ſelbſt vorteilhaftere Entwürfe zur Wiedervermählung Irenens ſpannen: einem Herrn unterworfen zu werden, wie der gewaltige Frankenkönig nach dem ihm vorangehenden Rufe ſein mußte, entſprach am wenigſten den Wünſchen byzantiniſcher Reichsbeamten und Höflinge. Aber auch für Karl hätte es ſich dabei um ein Wagnis gehandelt, bei dem wenig zu gewinnen, aber ſehr viel zu verlieren war. Noch ehe eine Entſcheidung erfolgte, noch vor der Abreiſe der fränkiſchen Geſandten gab es den 31. Oktober 802 in Konſtantinopel eine Palaſtrevolution, die Irene ſtürzte und den Thron mit der Kloſterzelle zu vertauſchen zwang. Der an ihre Stelle erhobene Großſchatzmeiſter Nikephorus warb freilich auch um die Freundſchaft Karls und fand bei dieſem ein bereites Entgegenkommen, aber das, was dieſer vor allem andern als Unterpfand eines dauernden Friedens forderte, die ausdrückliche Anerkennung ſeines abendländiſchen Kaiſertums, zu bewilligen, konnte er ſich nicht entſchließen. Bald führte ein beſonderer Anlaß den förmlichen Bruch herbei und die Kaiſer des Oſtens und des Weſtens ſtanden einander zu Lande und zur See in offenem Kampfe gegenüber.

Zu den italieniſchen Gebieten, wo die byzantiniſche Herrſchaft ſich bisher behauptet hatte, gehörte namentlich das venetianiſche Küſtenland, von dem aus auch die gegenüberliegenden dalmatiſchen Inſeln regiert wurden. Dort wurde nun im Jahre 804 durch eine gewaffnete Erhebung der Gewalt der byzantiniſchen Duces ein Ende gemacht; auch Dalmatien riß dieſelbe mit ſich fort, und freiwillig unterwarfen ſich beide Landſchaften 805 Karl dem Großen,

mit dem ihr kirchlicher Oberhirt, der Patriarch Fortunatus von Grado, schon 803 in freundliche Beziehungen getreten war. Beide wurden dem langobardischen Reiche unter König Pippin hinzugefügt. Das scheint freilich den schlauen Inselbewohnern nicht genehm gewesen zu sein, die wohl danach strebten, in dem Widerstreit des byzantinischen und des fränkischen Reiches sich von beiden zu lösen und unabhängig zu machen. Das Erscheinen einer byzantinischen Flotte in ihren Gewässern verschaffte jedenfalls bei den Venetianern vorübergehend der Partei wieder die Oberhand, welche lieber den weit entfernten und wenig mächtigen Kaiser des Ostens als den gewaltigen Frankenherrscher und seinen so unbequem nahen Sohn Pippin zum Herrn haben wollte. Die Waffenerfolge des letzteren wogen die Vorteile wieder auf, welche die Byzantiner ihrer Flotte an den Küsten Italiens verdankten, und beugten die Inselstadt unter die Hoheit seines kaiserlichen Vaters. Da rief ein vorzeitiger Tod den König im besten Mannesalter ab und machte auch Karl dem



Bleibulle von Karl dem Großen.

(Nach einem Abdruck in der Nationalbibliothek zu Paris.) Umschrift der Vorderseite: IHV · NATE · DI · CARLVM · DEFENDE · POTENTER · im Felde des Kaisers Kopf. Rückseite: GLORIA SIT XPO REGI VICTORIA CARLO · im Felde als Monogramm KAROLVS.

Großen dort im Süden eine friedliche Wendung wünschenswert. Die von den Byzantinern bereits mit Pippin angeknüpften Verhandlungen führte Karl daher rasch zu Ende: um den Preis des Verzichtes auf Venedig und die dalmatischen und istrischen Küstenorte, welche letzteren schon früher für das langobardische Reich erobert worden waren, erlangte er dabei endlich die Anerkennung seines römischen Kaisertitels durch den morgenländischen Nebenbuhler. Der Abschluß des Friedens erfolgte erst nach dem Tode des Nikephorus, der im Sommer 811 auf einem unglücklichen Feldzuge gegen die Bulgaren fiel, mit seinem Nachfolger Michael I. (811—813). Der feierliche Austausch der vollzogenen Friedensurkunden fand bereits wieder unter der Regierung von des letzteren Nachfolger statt, dem Armenier Leo V.

Es war die letzte große politische Aktion, die Karl durchführte, der letzte lange erstrebte Erfolg, der ihm beschieden war. Denn als seine an Leo V. abgeschickten Boten heimkehrten, fanden sie ihn nicht mehr unter den Lebenden.

So krönt die glückliche Vollendung der mit Byzanz geführten Verhandlungen zugleich mit dem abendländiſchen Kaiſertum ſeine glorreiche Regierung. Auch im Morgenlande war das neue römiſche Imperium nun anerkannt als zu Recht beſtehend und befreit von dem Makel der Uſurpation, den man ihm dort bisher anzuheften geſucht hatte. Hinfort erſchien auch die Schutzhoheit noch in einem andern Lichte, welche Harun al Raſchid ſeinem Freunde durch eine zweite Geſandtſchaft 807 in Bezug auf die heilige Stadt und deren heilige Stätten eingeräumt hatte: dort, wo Orient und Occident ſich dauernd berührten, wo Chriſtentum und Islam gleichmäßig heilige Traditionen pflegten, erſchien der römiſche Kaiſer, der zugleich König der Franken und Langobarden war, nun vollends als der berufene Vertreter der geſamten Chriſtenheit, und der von dort ausſtrahlende Glanz fiel verklärend auf die drei Kronen zurück, die ſein Haupt ſchmückten.

Um von der Fülle der Macht, die in die Hand ſeines Helden gelegt war, ein recht anſchauliches Bild zu geben, ſtellt Karls Biograph, der liebenswürdige Einhard, am Ende des Berichtes über die von Karl geführten Kriege den Umfang des fränkiſchen Reiches zu Anfang ſeiner Regierung dem zu Ende derſelben erreichten gegenüber. „Durch ſeine mit ebenſoviel Klugheit wie Glück geführten Kriege," ſagt er, „hat Karl das fränkiſche Reich, das er von ſeinem Vater als ein großes und kraftvolles empfangen hatte, ſo beträchtlich vermehrt, daß es um das doppelte erweitert wurde. Denn während dazu früher nur der Teil Galliens gehörte, der zwiſchen dem Rhein, der Loire, dem Ozean und dem Balearenmeere liegt, und der Teil von Deutſchland zwiſchen Sachſen, der Donau, dem Rhein und der Saale (welche die Thüringer und die Sorben voneinander trennt), den die Oſtfranken bewohnen, und außerdem nur noch Alemannien und Bayern, erwarb er hierzu zunächſt Aquitanien und Wasconien und das ganze Pyrenäengebirge bis zum Ebrofluß, der, in Navarra entſpringend, die fruchtbaren Gefilde Spaniens durchſtrömt und unterhalb Tortoſa in das Balearenmeer mündet, dann ganz Italien von Aoſta bis nach Untercalabrien, wo die Griechen mit den Beneventanern grenzen; ferner Sachſen, das einen nicht unbeträchtlichen Teil von Deutſchland ausmacht und ungefähr doppelt ſo breit iſt wie das eigentliche Franken, dem es in der Längenausdehnung gleichkommt, dann die beiden Pannonien und das auf dem andern Donauufer gelegene Dacien, ſowie Iſtrien, Liburnien und Dalmatien mit Ausnahme der Küſtenſtädte, die er um ihrer Freundſchaft und ihres Bündniſſes willen dem griechiſchen Kaiſer überließ; dann hat er alle die noch unkultivierten barbariſchen Völkerſchaften, die Deutſchland zwiſchen Rhein, Weichſel, Meer und Donau bewohnen und einander zwar der Sprache nach ähnlich, nach Sitten und Bräuchen aber ſehr verſchieden ſind, ſo weit gebändigt, daß ſie ihm Tribut zahlten, wie namentlich die Wilzen, Sorben, Abodriten und Böhmen, gegen die er Krieg geführt hat, während er der übrigen weit zahlreicheren Unterwerfung entgegen nahm." Gewiß nimmt Einhard den Mund dabei ein wenig voll, wenn man nicht etliche der allzuweit gezogenen Grenz-

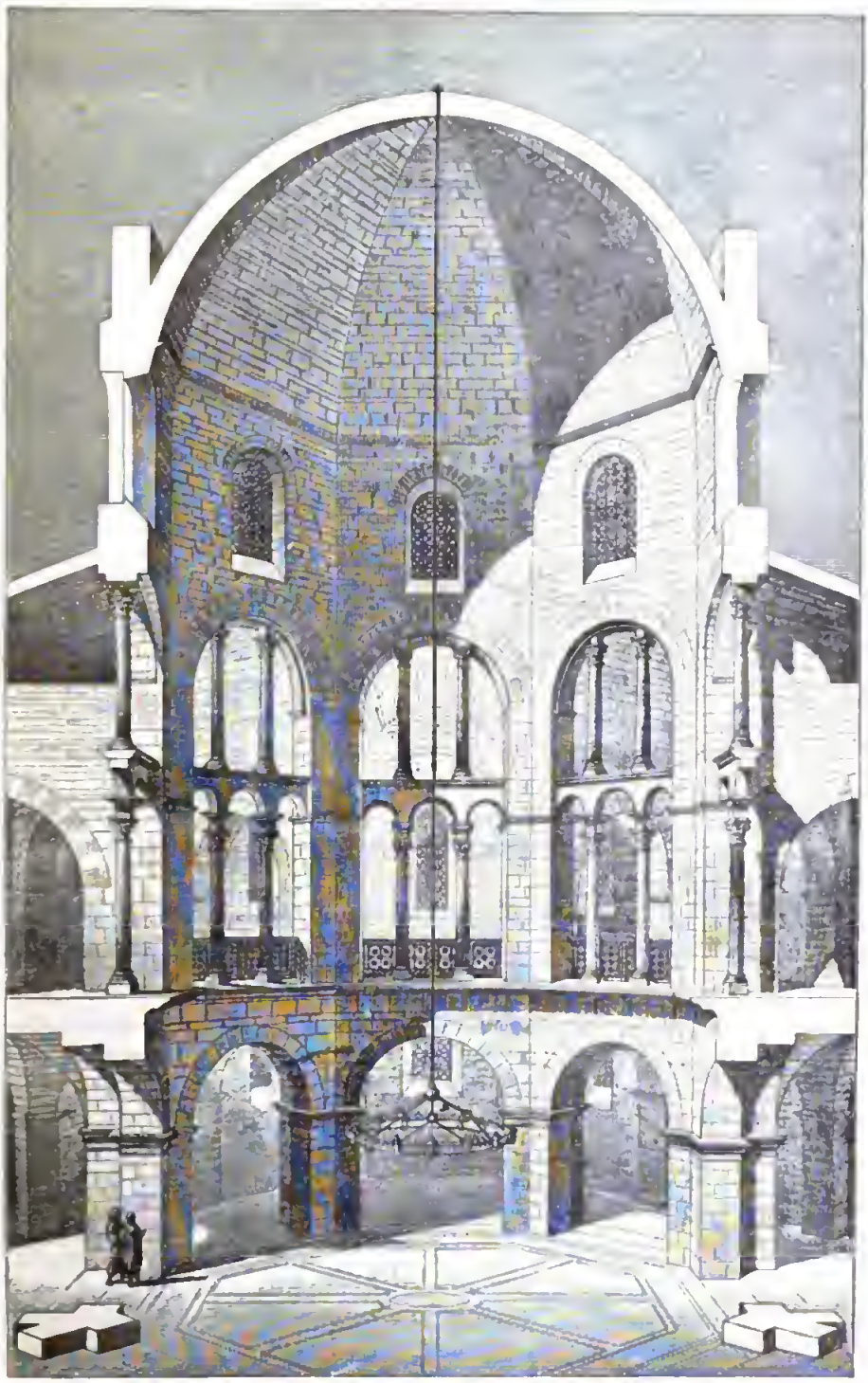
linien auf die Unklarheit der geographischen Anschauung zurückführen will. Sicher ist, daß seit dem Falle des weströmischen Reiches ein ähnlich umfassendes Gebiet noch niemals unter einem Herrscher verbunden gewesen war, und die Zeitgenossen hatten Recht, wenn sie das Reich Karls staunend als ein neues Weltreich betrachteten. Die germanischen Stämme gehörten ihm sämtlich an mit Ausnahme der räumlich abgetrennten nordischen und des angelsächsischen. Fest verbunden mit ihnen lebten darin die Romanen der Lande, die zuletzt das Herz des weströmischen Reiches ausgemacht hatten. Längs der östlichen Grenze, die in gewaltigem Bogen von der unteren Elbe und der Trave quer durch Mitteleuropa nach der mittleren Donau und dann südwärts über die Ostalpen nach dem Adriatischen Meere ging, stand es in bald freundlicher, bald feindlicher, immer aber kulturgeschichtlich höchst wirksamer Berührung mit der Welt der Slawen, die jetzt erst in ein helleres Licht zu treten begann, während es im Süden sich einerseits mit dem Islam, anderseits mit dem Byzantinismus berührte. Germanen und Romanen, Nordgermanen und Slawen, Araber und Griechen wurden gleichmäßig von ihm umfaßt. Es war das Reich der Mitte, um das die Welt gravitierte, und selbst in den Teilen des Abendlandes, die nicht seine Provinzen waren, hat man sich ihm ehrfurchtsvoll gebeugt: Alfons, der König von Galizien und Asturien, zur Zeit des spanischen Feldzuges sein Feind, hörte sich nachmals am liebsten als Karls „Mann" bezeichnen; die Könige von Schottland ehrten ihn als ihren Herrn und nannten sich seine Unterthanen und Knechte. Auch bei den Angelsachsen sah man in Karl den stammverwandten Beschützer: zu ihm floh, von Land und Leuten verjagt, König Eardulf von Northumberland und hatte seiner, auch vom Papste befürworteten Verwendung die Herstellung in der Herrschaft zu danken.

Der Umfang dieses Reiches, die Ungleichartigkeit seiner Bestandteile, das Auseinandergehen ihrer Interessen, namentlich nach außen, stellten der Ausbildung eines einheitlichen staatlichen Organismus große Schwierigkeiten entgegen. Selbst politisch reifere Zeiten würden sich mit ihrer Bewältigung vergeblich abmühen und nur sehr allmählich eine allen Teilen zusagende Grundlage dauernder Lebensgemeinschaft zu entwickeln vermögen. Auch Karl dem Großen ist das schließlich nur zum Teil gelungen, und es ist seiner Schöpfung daher nur eine kurze Lebensdauer beschieden gewesen. Dennoch bleibt, was er als Staatsordner, als politischer Organisator geleistet, bewundernswert und kann dem Größten, was fortgeschrittenere Epochen auf diesem Gebiete zu stande gebracht haben, an die Seite gesetzt werden. Hafteten ihm als Krieger und Bezwinger feindlicher Völker Eigenschaften an, in denen er der vielfach rohen Zeit, der er angehörte, gleichsam seinen Tribut zahlte, so steht er in allen diesen Dingen hoch über derselben und gemahnt uns wie der Vorläufer einer Epoche höher entwickelten politischen Lebens, die erst viel später langsam heraufdämmert. Er steht gleichsam auf der Grenze zweier Weltalter, indem er nach der einen Seite die Summe zieht aus dem Staatsleben der Romanen und

Germanen in ihrer Sonderung, nach der andern der ferneren Entwickelung beider für die Zukunft entſcheidende Anregung giebt und die Richtung vorzeichnet. Und auch hierbei bleibt er ein Germane und hat, von Namen und Formen abgeſehen, den Romanen nicht einen einzigen von den Zügen entlehnt, die für ſeinen Staat charakteriſtiſch und für die Geſtaltung der nachmals daraus erwachſenen Staaten maßgebend geworden ſind.

Beſtanden für die in ſeinem Reiche vereinigten Länder die Namen auch fort, die ſie zur Zeit ihrer Selbſtändigkeit geführt, ſo hatten ſie doch keinen politiſchen, keinen adminiſtrativen Wert mehr, mit Ausnahme etwa von Italien, das als beſonderes Reich galt, ſeinen eigenen König und ſein eigenes Recht hatte und für das daher die Reichsgeſetze auch beſonders publiziert wurden. Nur locker waren mit dem Geſamtreich die Bretagne und Wasconien verbunden, denen ihre einheimiſchen Fürſten, nach altem Brauche Herzöge benannt, gelaſſen waren. In allen anderen Gebieten aber war das Stammesherzogtum beſeitigt, deſſen Fortbeſtand die Erinnerung an die frühere Unabhängigkeit lebendig erhalten und die fränkiſche Herrſchaft dauernd gefährdet haben würde. Aber das Aufgebot zum Kriege erfolgte noch nach Stämmen: die waffenfähige Mannſchaft eines Stammes bildete ein beſonderes Heer und hatte ihren beſonderen Führer, deſſen Funktionen mit der Wiederkehr des Friedens natürlich erloſchen. Die Einheit des Reiches beruhte auf dem Amte der Grafen, die gleichmäßig in allen Teilen die Träger der Verwaltung waren. Das ganze Reichsgebiet zerfiel in Grafſchaften (comitatus), welche in den deutſchen Ländern den alten Gauen, in den romaniſchen den Stadtbezirken (civitates) entſprachen und da, wo er ſie nicht bereits vorfand, durch Karl eingeführt wurden. Die Vorſteher dieſer Verwaltungsbezirke, die Grafen (comites, praefecti), in den neu eroberten Ländern meiſt Franken, wurden vom König ernannt und bekleideten, wenn ſie natürlich auch jederzeit abgerufen werden konnten, ihr Amt im allgemeinen lebenslänglich. Sie waren die Stellvertreter des Königs den Einſaſſen ihres Bezirkes gegenüber und hatten demgemäß eine ebenſo mannigfaltige wie umfaſſende Thätigkeit: nicht bloß die Sorge für die Aufrechterhaltung des Friedens, alſo die Handhabung der Polizei, lag in ihrer Hand, ſondern auch das Gerichts- und Heerweſen; ſie verwalteten die königlichen Einkünfte und Güter und übten überhaupt die dem Könige zuſtehende allgemeine und beſondere Schutzgewalt. Daher hatten ſie Einfluß auch auf die kirchlichen Verhältniſſe. Als ihre Gehilfen erſcheinen die Centenare, d. h. die von ihnen in Gemeinſchaft mit dem Volke beſtellten Vorſteher der Hundertſchaften, in welche die Gaue zerfielen, und weiterhin die Vorſteher der einzelnen Ortſchaften, die Schultheiße (tribuni) u. ſ. w.

Der Mangel einer feſten Reſidenz, zu der erſt gegen Ende der Regierung Karls die Aachener Pfalz emporſtieg, und die Schwierigkeiten des Verkehrs ſtellten einer regelmäßigen Beaufſichtigung dieſer Beamten beträchtliche Hinderniſſe entgegen; ſie zu beſeitigen war um ſo wichtiger, als das Grafenamt, deſſen Inhaber im allgemeinen durch die Überlaſſung von Land in ihrem Amtsbezirk belohnt wurden, frühzeitig mit dem Territorium, auf das es ſich



Durchſchnitt des Münſters zu Aachen.
Der Bau iſt der Karls des Großen; die vom Gewölbe herabhängende Lichterkrone iſt ein Weihgeſchenk von Kaiſer Friedrich Barbaroſſa.

bezog, enger verwuchs und ſo eine Neigung zur Erblichkeit zeigte, der nachmals das ſchnelle Sinken der Königsmacht und die Entwickelung des Benefizialweſens Vorſchub leiſteten. Die hierin liegende Gefahr einer Lockerung des Verwaltungsorganismus abzuwenden, ſchuf Karl das Inſtitut der Königsboten (missi dominici oder regii), das namentlich nach der Kaiſerkrönung ausgebildet wurde. Ein 802 bei Aachen erlaſſenes Kapitular beſtimmte, es ſollten in den verſchiedenen Teilen des Reiches angeſehene, weiſe und erfahrene Männer, ſowohl aus dem geiſtlichen wie aus dem weltlichen Stande, die beſonderen Aufträge des Kaiſers verkünden und ausführen und darüber wachen, daß jedermann ſeine Pflicht erfülle, und namentlich die Klagen derjenigen entgegennehmen, die Unrecht erlitten zu haben glaubten, um ihnen in Gemeinſchaft mit den Grafen zu helfen. Die Autorität dieſer Königsboten umfaßte demnach die Geſamtheit des öffentlichen Lebens und ſollte die Reichsregierung in der Löſung ihrer mannigfachen Aufgaben unterſtützen. Sie beaufſichtigten ebenſo gut die Amtsführung der Grafen, wie ſie ſich von dem Zuſtande der Kirchen und Klöſter und dem Wandel der Geiſtlichkeit unterrichteten; ſie ſahen nicht bloß auf pünktliche und vollſtändige Erfüllung der Kriegsdienſtpflicht, ſondern revidierten auch die Verwaltung der königlichen Landgüter durch die Grafen und deren Hilfsbeamte, waren alſo die Stellvertreter des Herrſchers in der Beaufſichtigung der Beamten und der Unterthanen. Das ganze Reich wurde dazu in Bezirke (missatica, legationes) geteilt, in deren jedem zwei Königsboten, häufig ein Geiſtlicher und ein Weltlicher, auf ein Jahr ernannt, im Laufe desſelben viermal die bezeichneten Funktionen ausübten. Über die Art, in der das zu geſchehen hatte, ſcheint es beſtimmte Vorſchriften nicht gegeben zu haben; über das Ergebnis aber wurde dem Kaiſer Bericht erſtattet, zu welchem Zwecke die Königsboten ſich wohl meiſtens auf den großen Reichsverſammlungen eingefunden haben werden. Jedenfalls bahnte dieſe Einrichtung eine gewiſſe Gleichmäßigkeit der Verwaltung in ſtaatlichen und kirchlichen, wirtſchaftlichen und finanziellen Angelegenheiten an und gab die Möglichkeit in den Hauptfragen, die im Reichszentrum feſtgeſtellten leitenden Geſichtspunkte einigermaßen einheitlich durchzuführen. Doch darf man ſie nicht überſchätzen: eine ſtraffe Zentraliſation der Regierung, wie ſie zur Schaffung voller Reichseinheit nötig geweſen wäre, hat ſie nicht ermöglicht und konnte ſie ihrer ganzen Natur nach auch nicht ermöglichen. Sie erſcheint vielmehr als ein zum Notbehelf erwähltes Auskunftsmittel, deſſen Wirkſamkeit weſentlich von der im Zentrum aller ſo geſchaffenen Beziehungen ſtehenden Perſönlichkeit des Herrſchers abhing.

In einer Art von Gegenſatz zu dem Inſtitut der Königsboten ſtand das der Markgrafen, inſofern es beſtimmt war, gewiſſe Grafſchaften, namentlich in militäriſcher Hinſicht, von dem Reichszentrum unabhängiger zu machen und ihren Vorſtehern ein ſelbſtändiges ſchnelles Handeln zu ermöglichen. Während die Grafen auf ergangenes Aufgebot zwar die waffenfähige Mannſchaft ihres Amtsbezirkes nach den Sammelplätzen zu führen und im Kriege zu befehligen

hatten, aber ihrerseits zu den Waffen zu rufen nicht befugt waren, hatten die Vorsteher der einem plötzlichen feindlichen Anfall ausgesetzten oder zu dauerndem Kampfe gegen feindliche Nachbarn bestimmten Grenzbezirke zu allen sonstigen Rechten der Grafen auch noch das des Heerbannes, d. h. sie durften von sich aus die dienstpflichtigen Einsassen ihres Amtssprengels unter die Waffen rufen und zum Kampfe führen. Denn diese Markgrafen (marchiones, praefecti oder duces limitis) sollten die stets schlagfertigen Hüter der Grenze sein. Solcher Grenzmarken, deren Bevölkerung eigentlich dauernd in Kriegszustand war, finden wir damals namentlich fünf, im Norden gegen die Dänen die dänische oder sächsische, im Südwesten gegen die Araber die spanische, im Südosten die friaulische, im Nordwesten die bretonische, der einst der tapfere Roland vorgestanden hatte, und endlich noch zwei im Osten, die eine an der Raab gegen die Avaren, die andere weiter nördlich gegen die Sorben.

Innerhalb des so umwehrten, in zahlreiche Grafschaften geteilten Reiches lebten die verschiedenen Bestandteile der Bevölkerung in sehr verschiedenen Verhältnissen. Denn nichts lag dieser Zeit und selbst diesem schöpferischen Herrschergeiste ferner als planmäßiges Nivellieren. Unerbittlich in der Forderung des Gehorsams und der Treue gegen seine Herrschaft, unerbittlicher noch in der demütigen Unterwürfigkeit unter das Glaubensgebot der Kirche, hat Karl der Große im übrigen die Völker und Stämme bei ihrer althergebrachten Art gelassen und da eine Duldung geübt, welche die Wirkungen seines sonstigen Einigungsstrebens beeinträchtigte. Denn nicht bloß Romanen und Germanen, sondern auch deren einzelne Stämme bewahrten ihr besonderes Recht, und zwar nicht bloß, wo sie in geschlossenen Massen beisammen saßen, sondern auch in ihrer Vereinzelung inmitten eines andere Rechtsbräuche befolgenden Stammes. Das Recht hatte eine durchaus persönliche Bedeutung und war nicht territorial an einen bestimmten Geltungsbereich gebunden. Das ging so weit, daß in Italien, wo Langobarden, Römer und Franken gemischt waren, jeder einzelne die Wahl hatte, nach welchem Rechte er leben und gegebenen Falles abgeurteilt sein wollte, der Römer also, obgleich er im römischen Rechte geboren war, sich auch für das langobardische oder fränkische Recht entscheiden konnte. Da nun die Rechtsverschiedenheit besonders in den privat- und familienrechtlichen Satzungen und den auf ihnen beruhenden Verhältnissen zum Ausdruck kam, so wurde von hier aus der Sonderart der einzelnen Völker und Stämme, wie sie sich in ihren gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zuständen, ihren Sitten und Bräuchen offenbarte, ein starker Rückhalt gegeben und ihre dauernde Bewahrung begünstigt. Denn was zur Ausgleichung geschah, als Karl nach der Kaiserkrönung die alten Volksrechte aufzeichnen ließ, war wenig und konnte kaum eine rechte Wirkung haben.

Wie wenig dieser Staat, so bewunderungswürdig er im Vergleich mit dem staatlichen Wirrsal der zunächst voraufgegangenen Jahrhunderte erscheint, eigentlich von dem an sich hatte, worin wir das Wesen des Staates zu sehen gewohnt sind, lehrt neben der Persönlichkeit des Rechtes namentlich die hohe

Bedeutung, welche er der Religion beimaß, und die Art, wie er die Kirche und ihre Inſtitute politiſch benutzte. Namentlich ſeitdem er als Kaiſer der berufene Schutz- und Schirmherr der Kirche geworden war und der Wächter der Rechtgläubigkeit zu ſein als Recht und Pflicht beanſpruchte, hat Karl der Große in der Zugehörigkeit aller ſeiner Unterthanen zu derſelben Kirche das Band geſehen, welches dieſelben auch in Bezug auf das politiſche Leben am feſteſten zuſammenhalten ſollte. Hier erlangten die theokratiſchen Ideen, in denen er lebte und webte, ihre praktiſche Wirkſamkeit. Im Vergleich freilich mit der Weiterbildung, welche dieſe Anſchauung in ſpäteren Jahren erfahren hat, und den aller ſtaatlichen Realität abgewandten Phantaſtereien, zu denen ihre genialſten und konſequenteſten Vertreter ſich nachmals verirrt haben, erſcheint Karl auch hierin nüchtern und vorurteilslos, man möchte faſt ſagen proſaiſch in der Art, wie er das Höchſte für die in der harten Wirklichkeit gegebenen Zuſtände zu verwerten und beides zu verbinden und in Einklang zu ſetzen weiß. Die Kirche war und blieb ihm eine Dienerin des Staates, eine geehrte und ausgezeichnete zwar, aber doch immer eine Dienerin, der gegenüber er ſich ſtets als der Herr fühlte und bewährte, der er zu gebieten und von der er Gehorſam zu heiſchen hatte. Mochte ſich ihre Wirkſamkeit zunächſt auch auf ein anderes als das ſtaatliche Gebiet beziehen, die Biſchöfe waren ſeine Beamten, wurden wie alle anderen Beamten von ihm ernannt zu dem Zwecke und mit der Verpflichtung, durch ihre Autorität ſeine Herrſchaft zu ſtützen, die Unterthanen treu zu erhalten und zur Befolgung der Geſetze anzuleiten: ihre Thätigkeit ſollte gleichſam die der Grafen ergänzen. Der fränkiſche Epiſkopat hat ſich dem in Gehorſam gefügt: ſchon die Rückſicht auf das äußere Gedeihen ſeiner Kirchen ließ ihn eine Dienſtbarkeit ruhig tragen, die gegen die von Karl Martell erfahrene harte Behandlung vorteilhaft abſtach. Je mehr ſich aber die fränkiſche Kirche ihres Zuſammenhanges mit der römiſchen Geſamtkirche bewußt wurde und die in dieſer entwickelten hierarchiſchen Ideen in ſich aufnahm, um ſo mehr mußte ſie an dieſer Abhängigkeit Anſtoß nehmen und die univerſalkirchlichen und univerſalſtaatlichen Tendenzen, von denen jene erfüllt war, auch dem locker gefügten Frankenreiche gegenüber zu bethätigen ſtreben. Ein Erfolg aber konnte dabei nicht ausbleiben, ſobald die Rechte des Staates nicht mehr von einer ſo gewaltigen Perſönlichkeit vertreten waren. Denn zuerſt und zuletzt beruhte die Einheit dieſes Weltreiches trotz des ſo ſtark betonten kirchlichen Zuſammenhanges in der Perſönlichkeit, die es geſchaffen hatte und an ſeiner Spitze ſtand, und alle wirklich dauerhaft einenden Organiſationen in demſelben knüpfen ſämtlich unmittelbar an dieſe an.

So wenig im allgemeinen auf Perſonalbeſchreibungen aus jener Zeit zu geben iſt, welcher, wie ja auch ihre bildende Kunſt zeigt, der Blick für den Ausdruck der geiſtigen Eigenart in Antlitz, Geſtalt und Haltung nur in ſehr geringem Maße eigen war, ſo verdanken wir doch dem ſorgſamen Berichte des Einhard, mag er auch durch die Anlehnung an Suetons Auguſtus ſelbſt in ſachlicher Hinſicht nicht ganz unbeeinflußt geblieben ſein, einige Angaben,

Digitized by Google

die uns die Gewinnung wenigſtens eines ungefähren Bildes von dem großen Kaiſer ermöglichen. Vollen und kräftigen Körpers, war er von hoher Statur, doch nicht übergroß — ſiebenmal ging ſein eigener Fuß auf das Maß ſeines Körpers; — der Kopf war gut gerundet, die Augen ungewöhnlich groß und lebhaft, die Naſe ziemlich groß, der Geſichtsausdruck freundlich und heiter. Die ehrfurchtgebietende Würde der Erſcheinung, die ihm im Stehen ſowohl wie im Sitzen eigen war, minderten der kurze gedrungene Nacken und die

Kleine Bronzeſtatuette Karls des Großen.
Im Muſeum Carnavalet.

Stärke des Leibes, die aber bei dem Gleichmaß der übrigen Glieder nichts Störendes hatte. Feſt einherſchreitend bot er in ſeiner ganzen Haltung das Bild eines echten Mannes, wogegen die hohe Lage der Stimme auffiel. Zeitlebens erfreute er ſich der beſten Geſundheit; erſt in den letzten vier Jahren plagte ihn häufig das Fieber, er zog aber auch da die Ärzte nicht zu Rate, weil ſie ihm allerhand unliebſame Beſchränkungen in betreff der Speiſen auferlegten und Heiltränke eingeben wollten. Durch Reiten und Jagen erhielt er ſich bis in ein hohes Alter bei ungewöhnlicher körperlicher Rüſtigkeit; auch Baden und Schwimmen trugen dazu bei. Später liebte er es namentlich, in den

Aachener warmen Quellen Stärkung zu ſuchen. In Lebensweiſe, Mahlzeiten, Kleidung hielt er auf ſchlichte Einfachheit. Gewöhnlich trug er die dem fränkiſchen Stamme eigene Tracht, nur an hohen Feſten legte er reichere Gewandung an; den koſtbaren römiſchen Ornat aber hat er nur zweimal — in Rom ſelbſt — zu gebrauchen beſtimmt werden können. Abneigung gegen unnützen Pomp und, was damit zuſammenhängt, gegen alles Fremde war ihm eigen, und auch als Herr eines Weltreiches, das die ſtolzeſten Erinnerungen des römiſchen Imperiums mit der theokratiſchen Idee einer Weltkirche verband, blieb er im Äußern wie im Grunde ſeines Weſens ein echter Franke, durch und durch ein Deutſcher. Dem entſprach das beſcheidene Maß von Bildung, das er ſich erwarb: ſelbſt im Lateiniſchen hat er es nur ſo weit gebracht, daß er die Kirchengebete mit Verſtändnis bei ſeinen Andachten benutzen konnte. Die Kunſt des Schreibens war Karl fremd: noch als Greis hatte er Wachstafeln und Griffel nachts unter dem Kopfkiſſen liegen, um ſich in ſchlafloſen Stunden

Elfenbeinhorn (Olifant) Karls des Großen; im Schatz des Doms zu Aachen.

im Nachbilden der Buchſtaben zu üben — ein ergreifendes Bild, welches die Kulturbedürftigkeit des zur Weltherrſchaft gelangten Germanentums auf das eindruckvollſte zur Anſchauung bringt. Es läßt zugleich erkennen, wie haushälteriſch Karl, wie alle pflichtbewußten und pflichtgetreuen Herrſcher, mit ſeiner Zeit umging und ſich bei knapp bemeſſener Ruhe in raſtloſer Thätigkeit dem Dienſte des Gemeinwohls weihte. Schon morgens während des Ankleidens empfing er nicht bloß ihm näher ſtehende Perſönlichkeiten, ſondern ließ ſich wohl gar von dem Pfalzgrafen ſtreitende Parteien vorführen und die Sache vortragen, um alsbald den Spruch zu fällen.

Um den Kaiſer als den Mittelpunkt zunächſt des Hofes, dann des Reiches reihte ſich eine ſtattliche Zahl von Beamten und Würdenträgern, deren Funktionen bei einigen ausſchließlich, bei anderen überwiegend höfiſche waren, bei der Mehrzahl aber politiſche wurden. Denn jene den Germanen eigene privatrechtliche Anſchauung, die zwiſchen Privatbeſitz des Königs und öffentlichem Gut, zwiſchen königlichen Angelegenheiten und ſolchen des Staates keinen Unterſchied macht, bethätigt ſich namentlich in der Zuſammenſetzung und Ord-

nung des Hofes, obgleich auch darin gegen die merowingiſche Zeit ein Fortſchritt unverkennbar iſt. Während das damals einflußreichſte Amt, das, urſprünglich höfiſcher Natur, allmählich ein eminent politiſches geworden war, das des Hausmeiers, das den Karolingern den Weg zum Thron gebahnt hatte, in Wegfall gekommen war, finden wir am Hofe auch jetzt noch den Seneſchall mit einer gewiſſen allgemeinen Sorge für das geſamte königliche Hausweſen betraut, namentlich mit der für die königliche Tafel, wobei ihm der Oberſchenk (buticularius) und der Stallgraf (comes stabuli) zur Seite ſtehen, während der Kämmerer (camerarius) unter der Oberaufſicht der als Hausfrau waltenden Königin dem Schatz vorſteht und von da aus allmählich eine Oberleitung über das geſamte Hofweſen erwirbt. Dieſe Großwürdenträger des Hofes nehmen aber auch an den politiſchen Geſchäften teil, fungieren namentlich im Hofgericht und werden als Königsboten in die Provinzen entſandt. Ausſchließlich höfiſcher Natur dagegen waren die Ämter des Oberthürwarts (summus ostiarius), etwa dem eines Oberhofmarſchalls entſprechend, des Quartiermeiſters (mansionarius), deſſen Thätigkeit bei den vielfachen Reiſen des Königs von Wichtigkeit war, des Schwertträgers, des Oberjägermeiſters u. a. m. Dagegen hatten der Pfalzgraf als Leiter des Hofgerichts, der von zahlreichen Notaren und anderen Unterbeamten unterſtützte Kanzler, der dem geſamten Schriftweſen, der Ausfertigung der Urkunden, Erlaſſe, Briefe u. ſ. w. vorſtand, ſtaatliche Obliegenheiten, die ſie aber an die Umgebung des Kaiſers und damit an den Hof banden. In freierer, doch oft recht einflußreicher Stellung finden wir die am Hofe weilenden Vertrauten oder Freunde des Herrſchers, von denen manche, von dieſem Ehrentitel abgeſehen, auch in amtlicher Stellung geweſen ſein werden.

Marmorſtuhl Karls des Großen; im Dom zu Aachen.

Obgleich Zentralſtelle für die Regierung des Reiches, war dieſer Hof ſo doch kaum geeignet als Zentralorgan derſelben zu fungieren. Dazu bedurfte er

einer Ergänzung und Erweiterung, die ihn mit den Teilen des Reiches verband, über deren Zuſtände und Bedürfniſſe unterrichtete und ſeine Einwirkung auf ſie vermittelte. Das leiſtete die Reichsverſammlung, die ſich um den Hof als natürlichen Mittelpunkt gruppierte, und zwar in zweifacher Geſtalt, einmal als eine kleinere, beratende und vorbereitende, und eine große, zu endgültiger Erledigung der von jener eingeleiteten Angelegenheiten beſtimmt. Während an der erſten nur die vornehmeren Räte teilnahmen, um die für das künftige Jahr in Ausſicht zu nehmenden Geſchäfte zu erwägen, erſcheint die zweite als eine Fortſetzung des Märzfeldes der Merowingerzeit, das ſeit Pippin zum Maifeld geworden war und unter Karl dem Großen gelegentlich auch noch ſpäter gehalten wurde. Dabei zu erſcheinen berechtigt waren urſprünglich alle Freien, denn es handelte ſich ja um eine Heerſchau; an den Beratungen und Beſchlüſſen teilgenommen aber haben natürlich nur die Beamten, namentlich die in der Provinzialverwaltung thätigen, die Grafen, Königsboten und Biſchöfe, alſo ein ſehr großer Kreis, weswegen die Vorbereitung der zu erledigenden Angelegenheiten nicht ſelten einem Ausſchuß übertragen wurde. Die Thätigkeit dieſer großen Reichsverſammlung umfaßte die Geſamtheit der inneren und der auswärtigen Politik ſowie alle kirchlichen Fragen, ging aber auch auf die beſonderen Angelegenheiten einer einzelnen Provinz ein und beſchäftigte ſich gelegentlich mit den allerſpeziellſten Fragen. Wie ſich ihre Kompetenz gegenüber dem Kaiſer abgegrenzt, wiſſen wir nicht: ein anerkanntes Recht ihm gegenüber hat ſie keinesfalls gehabt, und man darf ſie nicht unſeren Volksvertretungen vergleichen; ſie war nie mehr als ein erweiterter großer Rat, deſſen Anſicht Karl hörte, aber nicht zu befolgen brauchte. Was ſie beſchloſſen, wurde aufgezeichnet, und zwar ſo, daß alle gefaßten Beſchlüſſe, mochten ſie die verſchiedenſten Dinge betreffen, in einem das Geſamtergebnis der gepflogenen Beratungen in Kapitel geſondert enthaltenden Aktenſtücke zuſammengefaßt und als Wille und Befehl des Kaiſers zu allgemeiner Nachachtung verkündigt wurden. In Fällen beſonderer Wichtigkeit wurden dieſe Kapitularien von den Teilnehmern der Reichsverſammlung unterſchrieben.

Einfach genug iſt alſo der Apparat, vermöge deſſen der Staat Karls des Großen ſeine Obliegenheiten erfüllte; aber auch dieſe waren im Vergleich mit den Verhältniſſen der ſpäteren Zeiten noch ſehr einfach. Es galt für Recht und Frieden zu ſorgen und Land und Volk nach außen zu vertreten und zu verteidigen. Lokale Bedürfniſſe berührten die Reichsregierung eigentlich gar nicht, weil alles, was das öffentliche Intereſſe erforderte, unmittelbar da, wo und wie es erfordert wurde, geleiſtet werden mußte. Wo eine Brücke fehlte, mußten die Anwohner das nötige Baumaterial und die nötigen Arbeitskräfte aufbringen, genau ſo wie wenn das Heer ins Feld zog, immer die Landſchaft für Proviant und Fourage zu ſorgen hatte, in der es augenblicklich ſtand. Weitaus die meiſten ſeiner Bedürfniſſe ſah der Staat alſo durch Naturalien oder Arbeitsleiſtung befriedigt. Das vereinfachte das Finanzweſen außerordentlich. Ganz freilich hat auch das Reich Karls eines ſolchen nicht entbehren können; aber

gerade dieſes blieb völlig in der privatrechtlichen Auffaſſung befangen und behandelte den Staatshaushalt wie den Haushalt des Königs. An Einnahmen kamen dafür in Betracht verſchiedene Arten von Zöllen — wie Markt-, Schiffs-, Hafen-, Brückengelder u. a. m., der Ertrag der Gerichtsgefälle, der Konfiskationen und der Kriegsbeute; ferner die Geſchenke, die dem König dargebracht wurden, auch von Kirchen und Klöſtern; weiter der Ertrag aus verſchiedenen in einzelnen Teilen des Reiches üblichen Steuern, — während es eine allgemeine Reichsſteuer nicht gab. Hierher gehört auch der bedeutende Beſitz des Königs an Grund und Boden, in Bezug auf den ein Unterſchied zwiſchen Staatsgut und Königsgut ebenfalls nicht gemacht wurde. Was ſich davon im unmittelbaren Beſitz des Königs befand, wurde von ihm durch ſeine Amtleute, Hofmeiſter u. ſ. w. unter Aufſicht der Grafen und der Königsboten bewirtſchaftet. Die dafür maßgebenden Vorſchriften ſind in dem Capitulare de villis enthalten: ſie laſſen uns einen Blick thun in den landwirtſchaftlichen Betrieb jener Zeit und offenbaren zugleich, wie Karl, das Größte und Höchſte zu umfaſſen und zu verfolgen gewöhnt, auch die unſcheinbaren Einzelnheiten einer Bauerngutswirtſchaft zu ſtudieren und zu regeln nicht unter ſeiner Würde hielt.

Weit umfangreicher und wichtiger für die allmähliche Wandelung des fränkiſchen Staatsweſens war dasjenige Land, das zwar Eigentum des Königs oder des Staates war, aber ſich nicht unmittelbar in des Königs Beſitz befand. Dahin gehörte zunächſt das geſamte Kirchengut, welches alle die Exemtionen noch nicht genoß, durch die es ſpäter dem Staate mehr und mehr entzogen wurde. Denn auch die zur Ausſtattung an Kirchen und Klöſter vergebenen Ländereien blieben öffentliches Gut, Beſitz des Königs und wurden demgemäß für öffentliche Zwecke in Anſpruch genommen. Wurden doch ganze Klöſter und Abteien an Weltliche vergeben, um ſie durch ihre Einkünfte zu verſorgen. Das Verhältnis nämlich, in dem die Kirche zu dem ihr überlaſſenen Landbeſitz ſtand, war nach der Anſchauung jener Zeit nicht weſentlich anders geartet als das des Grafen zu dem ihm in ſeinem Amtsbezirk als Beſoldung angewieſenen Grund und Boden. In beiden Fällen handelte es ſich um eine Landleihe, welche dem Empfänger ein ziemlich weit gemeſſenes Nutzungsrecht in Bezug auf das geliehene Land einräumte, das Beſitzrecht des verleihenden Königs aber nicht beeinträchtigte. Dieſes Verhältnis, durch deſſen Eingehung der König dem mit Grund und Boden Beliehenen ein Beneſizium, d. i. eine Wohlthat erwies, iſt bereits von Karl dem Großen auch auf andere Empfänger als Biſchöfe, Äbte, Grafen u. ſ. w. angewendet worden und hat in der Folge die Form abgegeben, in der Großgrundbeſitzer aller Art — der König ſo gut wie einzelne weltliche Herren und Biſchöfe — ihren Grundbeſitz nutzbar machten und die allmählich den geſamten Beſitzverhältniſſen und der auf ihnen beruhenden geſellſchaftlichen Gliederung, ſowie der ſich darauf aufbauenden ſtaatlichen Ordnung im Mittelalter ihr charakteriſtiſches Gepräge gegeben hat. Denn mit dem Beneſizialweſen verband ſich das ſeinem Urſprung

nach nicht völlig klare Inſtitut der Vaſallität, in der Weiſe, daß, wer ein Benefizium (ſo hieß nun das verliehene Beſitztum) empfing, gleichzeitig des Verleihers Vaſall wurde, d. h. ſich durch feierliche Handreichung demſelben kommendierte, als Schützling überantwortete und Treue gelobte. Durch ihre Anwendung auf größere Verhältniſſe erlangte die Vaſallität hohe politiſche Bedeutung: erſt ein Mittel, um bisher ſelbſtändige Territorien dem Reiche näher zu verbinden, indem ſie ihren Inhabern von dem Frankenkönig als Vaſallen zum Beneſiz gegeben wurden (wie z. B. Thaſſilo Bayern empfing), wurde ſie nachmals umgekehrt auch benutzt, um Provinzen unter ihren früher als Beamte erſcheinenden Vorſtehern zu größerer Selbſtändigkeit zu erheben. Das hat, beſonders in den weſtlichen, romaniſchen Reichsteilen, zur allmählichen Lockerung des Reichsverbandes beigetragen und wurde ſchließlich eine ernſte Gefahr für das Königtum und die Einheit des Reiches, namentlich ſeit die geſamte militäriſche Organiſation und damit die Wehrfähigkeit des Reiches darauf gegründet wurden.

Denn wie bei allen Deutſchen, ſo ſtand auch bei den Franken das Heerweſen in engſter Verbindung mit dem Grundbeſitz: dieſer bedingte die politiſche Vollberechtigung, der die Verpflichtung zum Kriegsdienſt entſprach. Von hieraus nahm Karl der Große, unter deſſen kriegeriſch ſo bewegter Regierung das Drückende des bisherigen Brauchs ſchwerer empfunden wurde, eine Reihe wichtiger Neuerungen vor. Während zur Landwehr, d. h. zur Verteidigung gegen einen feindlichen Einbruch alle Einwohner ohne Unterſchied verpflichtet waren, wurde die eigentliche Kriegsdienſtpflicht nach der Größe des Beſitzes abgeſtuft, ſo daß von den kleineren Grundbeſitzern, welche ſchon die Verpflichtung ſich ſelbſt auszurüſten ſchwerer belaſtete, nur noch ein Teil perſönlich ins Feld zog, nämlich von zwei Zweihuſenbeſitzern immer nur der eine, und daß von den Einhuſenern immer drei zuſammen einen Krieger ſtellten und ausrüſteten; von denen, die nur eine halbe Huſe hatten, ſollten immer ſechs zu dieſem Zweck zuſammentreten. So trugen auch diejenigen, welche daheim blieben, das Ihrige zu dem militäriſchen Bedarf bei und wurden die mit der Waffe dienenden erleichtert, indem ſie durch ihresgleichen ausgerüſtet wurden. Dem entſprechend wurden auch die Strafen für Nichtleiſtung der ſchuldigen Dienſte nach Stand und Vermögen abgeſtuft.

Überblickt man die ſtaatliche Organiſation, die Karl der Große teils Neues ſchaffend, teils Vorgefundenes weiter ausbildend, in ſeinem Reiche durchgeführt hat, als ein Ganzes, ſo wird man ſie als einen großen Fortſchritt in der politiſchen Entwickelung ſowohl der Germanen wie der Romanen anerkennen, auch zugeben, daß ſie wohl geeignet war, innerhalb der einzelnen Teile eine dauernde Ordnung und damit eine gleichmäßigere Weiterbildung zu ermöglichen; doch läßt ſich auch nicht in Abrede ſtellen, daß ſie der Straffheit und Einheitlichkeit entbehrte, deren es zur Überwindung der reichlich vorhandenen trennenden Momente bedurft hätte. Denn ihre Einheitlichkeit beruhte doch nur in der Perſon des Herrſchers, ihre Straffheit in der Art, wie er ſie

handhabte, und beide entſprangen der bewußten Konſequenz, mit der Karl von der kirchlichen Einheit aus zwiſchen Romanen und Germanen eine geiſtige Gemeinſchaft zu begründen ſtrebte, welche die vorhandenen Beſonderheiten in einer allmählich ſich ausbreitenden höheren Kultur aufgehen ließ. Daß im Gebiete des geiſtigen Lebens die Romanen ihren Beſiegern überlegen waren, hat niemand beſſer erkannt als der große Kaiſer: aber während der Oſtgote Theodorich ſich des unentbehrlichen Römertums wie eines untergeordneten Geräts bedient hatte, das ſich doch ſeiner Herrſchaft bald entzog und ſich gegen das Volkstum wandte, dem es trotz ſeiner Überlegenheit dienſtbar gemacht war, und dadurch einen Zwieſpalt begründete, der ſein Reich ſchnell zu Grunde richtete, ſuchte Karl ſeine Franken auf die geiſtige Höhe der Romanen zu erheben und ihnen die Ergebniſſe der von jenen geleiſteten Kulturarbeit zu eigen zu machen.

Zunächſt in ſich ſelbſt war Karl bemüht, die beiden Elemente nationaler Kultur zu vereinigen, die in ſeinem Reiche nebeneinander lagerten. Wie er ſich während der Mahlzeit die Heldenſagen und Geſchichten der Vorzeit, aber auch des Auguſtin Buch vom Gottesſtaate vorleſen ließ, wie er für die Aufzeichnung der alten Volksepen Sorge trug, für die Winde und Monate deutſche Benennungen einführte und die Biſchöfe anhielt deutſch zu predigen, ſich aber noch im Alter durch Peter von Piſa in der Grammatik unterweiſen ließ, ſo hat er auch bei ſeinen Kindern, ſeinen Freunden und der am Hofe heranwachſenden vornehmen Jugend Römiſches und Deutſches zu höherer Einheit zu verbinden geſtrebt. Die Hofſchule wurde der Mittelpunkt für das geiſtige Leben des Reiches, und durch die zu einer Art von Akademie um ihn vereinigten Gelehrten ſtand Karl ſelbſt mit dieſer ganzen Entwickelung in regelmäßiger Verbindung. Mit erſtaunlichem Scharfblick hat er die geeigneten Mitarbeiter herausgefunden: unter ihnen ſind alle die Völkerſchaften vertreten, die ſeinem Reiche angehörten, und auch die Fremde mußte ihre beſten Kräfte abgeben. Da finden wir den gelehrten Angelſachſen Alcuin, der bei ihm in höchſter Gunſt ſtand, mehrere Jahre die Hofſchule in der Aachener Pfalz leitete und dann, als ihm nach längerem Aufenthalt ſeine Heimat verleidet war, als Vorſteher der Abtei des heiligen Martin in Tours eine der angeſehenſten und reichſten kirchlichen Stellungen im Frankenreiche erhielt; den Langobarden Paulus den Diakonen, den Sohn des Warnefrid, den Geſchichtsſchreiber ſeines Volkes, an deſſen Kampf gegen die fränkiſche Herrſchaft ſein Geſchlecht nicht unbeteiligt geweſen war; den aus Spanien gebürtigen Weſtgoten Theodulf, der zum Biſchof von Orleans aufſtieg und theologiſche Gelehrſamkeit mit ungewöhnlicher Herrſchaft über die poetiſche Sprache vereinigte; den Römer Peter von Piſa und den edlem fränkiſchen Geſchlecht entſproſſenen Angilbert, den glücklichen Geliebten von Karls Tochter Bertha, den Vater Nithards und Hartnids (S. 15); endlich den des Kaiſers Herzen beſonders nahe ſtehenden Einhard, ſeinen verſtändnisvollen und liebenswürdigen Biographen und gelegentlich wohl auch vertrauten Berater in wichtigen politiſchen Dingen.

Zwanglos verkehrte Karl in dieſem Kreiſe, wo man ihn mit dem akademiſchen Namen David nannte, wie auch die anderen Genoſſen dergleichen annahmen: der kunſtfertige Einhard erſcheint da als Beſeleel, Angilbert als Homer, Alcuin als Flaccus u. a. m. Der Kreis der Intereſſen, die von dieſer akademiſchen Vereinigung gepflegt wurden, war ein überraſchend großer und durchbrach die engen Schranken, welche damals das Vorwalten kirchlicher Geſichtspunkte allen geiſtigen Beſtrebungen zog. Sogar die Sternkunde wurde mit Hilfe des Iren Dungal in ſeinen Bereich gezogen. Mit welchem Erfolge Karl die Geſchichtsſchreibung gepflegt, lehrt die Trefflichkeit ihrer uns erhaltenen Werke aus ſeiner Zeit, gegen die, was voranging und folgte, recht dürftig erſcheint. Selbſt auf die Pflege des Stils erſtreckte ſich Karls Fürſorge: in ſeiner Vernachläſſigung durch manche Geiſtliche ſah er eine Gefahr für das rechte Verſtändnis und die richtige Deutung der heiligen Schrift. Überhaupt trug er für die beſſere Bildung der Geiſtlichen Sorge und gab Erzbiſchöfen und Biſchöfen Anweiſung, wie der Unterricht ihrer Kleriker durch Beſtellung tüchtiger Lehrer gehoben werden könnte. Auch wollte er die Vervielfältigung der heiligen Schrift und anderer zum Kirchendienſt nötiger Bücher in Bezug auf Sorgfalt und Korrektheit genau überwacht ſehen. Die hohe Bildung des Klerus des fränkiſchen Reiches zu Beginn des neunten Jahrhunderts beweiſt am beſten den Erfolg ſolcher Beſtrebungen. Aber dieſe galten nicht allein dem Klerus und der theologiſchen Bildung: Karl ſelbſt erklärte, er wolle die von ſeinen Vorfahren vernachläſſigten Wiſſenſchaften, die freien Künſte durch ſein Beiſpiel allen zu angelegentlichem Studium empfehlen. Daher ließ er auch zuerſt ſeine Kinder, Söhne und Töchter, in dieſelben einführen: leider hat ihn von erſteren nur der eine überlebt, der gerade für dieſe weltliche Bildung gar kein Verſtändnis beſaß und ihre fröhlich gediehenen Anſänge als eine Gefahr für die Kirche verfolgte und ausrottete.

Karl iſt viermal vermählt geweſen. Die Stelle der 775 verſtoßenen Tochter des Deſiderius nahm die jugendliche Alemannin Hildegard ein: in zwölfjähriger Ehe ſchenkte ſie dem Gemahl außer mehreren Töchtern — darunter Rotrud, die einſt den byzantiniſchen Thron einzunehmen beſtimmt war (S. 39), und Bertha, die Genoſſin Angilberts, vier Söhne, Karl, Pippin und 778 die Zwillinge Lothar und Ludwig, von denen der erſtere bald ſtarb. Sie wurde ihm 783 durch den Tod entriſſen. Seine dritte Gemahlin Faſtrada ſtarb, nachdem ſie zwei Töchter geboren, 797. Die vierte Ehe mit der Alemannin Liutgard, die von den Zeitgenoſſen wegen ihrer körperlichen und geiſtigen Vorzüge beſonders geprieſen wurde und ſich durch ihre Teilnahme an den litterariſchen Beſtrebungen Karls auszeichnete, blieb kinderlos; auch ſie ſtarb noch vor der Kaiſerkrönung. Aber die unbändige Sinnlichkeit des gewaltigen Kriegers hat auch noch außerhalb der Ehe Befriedigung geſucht, und wir kennen aus den Angaben der Zeitgenoſſen eine ganze Reihe von Nebenfrauen desſelben und von Söhnen und Töchtern, die ſie ihm geboren, von denen einige nachmals in geiſtlichen Ämtern verſorgt

Transskription zu dem Faksimile zweier Seiten aus einer Handschrift, vom Jahre 825, der Kapitularien Karls des Großen.

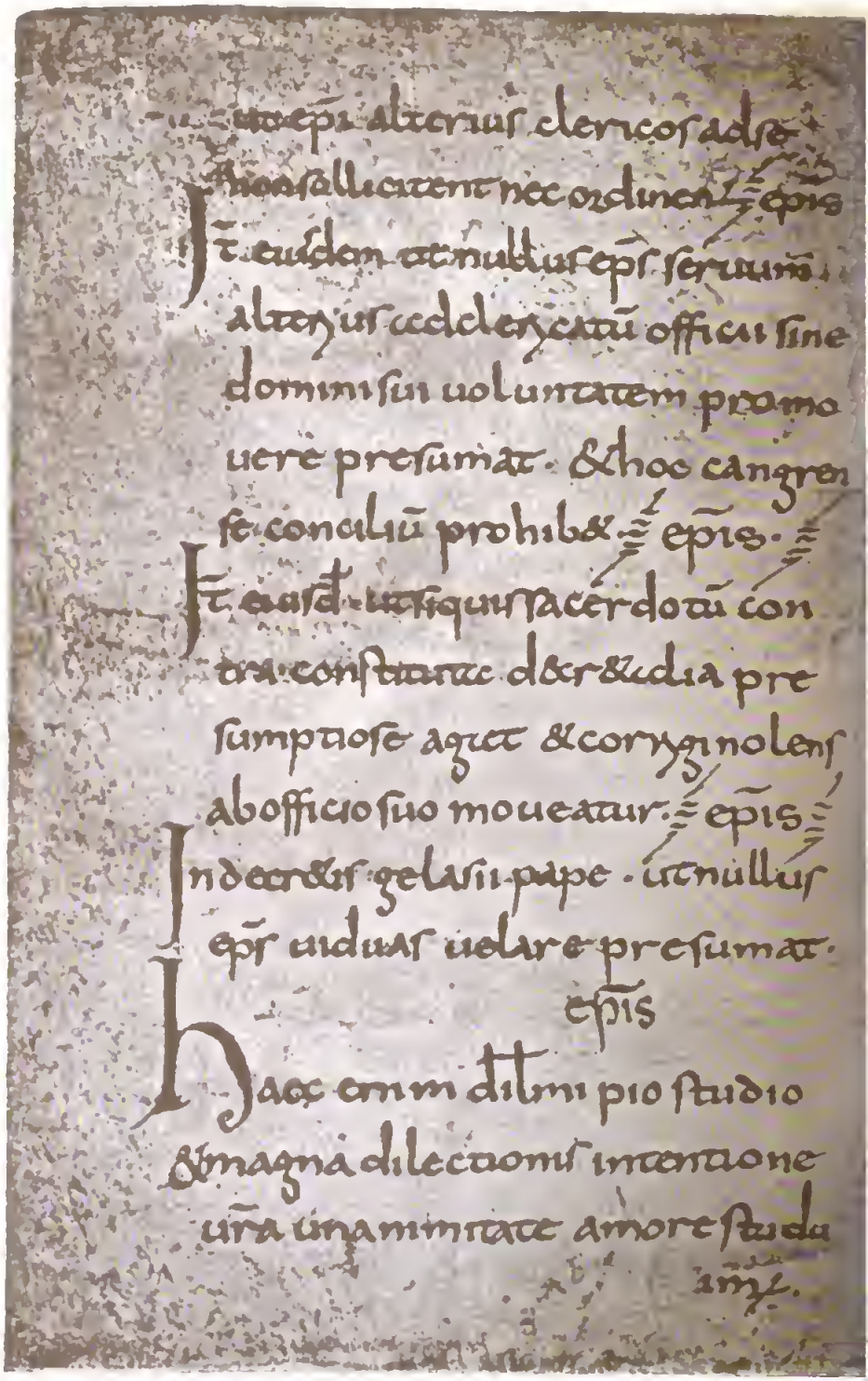
(St. Gallen, Stiftsbibliothek. Cod. 733.)

ut ep*iscop*i alterius clericos ad se
non sollicitent nec ordinent epis*copis*
It*em* eiu's'dem ut nullus ep*iscopu*s seruum
alterius ad clericatu*m* officii sine
domini sui uolnntatem promo
nere presumat . et hoc cangren
se concilium prohibet . epis*copis*.
It*em* eiusd*em* . nt si quis sacerdotu*m* con
tra constituta decretalia pre
sumptiose agat et corrigi nolens
ab officio suo moueatur . epis*copis*
In decretis gelasii pape . ut nullus
ep*iscopu*s uiduas uelare presumat.
epis*copis*
Haec enim dil*ectissi*mi pio studio
et magna dilectionis intentione
u*estr*a unanimitate amore studu
im*us*

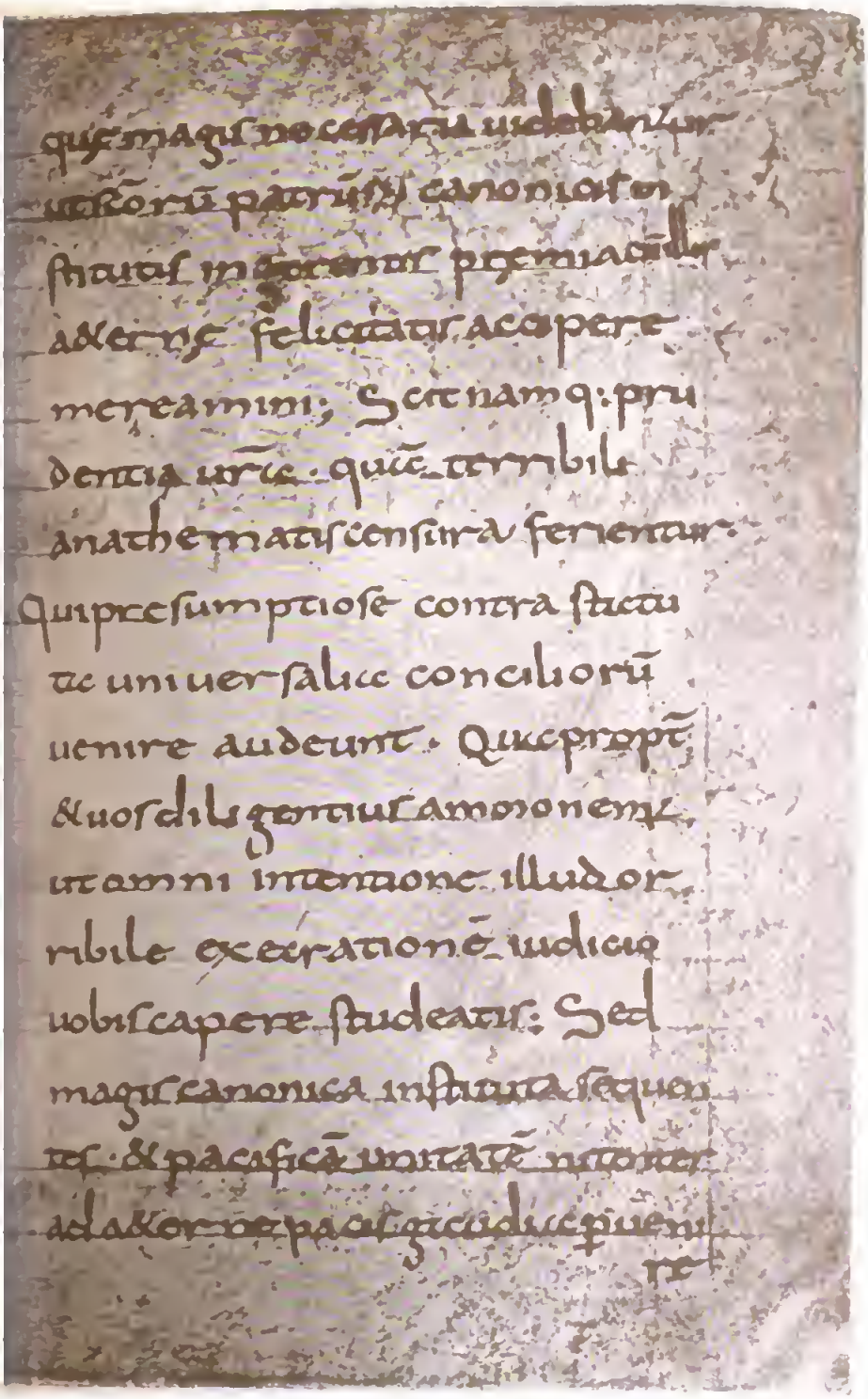
quę magis necessaria uidebantur
ut s*anct*oru*m* patru*m* canonicis in
stitutis ingerentis pręmia cu*m* illis
aeternę felicitatis accipere
mereamini; Scit namq*ue* pru
dentia u*estr*a . qua*m* terribili
anathematis censura ferientur.
Qui presumptiose contra statu
ta uniuersalia conciliorum
uenire audeunt. Quaprop*ter*
et uos diligeatius ammonem*us*
ut omni intentione illud or
ribile execratione*m* indicio
uobis capere studeatis: Sed
magis canonica instituta sequeu
tes . et pacifica*m* unitate*m* nitentes
ad aeterne pacis gaudia p*er*ueni
re

(Nach Publ. of the Pal. Soc. London.)

Digitized by Google



Faksimile zweier Seiten aus einer Handschrift der Kapitularien



arls des Großen; vom Jahre 825. (St. Gallen, Stiftsbibliothek.)

wurden. Noch vor der Ehe mit der langobardiſchen Königstochter hatte er mit einer edlen Frankin Himiltrud jenen Sohn Pippin erzeugt, der ſich 792 zu einem Komplott gegen ihn verleiten ließ und dafür lebenslänglich in Prüm gefangen blieb (S. 42). Dieſe Freiheit, welche Karl ſich geſtattete und die er trotz manches Ärgerniſſes bei ſeinen Töchtern zuließ, macht einen beſonders charakteriſtiſchen Zug aus in dem Bilde von den ſittlichen Zuſtänden jener Zeit und zeigt, wie darin neben allem kirchlichen Eifer für ein gutes Stück lebensfrohen germaniſchen Heidentums Platz blieb.

Drittes Kapitel.

Ludwig der Fromme (814—40), der Streit seiner Söhne (840—43) und die Teilung des karolingischen Reiches (843—70).

(814—870.)

Von den vier Söhnen, die ihm die Alemannin Hildegard geboren, hat Karl der Große nur drei zu ihren Jahren gelangen sehen, nur der jüngste sollte ihn überleben. Schon deshalb mußte sich die Zukunft seines Reiches anders gestalten, als er sie geplant hatte. Auch die Wirkung und die Fortbildung der von ihm geschaffenen politischen Organisation wurden dadurch beeinflußt, und es bleibt für uns wieder eine offene Frage, wie sich die Absichten des Kaisers zu dem, was nachmals thatsächlich geschehen ist, verhalten haben mögen. Doch scheint Karl in den alten fränkischen Anschauungen und den darin wurzelnden Traditionen der merowingischen Zeit mehr befangen gewesen zu sein, als man im Hinblick auf die Konsequenzen annehmen möchte, die er aus dem Kaisertum zu ziehen geneigt war.

Daß Karl sich nicht zu dem Gedanken einer strengen Erbmonarchie erhob, ist begreiflich: diese war unvereinbar mit der noch immer stark privatrechtlichen Auffassung seiner Zeit von dem Staate und setzte in Bezug auf den Zweck des Staates und die Bestimmung von Recht und Pflicht des Königtums einen Grad der Abstraktion voraus, der völlig außerhalb des Gesichtskreises jener Epoche lag. Vielmehr hielt auch Karl fest an dem fränkischen Erbrechte aller ebenbürtigen Söhne, und davon war wenigstens eine gewisse Art von Teilung des Reichs nicht zu trennen. Früh wurden die beiden jüngeren Söhne einzelnen Reichsteilen als Unterkönige vorgesetzt, Pippin dem Langobardenreich, Ludwig Aquitanien — eine Maßregel, die bei dem kindlichen Alter beider zur Zeit ihrer Erhebung einen politisch praktischen Wert nicht haben konnte, sondern wohl nur ein kluges Zugeständnis an die Empfindlichkeit zweier Völker war, die bisher größerer Selbständigkeit genossen hatten. Auch in der Folge hat Karl in keinem von beiden Gebieten irgend ein königliches Recht aus der Hand gegeben, insbesondere auch stets den Titel eines Königs der Langobarden geführt. Den erstgeborenen Sohn, der des Vaters Namen trug, finden wir seit 788 in einer ähnlichen Stellung als Reichsgehilfen Karls in Neustrien: er hat an den Kriegen der folgenden Jahre,

namentlich in Sachsen und gegen Dänen und Wenden, hervorragenden Anteil genommen, so daß man den Eindruck gewinnt, als sei im Vergleich mit dem territorial beschränkten Königtum seiner Brüder ihm geflissentlich eine Beziehung zu dem Gesamtreiche eingeräumt gewesen. Dazu stimmt auch, daß Karl diesen Sohn nach seiner Kaiserkrönung vom Papste selbst in Rom zum König krönen ließ, ein Vorgang, dem schon wegen der Verbindung mit dem folgenreichen Akt vom 25. Dezember 800 eine höhere Bedeutung beizumessen sein dürfte als der 801 vollzogenen Krönung des zum Langobardenkönig bestimmten Pippin.

Erhaltung voller Reichseinheit lag demnach nicht in der Absicht Karls. So hoch er die ideelle Bedeutung des Kaisertums schätzte, so sehr er namentlich die kirchliche Seite desselben betonte: für seine Staaten eine der kirchlichen Einheit entsprechende politische Einheit daraus abzuleiten und zur Herrschaft zu bringen lag ihm fern. Besonders lehrreich sind die Bestimmungen, die er — vermutlich im Februar — 806 auf einer Reichsversammlung in Diedenhofen traf, um für den Fall seines Todes jeden Erbstreit unter den Söhnen auszuschließen und zugleich das Verhältnis seiner Nachkommen zu einander zu ordnen. Sie gingen von der bereits bestehenden Ordnung aus, nach der Karl Neustrien, Pippin Italien und Ludwig Aquitanien verwaltete, und verfügten über die übrigen Reichslande in der Weise, daß jedem der drei Brüder weiterhin zufallen sollte, was der Lage und der Bevölkerung nach zu dem bisher von ihm Innegehabten in näherer Beziehung stand. Aber auch hierbei wurde der Erstgeborene bevorzugt. Er erhielt ganz Neustrien, dann Austrasien, ferner die Hauptmasse der rein deutschen Lande, nämlich Ostfranken, Sachsen und Thüringen, Friesland, Alemannien, soweit es nördlich von der Donau lag, den benachbarten bayrischen Nordgau und endlich den kleinern Teil von Burgund, im wesentlichen also das eigentliche alte Frankenreich. Pippin erhielt zu Italien Bayern, Alemannien südlich von der Donau nebst Churwalchen und dem Thurgau, dann die als Dependenzen des Langobardenreiches geltenden Gebiete von Venetien, Istrien und Dalmatien, die ja bald danach zum Teil an Byzanz zurückkamen, und endlich, was von Avaren und Südslawen dem Frankenreich unterworfen war. Ludwig endlich sollte mit Aquitanien die Herrschaft über Wasconien, Septimanien, die Provence und den größten Teil von Burgund verbinden. Dabei machte Karl es den Söhnen zur Pflicht, die von ihm gezogenen Grenzen gewissenhaft zu beobachten: keiner sollte den andern in seinem Besitz zu kürzen oder durch Anstiftung seiner Unterthanen zum Abfall zu schädigen versuchen. Um ihnen in Fällen der Not gegenseitige Hilfeleistung zu erleichtern, wurden jedem von ihnen bestimmte Militärstraßen in die Reiche der anderen beiden zur Verfügung gestellt. Auch darüber wurden genaue Vorschriften erteilt, wie es von einem jeden in Bezug auf die Vasallen der anderen zu halten war, namentlich für den Fall des Treubruchs, des Überlaufs u. s. w. Diese Anordnungen lassen deutlich das Bestreben erkennen, Anlaß zu Streitigkeiten möglichst auszuschließen, die Rechte und Pflichten der

Könige untereinander ſcharf abzugrenzen, ohne deshalb den Gedanken der Zuſammengehörigkeit der drei Teilreiche zu einem großen Reichsverbande ganz aufzugeben; vielmehr kommt dieſe ſehr beſtimmt zum Ausdruck in einigen Anordnungen, die zwiſchen den verſchiedenen Gebieten eine gewiſſe Freizügigkeit ſowie die Freiheit des Handels ſichern ſollten, und unter anderem den freien Einwohnern eines jeden das Recht des Erwerbs von Grund und Boden in den anderen zuſprachen. Aber die Fürſorge Karls reichte noch über die nächſte Generation hinaus, denn er traf Beſtimmung für den Fall, daß einer der drei Söhne vor den beiden anderen mit Tod abgehen ſollte, und zwar verfügte er genau, wie nach Pippins Ableben die von dieſem beherrſchten Länder unter Karl und Ludwig, auch wie im Fall des Todes des einen von letzteren beiden das betreffende Reich unter die überlebenden Brüder geteilt werden ſollte. Hinterließ aber der ſterbende Sohn ſeinerſeits einen Sohn und das Volk wünſchte dieſen zum König, ſo ſollte von der weiteren Aufteilung abgeſehen und die Nachfolge desſelben in dem väterlichen Teilreiche von den Oheimen nicht gehindert werden. Merkwürdigerweiſe geſchieht in dieſem Teilungsgeſetz des Kaiſertums keine Erwähnung, während Karl ſeinen Nachfolgern dringend empfiehlt, wie er und ſeine Vorgänger es gethan, die römiſche Kirche nach Kräften zu ſchützen und zu fördern. Man hat aus dieſem Schweigen den Schluß ziehen wollen, Karl habe das Kaiſertum als eine rein perſönliche Würde angeſehn, die nicht notwendig mit dem Frankenreiche verbunden zu ſein brauchte, alſo auch nicht ohne weiteres auf ſeinen Nachfolger überging. Dieſe Deutung ſteht doch aber nicht im Einklange mit der hohen Wertſchätzung der Kaiſerwürde, von der wir Karl ſonſt erfüllt finden und die in der Einforderung eines neuen Treueids von ſeinen Unterthanen u. a. m. Ausdruck gefunden hatte. Zudem behielt ſich Karl ſchließlich ausdrücklich das Recht zur Ergänzung und Abänderung des Geſetzes vor, wie überhaupt an ſeinen Machtbefugniſſen als Kaiſer und König dadurch nichts gewandelt ſein ſollte, ſondern ihm alle auch in Zukunft zu Treue und Gehorſam verpflichtet blieben, wie Söhne ſie dem Vater, Unterthanen dem Kaiſer und König ſchuldig ſind. Sicherlich aber wird aus der Nichterwähnung des Kaiſertums nicht geſchloſſen werden dürfen, Karl habe die Abſicht gehabt, dieſe Würde mit ſeinem Tode erlöſchen zu laſſen und eine Zuſammenfaſſung der drei Teilreiche in der durch das Kaiſertum eines der Söhne zu begründenden höheren Einheit nicht gewollt. Näher liegt und ungezwungener iſt die Annahme, Karl habe die Verfügung über das Kaiſertum einer ſpäteren Zeit vorbehalten, weil er ſich zu einer ſolchen unter den augenblicklich obwaltenden Verhältniſſen vielleicht nicht einmal für ganz berechtigt erachtete. War doch die Verſtändigung mit dem byzantiniſchen Hofe damals noch nicht erfolgt; ja, im Gegenſatz zu der Annäherung der letzten Jahre, über den Abfall Venedigs zum Frankenreiche der Krieg zum Ausbruch gekommen (S. 69). Unter ſolchen Umſtänden entſprach es durchaus der Politik, die Karl gerade in dieſer Sache befolgt hat, wenn er ſich der teſtamentariſchen oder reichsgeſetzlichen Verfügung über eine Würde enthielt,

die noch von einer ebenbürtigen Macht angefochten wurde, der wohlbegründete Ansprüche nicht abgestritten werden konnten.

Das Teilungsgesetz wurde von den zu Diedenhofen anwesenden Großen beschworen; dann eilte Einhard damit nach Rom, um es vom Papste genehmigen und durch seine Unterschrift bestätigen zu lassen. Aber gewiß hat Karl dadurch dem römischen Bischof nicht eine Stellung über dem Königtum einräumen oder einen Akt der Reichsgesetzgebung in seiner Gültigkeit von der päpstlichen Zustimmung abhängig machen wollen. Nur die moralische Autorität der Kirche rief er zu Hilfe und stellte eine Anordnung unter deren Schutz, mit der er sich zunächst an die Pietät seiner Söhne und Enkel wandte, um diese vor Verirrungen zu bewahren, wie sie das merowingische Haus einst vorzeitig zerrüttet und schließlich um den Thron gebracht hatten. Denn wenn man in diesem Reichsgesetze unter anderen die Bestimmung liest, von des Kaisers Töchtern sollte es nach seinem Tode jeder freistehen zu wählen, unter welches Bruders Schutz sie sich stellen, ob sie den Schleier nehmen oder sich einem würdigen Manne vermählen wollte; wenn man darin der Mahnung begegnet, Karls Enkel sollten von ihren Vätern und Oheimen in Ehren gehalten werden und denselben auch ihrerseits Ehrerbietung und Gehorsam erweisen, und wenn darin gar die Vorschrift für nötig gehalten wurde, es sollte keiner der Könige einen Sohn oder Neffen auf unerwiesene Anklagen hin und ohne gerichtliches Urteil töten, verstümmeln, des Augenlichts berauben oder zum Mönch scheren lassen und in ein Kloster sperren, so wird man dem Eindruck sich nicht entziehen können, daß Karl dabei an die Greuelthaten gedacht habe, deren Schauplatz dereinst das Merowingerhaus gewesen war, und daß auch er in dieser Hinsicht wegen der Zukunft seines Geschlechts nicht ohne Sorge gewesen sei. Er scheint es gewußt zu haben, daß sein Volk und sein Geschlecht noch ein gutes Stück altgermanischer Wildheit in sich hatten, die durch Herrschsucht und Ländergier entfesselt sich trotz alles christlichen Eifers leicht in bösen Thaten entladen konnte. Ja, man möchte fast annehmen, Karl müsse einen bestimmten Anhalt für solche Befürchtungen gehabt haben und den Frieden innerhalb seiner zahlreichen Familie, in der die Ungebundenheit der unvermählten Töchter ein so ganz absonderliches Schauspiel darbietet, durch Vorgänge gestört gesehen haben, die für die Zukunft Schlimmeres erwarten ließen. Außer einem Zwiste zwischen den beiden älteren Söhnen Karl und Pippin sind uns Thatsachen freilich nicht überliefert: aber wir verdanken ja unsere Kenntnis jener Zeit Quellen, die vermöge ihres ausgesprochen höfischen Charakters oder infolge des Vorwiegens kirchlicher Gesichtspunkte gerade die dem Herrscherhause unangenehmen Dinge verschweigen. Daß solche Befürchtungen nicht unbegründet waren, haben spätere Vorgänge zur Genüge gezeigt.

Aber die Teilungsakte vom Jahr 806 entbehrte bald der Voraussetzungen, auf denen sie beruhte, und wurde damit hinfällig. Am 8. Juli 810 starb König Pippin noch während des glücklichen Krieges mit den Byzantinern; er hinterließ einen Sohn, Bernhard, und fünf Töchter. Während Karl die

letzteren an ſeinem Hofe mit ſeinen Töchtern erziehen ließ, wurde erſterer zu des Vaters Nachfolger als König von Italien beſtimmt. Und noch nicht anderthalb Jahre ſpäter mußte Karl auch ſeinen Erſtgeborenen Karl im blühendſten Mannesalter einem frühen Tode verfallen ſehen: kaum vierzigjährig ſtarb derſelbe am 4. Dezember 811, und damit ſanken alle die Hoffnungen dahin, welche man auf ihn, der geiſtig und körperlich dem großen Vater beſonders ähnlich geweſen ſein ſoll, geſetzt hatte. Auch die Frage der Erbfolge und der Reichsteilung war damit gegenſtandslos geworden: der Kaiſer hatte nur einen Erben, König Ludwig von Aquitanien, dem das ganze Reich zufallen mußte; für ein Teilreich kam nur noch Pippins Sohn Bernhard in Betracht. Auch die Bedenken waren damit erledigt, die Karl in Bezug auf die Kaiſerwürde erfüllt zu haben ſcheinen und die Beſtimmung über dieſe im Jahre 806 gehindert hatten. Denn daß Karl in der Zwiſchenzeit ſeine Auffaſſung ſo geändert haben ſollte, daß er die früher als eine rein perſönliche angeſehene und für nicht übertragbar und nicht vererbbar gehaltene Würde nun ſchon bei ſeinen Lebzeiten ſeinem Nachfolger und Erben zuzuteilen für erlaubt angeſehen hätte, kann füglich nicht angenommen werden. Hatte früher möglicherweiſe ein Zweifel darüber obwalten können, ob das Kaiſertum mit dem fränkiſchen Hauptreich unter Karl oder mit Italien unter Pippin zu verbinden ſei, ſo war dieſer jetzt ebenfalls erledigt. Im Herbſt 813 erſchien König Ludwig am Hofe des Vaters in Aachen, um am 11. September in der Marienkirche zum Kaiſer gekrönt und als Erbe und Mitregent anerkannt zu werden. Gewiß lag eine beſtimmte tiefere Abſicht zu Grunde, wenn Karl bei dieſem feierlichen Akte von jeder geiſtlichen Mitwirkung abſah und Ludwig die kaiſerliche Krone mit eigener Hand vom Altar nehmen und ſich aufſetzen ließ. Vielleicht ſollte dadurch auch der Schein von Abhängigkeit beſeitigt werden, den Leo III. durch den Karls Abſichten nicht entſprechenden Vollzug der Krönung Weihnachten 800 erzeugt hatte. Gleichzeitig wurde Pippins Sohn Bernhard als König von Italien proklamiert, nachdem er als ſolcher bereits ſeit dem Frühjahr dort gewaltet hatte, beraten von des Kaiſers Vetter, dem einſichtigen und ſtaatsklugen, aber auch ehrgeizigen Abte Adalhard von Corbie. Kaiſer Ludwig kehrte alsdann nach Aquitanien zurück, freilich nur für kurze Zeit: vier und einen halben Monat ſpäter rief ihn die Nachricht von des großen Vaters Tode zur Übernahme der Regierung nach Aachen.

Die Kraft des greiſen Herrſchers ſank ſeit etlichen Jahren. Von Fieber und Gicht geplagt, ſah ſich Karl in der Erfüllung ſeiner Herrſcherpflichten allmählich behindert; auch der Tod ſeiner Söhne beugte ihn nieder. Mit den Reiſen, den Jagdausflügen, den frohen Ritten inmitten der Seinen war es vorbei; er verließ die Aachener Pfalz nicht mehr; die dortigen heißen Quellen mochten noch zeitweiſe Linderung bringen. Nun kam ein überaus harter Winter. Am 22. Januar 814 ergriff Karl ein heftiges Fieber; die ſonſt gewöhnlich angewandte Behandlung, möglichſte Enthaltung von Eſſen und Trinken, brachte keine Beſſerung: eine Rippenfellentzündung benahm bald alle

Ausſicht auf Geneſung des Greiſes. Sich zum Tode vorbereitend empfing Karl aus der Hand Hildibalds von Mainz das Abendmahl: am Vormittag des 28. Januar 814 hauchte er ſeinen Geiſt aus, wahrſcheinlich im zweiundſiebzigſten Lebensjahre. Obgleich er ſelbſt früher einmal die Abſicht geäußert hatte, ſich neben ſeinem Vater in der Grabſtätte der merowingiſchen Könige, zu S. Denis, beiſetzen zu laſſen, bereitete man ihm doch noch an ſeinem Sterbetage in der Marienkirche zu Aachen die Gruft. Ein römiſcher Sarkophag aus weißem Marmor, auf dem im Relief der Raub der Proſerpina dargeſtellt war, nahm ſeine Leiche auf. Darüber wölbte ſich ein vergoldeter Bogen mit einem Bilde und einer Inſchrift, welche das Grabmal als das Karls kennzeichnete, „des großen und rechtgläubigen Kaiſers, welcher das Reich der Franken ruhmreich gemehrt“. Nach einhundertundſechsundachtzig Jahren hat der phantaſtiſch überreizte Otto III. die Gruft in unheiliger Neugier geöffnet; aber eine Fabel iſt es, daß er den toten Kaiſer in vollem Ornate auf dem Throne ſitzend gefunden habe. Als wieder hundertundfünfzig Jahre danach Kaiſer Friedrich I. Karls Gebeine erheben ließ, um ſie aus Anlaß der von dem kaiſerlichen Gegenpapſt im Intereſſe der ſtaufiſchen Politik vollzogenen Kanoniſierung von neuem beizuſetzen, fand man die Leiche ſo, wie ſie nach den Berichten der Zeitgenoſſen zuerſt beſtattet worden war, liegend in dem römiſchen Marmorſarkophage. Obgleich von einem als ſchismatiſch verworfenen Papſte geſchehen, iſt die Heiligſprechung Karls, der bereits ſeit dem neunten Jahrhundert immer allgemeiner mit dem Beinamen des Großen bezeichnet wurde, von der Kirche anerkannt worden: hat doch auch kaum noch ein anderer Herrſcher dieſe Ehre ſo reichlich um ſie verdient.

Aus den Andeutungen der Quellen, ſo dürftig und ſo vorſichtig ſie ſein mögen, gewinnt man doch den Eindruck, als ob nach dem Tode des Kaiſers im Kreiſe ſeiner Familie, ſeiner Freunde, Hofleute und Beamten das unbehagliche Gefühl geherrſcht habe, daß die gute alte Zeit nun ein Ende habe und binnen kurzem alles ſehr anders werden müſſe. Der Gegenſatz, in dem der neue Kaiſer zu dem Vater ſtand, war längſt kein Geheimnis mehr. Ludwig ſelbſt war ſich desſelben bewußt und täuſchte ſich nicht darüber, daß man ſeiner Herrſchaft vielfach mit Unmut und Mißtrauen entgegenſah; ſogar mit der Möglichkeit ſcheint er gerechnet zu haben, daß ſeiner Thronbeſteigung Widerſtand entgegengeſetzt werden könnte. Doch geſchah nichts der Art, und ein Verwandter des Kaiſerhauſes, Hoduin, der damit thöricht ſein Glück verſuchte, endete unter dem Beil des Henkers. Als Kaiſer Ludwig Ende Februar in Aachen eintraf, erfüllte er zwar genau die Beſtimmungen, die Karl in einem 811 aufgeſetzten Teſtament über die Verteilung ſeines Schatzes unter Kirchen und Klöſter, Verwandte und Diener getroffen hatte, löſte aber den väterlichen Hofhalt auf, verwies ſeine Schweſtern in Klöſter und machte etliche Große, die ihm durch ihren Einfluß verdächtig waren, wie Adalhard von Corbie und ſeinen Bruder, den Grafen Wala, Söhne von König Pippins I. Bruder Bernhard, durch Verbannung unſchädlich. Im Gegenſatz zu der lebens-

Marmorſarkophag Karls des Großen im Dom zu Aachen. Ein plaſtiſches Werk römiſcher Arbeit mit der Darſtellung des Raubes der Proſerpina.

frohen, ſonnigen, freilich auch etwas lockeren Heiterkeit, die den karolingiſchen Hof bisher ausgezeichnet hatte, ſollte er hinfort dem ſtreng kirchlichen Sinn dienſtbar werden, in den der neue Herrſcher ſich von Jugend auf hineingelebt hatte. Von ihm ging eine neue Strömung aus, welche den innern Frieden des Reiches gefährdete und bald die Fundamente der von Karl geſchaffenen Ordnung in Frage ſtellte.

Kaiſer Ludwig, 778 geboren, war damals ſechsunddreißig Jahre alt. Äußerlich eine ſtattliche Erſcheinung, Achtung gebietend durch würdevolles Auftreten, geübt in allen ritterlichen Künſten, dabei einfach und leutſelig im Verkehr, befremdete er doch durch einen Zug der Schwäche und Unentſchloſſenheit, die dem karolingiſchen Hauſe bisher fremd geweſen war. Sein übertriebener kirchlicher Eifer, der ſich in frommen Übungen nicht genug thun konnte, befing, wie ſich bald zeigte, auch ſein politiſches Urteil, und ſeine Neigung zu theologiſchen Spekulationen beraubte ihn in weltlichen Dingen der Fähigkeit zu entſchloſſenem Handeln. Eine kleinliche, unſelbſtändige Natur, geneigt vor den ſich ihm entgegenſtellenden Schwierigkeiten ſcheu zurückzuweichen und in ſteter Sorge, nur ja nicht bei der Kirche anzuſtoßen oder gar ſein Seelenheil zu gefährden, war Ludwig der Fromme, — welcher Beiname ſchon für die Zeitgenoſſen einen gewiſſen tadelnden Nebenſinn hatte — den wechſelnden Einflüſſen ſeiner Umgebung preisgegeben und wurde namentlich ein gefügiges Werkzeug in der Hand klerikaler Agitatoren. Denn dieſe wußten ihm von ſeiten der Religion und durch den Hinweis auf ſeine Pflichten

Giebelseite des Silberschreins im Dom zu Aachen, in dem die Gebeine Karls des Großen ruhen.
Der Kaiser zwischen zwei Bischöfen. Arbeit vom Ende des zwölften Jahrhunderts.

gegen die Kirche beizukommen, obgleich er von der Bedeutung und den Rechten des Kaiſertums eine hohe Vorſtellung hatte. Echt mönchiſch aber leitete er dieſe von dem durch die Kirche vermittelten göttlichen Urſprung ſeines Herrſcherrechtes her und ſah daher ſeinen und ſeines Staates Beruf in der bedingungsloſen Hingabe an die Intereſſen der Kirche. Damit hing ſeine entſchiedene Abwendung zuſammen von allem geiſtigen Leben, das nicht erſt durch die reinigende und heiligende Vermittelung der Kirche gegangen, alſo in die romaniſche Form der Kultur umgeſetzt war. Während bei Karl die germaniſche Grundlage des fränkiſchen Volkstums nie in Frage geſtellt worden, war für Ludwig, der in dem völlig undeutſchen Aquitanien aufgewachſen war und deſſen kirchlicher Eifer ſich dort an dem Gegenſatz der Chriſten zu den benachbarten Mohammedanern erhitzt hatte, germaniſch und barbariſch, barbariſch und heidniſch eins und die Ausrottung der Reſte altgermaniſchen Volkslebens, die ſein einſichtsvoller Vater ſorgſam gehegt hatte, erſchien ihm als eine heilige Pflicht gegen den chriſtlichen Glauben. Hat er doch die auf des Vaters Anlaß geſammelten Sagen und Heldenlieder der Vorzeit gefliſſentlich dem Untergange geweiht. So wurde, je mehr ſich Ludwigs Eigenart entwickelte, nicht bloß das Verhältnis zwiſchen Staat und Kirche, zwiſchen Papſttum und Kaiſertum, ſondern auch das zwiſchen Germanen und Romanen gewandelt und in das Gegenteil von dem bisher beſtehenden verkehrt: das Gegenſtreben der Bedrohten mußte den karolingiſchen Staat im Innern erſchüttern und drängte ihn ſchließlich vorzeitigem Zerfall entgegen.

Beſonders bezeichnend war nach dieſer Seite gleich der Eindruck, den der Thronwechſel in Rom hervorbrachte. Leo III. nahm die Römer nicht für den neuen Kaiſer in Eid und Pflicht. Es ſcheint, daß er Ludwigs Kaiſerwürde, weil ſie ohne Zuthun der Kirche ihm übertragen war, als nicht völlig legitim und für Rom und die Kirche nicht verbindlich angeſehen habe. Neue Parteikämpfe in der ewigen Stadt waren die Folge davon. Während derſelben ſtarb Leo III. Sein Nachfolger Stephan V. eilte zwar das von jenem Verſäumte nachzuholen und ließ die ewige Stadt Ludwig huldigen. Aber das bisherige Verhältnis zwiſchen Papſttum und Kaiſertum erfuhr doch eine weſentliche Änderung, als Stephan im Herbſt 814 ſelbſt in das Frankenreich kam und Ludwig, der ihn mit den ausgezeichnetſten Ehrerweiſungen empfing, in der Marienkirche zu Reims eine zu dieſem Zwecke mitgebrachte Krone aufſetzte. Ohne Frage wurde damit die Selbſtkrönung Ludwigs vom 11. September 813 in ihrer Bedeutung herabgeſetzt und die Vergebung der Kaiſerkrone als ein Vorrecht des römiſchen Biſchofs in Anſpruch genommen. Damit aber hörte die Unterordnung des Papſttums unter das Kaiſertum auf, und beide erſchienen hinfort als gleichberechtigt. Traten die großen politiſchen Konſequenzen daraus auch erſt ſpäter in Wirkſamkeit, ſo hatte die Kirche des fränkiſchen Reiches doch ſchon jetzt reichen Gewinn davon: denn nicht zufrieden, ſie mit Gütern und Einkünften verſchwenderiſch zu begaben, meinte Ludwig ſeine Frömmigkeit auch dadurch bethätigen zu müſſen, daß er Kirchen und Klöſter

von den Dienſten und Leiſtungen befreite, die ſie von ihrem weltlichen Beſitz dem Staate ſchuldeten, und indem er ihre Gutsbezirke auch von der ordentlichen weltlichen Gerichtsbarkeit eximierte, beförderte er die Entwickelung der kirchlichen Immunität, die ſchließlich zur faſt vollſtändigen Löſung der kirchlichen Territorien von dem Verbande des Staates führen mußte.

Nur in einer Richtung erwuchs dem Reiche aus dem frommen Eifer Ludwigs Gewinn. Derſelbe nahm Anſtoß an der äußerlichen Art, in der die Sachſen, nur einem unwiderſtehlichen Zwange gebeugt, ſich mit dem Chriſtentum abfanden, welches das an den alten heidniſchen Erinnerungen hängende Denken und Dichten des tapfern Volkes noch lange nicht durchdrungen hatte. Hier Wandel zu ſchaffen ließ ſich der Kaiſer beſonders angelegen ſein, und in glücklicher Ergänzung der mehr gewaltſamen Thätigkeit ſeines großen Vaters, der die künftigen Geiſtlichen ſächſiſchen Stammes aus dem heimatlichen Boden losriß, um ſie in fränkiſchen Klöſtern, inmitten eines andern Stammes für ihren Beruf bilden zu laſſen, bemühte er ſich in Sachſen ſelbſt die Zahl dieſer Pflanzſchulen zu vermehren und durch ihren Einfluß die kommenden Geſchlechter dem Chriſtentum erſt wahrhaft zu gewinnen. So unterſtützte er namentlich Adalhard den Jüngern, den Abt des Kloſters Corbie an der Somme, wohin ſein Vater junge Sachſen zu kirchlicher Unterweiſung gegeben hatte, bei der 815 beſchloſſenen Errichtung eines Tochterkloſters im Herzen des ſächſiſchen Landes: als ſolches entſtand Korvei an der Weſer, nahe bei Höxter, das bald weithin eine ſegensreiche Thätigkeit entfaltete. Die gründlichere Chriſtianiſierung Sachſens wirkte nun aber auch auf die benachbarten heidniſchen Gebiete, zumal innere Wirren, Thronſtreitigkeiten und wechſelvolle Parteikämpfe namentlich Dänemark und die nordalbingiſchen Lande auch dem politiſchen Einfluſſe des fränkiſchen Reiches eröffneten. Als Flüchtling am Hofe Ludwigs zu Mainz verweilend, empfing der Dänenkönig Harald 826 die Taufe; als er, von ſeinem Paten Ludwig unterſtützt, zur Wiedergewinnung der Herrſchaft nach Dänemark zurückkehrte, begleiteten ihn zwei Korveier Mönche, welche im Anſchluß an die Anfänge, die Ludwigs Jugendfreund, Erzbiſchof Ebo von Reims, gemacht hatte, dort das Chriſtentum feſter begründeten. Der eine, Anskar, wurde der Apoſtel des Nordens. Auch dieſer ausgeſprochen friedliche Charakter der Miſſion unterſcheidet Ludwig von dem Vater, der der Bekehrung durch die Predigt durch die Gewalt der Waffen und blutige Strenge vorarbeitete.

Aber ſo friedlich ſeine Regierung ſich nach außen anließ, ganz iſt Ludwig der Fromme gewaffneten Einſchreitens an den Grenzen doch nicht überhoben geblieben. Eine Empörung der Slawen in den ſüdöſtlichen Verzweigungen der Alpen zwiſchen Drau und Save, welche die Härte des Markgrafen von Friaul verſchuldete, wurde erſt nach drei Jahren niedergekämpft. Im Weſten galt es die abgefallenen Bretonen in die Tributpflicht zurückzuzwingen. Im Südweſten mußte die ſpaniſche Mark verteidigt werden, welche durch den zeitweiligen Verluſt von Barcelona (822) gefährdet war. In der Hauptſache aber wirkte offenbar die gewaltige Achtung noch nach, welche die Siege des

kriegeriſchen Karl den umwohnenden Völkern eingeflößt hatten, und die Erinnerung an die alle Zeit ſchlagfertige Kraft, die er in ſeinem Volke erweckt und lebendig erhalten hatte, bildete noch auf Jahre hinaus den wirkſamſten Schutz für die fränkiſchen Grenzen. Dieſer Zauber aber ſchwand um ſo ſchneller, je mehr Ludwig der Fromme durch ſeine Unbeſtändigkeit und unwürdige Abhängigkeit von Weibern und Pfaffen die große Schöpfung ſeines Vaters zu Grunde richtete.

Ähnlich wie dieſer einſt ſeine Söhne einzelnen Reichsteilen vorgeſetzt hatte, verfuhr, im Anſchluß an einen alten Brauch des fränkiſchen Königtums, auch Ludwig der Fromme, indem er bald nach ſeinem Regierungsantritt von den drei Söhnen, die ihm ſeine Gemahlin Irmengard, die Tochter Ingrams, des Grafen vom Haſpengau in der Gegend von Lüttich, geboren hatte, den älteſten, Lothar, als Statthalter über Bayern und den zweiten, Pippin, über das bisher von ihm ſelbſt verwaltete Aquitanien ſetzte. Auch König Bernhard, der dem Oheim in Aachen perſönlich gehuldigt hatte, war trotz des Titels, den er vor den beiden Vettern voraus hatte, in Italien nur Statthalter. Die Einheit des Reiches war demnach gegen früher geſteigert, Italien dem Verbande desſelben feſter eingefügt als unter König Pippin. Das entſprach der zentraliſtiſchen Richtung, die mit dem vorwiegenden Einfluß der Kirche zur Geltung kam und in der erneuten Kaiſerkrönung Ludwigs durch den Papſt einen erſten Triumph gefeiert hatte. Die Kirche gewann durch Beſeitigung der zwiſchen den Reichsteilen vorhandenen Sonderung; ſie erſtrebte Herſtellung voller Reichseinheit. In dieſer Richtung machte der Klerus ſeinen Einfluß bei dem Kaiſer geltend. Jeder neue Fortſchritt aber, den er nach ihrem Ziele hin machte, bedeutete eine weitere Durchbrechung der von Karl dem Großen geſchaffenen Reichsordnung, eine Minderung der volkstümlichen Momente in ihr, eine Zurückſetzung der ſtaatlichen Geſichtspunkte gegen die klöſterlichen und mönchiſchen, und der ſteigende Widerſtand der Laien dagegen lockerte die Bande, welche das Reich zuſammenhielten.

Durch den Zuſammenbruch der leichten hölzernen Galerie, die in Aachen von der Pfalz zu der nahen Marienkirche hinüberführte, war Ludwig am Gründonnerſtag (9. April) 817 bei der Rückkehr von der Meſſe in Lebensgefahr geraten. Seine geiſtliche Umgebung benutzte den Vorfall, um ihn zu vorzeitiger Beſtellung ſeines Hauſes zu beſtimmen; ſie gab ihm auch die Art, in der er das thun ſollte, an die Hand: er ſollte ſeinen älteſten Sohn Lothar zum Mitkaiſer annehmen. Als zur Ausführung dieſes Vorhabens im Juli 817 die große Reichsverſammlung in Aachen beieinander war, flehte man drei Tage unter Faſten zu Gott, daß er dem Kaiſer das für die Wohlfahrt des Reiches Dienlichſte eingebe. Natürlich war dies nachher das von dem geiſtlichen Konventikel Beſchloſſene, das ſo zu einer himmliſchen Offenbarung geſtempelt wurde. So wurde Lothar zum Mitkaiſer angenommen, zugleich aber auch für die Ausſtattung der beiden jüngeren, zu Königen erhobenen Söhne geſorgt, indem Pippin Aquitanien und Wasconien mit einigen benachbarten ſepti-

Faksimile einer Urkunde Ludwigs des Frommen, datiert von Worms 1. Juni 833, betr. die Errichtung einer Münzstätte in Corvei zu Gunsten des dortigen Klosters.

(Originaldiplom, Pergament, im K. Preuß. Staatsarchiv zu Münster.) Verfaßt und geschrieben von Hirminmaris. Größe des Originals: 39:50 Centimeter.

Transskription.

In nomine domini Dei et salvatoris nostri Jesu Christi Hludowicus divina [ordivina]*) ordinante providentia imperator augustus. Omnibus sanctae Dei ecclesiae nostrisque fidelibus, praesentibus scilicet atque futuris notum esse volumus, quomodo Corbageuse monasterium in Saxonia propiciante domino cum consensu fidelium uostrorum in bonore sancti Stephani, protomartiris Christi, devotissima intentione fundavimus et ibi conpetentia subsidia quaeque prae manibus invenimus, debita largitate praedicto sanctificationis loco nostra in elimosina contulimus, insuper etiam, quia locum mercationis ipsa regio indigebat, monetam nostrae auctorita tis publicam ultra ibi semper inesse Christo militantibus proficuam statuimus. Quatenus cum omnitegritate**) absque ullius contradictione vel impedimenti occasione locus | ipse sanctitatis omne inde reditum nostrae auctoritatis publicum possideat et utilitatibus monasterii perpetuis temporibus multiplicatum nostrum hoc largitatis do num proficiat. Et ut fiduciali perpetuitate haec omnia nostrae auctoritatis dona sibi pociatur et teneat, anuli nostri inpressione subter roborando | firmare decrevimus.

Signum ✠ Hludowici serenissimi imperatoris.

Hirminmaris notarius ad vicem Theotonis recognovi et subscripsi.

Data kalendas Junias anno Christo propitio XX imperio domni Hludowici piissimi augusti. Indictione XI Actum Wormacia civitate. In dei nomine feliciter amen.

Uebersetzung.

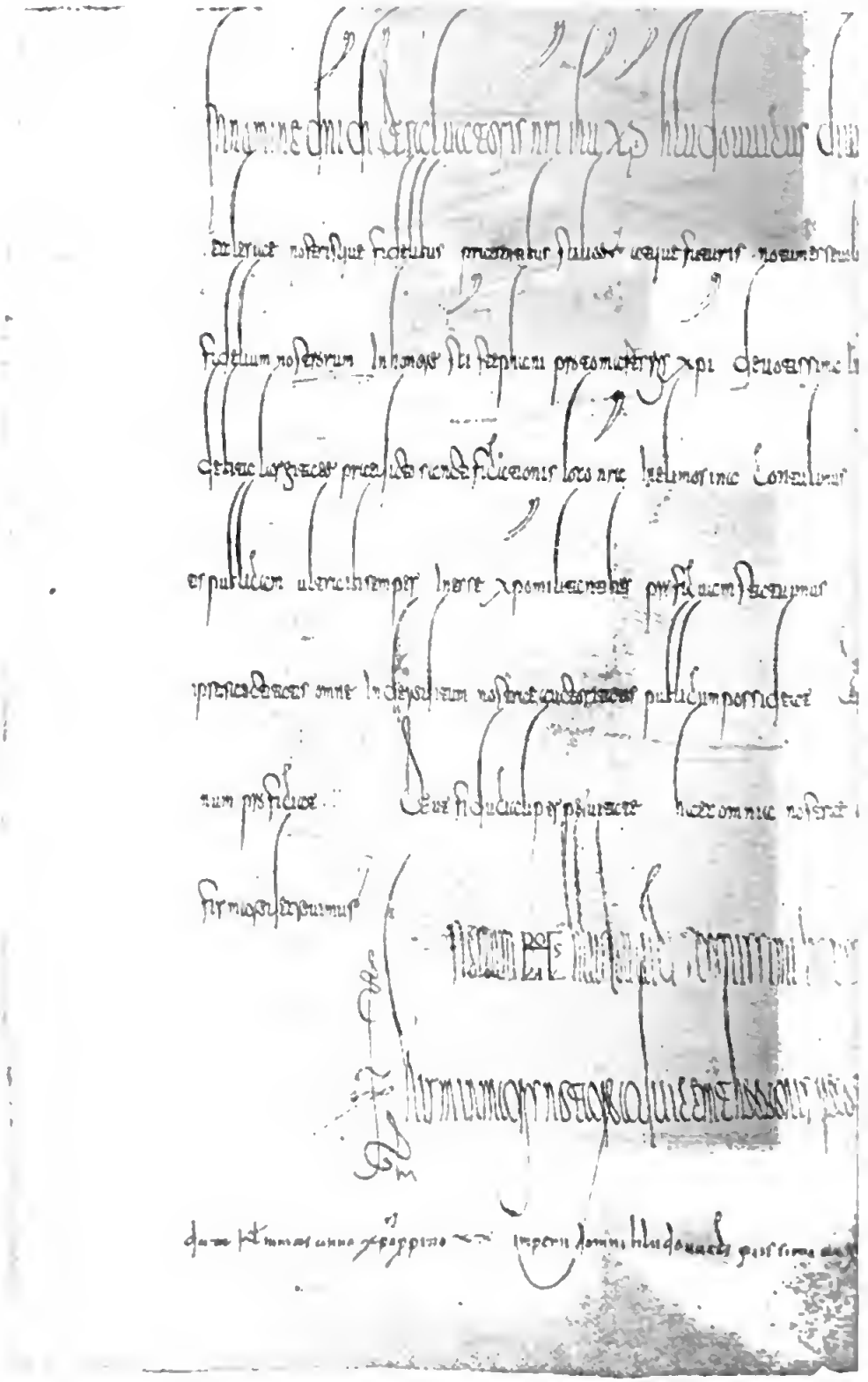
Im Namen Gottes des Herrn und unsers Heilands Jesu Christi. Ludwig nach Anordnung der göttlichen Vorsehung erhabener Kaiser. Allen der heiligen Kirche Gottes und uns Getreuen, gegenwärtigen und zukünftigen, soll nach unserm Willen bekannt sein, wie wir das Kloster Corvei in Sachsen mit Hülfe des Herrn unter Zustimmung unserer Getreuen zu Ehren des heiligen Stephan, des Protomartyrs Christi in frömmster Absicht begründet haben und alle dazu gehörigen Hülfsmittel, die wir dort vorgefunden haben, mit schuldiger Freigebigkeit dem erwähnten Orte der Heiligung von uns als ein Almosen geschenkt, obenein, da die Gegend eines Ortes für den Handel bedurfte, bestimmt haben, daß das in unserer Befugnis stehende Münzrecht hinfort den dort Christus dienenden zu ihrem Vorteil zustehen soll. Ohne jede Einschränkung und ohne irgend jemandes Widerspruch oder eine Möglichkeit zur Hinderung soll daher derselbe Ort der Heiligkeit alle unserer Autorität zustehenden Einkünfte daraus besitzen und dieses Geschenk unserer Freigebigkeit sich vervielfältigend zu allen Zeiten den Einkünften des Klosters zu gute kommen. Und damit dasselbe alle diese Geschenke unserer Macht auf zuverlässige Dauer sich aneigene und behalte, haben wir verfügt dasselbe unten durch Aufdrückung unseres Siegelringes zu bekräftigen.

Zeichen ✠ Ludwigs des erlauchtesten Kaisers.

Ich Hirminmaris der Notar habe an Stelle des Theoto beglaubigt und unterschrieben.

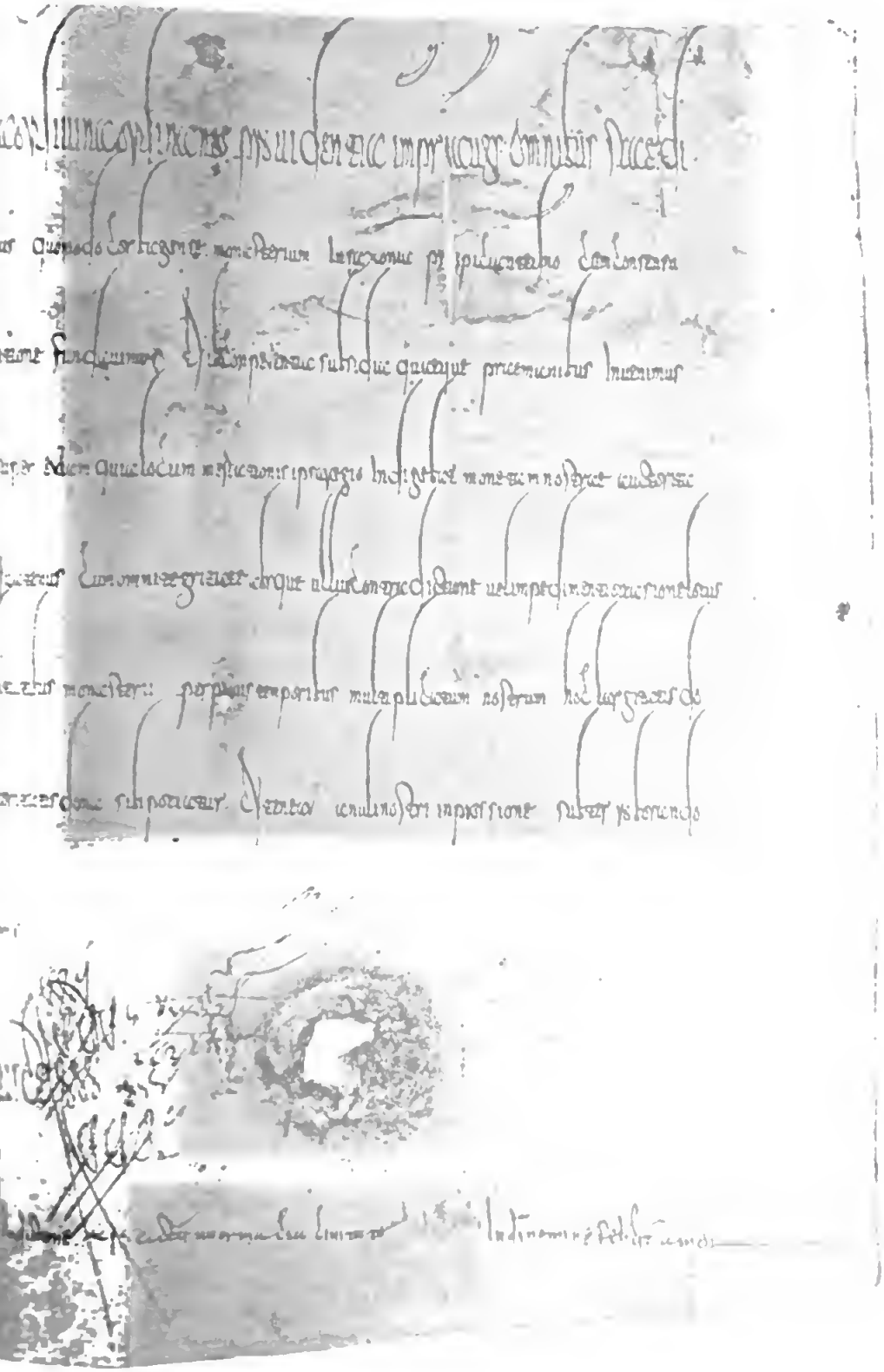
Gegeben den ersten Mai mit Hülfe Christi im 20. Jahr des Kaisertums des Herrn Ludwigs des Frommen des Erhabenen. In der eilften Indiktion. Geschehen in der Stadt Worms. Im Namen Gottes zum Glück. Amen.

*) Verschrieben divina ordivina ordinante statt divina ordinante.
**) Verschrieben: Es ist zu lesen omni integritate.



Verkleinertes Faksimile einer Urkunde Ludw

Münster kgl. Staatsarchiv. (Zu



des frommen; datiert Worms 1. Juni 833.

Siegel und Siegel Kaiserurkunden.)

manischen Grafschaften, Ludwig Bayern mit Ausnahme des Nordgaus erhielt. Mehr als etwas bevorzugte Statthalter freilich sollten sie auch jetzt nicht sein: ernannten sie in ihren Gebieten auch die kirchlichen und weltlichen Beamten, so entbehrten sie doch des Rechts über Krieg und Frieden und zu selbständigem Verkehr mit dem Auslande, sollten sie regelmäßig am Hofe erscheinen und jährliche Geschenke darbringen, zur Eheschließung des älteren Bruders Einwilligung bedürfen und ihr Gebiet nicht weiter unter ihre Söhne teilen. Haben sie keine ehelichen Kinder, so fällt ihr Land an Lothar, während an dessen Land ihnen nur ein beschränktes Erbrecht eingeräumt wurde, da nach dessen Tod über die Nachfolge im Kaisertum in derselben Weise, wie jetzt in Aachen geschehen, Bestimmung getroffen werden sollte, d. h. thatsächlich die Entscheidung in die Hand der Geistlichkeit gegeben blieb. Insbesondere wurde dann dem Kaiser das Recht und die Pflicht zugesprochen, in allen Teilen des Reiches gleichmäßig die Kirche in der ungeschmälerten Bewahrung ihres Besitzstandes zu unterstützen und dazu eine ganze Reihe weitreichender Aufsichts- und Strafrechte gegenüber den Brüdern eingeräumt. Es scheint, daß für die geistlichen Urheber der Erbfolgeordnung von 817 diese Sicherstellung der Güter und Rechte der Kirche die Hauptsache war, die zu erreichen alles andere nur als Mittel hatte dienen müssen.

Jedenfalls war es eine neue Art von Einheit, die dem Reiche hier zum Vorteil der Kirche aufgenötigt wurde. Man konnte dahinter weitergehende Pläne vermuten. Am meisten mußte sich König Bernhard von Italien bedroht fühlen: er war nicht um seine Meinung befragt, auch nicht nach Aachen geladen worden. Was konnte es ihm da für Sicherheit geben, daß die Erbfolgeordnung besagte, Italien solle Kaiser Lothar dereinst ebenso unterthänig sein, wie es dessen Vater und Großvater unterthänig gewesen war? Der jüngere König wird um so mehr ein Gegner des klerikalen Einflusses gewesen sein, als er bereits dem Versuche Leos III., beim Tode Karls des Großen die fränkische Oberhoheit abzuschütteln, energisch entgegen getreten war und der kaiserlichen Sache zum Siege verholfen hatte. Manche mögen in ihm den berufenen Erben seines großen Ahnen gesehen haben; auch an solchen hat es natürlich nicht gefehlt, die in unruhigem Ehrgeiz die Unzufriedenheit des hochstrebenden Jünglings um des für sie selbst gehofften Vorteils willen noch anstachelten. Bald stand König Bernhard an der Spitze einer Verschwörung von weltlichen und geistlichen Großen namentlich Italiens, welche nach Absetzung Ludwigs ihn als Kaiser an die Spitze des Gesamtreiches bringen wollten. Einen Rückhalt beim Volk hatte das Unternehmen offenbar nicht. Noch ehe die Bewegung zum Ausbruch gekommen, hatte ihr Ludwig, rechtzeitig gewarnt, durch Entfaltung einer gewaltigen Streitmacht im Norden der Alpen jede Aussicht auf Erfolg abgeschnitten. Bernhard unterwarf sich reuig zu Chalons an der Saône, bis wohin der Kaiser auf dem Wege nach Italien bereits gekommen war. Ostern 818 empfing er dann von einer Reichsversammlung zu Aachen sein Urteil: es lautete gegen ihn und seine weltlichen Mitschuldigen

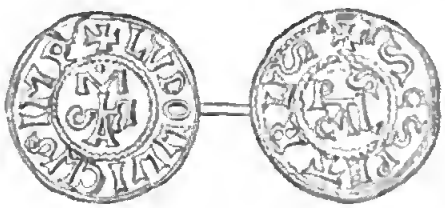
auf den Tod; im Wege der Gnade — ſo ſchien es jener Zeit — verwandelte es Ludwig in die Strafe der Blendung. Beim Vollzug derſelben erlitt Bernhard ſchwere Verletzungen, denen er nach zwei Tagen (17. April) erlag. Politiſche Folgen hatte der blutige Zwiſchenfall zunächſt nicht; aber wie tief mußte er diejenigen erſchüttern, die ſich der Mahnungen erinnerten, welche zwölf Jahre früher Karl der Große an ſeine Söhne gerichtet hatte, indem er ihnen zur Pflicht machte, keinen Sohn oder Neffen auf unerwieſene Anklagen hin und ohne gerichtliches Urteil zu töten, zu verſtümmeln, zu blenden oder zum Mönch zu machen. Wohl war in dieſem Falle die Schuld erwieſen und eingeſtanden, auch die feierliche Form des gerichtlichen Verfahrens gewahrt worden: immerhin mußte das Schickſal Bernhards alle menſchlich Fühlenden auf das tiefſte erſchüttern und mit Haß und Abſcheu gegen die erfüllen, welche zu einer ſo blutigen That geraten hatten. Auch Ludwig hat ſich quälender Reue offenbar nicht erwehren können: in ſeinem Gewiſſen geängſtigt verfiel er erſt recht dem Einfluß ſeiner geiſtlichen Umgebung. Dazu kam, daß bald danach die Kaiſerin Irmengard ſtarb. Das mag Ludwig als eine Strafe des Himmels erſchienen oder gedeutet worden ſein; auch das Volk faßte es wohl ſo auf, obgleich irgend ein Einfluß Irmengards auf das Schickſal Bernhards nicht erweisbar und an ſich unwahrſcheinlich iſt.

Königs- und Kaiſer-Siegel Ludwigs des Frommen. Verkleinert.

Gewiß hätte dem am Hofe herrſchenden Klerus nichts Unliebſameres geſchehen können, als daß Ludwig den damals in ihm auftauchenden Gedanken ausgeführt, der Regierung entſagt und ſich in ein Kloſter zurückgezogen hätte. Statt deſſen ſchloß der Kaiſer bald eine neue Ehe mit der Tochter des alemanniſchen Grafen Welf, der ſchönen, gebildeten, geiſtvollen und thatkräftigen Judith, die ihn bald völlig beherrſchte und auch immer größeren politiſchen Einfluß übte. Die Erbfolgeordnung von 817 freilich blieb zunächſt in Kraft, ja ſie wurde im Frühjahr 821 zu Nimwegen und dann noch einmal im Herbſt desſelben Jahres aus Anlaß der Hochzeit des Mitkaiſers Lothar mit Irmengard, der Tochter des Grafen Hugo von Tours, feierlich beſtätigt und beſchworen. Zugleich wurden die weltlichen Mitſchuldigen des unglücklichen Bernhard, die mit Verluſt ihrer Güter und Verbannung beſtraft waren, von Ludwig begnadigt. Doch ſchien das nicht ein Akt kaiſerlicher Milde, ſondern der Ausfluß nagender Gewiſſensqual, die ſich der Erkenntnis begangenen Unrechts nicht länger erwehren konnte. So weit wurde Ludwig von ſeinen Buße predigenden geiſtlichen Räten endlich getrieben, daß er im Auguſt 822 auf einem Reichstage in Attigny öffentlich ein förmliches Sündenbekenntnis ablegte, in dem der gegen Bernhard und ſeine Mitſchuldigen begangene Frevel natürlich einen hervorragenden Platz einnahm. Der Vorgang iſt ſo außer-

ordentlich, seine Wirkung auf die Stellung Ludwigs so verhängnisvoll, sein Einfluß auf die Entwickelung des Reiches so entscheidend geworden, daß man ihn kaum aus einem momentanen Zusammenbruch der geringen moralischen Kraft des von Gewissensbissen gequälten Kaisers erklären kann, sondern darin das wohldurchdachte und planmäßig vollführte Werk der hierarchischen Partei am Hofe erblicken möchte. So sicher fühlte sich diese bereits, daß sie mit ihren weiteren Entwürfen offen hervortrat, indem sie in Attigny den Gedanken anregte, daß die geistlichen Güter, die unter den vorigen Regierungen eingezogen waren, der Kirche zurückgegeben werden sollten. Von seiten des Laienadels aber, der die Kosten einer solchen Restitution zu tragen gehabt hätte, erhob sich dagegen so stürmischer Widerspruch, daß man die Sache für jetzt auf sich beruhen ließ.

Auch die Ereignisse, die bald danach in Rom eintraten, mußten die übereifrige klerikale Partei belehren, daß ihre Zeit doch noch nicht gekommen sei. Auch den Römern war die Schwäche Ludwigs nicht entgangen. Stephan V., der 817 gestorben war, hatten sie in Paschalis I. (817—24) einen Nachfolger gegeben, ohne die Rechte des Kaisers zu berücksichtigen. Dieser hatte nachträglich zugestimmt. Jetzt aber geschah noch Bedenklicheres. Als Lothar Ostern 823 in der ewigen Stadt erschien, krönte ihn Paschalis I. zum Kaiser, wie es scheint, nicht um der Erbfolgeordnung von 817 die kirchliche Weihe zu geben, sondern in der Absicht, im Gegensatz zu dem seit 813 im Frankenreich anerkannten Erbkaisertum die kaiserliche Würde wieder als einen Ausfluß der höchsten kirchlichen Autorität zu erweisen. Darüber kam es nach Lothars Abzug in Rom zu heftigen Kämpfen zwischen der kaiserlichen und der päpstlichen Partei. Erstere erlag und ihre Häupter wurden blutig gestraft. Das Einschreiten kaiserlicher Bevollmächtigter änderte nichts daran: der Papst schwor jede Mitschuld ab, behauptete aber nach wie vor die Schuld der Getöteten und weigerte die Auslieferung ihrer Mörder. Auch in Rom war die kaiserliche Autorität bereits in raschem Niedergange begriffen.



Münze von Papst Paschalis I.
Bs. Umschrift: † LVDOVVICVS IMP, im Felde ein Monogramm ROMA. Rs. Umschrift: † SCS PETRVS, im Felde Monogramm PASCHALIS.

Verhängisvoll wurde, unter solchen Umständen für das kaiserliche Haus und das Reich die Geburt des Sohnes, dem die schöne Judith am 13. Juni 823 in Frankfurt das Leben gab. Wurde dadurch einmal ihr Einfluß auf den schwachen Gemahl befestigt, so hatte sie hinfort den natürlichen Wunsch, auch ihr Kind, mit einem Teilkönigreich ausgestattet, gleichberechtigt neben seine Halbbrüder treten zu sehen. Dadurch wurde die Erbfolgeordnung und Reichsteilung, obgleich wiederholt feierlichst bestätigt, unmittelbar in Frage gestellt. Auch hatte Judiths Werben bei der hohen Geistlichkeit, die schmeichelnde

Art, wie ſie den aus Italien heimgekehrten Kaiſer Lothar zum Paten des Kindes berief und als deſſen geborenen Beſchützer feierte, indem ſie ihn zugleich ſeinen rechten Brüdern zu entfremden ſuchte, den gewünſchten Erfolg: Lothar ließ den anfänglichen Widerſpruch fallen, gelobte den kleinen Karl in dem Beſitz des ihm ſpäter zuzuweiſenden Teilreiches zu ſchützen und wurde dafür belohnt durch die förmliche Einräumung der Mitregentſchaft, von der er bisher nur den Titel gehabt hatte. Für das Reich war das zunächſt ein Gewinn: die kraftvollere Leitung machte ſich alsbald bemerkbar. Daß in Rom nach dem Tode Paſchalis' I. († 824) bei der Erhebung Eugens II. (824—827) die kaiſerlichen Rechte wiederum mißachtet worden waren, veranlaßte ein energiſches Eingreifen des jungen Kaiſers. Durch ein Statut vom 24. November 824 ſtellte er das kaiſerliche Oberaufſichtsrecht gegenüber dem Papſte und ſeinen Beamten her und ſicherte dem Kaiſer auch die gebührende Einwirkung auf die Papſtwahl, deren Gültigkeit von der kaiſerlichen Beſtätigung abhängig blieb. Die Römer mußten ſich eidlich auf dieſes Geſetz verpflichten. Nur konnte Lothar nicht überall ſo durchgreifen; auch wird die Tendenz, in der er es that, bei den geiſtlichen Beratern des Vaters wohl kaum Beifall gefunden haben. Denn als nun auch die Sicherheit der Grenzen zu ſchwinden anfing, im Norden die Dänen nach Verjagung König Haralds in das Heidentum zurückfielen, im Süden die ſpaniſche Mark von den Arabern verwüſtend heimgeſucht wurde und im Südoſten die Bulgaren einen Teil des ihnen entriſſenen Landes zurückeroberten, wußten die geiſtlichen Herren am Hofe dagegen keinen andern Rat, als daß ſie die im Felde unglücklichen oder nicht hinreichend wachſamen und ſchnellen Führer ihrer Ämter und Lehen berauben ließen (ein Schickſal, das wegen pflichtwidriger Langſamkeit bei der Deckung der ſpaniſchen Mark auch Graf Hugo von Tours traf, den Schwiegervater Kaiſer Lothars), im übrigen aber unter lauten Klagen über den Verfall des Reiches dringend Reformen forderten, von denen den Hauptgewinn natürlich wiederum die Kirche haben ſollte. Denn wenn auf der Reichsverſammlung zu Aachen im Februar 828 auch mancherlei Mißbräuche zur Sprache gebracht wurden, die bei der Geiſtlichkeit und namentlich bei der Hofgeiſtlichkeit eingeriſſen waren, ſo bezogen ſich die dort erhobenen Klagen doch meiſt auf weltliche Übelſtände, insbeſondere das Parteitreiben am Hofe, die Habgier der kaiſerlichen Räte, die Beſtechlichkeit der Grafen und anderen Beamten u. a. m. Jedenfalls war es da ein befremdliches Verfahren, wenn man zur Herbeiführung der nötigen Reformen vier Provinzialſynoden zu halten beſchloß, denen kirchliche und weltliche Angelegenheiten zur Erledigung überantwortet werden ſollten. Die Klerikaliſierung des Reiches that einen neuen Schritt vorwärts: dem entſprachen auch die Beſchlüſſe der vier Synoden, welche den ſündigen Staat durch kirchliche Zuchtmittel zu retten in Paris, Lyon, Toulouſe und Mainz im Sommer 829 gehalten wurden. Sie leiteten alles Elend und Unheil, das auf Land und Volk laſtete, her von dem Mangel einer richtigen Abgrenzung der königlichen Gewalt gegen die prieſterliche, für welche davon ausgegangen werden

müſſe, daß der eine, unteilbare Leib der Kirche, neben der dem Staate eine ſelbſtändige Exiſtenz überhaupt nicht zuerkannt wurde, ſich in zwei Perſonen darſtelle, der prieſterlichen und der königlichen. Es komme vor allem darauf an, daß die Überordnung der erſteren über letztere, die leider vielfach ver-

Bildnis Ludwigs des Frommen;
in einer Miniaturenhandſchrift der National-Bibliothek zu Paris.

kannt werde, allgemein und unbedingt zur Geltung gebracht werde; dazu möge der Kaiſer namentlich ſeine Söhne und die Grafen des Reiches anhalten; denn nur ſo könne das Reich von der ihm geſandten göttlichen Strafe gelöſt werden. Die Vorſchläge der Synoden betrafen gleichmäßig Kirche und Staat, und ihre Durchführung hätte die Staatsleitung um ſo ſicherer in die Hände der Geiſtlichkeit gebracht, als auch in Zukunft alljährlich zuſammentretende

Provinzialſynoden die jetzt begonnene kirchliche Beaufſichtigung des Staates weiterführen ſollten. Wenn man ſich dabei den Anſchein gab, als handelte es ſich nur um die Trennung von Kirche und Staat, ſo mußte dieſe, wie ſo oft auch in ſpäteren Zeiten, ſchließlich doch hinauslaufen auf eine Abdankung des Staates zu gunſten der Kirche: wurde doch ſchon das Verlangen geäußert es müſſe den Geiſtlichen die ungeteilte Hingabe an ihre kirchlichen Pflichten ermöglicht werden, indem der Staat ſie ſeinerſeits aller Dienſte und Leiſtungen endgültig entließe.

Den Anſichten Ludwigs des Frommen entſprach dieſes Reformprogramm ohne Frage. Der Glanz höchſter Kirchlichkeit, der, wenn dieſe Ordnung durchgeführt wurde, ſeine Krone umſtrahlen mußte, wäre dieſem ſchwachen Geiſte reichlicher Erſatz geweſen für die Einbuße an weltlicher Macht und königlicher Ehre. Aber die hierarchiſche Revolution, die im Werke war, bedrohte in ihren nächſten Wirkungen Kreiſe, die durchaus nicht geneigt waren weltliches Gut und weltliche Rechte einem ſolchen Phantom zu opfern. An dem reichen Gut der Kirche hatte der Laienadel von jeher einen bedeutenden Anteil; die fortſchreitende Entwickelung des Benefizialweſens hatte ihn erweitert und vermannigfaltigt. Alle dieſe Beziehungen, bei denen es ſich um Rechte des Beſitzes und der Nutzung handelte, ſtanden jetzt in Frage, und der weltliche Adel ſah ſich nicht bloß in ſeinem ſchon ſo übel verkürzten politiſchen Einfluſſe bedroht, ſondern hatte auch ſchwere wirtſchaftliche Schädigung zu befürchten. Die Art, in der hervorragende, dem Kaiſerhauſe ſelbſt nahe verbundene Männer, wie der Graf von Tours, um unerwieſener oder doch verzeihlicher Verſchuldung willen den geiſtlichen Anklägern geopfert waren, hatte dieſe Kreiſe bereits tief verbittert. Ihren gärenden Unmut zu offenem Ausbruch zu ſteigern, bedurfte es nur eines letzten Anſtoßes, eines Vorwandes, der einen einflußreichen Führer an ihre Spitze zu treten veranlaßte. Und eben dies führte Ludwig herbei, indem er, in dem Glauben, durch die Erklärungen der vier Synoden der thatkräftigen Hilfe der Kirche unbedingt ſicher und dadurch vollkommen Herr der Lage zu ſein, eben um jene Zeit den Wunſch Judiths erfüllte und entgegen dem Erbfolgegeſetz von 817 dem ſechsjährigen Karl Alemannien, den Elſaß und Kurrätien nebſt einem Teile von Burgund als beſonderes Reich übertrug, obgleich er ſo das Prinzip der Reichseinheit in Frage ſtellte. In ſeinem Rechte gekränkt, hatte Kaiſer Lothar nun das gleiche Intereſſe mit dem unzufriedenen Laienadel, vollends als er infolge des nun eintretenden Konfliktes mit dem Vater der Mitregentſchaft beraubt wurde. Anderſeits murrte der Klerus über die durch Judith veranlaßte Gefährdung der Reichseinheit. So ſtanden Ludwig und ſeine Gemahlin zwiſchen zwei feindlichen Parteien, die eben Miene machten ſich gegen ſie zu verbinden. In dieſer Bedrängnis riefen ſie den Grafen Bernhard von Barcelona, aus einem dem Königshauſe verwandten vornehmen Geſchlecht, einen Mann von rückſichtslos durchgreifender Gewaltthätigkeit, dabei ehrgeizig und lüſtern nach der Fülle der Macht, aus der ſpaniſchen Mark herbei und ſtellten ihn als Kämmerer an die Spitze des

Hofes und des Staates, um die Opposition niederzuschlagen. Aber dieser zog die Zügel allzu straff an und verdarb durch eine Art Staatsstreich alles. Indem er den aussätzigen Laienadel durch das Aufgebot zu einem Zuge gegen die Bretonen der Strenge der militärischen Disziplin unterwerfen und so bändigen wollte, beschleunigte er den Ausbruch der Empörung. Indem er den Zug inmitten der Fastenzeit antreten und während des Osterfestes fortsetzen wollte, entfesselte er den Zorn der Geistlichkeit und bestimmte so beide, gemeinsam gegen ihn vorzugehen. Der Anschluß Kaiser Lothars und Pippins, der ebenfalls die Waffen gegen den Vater ergriff, entschied gleich im ersten Anlauf den Sieg der Rebellen. Entmutigt floh Graf Bernhard; Judith wurde gefangen und rettete ihr Leben nur durch das Versprechen, den Gemahl zum Eintritt in ein Kloster zu bestimmen. Aber die Entthronung des Vaters lag nicht in der Absicht Lothars, der nun in der Mitte der siegreichen Rebellen zu Compiègne erschien: sie wäre nicht möglich gewesen, ohne daß auch Pippin und Ludwig größere Selbständigkeit in ihren Landen gewährt, also die Einheit des Reiches noch mehr beeinträchtigt wäre. Lothar wollte für jetzt nur die einflußreiche Stellung als Mitregent zurückerlangen: sein Streben fiel mit den Wünschen der Geistlichkeit zusammen. Eifrig ging Ludwig der Fromme auf den Weg zur Rettung ein, den die beginnende Zwietracht der Gegner ihm unerwarteter Weise erschloß. So wurde die Ruhe hergestellt; aber wenn er auch noch Kaiser hieß, thatsächlich hatte Ludwig doch zu gunsten seines Erstgeborenen abgedankt und wurde samt dem jungen Karl in dem Kloster des heiligen Medardus zu Soissons in Gewahrsam gehalten, wo man ihn auch ferner zur Ablegung des Professes zu drängen bemüht war.

Gemeinsame Münze Ludwigs des Frommen und seines Sohnes Lothar als Mitregenten.
Bs. † HLVDOVICVS IMP.
Rs. † HLOTARIVS IMP.

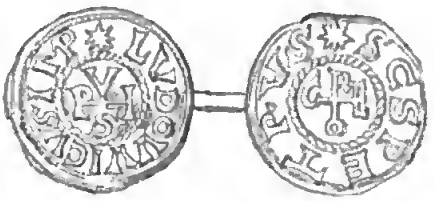
Von diesem Ausgange waren diejenigen wenig befriedigt, welche die Mühe und Gefahr des Aufstandes getragen hatten: Pippin hatte Lothar weichen müssen und war leer ausgegangen; auch Ludwig sah sich durch Lothars Einheitsstreben in seinem Teilreiche bedroht. So wurde es dem Vater, als er sich von Soissons aus heimlich in Verbindung mit ihnen setzte, leicht, die beiden jüngeren Söhne zu sich herüberzuziehen, indem er ihnen als Preis der Hilfe gegen Lothar eine Vergrößerung ihrer Gebiete zusicherte. Ein vollkommener Umschwung trat ein. Der Gefangene von Soissons war wieder Herr der Situation und konnte im Oktober 830 auf einem Reichstage in Nimwegen, zu dem namentlich die treu an ihm hängenden Deutschen herbeiströmten, wieder die Vollgewalt als Herrscher üben. Lothar scheint anfangs an Widerstand gedacht zu haben, aber eine Unterredung unter vier Augen zwischen ihm und dem Vater bewirkte eine friedliche Wendung: er gelobte Besserung und schwor Ludwig von neuem Treue; seine Mitschuldigen blieben

in Haft und ſahen ihrer Aburteilung entgegen. Die an der Rebellion beteiligten Geiſtlichen wurden mit kirchlichen Bußen belegt. Auch Pippin und Ludwig der Deutſche erkauften nun des Vaters Verzeihung durch Preisgebung ihrer Genoſſen. Im Februar 831 erließ eine Reichsverſammlung in Aachen gegen viele von dieſen harte Strafmandate. Den Sieg des Kaiſers zu krönen und die Demütigung der Gegner zu vollenden, erſchien dort auch Judith, mit den der Kaiſerin gebührenden Ehren empfangen. Endgültig ſollten die ſchmachvollen Verdächtigungen zum Schweigen gebracht werden, mit denen ihre politiſchen und perſönlichen Feinde ſie verfolgt und zu Grunde zu richten getrachtet hatten. Die Hauptrolle darin ſpielte die nie bewieſene Behauptung ehebrecheriſcher Buhlſchaft mit Bernhard von Barcelona. Aber kein Ankläger wagte zu Aachen hervorzutreten; dennoch leiſtete die Kaiſerin, dem Verlangen der Aachener Verſammlung gemäß, einen feierlichen Reinigungseid, durch den ſie ihre Unſchuld an all dem ihr Angedichteten erwies. Das Nonnengelübde, das man ihr in der Gefangenſchaft abgenötigt hatte, wurde als ungültig aufgehoben.

Ein unerwarteter, freilich auch unverdienter Erfolg war Ludwig dem Frommen zu teil geworden; ihn auszunutzen verſtand er nicht. Die er erſt zu Aachen durch unerwartete Strenge geſchreckt hatte, ſuchte er bald danach, im Mai 831, zu Ingelheim durch ungebeten gewährte Gnade in falſcher Milde zu verſöhnen. Hatten die rebelliſchen Söhne durch die Preisgebung ihrer Helfer in den Augen der eigenen Partei verloren, ſo mag der Kaiſer durch den Ingelheimer Gnadenakt ſie ihres Anhanges haben vollends berauben und zur Hinderung ſeiner weiteren Pläne haben unfähig machen wollen. Von Judith geleitet, neben der auch Graf Bernhard von Barcelona wieder am Hofe erſchien, wollte Ludwig zunächſt Pippin von Aquitanien ſtrafen, deſſen ſchneller Anſchluß dem Aufſtande zu dem anfänglichen Siege verholfen hatte; ſein Sturz ſollte dem kleinen Karl eine glänzende Verſorgung verſchaffen. Lothar und Ludwig, von denen erſterer nun nur noch Unterkönig von Italien war, letzterer den Verluſt Alemanniens aber nicht verſchmerzt hatte, ſchienen geneigt, dem Vater bei der Beraubung Pippins hilfreiche Hand zu leiſten. Aber kaum war der Kaiſer 832 nach Aquitanien aufgebrochen, als in ſeinem Rücken Ludwig ſich erhob und Alemannien in Beſitz nahm. Aber der gehoffte Abfall der anderen deutſchen Stämme erfolgte nicht, und des Vaters ſchnelle Rückkehr nach Bayern nötigte ihn durch Unterwerfung und erneutes Treugelöbnis Verzeihung zu erkaufen. Im Herbſt 832 wurde nun Pippin überwältigt und in Haft nach Trier gebracht; Graf Bernhard, der, mit dem Hofe zerfallen, zu ihm übergegangen war, büßte Ämter und Lehen ein. Aquitanien erhielt Judiths Sohn. Aber bald erfolgte ein neuer Umſchlag: Pippin entkam, ſtellte ſich wieder an die Spitze ſeiner Aquitanier, und des Kaiſers anfänglich ſiegreicher Feldzug gegen ihn endete mit einer kläglichen Niederlage, da das Heer durch den kleinen Krieg und die Unbilden eines vorzeitig hereinbrechenden Winters faſt aufgerieben wurde. Die Hauptſache aber war, daß

die Abſichten Judiths und des von ihr gegängelten Kaiſers nun völlig klar waren: die Söhne erſter Ehe ſollten aus ihren Rechten verdrängt, Karl als Träger der künftigen Reichseinheit an ihre Stelle erhoben werden und das Schickſal, das ſoeben Pippin getroffen hatte, bei nächſter Gelegenheit Lothar und Ludwig treffen. Nur durch gemeinſame Abwehr durften ſie hoffen ſich davor zu ſchützen.

Dieſe Vorgänge riefen im Frühjahr 833 Lothar aus Italien herbei. Mit ihm erſchien Papſt Gregor IV. (827—844), um ſeine oberhirtliche Autorität zu gunſten Lothars und der durch den Familienhader im kaiſerlichen Hauſe bedrohten Reichseinheit in die Wagſchale zu werfen. In herben Ausdrücken tadelte er die vielfachen Verletzungen der von der Kirche ſanktionierten Erbfolgeordnung von 817 während der letzten Jahre, die alle Not und Bedrängnis des Reiches verſchuldet hätten. Noch aber hielt ein Teil der Geiſtlichkeit an der Sache Ludwigs feſt und weigerte ſich den Mahnungen des Papſtes nachzugeben. Der Zweiſpaltung des kaiſerlichen Hauſes und des Reiches trat, ſo ſchien es, auch eine ſolche der Kirche zur Seite. Jeder Weg zu friedlicher Verſtändigung ſchien damit abgeſchnitten; nur die Gewalt der Waffen konnte noch entſcheiden. Schon lagerten um Johanni (24. Juni) 833 die drei Söhne mit ihren Heeren vereinigt im Elſaß bei Kolmar; von Worms rheinaufwärts ziehend kam Kaiſer Ludwig, Judith und Karl mit ſich führend, dorthin und nahm ihnen gegenüber Stellung. Da machte Papſt Gregor IV. ſelbſt einen Vermittelungsverſuch und weilte aus Anlaß desſelben mehrere Tage im Lager Ludwigs des Frommen. Was er dort eigentlich getrieben, wiſſen wir nicht; erwägt man aber, daß er die fränkiſchen Geiſtlichen, welche die Abweichungen von der Erbfolgeordnung von 817 ihm gegenüber verteidigten, mit ſtrengen kirchlichen Zenſuren bedroht hatte, und ſieht, wie nachher auch dieſe ſich von dem alten Kaiſer losſagen und zu den Söhnen übergehen, ſo wird man wohl kaum annehmen mögen, daß er damals im Intereſſe des Vaters thätig geweſen ſei. Vielmehr ſpricht alles dafür, daß er an dem weitverzweigten Komplott beteiligt geweſen iſt, dem Ludwig der Fromme gleich danach auf dem Lügenfelde bei Kolmar kläglich zum Opfer fiel. An lockenden Verſprechungen werden es auch die aufſtändiſchen Söhne nicht haben fehlen laſſen. Die widerſpruchsvolle und unzuverläſſige Haltung des alten Kaiſers ſelbſt mußte auch ſeine eifrigſten Anhänger irre gemacht haben; ſolange die Gewalt in ſeiner Hand lag, war, ſo ſchien es, eine dauerhafte Herſtellung der Ordnung nicht zu erwarten, da keine Vereinbarung den Intriguen Judiths und ihrer Gehilfen gegenüber auf genaue Erfüllung rechnen konnte. Geiſtliche und weltliche Große begannen in das Lager der Söhne überzugehen: erſt



Münze vom Papſte Gregor IV.
Bſ. + LVDOVVICVS IMP, im Felde als Monogramm PIVS; Rſ. + SCS PETRVS, im Felde als Monogramm GREGOR.

waren es kleine Gruppen, dann wuchs die Zahl, ſchließlich ſtrömte es förmlich zu den Gegnern des Kaiſers hinüber und Ludwig ſah ſich mit Judith und Karl nur noch von einem kleinen Kreiſe treu bei ihm ausharrender Anhänger umgeben. Wenn nicht unmittelbar auf Antrieb und unter Leitung, ſo doch unter Billigung der höchſten kirchlichen Autorität, die zur Hüterin der Eide und zur Rächerin des Eidbruches für berufen gegolten hatte, war ein Eidbruch und ein Abfall begangen, wie die chriſtliche Welt keinen zweiten kannte und von dem ſich die Völker mit Abſcheu wandten, da nunmehr alles Recht, alle Ehre, alles Geſetz hinfällig geworden zu ſein ſchien. Angeſichts einer ſo beiſpielloſen That wandten ſich die Sympathien aller nicht an ihr Mitſchuldigen dem Opfer derſelben zu, und bald waren alle die Fehler vergeſſen, durch welche dieſes ein ſolches Verhängnis auf ſich herab beſchworen hatte. Von Widerſtand war natürlich für das kleine bei Ludwig dem Frommen ausharrende Häuflein keine Rede, als am 30. Juni nach Abbruch der Verhandlungen die Söhne zum Angriffe nahten. Der Kaiſer ſelbſt riet den Seinen, ihren Frieden mit den Siegern zu machen, deren Gewalt er ſich mit Judith und ſeinem jüngſten Sohne überantwortete, nachdem man ſie Leibes und Lebens verſichert hatte. Vater und Sohn blieben in Lothars Gewahrſam, Judith in dem Ludwigs von Bayern, wurde aber ſpäter ebenfalls in Lothars Machtgebiet nach Oberitalien geführt.

Königs- und Kaiſer-Siegel Lothars I. Verkleinert.

Thatſächlich hatte Ludwig zu regieren aufgehört. Lothar, früher als Mitregent anerkannt und zum Kaiſer gekrönt, trat ohne weiteres an ſeine Stelle und empfing den Treueid. Unbelohnt aber durfte er die Brüder nicht laſſen, die ihm zu dieſem Erfolge geholfen hatten: Pippin bekam Aquitanien zurück und außerdem das Herzogtum Maine und die Küſtenlandſchaften zwiſchen Loire und Seine; Ludwig erhielt zu ſeinem urſprünglichen Beſitz, Bayern, noch Alemannien und das Elſaß nebſt Thüringen und Sachſen und einen Teil von Oſtfranken; von letzterem vereinigte den andern Teil, das eigentliche Auſtraſien mit der Hauptſtadt Aachen und Italien Lothar zu einem langgeſtreckten Reiche der Mitte, in dem die ihm als Kaiſer gebührende vorwaltende Stellung ſehr entſchieden zum Ausdruck kam.

Arge Enttäuſchung mußte dieſer Ausgang bei den päpſtlichen Bündnern der rebelliſchen Söhne hervorrufen: hatten ſie durch die Beihilfe zur Entthronung des alten Kaiſers die von der Kirche geforderte Einheit des Reiches aufrecht erhalten wollen, ſo war nun eine ſchärfere Zerſchneidung desſelben erfolgt, als durch Ludwigs des Frommen Änderung der Erbfolgeordnung von 817 irgend bewirkt worden wäre. Eben deshalb aber trauten die Söhne den Biſchöfen nicht: einen neuen Abfall derſelben zu dem Vater, der nun

Fränkiſcher Fürſt.

Miniature in einem Meßkanon der 2. Hälfte des 9. Jahrh. aus dem alten Schatz der Kirche zu Metz. (Paris, Nationalbibliothek)

Der Fürſt ſteht zwiſchen zwei Biſchöfen, die, heilige Bücher im Arm, mit dem Meßgewand, der Kaſel, dem Chorhemd, langer Tunika und dem kreuzgeſchmückten Pallium bekleidet ſind. Aus den Wolken ragt die Hand Gottes, eine Krone über das Haupt des Fürſten haltend. Derſelbe trägt den auf der Schulter durch eine goldene Agraffe zuſammengefaßten Purpurmantel, eine goldgeſtickte hellfarbige Tunika und um den Leib einen mit Edelſteinen verzierten Gürtel, von dem nur das herabhängende Ende ſichtbar iſt; die Beine ſcheint das femoralia genannte Kleidungsſtück haſenartig zu umhüllen.

erſt recht als Vertreter der Reichseinheit erſchien, zu hindern, beſchloſſen ſie, den Vater ſelbſt moraliſch zu vernichten und dadurch für alle Zeit regierungsunfähig zu machen. Auch fanden ſie unter den kirchlichen Würdenträgern des Hofes die geeigneten Werkzeuge. Wieder ſaß der alte Kaiſer im Medardusklоſter zu Soiſſons: ſo lange ſetzten ihm dort namentlich die Erzbiſchöfe Ebo von Reims, ſein Jugendfreund, und Agobard von Lyon mit Hilfe der eifernden Mönche zu, bis er ſich bereit erklärte, unter Verleſung eines langen Verzeichniſſes all der Verſchuldungen, die er auf ſich geladen, das eine in Compiègne gehaltene Synode aufgeſetzt hatte, öffentlich Buße zu thun und die ihm aufzuerlegende kirchliche Genugthuung zu geben. In Gegenwart der Geiſtlichen, Kaiſer Lothars, zahlreicher weltlicher Großer und des entſetzt zuſehenden Volkes bekannte ſich der Kaiſer, von den Biſchöfen zu wahrer Buße und aufrichtiger Reue vermahnt, nach dem ihm in die Hand gegebenen Aktenſtücke ſchuldig der Schändung des Heiligen — angeblich begangen durch das Aufgebot gegen die Bretonen in der Faſtenzeit 830, des Todſchlags — begangen an ſeinem Neffen Bernhard von Italien — und des Meineides — begangen durch vielfache Übertretung des bei der Selbſtkrönung 813 dem Vater abgelegten Gelübdes zu getreuer Erfüllung ſeiner Herrſcherpflichten. Aber nicht bloß, was der unſelige Mann in ſeiner haltloſen Schwäche ſelbſt gefehlt hatte, rechnete man ihm jetzt als todeswürdiges Verbrechen an, auch für alles das machte man ihn verantwortlich, was in den durch ihn verſchuldeten Wirren von anderen geſündigt war: die Räubereien ſeiner Leute, die von ihnen verübten Blutthaten, die Meineide und Wortbrüche, deren ſie ſich in den Streitigkeiten der letzten drei Jahre ſchuldig gemacht hatten, legte man auf ſeine verzweifelnde Seele und ſtellte ſie dar als nicht bloß von ihm veranlaßt oder zugelaſſen, ſondern als von ihm ſelbſt begangen. Nach Verleſung dieſes Aktenſtückes, die einem moraliſchen Selbſtmord gleichkam und zugleich alle, die zu ihm geſtanden, für ihn gekämpft und gelitten hatten, ſchnöde preisgab, mußte der Kaiſer die ritterliche Gewandung mit dem härenen Kleide des Büßers vertauſchen und wurde, nachdem alles Geſchehene protokollariſch feſtgeſtellt worden war, als Staatsgefangener erſt in Compiègne, dann in Aachen feſtgehalten, leiſtete aber auch jetzt dem Andringen derer zähen Widerſtand, die ihn zum Mönche machen wollten.

Aber der Tag von Soiſſons fiel mit vernichtender Schwere auf ſeine Urheber zurück. Namentlich in den deutſchen Reichsteilen entfeſſelte die Kunde von dem Geſchehenen einen Sturm der Entrüſtung. Auch Pippin und Ludwig von Bayern, ſo ſchwer ſie ſich gegen den Vater vergangen, hatten doch ſo Unerhörtes nicht beabſichtigt; ſie wandten ſich um ſo entſchloſſener von Lothar ab, als es ſich bei dem ganzen Verfahren um ein abgekartetes Spiel zwiſchen ihm und der Geiſtlichkeit zu handeln ſchien, das auf ihre Koſten zu gehen drohte. Hatte doch dieſelbe Synode die Beſchlüſſe erneut, durch welche von ihren Vorgängerinnen auf Veranlaſſung und unter Zuſtimmung Ludwigs des Frommen die Unterordnung des Staates unter die Kirche proklamiert und

allen weltlichen Autoritäten Gehorſam gegen die Gebote der Geiſtlichkeit eingeſchärft worden war. Die hierarchiſche Tendenz waltete ungemindert vor, nur daß ſtatt des ſchwachen Ludwig der thatkräftigere Lothar mit ihr im Bunde ſtand. Der Gegenſatz zwiſchen dieſem und ſeinen jüngeren Brüdern kam bald verſchärft zum Ausdruck. Ludwigs Verwendung zu gunſten des Vaters wies Lothar beleidigend ab; die geforderte beſſere Behandlung wurde demſelben nicht zu teil. Da griff Ludwig, der mit dem gefangenen Kaiſer in geheime Verbindung hatte treten können, zu den Waffen: in Eilmärſchen zog er 834 gegen Aachen heran; von Süden näherte ſich Pippin. Doch entkam Lothar, der den Vater mit ſich führte, nach St. Denis. Als aber

Münzen Ludwigs des Frommen.

1. Umſchrift: † HLVDOVVICVS IMP, im Felde ein Kreuz, in jedem der Winkel desſelben eine Kugel. Rſ † PISTIANA RELIGIO, im Felde eine Kirche. 2. Mit gleichen Umſchriften wie die erſte, im Felde der Vorder- und der Rückſeite ein Kreuz ohne Kugeln. 3. Umſchrift: HLVDOVVICVS IHPAVG (IMPERATOR AUGUSTUS), lorbeerbekränztes Bruſtbild. Rſ † DORESTATVS (Münzſtätte Dürſtodt), Schiff mit Rudern. 4. Vorderſeite wie bei der vorhergehenden Münze. Rſ. Kirche oder Portal mit der Umſchrift: † STRAZBVRG. 5. Auf beiden Seiten ein Kirchengebäude, etwas abweichend von einander; Umſchrift † PISTIANA RELIGIO, auf der Rſ. ſteht das S verkehrt.

das deutſche Heer ihm dorthin folgte, ließ er ſeinen Gefangenen frei und floh nach Burgund. Nun kehrte Ludwig der Fromme auf den Thron zurück: am 1. März in St. Denis in die Gemeinſchaft der Kirche wieder aufgenommen, hielt er Mitte März in Quierzy einen Reichstag. Ludwig von Bayern und Pippin behielten ihre neuen Erwerbungen; von Karls Verſorgung war vorläufig nicht die Rede; ſie ſcheint erſt ſpäter durch Judith wieder angeregt zu ſein, welche infolge des neuen Umſchlages, von ihres Gemahls Anhängern aus der Gefangenſchaft in Tortona befreit, bald an den Hof zurückkehrte. Nach

vergeblichen Verſuchen, erſt zu fernerem Widerſtande, dann zur Flucht, mußte auch Lothar ſich unterwerfen: aber in ſeiner unverbeſſerlichen Schwäche ließ der Vater ihn im Beſitze Italiens und ungehindert dorthin abziehen, gefolgt von den geiſtlichen und weltlichen Großen, die an ſeinem Aufruhr teilgenommen hatten, und daher im ſtande, den erſten günſtigen Augenblick zu neuer Rebellion zu benutzen.

Unverbeſſerlich, wie er war, und unbelehrt durch die ſchweren Erfahrungen der letzten Zeit arbeitete Ludwig der Fromme auch ferner ſeinen Gegnern in die Hände. Daß er durch außerordentliche kirchliche Weiheakte die ihm zu Soiſſons zugefügte Schmach austilgen ließ, war wohl berechtigt. Aber als ob auch hier nur ein zwiſchen ihm und der Kirche vereinbarter Handel vollzogen würde, machte er die wiedergewonnene kaiſerliche Autorität beſonders nachdrücklich zu gunſten der Kirche geltend, indem er ſeine Söhne, namentlich, wie es ſcheint, Ludwig und Lothar, in ſtrengen Worten ermahnte, die Eingriffe gut zu machen, die ſie während der letzten unruhigen Jahre in das Kirchengut begangen hatten, und ſich hinfort jeder Bedrückung der heiligen Kirche zu enthalten. Schon damals drohte die Mißachtung ſolcher Weiſungen zu neuem Bruche zu führen; aber ein normänniſcher Einfall in Friesland und ein Aufſtand der Bretonen hinderten den Kaiſer an dem beabſichtigten Zuge gegen Lothar, deſſen Anhang damals (836) durch eine in Italien wütende Seuche hart getroffen wurde und einige der entſchloſſenſten Führer einbüßte. Dadurch ermutigt, ordnete Ludwig unter Zuſtimmung Pippins und Ludwigs Ende des Jahres 837 auf einem Reichstage in Aachen eine neue Teilung an, durch die Karl Belgien und das Land zwiſchen Maas und Seine nebſt reichen Grafſchaften an Marne, Seine, Aube und Yonne und Teilen Lothringens mit vollem Hoheitsrechte — alſo nicht mehr bloß als den Vater vertretender Unterkönig — zugewieſen erhielt. Hatten Pippin und Ludwig dieſe Beraubung Lothars zugelaſſen, ſo ſollten die Folgen davon auch ſie ſelbſt bald treffen. Von Erzbiſchof Otgar von Mainz am väterlichen Hofe arg verklagt, ſah ſich Ludwig von Bayern ebenfalls in ſeinem Beſitze bedroht. Daß er nun mit Lothar in Verbindung trat, wurde ihm vollends zum Verbrechen angerechnet. Der Verſuch einer Verſtändigung mit dem Vater in Nimwegen mißlang. Höfiſche und geiſtliche Hetzereien entfremdeten Ludwig vollends dem Sohne, dem er doch die Rettung zu danken hatte: willkürlichſt ſprach er demſelben alles Land ab, das er ſeit 833 auf beiden Seiten des Rheines inne hatte, ohne ausdrückliche Verleihung zwar, aber doch unangefochten, da es doch eigentlich nur den Lohn darſtellte für die rettenden Dienſte, die er dem Vater geleiſtet hatte. Nun blieb Ludwig von Bayern freilich nur gewaffneter Widerſtand übrig. Aber eben dazu hatte er getrieben werden ſollen: denn alsbald machte der Vater ſeinen Frieden mit Lothar, und damit war nach einer Reihe der bunteſten Wechſelfälle die Parteiſtellung wiederhergeſtellt, von der aus Judith zuerſt mit Erfolg ihres Sohnes königliche Zukunft zu ſichern geſtrebt hatte.

Der Tod Pippins zu Ende des Jahres 838 beſeitigte eine weitere

Schwierigkeit und ermöglichte die Teilung des Reiches allein zwiſchen Lothar und Karl. Im Sommer 839 trafen die beiden Kaiſer, durch feierlichen Eid und Bürgſchaften ihr gegenſeitiges Mißtrauen beſchwichtigend, in Worms zuſammen. Nach langem Handeln und Markten, das Lothars Ländergier erkennen ließ, wurde dort das ganze Reich durch eine Linie, die erſt dem Laufe der Maas folgte und dann mit Saône und Rhone zum Genfer See ging, in zwei ungefähr gleiche Teile zerlegt, von denen Lothar, der Italien natürlich nicht aufgeben konnte, den öſtlichen wählte, während er den weſtlichen als Eigentum ſeines Stiefbruders zu reſpektieren ſich verpflichtete. Für die Zeit ſeines Lebens aber ſollte der Vater Herrſcher des ganzen Reiches bleiben. Jedoch nicht bloß von ſeiten Ludwigs von Bayern fand dieſe Wormſer Abmachung entſchloſſenen Widerſtand: in Aquitanien, das ſamt dem eigentlichen Weſtfranken, dem weſtlichen Burgund, Wasconien, Septimanien und der Provence Karl zugewieſen war, erhob ſich ein Teil des Adels für Pippins nachgelaſſenen gleichnamigen Sohn. Zwar gelang es Ludwig mit Hilfe der für die neue Ordnung der Dinge gewonnenen Großen einen Teil des Landes zum Gehorſam zu bringen, doch mußte er ſich wie im Jahr 832 infolge ausbrechender Krankheiten mit einem halben Erfolge begnügen und den Feldzug, ſelbſt bereits körperlich verfallend, vorzeitig abbrechen. Zudem war inzwiſchen Ludwig von Bayern im Felde erſchienen und hatte Alemannien und die rechtsrheiniſchen Lande ohne Mühe in ſeine Gewalt gebracht, auch in Sachſen feſten Fuß gefaßt und befand ſich damit thatſächlich im Beſitz des ihm zu Worms eben Abgeſprochenen. Deshalb eilte Ludwig der Fromme von Poitiers, wo er nach Beendigung des aquitaniſchen Feldzuges weilte, herbei, ſetzte über den Rhein und drang mit ſo überraſchender Schnelligkeit durch Heſſen und Thüringen vor, daß Ludwig nur mit genauer Not entkam und erſt auf weitem Umwege durch das Land der Slawen und Böhmen nach Bayern zurückgelangte. Eine auf den 1. Juli nach Worms ausgeſchriebene Reichsverſammlung ſollte ſeine Beraubung vollenden und die Zweiteilung des Reiches zwiſchen Lothar und Karl beſtätigen. Da trat der Tod hindernd dazwiſchen. Durch die Anſtrengungen des eiligen Zuges von Aquitanien nach Sachſen war die längſt gebrochene Kraft des alten Kaiſers vollends erſchöpft: krank ließ er ſich den Fluß hinab auf die Rheininſel bei Ingelheim bringen und dort in Zelten lagern. Angeſichts des nahen Endes laſtete ſchwer auf ihm die Sorge um die Zukunft von Kirche und Reich; ſeine Schätze ließ er an kirchliche Stiftungen und an die Armen verteilen; auch Lothar und Karl wurden bedacht; dem erſteren befahl er die Inſignien der kaiſerlichen Herrſchaft zu überbringen; Karl und Judith bat er dringend, an den geſchloſſenen Verträgen treu feſtzuhalten. Nur von Ludwig von Bayern wandte ſich ſein Herz auch jetzt noch in düſterer Verbitterung ab, vielleicht weil er ſich ſelbſt gegen niemand ſo ſchwer verſchuldet fühlte wie gegen dieſen, und die wiederholten Mahnungen und Fürbitten ſeines Halbbruders, des Biſchofs Drogo von Metz, bewirkten ſchließlich nichts, als daß der Sterbende dem abweſenden Sohne vergeben zu

wollen erklärte, zugleich aber die Umſtehenden ermahnte, niemals zu vergeſſen, welches Herzeleid ihm jener zugefügt habe. Mit den Tröſtungen der Religion verſehen ſtarb Ludwig der Fromme am 20. Juni 840. Seine irdiſchen Reſte wurden in Metz beſtattet, in dem Kloſter des H. Arnulf, ſeines Ahnen, wo neben anderen Geſchlechtsgenoſſen auch ſeine Mutter Hildegard ruhte.

Das Unheil aber, das er durch ſeine Unbeſtändigkeit und Schwäche über Haus und Reich gebracht, wirkte auch über ſeinen Tod hinaus nach; denn die eigennützigen Beſtrebungen, in deren Dienſt er ſich hatte ſtellen laſſen, dauerten ebenſo fort wie die Gegenſätze, zwiſchen denen er widerſpruchsvoll hin und her geriſſen worden war. Auf der einen Seite ſtand Lothar, welcher zwar als des jungen Karl Beſchützer beſtellt war, aber doch von Anfang an darauf ausging, die Reichseinheit, deren berufener Träger er nun auch in den Augen der Geiſtlichkeit war, in allen ihren Konſequenzen gegen die Brüder und Neffen zur Anerkennung zu bringen, und der von da aus zunächſt die Beraubung Ludwigs von Bayern vollenden wollte. Aber Ludwig von Bayern war bereits wieder im Felde erſchienen und bis zum Rhein vorgedrungen: Lothar bewilligte ihm, als ſie bei Worms kampfbereit zuſammenſtießen, eine Waffenruhe, die er ſelbſt zur Niederwerfung auch Karls und der Anhänger des jungen Pippin im Weſten benutzen wollte. Denn von einer Erfüllung des Verſprechens, das er noch zuletzt zu Karls Gunſten dem Vater gegeben hatte, war jetzt nicht mehr die Rede, als er ſah, daß man ſich ihm faſt durchweg bereitwillig beugte und daß um ihres eigenen Vorteils willen die kirchlichen Autoritäten auf die Widerſtrebenden zu ſeinen Gunſten einzuwirken ſuchten. Dazu war es freilich nicht der richtige Weg, vor der Entſcheidung der Waffen zurückzuſchrecken und den Gegnern vorteilhafte Stillſtände zu bewilligen, wie Lothar es nun auch bei dem Zuſammentreffen mit Karl bei Orleans that, indem er dieſem den größten Teil der beanſpruchten Lande bis zum nächſten Sommer überließ und ſich zugleich verpflichtete, bis dahin auch gegen Ludwig nichts zu unternehmen. Die Intereſſen der beiden jüngeren Brüder deckten ſich eben, und ſie zu trennen war für Lothar ſo lange unmöglich, als er nicht einem von beiden ſein Recht ganz und vorbehaltlos einräumte. Dazu aber konnte er ſich in ſeiner Herrſchſucht und Habgier nicht entſchließen: beide gleichzeitig zu bekämpfen nicht ſtark genug, ſchob er die Entſcheidung hinaus und arbeitete ſo ſelbſt ſeinen Gegnern in die Hand. Denn während er mit Karl unterhandelte, eroberte Ludwig in ſeinem Rücken die deutſchen Lande wieder und nahm am Rhein Stellung. Deshalb meinte Lothar an die Zuſage, die er Karl in betreff Ludwigs gegeben hatte, nicht mehr gebunden zu ſein und ließ ein Heer gegen den Bruder aufbrechen, das glücklich über den Rhein kam und im Rücken Ludwigs allgemeinen Abfall bewirkte, ſo daß dieſer ſchleunigſt nach Bayern gehen mußte. Anderſeits aber benutzte nun Karl dieſen Vertragsbruch, um ſich von dem zu Orleans geſchloſſenen Abkommen loszumachen und erneute die Feindſeligkeiten, indem er gleichzeitig, nun von dem Kaiſer ſchwer bedroht, Ludwig um Hilfe anrief und mit ihm ein Bündnis einging.

Damit nahm der Krieg für Lothar eine ungünſtige Wendung, da nun beide Brüder gleichzeitig und nach einem gemeinſamen Plane gegen ihn zu Felde zogen. Im Mai 841 machte ſich Ludwig durch ein ſiegreiches Treffen an der Wernitz im Riesgau den von Lothars Anhängern verlegten Weg von Bayern nach Schwaben frei, zog weſtwärts und vereinigte ſich bei Chalons an der Marne mit Karl, gegen den nunmehr der Kaiſer ſeinerſeits mit den aufſtändiſchen Aquitaniern unter dem jungen Pippin ein Bündnis einging. Dorthin folgten ihm Ludwig und Karl und holten ihn bei Auxerre an der Yonne ein. Wieder unterhandelte Lothar, um dann, noch ehe man zum Schluß gekommen, weiter ſüdwärts nach der Loire zu entweichen. Aber die Verbündeten holten ihn abermals ein: als er bei Fontenay lagerte, ſtanden ſie bereits in dem nahen Thury. Trotzdem gingen ſie

Feänkiſche Krieger, dargeſtellt in einer feänkiſchen Elfenbeinſchnitzerei eines Buchdeckels aus dem 9. Jahrhundert.

Paris, Louvre-Muſeum.

Motiv: 2. Buch Samuelis, 2. Kapitel.

Im oberen Felde Abner vor den Mauern der Stadt Gibeon, in Unterhandlung mit Joab begriffen; unter ihnen die zwölf jungen Männer vom Stamme Benjamin in der Tracht und Bewaffnung fränkiſcher Kriegee; darunter der Fiſchteich von Gibeon mit einem Schiff und Waſſervögeln. (Gaz. arch.)

nochmals auf Lothars Vorſchlag ein, eine friedliche Verſtändigung zu verſuchen und bewilligten eine neue Waffenruhe bis zum 25. Juni. Natürlich gelang der Vergleich auch diesmal nicht. Lothar hatte nur Zeit gewinnen wollen, um die aquitaniſchen Verſtärkungen herankommen zu laſſen. Am 25. Juni 841 erfolgte endlich bei Fontenay die Schlacht: ſie endete mit einer vernichtenden Niederlage der Kaiſerlichen, die ſogar ihr Lager mit reicher Beute in den Händen der Sieger laſſen mußten. In einem grauenvollen Blutbad, deſſen furchtbare Wirkungen auch die Sieger mit Entſetzen erfüllten, entlud ſich die Maſſe des Haſſes und der leidenſchaftlichen Verbitterung, die in irrungsreichen vierundzwanzig Jahren aufgeſammelt worden war. In einem brudermörderiſchen Kampf ſondergleichen hatte das fränkiſche Volk ſich zerfleiſcht: namentlich ſeine zu Lothar ſtehenden romaniſchen Teile hatten Verluſte erlitten, die auf Menſchenalter hinaus nicht zu verwinden waren und ſie zu trauriger Kraftloſigkeit verurteilten. Hatte durch die verkehrte Richtung, welche Ludwig der Fromme unter dem Einfluß der Kirche eingeſchlagen, in dem germaniſch-romaniſchen Reich der Karolinger eine gefahrdrohende Verrückung des Gleichgewichts zu gunſten des Romanismus ſtattgefunden: auf dem blutdurchtränkten Schlachtfelde von Fontenay war durch die überlegene Kraft der deutſchen Stämme, die für Ludwig und Karl fochten, dem Fortgang dieſer verhängnisvollen Wandelung, welche die Zukunft des Germanentums als einer ſelbſtändigen Kulturmacht bedrohte, glücklich Einhalt gethan und damit in der ferneren Entwickelung des karolingiſchen Reiches die Leitung wiederum auf das deutſche Element übertragen worden. Hinfort war denn auch von einer Einheit des Reiches, wie ſie Ludwig der Fromme und ſeine geiſtlichen Räte als die Konſequenz der kirchlichen Einheit und im Dienſte derſelben durchzuſetzen geſtrebt hatten, nicht mehr die Rede, und die Entwürfe Lothars, welche das vom Vater vergeblich Verſuchte hatten verwirklichen ſollen, waren vollends unausführbar. Nicht der Streit der karolingiſchen Epigonen allein war bei Fontenay entſchieden: über die wichtigſten nationalen, kirchlichen und politiſchen Fragen der Zukunft waren die Würfel dort gefallen. Auch die Zeitgenoſſen empfanden das und ſahen in dem Ausgange der brudermörderiſchen Schlacht ein Gottesurteil.

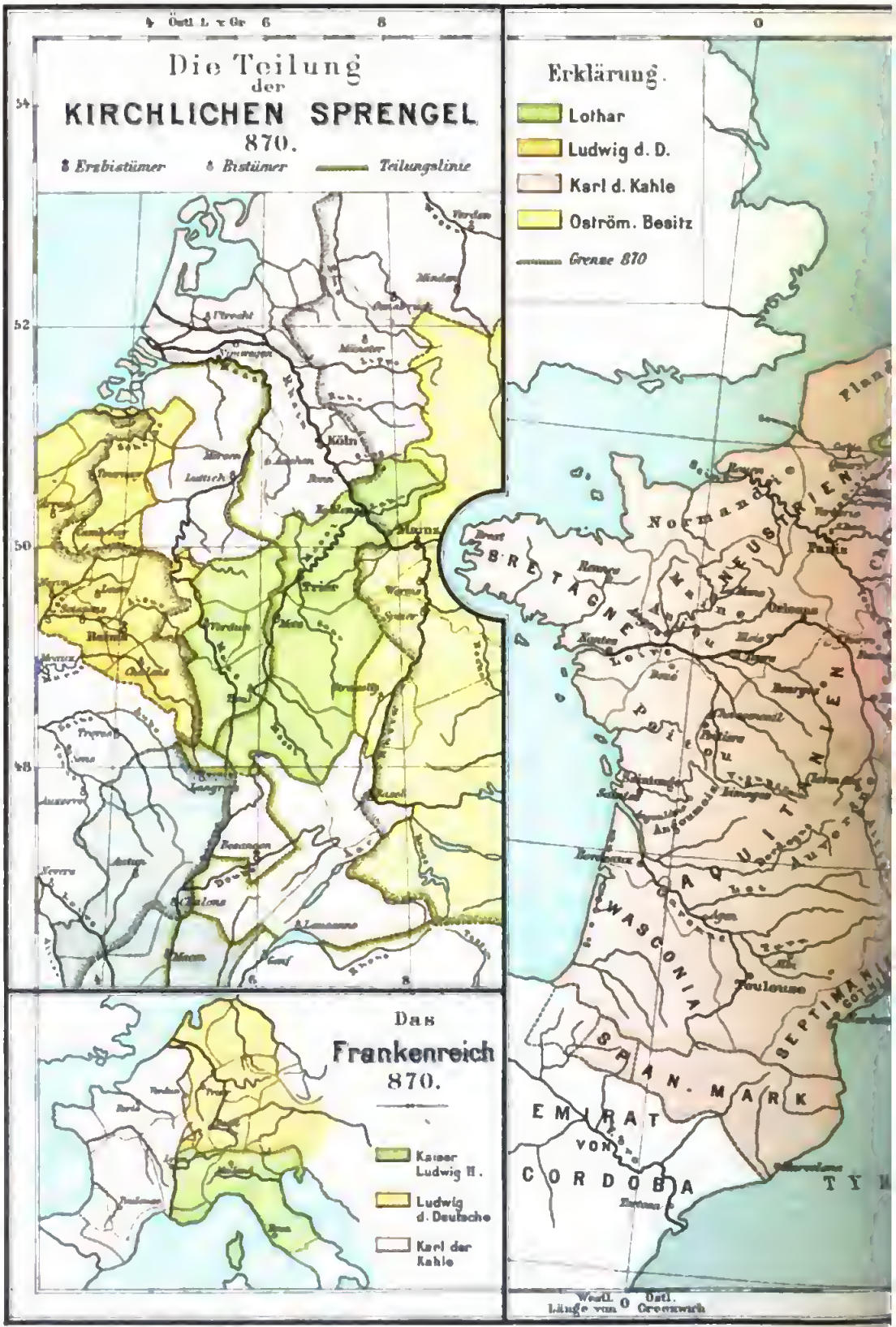
Noch freilich hielt Lothar ſich nicht für endgültig beſiegt: jedes Mittel war ihm recht zur Fortſetzung des Kampfes. Er trug kein Bedenken, in Sachſen einen Aufruhr der in Unfreiheit gefallenen Bauern gegen den zu Reichtum und Macht gelangten Adel zu veranlaſſen; ja er verband ſich, um Ludwigs Kraft zu teilen, ſogar mit den Dänen. Aber Folgerichtigkeit und Entſchloſſenheit läßt ſein Handeln auch jetzt vermiſſen. Vom Rhein, wo er Ludwig bedrohte ohne einen Kampf zu wagen, zog er wieder weſtwärts, um den nach der Maas heranziehenden Karl aufzuhalten, mußte aber, als Ludwig nun vom Rhein heranzog, nach Aachen entweichen, ſo daß die Gegner ſich abermals vereinigen konnten. Im Februar 842 lagerten Ludwig und Karl bei Straßburg: vor den Augen ihrer Mannen erneuten ſie dort ihren Bund, indem ſie ſich gegenſeitig Treue ſchworen und aneinander wie Brüder zu halten und keinen

Sondervertrag mit Lothar einzugehen gelobten. Damit die Waffengenossen des anderen Teils alles verständen, sprach Ludwig den Eid in romanischer, Karl in deutscher Sprache. In den Sprachen, nachmals dem bestimmtesten Ausdruck für das Sonderdasein der einzelnen Völker, kam hier die Verschiedenheit derselben zuerst feierlich zum Ausdruck: von einer Einheit, wie Ludwig der Fromme und Lothar sie erstrebt, konnte danach hinfort nicht mehr die Rede sein.

Kraftvoll setzten nun Ludwig und Karl den Krieg fort, indem sie den Rhein hinab nach Koblenz zogen. Überall wichen Lothars Truppen scheu zurück; schon lichteten sich die Reihen der Kaiserlichen, obgleich Lothar freigebig Schätze ausstreute, um dem hereinbrechenden Abfall Halt zu gebieten. Das Feld zu behaupten unfähig, zog er sich nach Lyon zurück. Und nun traf ihn die verdiente Vergeltung für das, was er gegen den Vater gesündigt hatte. Ähnlichen Abfall, wie er einst jenen in seine Gewalt geliefert hatte, mußte er jetzt selbst erleben. Auf die Ladung der beiden Könige tagte in Aachen eine Kirchenversammlung, welche alle die Vergehen verzeichnete, deren Lothar sich gegen Vater und Brüder schuldig gemacht hatte, und ihn unter Berufung auf das zu Fontenay ergangene Gottesurteil für abgesetzt erklärte, während Karl und Ludwig eine neue Teilung des ganzen Reiches im Norden der Alpen vorbereiteten, zugleich aber auch zur Fortsetzung des Kampfes rüsteten. Da endlich bot Lothar die Hand zu friedlicher Verständigung, indem er eine Neuaufteilung des Gesamtreichs vorschlug, bei der jedem von ihnen im Anschluß an seinen alten Besitz, also Italien, Bayern und Aquitanien, eine zu diesem passende Ländergruppe zugewiesen werden sollte. Der Vorteil war dabei insofern unfraglich auf des Kaisers Seite, als die Annahme dieses Prinzips von den letzten kriegerischen Wechselfällen ganz absah und die dadurch herbeigeführte Änderung des Besitzstandes wie nicht vorhanden behandelte; ja, man strich damit eigentlich alles aus, was seit 817 geschehen war, und nahm die so viel umstrittene Erbfolgeordnung jenes Jahres zum Ausgangspunkt für eine Neuordnung des Reiches und Hauses. Nach dem Vorschlage der jüngeren Brüder wollte man sich dabei dem 833 beobachteten Verfahren anschließen, indem Lothar, wie damals, mit Italien im Norden der Alpen die Gebiete zwischen Rhein und Saône und Rhein und Maas zu einem langgestreckten Reich der Mitte verbinden sollte. Natürlich aber erhob dieser zunächst größere Ansprüche: man überließ es ihm, von den drei abzugrenzenden Teilen den ihm am meisten zusagenden vorweg zu nehmen. Diese vorläufigen Abmachungen wurden bei einer Zusammenkunft der drei Brüder auf einer Insel in der Saône bei Macon in Gegenwart ihrer Heere beschworen. Nun wurde Lothar durch die Kirche von alle dem wieder losgesprochen, was man ihm wenige Monate früher schuldgegeben hatte, und ausdrücklich wieder als vollberechtigter Herrscher anerkannt. Das Ansehen der Kirche freilich konnte durch die beflissene Dienstbarkeit nicht gewinnen, mit der sie sich allen politischen Schwankungen anschloß und durch die Herleihung ihrer Autorität zur Sanktionierung der wider-

ſprechendſten Maßregeln die Gunſt und Gnade der Gewalthaber zu gewinnen trachtete.

Der Abſchluß des Teilungsgeſchäfts aber zog ſich über Erwarten lange hin, nicht bloß wegen der Landvermeſſungen, welche dazu in einzelnen Teilen durch die Bevollmächtigten der drei Brüder vorgenommen werden mußten, ſondern auch infolge des Mißtrauens, das die Könige trennte und Lothar gegenüber auch nicht unberechtigt geweſen zu ſein ſcheint. Die der Verabredung gemäß in Metz eröffneten Verhandlungen wurden deshalb nach Koblenz verlegt. Dann kamen die Unterhändler wieder in Diedenhofen zuſammen und einigten ſich im Hinblick auf die vielfache Not des Reiches, das im Süden von den Arabern, im Norden von den Dänen und Normannen räuberiſch angefallen wurde, und auf die unverkennbare Unluſt der Großen zu längerem Krieg dort endlich über einen Waffenſtillſtand bis zum 14. Juli 843. In dieſer Zeit ſollte eine förmliche Aufnahme des Reiches und eine genaue Einſchätzung der aus den Grafſchaften, Bistümern, Abteien u. ſ. w. fließenden Einkünfte vorgenommen werden, um eine wirklich gleiche Teilung zu ermöglichen. Man ſcheint aber mit dieſen umſtändlichen Vorarbeiten noch nicht fertig geweſen zu ſein, als Mitte Juli 843 der Stillſtand ablief; doch hat niemand mehr an die Wiederaufnahme des Kampfes gedacht. Die Friedensbedürftigkeit und Friedensſehnſucht waren auf allen Seiten gleich groß, und auch die Kirche hatte ſich wohl von der Unmöglichkeit überzeugt, die Reichseinheit in der bisher von ihr vertretenen Form aufrecht zu erhalten. Im Auguſt 843 kamen die Brüder in Verdun zuſammen und ſcheinen ſich dort ohne beſondere Schwierigkeiten verſtändigt zu haben. Stand doch zum voraus feſt, daß Lothar Italien, Ludwig Bayern und Karl Aquitanien behalten und daß jedem zu dieſem alten Beſitze hinzugefügt werden ſollte, was mit demſelben verwandt und zuſammengehörig war; eine vollkommene Gleichheit der entſtehenden Teilreiche nach Umfang und Ertrag ließ ſich dabei nicht herſtellen und ſcheint auch nicht ausdrücklich erſtrebt worden zu ſein. So klar demnach das Prinzip war, nach dem man verfahren wollte, ſo künſtlich geſtaltete ſich in der Praxis ſeine Durchführung, weil die Herſtellung eines entſprechenden Teils für Lothar inſofern ſehr ſchwierig war, als einmal ein unmittelbarer territorialer Anſchluß an Italien immer eine gewiſſe Gewaltſamkeit in der Ziehung der Grenzlinien erforderte, außerdem aber die Rückſicht auf Lothars Kaiſertum und das darin begründete Vorzugsrecht, welches das der Erſtgeburt noch verſtärkte, die Zuweiſung gewiſſer Gebiete gerade an ihn notwendig machte. So erhielt Lothar denn durch den Vertrag von Verdun zu Italien zunächſt die Provence und Hochburgund, d. h. das Land zwiſchen den Weſtalpen und dem Laufe der Rhone, und noch einen Streifen auf dem rechten Ufer bis hinauf nach Lyon, dann weiter die Landſchaften zwiſchen dem Oberlauf der Rhone, dem Doubs und der Saône, durch welche die Verbindung hergeſtellt wurde mit den ihm eingeräumten deutſchen Landen zwiſchen Rhein, Moſel und Maas. Dazu kam das ripuariſche Gebiet zwiſchen der unteren


Die Teilung
der
KIRCHLICHEN SPRENGEL
870.
Erzbistümer
Bistümer
Teilungslinie
Erklärung.
Lothar
Ludwig d. D.
Karl d. Kahle
Oström. Besitz
Grenze 870
Das
Frankenreich
870.
Kaiser Ludwig II.
Ludwig d. Deutsche
Karl der Kahle
Köln
Mainz
Trier
Reims
Paris
Orleans
Toulouse
Normandie
BRETAGNE
NEUSTRIEN
AQUITANIEN
WASCONIA
SPAN. MARK
EMIRAT VON CORDOBA
SEPTIMANIA
Westl. Länge von Ostl. Greenwich
C. Opitz, geogr. Anst. Neustadt-Leipzig

DAS
FRANKENREICH
nach
der Teilung
von
VERDUN 843
und
von Mersen 870.
Maßstab 1:9300000.
5
10
15
20
50
45
40
FRIESLAND
OBOTRITEN
WILZEN
SORBENLAND
SACHSEN
THÜRING.
Erfurt
Frankfurt
Mainz
Worms
Speier
Straßburg
Augsburg
Basel
Zürich
Chur
Trient
Verona
Mailand
Pavia
Turin
Genua
Marseille
Nizza
Arles
Lyon
Vienne
Besançon
Metz
Trier
Aachen
Utrecht
Dorestad
Hamburg
Bremen
Minden
Paderborn
Fulda
Würzburg
Nürnberg
Regensburg
Passau
Freising
Salzburg
Brixen
Innsbruck
Meran
Bozen
Como
Pavia
Parma
Modena
Bologna
Ravenna
Rimini
Florenz
Pisa
Siena
Rom
Spoleto
Terracina
Benevent
Capua
Neapel
Amalfi
Salerno
Tarent
Corsica
Sardinien
TYRRHENISCHES MEER
ADRIATISCHER GOLF
BÖHMEN
Prag
March
Donau
Enns
Ostmark
BAIERN
KÄRNTEN
REICH DER HUNNEN
Drau
Save
Friaul
Istrien
Dalmatien
Kroatien
Serbien
Bulgarien
Griechenland
Konstantinopel
Thessalonich
Durazzo
Otranto
Brindisi
Tarent
Hispolento
Benevent
Fürstenthum Benevent
Byzantinisches Reich
Lothringen
Burgund
Provence
Septimanien
Gascogne
Aquitanien
Auvergne
Berry
Orléans
Paris
Sens
Reims
Toul

Maas und der Schelde und jenseits der Mündungen von Maas und Rhein das friesische Küstenland mit seinen Inseln, so daß Lothar bis beinahe zur Wesermündung gebot und sein Reich langgestreckt von der Grenze gegen das Beneventanische im Süden bis zur Nordsee gelagert war, Rom, Pavia und Aachen, die Kaiserstadt, den langobardischen Herrschersitz und die vornehmste karolingische Pfalz enthielt und an Romanen die Italiener und Provenzalen, an romanisierten Germanen die Burgunder und an Deutschen die Rheinfranken und Friesen zu Unterthanen hatte. Alles nun, was von diesem Reiche Lothars westlich lag, bekam Karl im Anschluß an seinen alten aquitanischen Besitz, also Septimanien, die spanische Mark, den westlich von der Saône gelegenen Teil von Burgund, ganz Neustrien und von diesem westlich die Bretagne und die Normandie, nördlich Flandern. Zu Unterthanen hatte er, von Basken und Bretonen abgesehen, ausschließlich Romanen und romanisierte Franken: nach territorialer Gestaltung und Bevölkerung war sein Reich an Einheitlichkeit dem des ältesten Bruders weit überlegen. Den gleichen Vorzug besaß aber auch das Ludwigs von Bayern: außer diesem Gebiete nämlich bekam Ludwig Schwaben bis an den Rhein und am Oberlauf desselben Kurwalchen sowie den Thur- und Aargau, dann Ostfranken, Sachsen und Thüringen, den Landstrich zwischen der mittleren Donau und dem Böhmerwalde, und endlich links vom Rhein, der sonst durchweg die Westgrenze bildete, die bischöflichen Gebiete von Worms, Speier und Mainz. Von den romanischen Bewohnern der Berge am Oberrhein und den Slawen Kärntens abgesehen, war die Bevölkerung hier durchaus deutsch und berührte sich in Nordalbingien mit den Dänen, dann weiterhin und entlang am unteren Laufe der Elbe und dann längs der Saale und des Böhmerwaldes mit den Slawen.

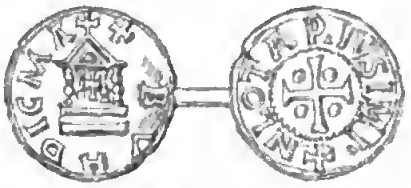
Es war zu Verdun also ungefähr nach nationalen Grenzen geschieden worden; aber daß damit nicht eine bestimmte Absicht verfolgt war, lassen die Abweichungen erkennen, die man sich erlaubte. Überhaupt hatte diese Teilung doch keinen wesentlich anderen Charakter als die zahlreichen Teilungen, die früher im Frankenreiche vorgenommen waren, und nach den Absichten ihrer Urheber sollte sie auch nicht andere und nicht weiter reichende Konsequenzen haben. Auch in Zukunft sollte das Reich der Idee nach eines sein und sich in dem gemeinschaftlichen Besitz der drei Brüder und ihrer Nachkommen befinden, so daß die Zuweisung eines besondern Teils an jeden eigentlich nur zum Zwecke der Verwaltung geschehen zu sein schien. Damit hängt es zusammen, daß die teilenden Fürsten nicht der Meinung waren, eine endgültige und unabänderliche Ordnung geschaffen zu haben. Schon darin, daß jedem der Brüder ein Anrecht auf das Gesamtreich zustand, lag die Möglichkeit einer späteren Neuteilung; dieselbe stieg mit der Begehrlichkeit des einen Fürsten, der Schwäche und Zerrüttung der anderen Teilreiche. Wesentlich kam dafür die geänderte Stellung des Laienadels in Betracht. Die Stürme der letzten Jahre hatten dessen Macht und Einfluß gesteigert: mit der Hilfe ihrer weltlichen Großen hatten die drei Könige ihre Herrschaften erkämpft, nur mit ihrer

Hilfe konnten sie sich darin zu behaupten hoffen. Sich ihrer zu versichern mußten sie freigebig sein, reiche Benefizien austhun, mancherlei Freiheiten gewähren. Besonders günstig war dabei natürlich die Stellung derjenigen Großen, welche von zweien oder gar von allen drei Königen umworben wurden, weil sie in zweien oder in allen drei Teilreichen begütert waren. Im Interesse dieser Herren lag es, daß mit dem Vertrage von Verdun noch keineswegs alle Schwierigkeiten für gelöst galten, sondern ein neuer Kampf und eine neue Teilung als möglich in Rechnung gezogen wurden. Im Gegensatze dazu mußte die Kirche um ihres eigenen Besten willen darauf hinarbeiten, die jetzt geschaffene Ordnung als eine dauernde anerkannt und gegen willkürliche Änderungen geschützt zu sehen, deren jede ihre kirchlichen Gebiete noch ärger zu zerreißen drohte, als es die zu Verdun gezogenen Grenzlinien ohnehin schon thaten. Außerdem aber hatte sie von neuen Unruhen auch neue Verluste zu gewärtigen, wie ihr durch die Eingriffe räuberischer Großer in ihre Güter schon so viele bereitet worden waren.

Die in den wechselseitigen Beziehungen dieser Faktoren begründeten Verhältnisse waren in den drei zu Verdun gesonderten Reichen nun aber nicht gleich, und daraus erklärt sich die verschiedene Richtung, welche die karolingischen Staaten alsbald auch in ihrer inneren Entwickelung einschlugen. Während in Italien die Ausbildung eines starken Königtums durch die wachsende Macht der Kirche gehindert wurde und das Gegeneinanderwirken des Lehnsadels und der Städte frühzeitig eine territoriale Zersplitterung herbeiführte, machte in dem Karl dem Kahlen zugefallenen Reichsteile die Entwickelung des Benefizialwesens schnell solche Fortschritte, daß es die alte germanische, auf der Freiheit des gemeinen Mannes beruhende Staats- und Gesellschaftsordnung völlig durchbrach und die Grundlage für eine Neugestaltung wurde, welche den nach der Lehnsfolge abgestuften Laienadel in den Besitz aller Gewalt brachte und dem machtlosen Könige schließlich nur noch einen Ehrenvorrang ließ. In dem Reiche Ludwigs des Deutschen dagegen blieben trotz der Einbürgerung des Benefizialwesens die germanischen Institutionen noch erhalten und wurde die Ausbildung so feindlicher Gegensätze vermieden, wie sie in dem Westreiche bald leidenschaftlich miteinander rangen. Namentlich gilt das auch von dem Verhältnis zwischen den Trägern der weltlichen Gewalt und der Kirche, das in dem Westreiche bald das übelste wurde, in dem Ludwigs aber beide zu erfolgreichem Zusammenwirken im Dienste der wirtschaftlichen sowohl wie der geistigen Kultur der deutschen Stämme verband. Gefördert wurde das auch dadurch, daß die deutsche Kirche damals noch nicht nach Rom gravitierte, sondern, wenn sie in dem Papste auch ihren Oberhirten ehrte, doch in ihren besonderen Angelegenheiten selbständig blieb und sich durch die Synoden deutscher Bischöfe nach nationalen Gesichtspunkten selbst regierte.

Ganz ungestört freilich blieb der Friede unter den drei karolingischen Brüdern auch nach dem Verduner Kongresse nicht. Heftige Unruhen brachen in dem westlichen Reiche aus, wo Karl durch die hinterlistige Gefangennahme,

die verspätete Verurteilung und Hinrichtung des Grafen Bernhard von Barcelona dessen Sohn Wilhelm zu einem Aufstande trieb, der auch die Anhänger des jungen Pippin in Aquitanien zu einer neuen Erhebung ermutigte, während die Küstenlandschaften immer schwerer von den hereinbrechenden Normannen heimgesucht wurden. Das Ansehen Karls, der sich nicht bewährte, sank infolgedessen bald so tief, daß die Großen Aquitaniens sich nach einem tüchtigeren Herrn umsahen und Ludwig dem Deutschen unter der Hand die Krone anboten. Wirklich ging dieser auch darauf ein und schickte seinen zweiten Sohn Ludwig mit einem Heere in das Land; doch fand er nicht die gehoffte Unterstützung und mußte die Sache bald aufgeben. Auch zwischen Karl und Lothar gab es mehrfache Streitigkeiten, die wiederholt kriegerische Verwickelungen drohten, aber durch Ludwigs des Deutschen Vermittelung beglichen wurden, so daß das Verhältnis der drei Brüder wenigstens äußerlich ungestört blieb. Aber der Segen wirklichen Vertrauens und ehrlicher Bundestreue fehlte auch in dem karolingischen Hause, und was Karl der Große durch die vorsorglichen Ermahnungen, die er in der Erbfolgeordnung von 806 an Söhne und Enkel über ihr Verhältnis zu einander gerichtet, zu verhüten gestrebt hatte, brach wie ein unabwendbares Verhängnis durch eigenes Verschulden über dieselben herein.



Münze Lothars.
Bs. Umschrift: † HLOTARIVS IMP, im Felde Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; Rs. BVRDIGMA †. (Nach Cappe.)

Zwölf Jahre nach dem Vertrage von Verdun, am 29. September 855, starb Kaiser Lothar in dem Kloster Prüm, indem er Italien mit der Kaiserwürde seinem erstgeborenen Sohne, Ludwig, zuwies, die nördliche Hälfte seines Reiches aber so teilte, daß die nördlichen Gebiete mit Aachen — das nachmals sogenannte Lotharingien — dem zweiten, Lothar, die südlichen an der oberen Rhone und Saône dem dritten, Karl, verblieben. Die schnelle Entartung des in Schwäche versinkenden karolingischen Geschlechtes wurde an diesen drei Brüdern traurig offenbar. Während Lothar II., der in dem nördlichsten der drei Teilreiche die Krone trug, durch die ehebrecherische Verbindung mit seiner Jugendgeliebten Waldrade schweres Ärgernis gab und der römischen Kurie, die sich als Hüterin christlicher Sitte der Rechte seiner mißhandelten Gattin Teutberga annahm, die erwünschte Gelegenheit bot, in der Demütigung des schwer verschuldeten Königs zugleich über das Königtum als solches zu triumphieren und die Autorität des Staates herabzusetzen, starb Karl von Provence bereits 863 und sein Land wurde von Lothar II. und Kaiser Ludwig so geteilt, daß letzterer die Provence und ein Stück von Burgund auf dem linken Rhoneufer erhielt. Wirre Zustände herrschten auch in dem Reiche Karls des Kahlen, dessen Große sich 858 sogar wieder an Ludwig den Deutschen wandten, um durch seine kräftige Hand die Ordnung einigermaßen hergestellt zu sehen. Aber die vorsichtige Zurückhaltung des Episkopats, der,

durch die Wechſelfälle früherer Jahre belehrt, eine zuwartende Stellung einnahm, um ſich nicht unnötig zu kompromittieren, vereitelte auch diesmal Ludwigs Hoffnungen, gegen deren Verwirklichung zudem Karl der Kahle ſich mit unerwarteter Energie erhob: der neue Bruderkrieg unterblieb, und 859 wurde zu Koblenz ein Friede geſchloſſen. Gleichzeitig bemühten ſich Ludwig und Karl nun auch um die Vermittelung zwiſchen Lothar II. und der Kirche, welche den ungehorſamen König, der immer wieder in ſein altes Verſchulden zurückfiel, aus ihrer Gemeinſchaft ausgeſtoßen hatte. Aber noch ehe der eingeleitete Vergleich zum Abſchluß kam und der Spruch der zum Urteil berufenen Synode gefällt wurde, ſtarb Lothar II., der ſelbſt nach Italien geeilt und von dem milden Hadrian II. (867—872) die Löſung vom Banne erwirkt hatte, am 8. Auguſt 869 zu Piacenza, nach der Meinung der Zeitgenoſſen durch frühzeitigen Tod für das an Teutberga verübte Unrecht vom Himmel ſelbſt geſtraft.

Nun war der Augenblick gekommen, wo Ludwig der Deutſche und Karl der Kahle ihre Entwürfe zur Bewältigung des ſich ſo ſtörend zwiſchen ihre Gebiete einſchiebenden mittleren Reiches verwirklichen konnten. Hatten ſie doch weſentlich auch deshalb ihren Neffen mit der Kirche zu verſöhnen geſucht, um den Sohn, den Waldrade ihm geboren hatte, entgegen dem Wunſche des Vaters, als unebenbürtig von der Nachfolge ausgeſchloſſen zu ſehen und ſo ein Anrecht auf ſein Erbe zu erhalten. Freilich ſtanden ſie darin ihrem anderen Neffen, Kaiſer Ludwig II., entſchieden nach, und nach Analogie des in ähnlichen Fällen beobachteten Verfahrens, nach dem ja auch noch 863 der Nachlaß Karls von Provence zwiſchen ſeine beiden Brüder, Kaiſer Ludwig II. und Lothar II., geteilt worden war, ohne daß die Oheime ein Anrecht geltend zu machen verſucht hatten, hätte jetzt das Reich Lothars II. an Kaiſer Ludwig II. kommen müſſen, ſo daß das Reich Lothars I., wie es 843 zu Verdun konſtituiert worden war, erneut worden wäre. Aber Kaiſer Ludwig lag damals in einem großen Kriege gegen die Araber im Felde, denen er Unteritalien entreißen wollte, und berannte gerade das hartnäckig verteidigte Bari. So konnte Karl der Kahle, eine gleichzeitige Krankheit Ludwigs des Deutſchen benutzend, durch einen raſchen Einmarſch ſich des Lotharingiſchen Reiches bemächtigen und in Metz zum König krönen laſſen. Aber während der Papſt Karl vergeblich von der Beraubung Kaiſer Ludwigs II. abmahnte, erſchien bereits, kaum geneſen, Ludwig der Deutſche im Felde, um ſeinen Anteil an dem Erbe des Neffen zu fordern. Auch Karl zog es vor, durch Teilung der Beute ſich den Beſitz der Hälfte zu ſichern und dadurch die Intereſſen des kräftigen Bruders mit den ſeinen zu verknüpfen. Bei einer perſönlichen Begegnung der beiden Brüder kam es in Meerſen an der Maas 870 zu dem Vertrage, welcher die Teilung des karolingiſchen Reiches vollendete und verſchärfte, obgleich auch er von beiden Seiten mit ſtillſchweigendem Vorbehalte nur eingegangen wurde, weil für den Augenblick mehr Gewinn nicht zu machen war.

Nach dieſem Meerſener Vertrage wurden Ludwig dem Deutſchen von

dem Reiche Lothars II. die Erzbistümer Köln und Trier und die Bistümer Utrecht, Straßburg und Basel nebst allen darin und dazwischen gelegenen weltlichen Gebieten zu eigen gegeben, während Karl die Erzbistümer Besançon, Lyon und Vienne und die Bistümer Lüttich, Toul, Verdun, Cambrai, Viviers und Uzès erhielt. In gleicher Weise nahm man dann die Aufteilung erst der Klöster, dann der Grafschaften vor: von ersteren erhielt Karl 33, Ludwig 43, von letzteren dieser 31, jener 30. Es entspricht den Motiven, welche die beiden ländergierigen Fürsten leiteten, daß sie bei diesem Teilungsgeschäft nicht nur jedes einheitlichen leitenden Gesichtspunktes politischer Natur entbehrten, sondern auch einer den andern zu übervorteilen suchte. Dem mächtigen und rücksichtslosen Ludwig fiel der größere und wertvollere Teil der Lande zu. Dennoch erhielt das Meersener Abkommen ohne Zuthun seiner Urheber dadurch eine höhere Bedeutung, daß die durch Lothars II. Reich gezogene Teilungslinie im allgemeinen mit den nationalen Abgrenzungen zusammenfiel, die in der Verschiedenheit der Sprache zum Ausdruck kamen. Denn abgesehen von einigen Gauen links von der Maas, wo deutsch gesprochen wurde, herrschte

Münzen von Lothar II.

1. Umschrift: † HLOTHARIVS REX, im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; Rückseite: VIRIDVNVM CIVIS, im Felde eine Kirche. 2. Umschrift: LOTHRIVS RX, im Felde: verschlungenes Band mit fünf Kugeln; Rückseite: † MATISENSIV, im Felde ein Kreuz und vier Ringe. (Nach de Witt.)

in dem dem Westreiche zugefügten Gebiete die romanische Sprache; die Bevölkerung der Ludwig zugefallenen Landschaften aber sprach deutsch mit Ausnahme der Gegend an der oberen Mosel und in Burgund, die von Romanen bewohnt war. In der Natur der Dinge lag es, daß die so aus ihrem nationalen Zusammenhange gelösten Bruchteile aus der ihnen aufgezwungenen Verbindung mit fremdem Volkstum loszukommen und die Vereinigung mit dem ihnen Gleichartigen zu erneuen strebten. Als endgültig konnte schon deshalb dieser Vertrag nicht angesehen werden, und er hat ja auch bald die entsprechende Korrektur erfahren. Jedenfalls aber war dadurch der Gedanke an eine, wenn auch nur ideelle Aufrechterhaltung der Reichseinheit völlig aufgegeben: die rücksichtslose Zerschneidung und Zerreißung der vornehmsten kirchlichen Sprengel lehrt das zur Genüge. Auch wurde keiner von den Vorbehalten gemacht, die bei den früheren Teilungen zu gunsten der Fiktion von einer Fortdauer der Reichseinheit und einer gemeinsamen Regierung der Teilkönige in Bezug auf das ganze Reich vereinbart worden waren. Das karolingische Reich als solches hat seit dem Meersener Tage zu existieren aufgehört.

Erläuterung zu:

Widmungsbild aus der Bibel Karls des Kahlen.

Die jetzt in der Nationalbibliothek zu Paris aufbewahrte Bibelhandschrift, welcher dieses Blatt entstammt, ließ ein Graf Vivianus, der weltlicher Abt des Klosters St. Martin zu Tours war, in diesem Kloster für König Karl den Kahlen ausführen.

Diese Bibel ist das hervorragendste Denkmal karolingischer Buchmalerei, deren charakteristischer Gipfelpunkt sich in dem von uns nachgebildeten Widmungsbilde der Bibel darstellt.

Der Maler hat in demselben nach dem damaligen Stande künstlerischen Könnens ein „Porträtbild großen Stils und ein Zeremonialbild zugleich" geben wollen. Der Abt, gefolgt von dem gesamten Konvent des Klosters, erscheint, um das von drei Klerikern getragene, ebenso kostbar ausgestattete als eingebundene Buch, das Ergebnis der Arbeit manches Jahres, dem König zu überreichen. Karl der Kahle sitzt im Mittelpunkt der Kompositian auf seinem Throne, neben dem rechts und links je ein Krieger und ein Hofbeamter steht. Der König wendet sich mit sichtlichem Interesse dem Werke zu.

Die Überreichung geschah im Jahre 850.

LITHOGR. P. HULCKER. DRUCK AUG. KURTH

[illegible]CHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BE[illegible]

VIVIANUS UBERREICHT KARL DEM KAHLEN DIE BIBEL

Aus der Bibel in Paris. Bibl. Nat. [illegible]

Digitized by Google

weltlichen Besitzes war sie während des Streites Ludwigs des Frommen und seiner Söhne mit Entschiedenheit für die Reichseinheit eingetreten und hatte zur Erhaltung derselben auch jähe Parteiwechsel und sogar sittlich verwerfliche Mittel anzuwenden kein Bedenken getragen. Eine empfindliche Schädigung ihres Ansehens war die unvermeidliche Folge davon gewesen: zu Verdun und in noch viel höherem Maße zu Meersen hatten die teilenden Fürsten ohne jede Rücksicht auf die territoriale Gliederung der Kirche die alten Diözesanverbände auf das willkürlichste zerrissen und dadurch die kirchliche Einheit selbst für die Zukunft ernstlich gefährdet. Die Abhängigkeit von der weltlichen Gewalt, in welche der Episkopat so in den entstehenden Teilreichen geriet, drohte seinen noch unlängst so übermächtigen politischen Einfluß zu vernichten, zumal die Erzbischöfe und Bischöfe noch wie zu Karls des Großen Zeiten insofern Beamte waren, als sie von den Königen ernannt wurden und durch die Erwerbung des Palliums in Rom nur ihr Ansehen steigern und ihre Zugehörigkeit zu der ideellen Einheit der Kirche zum Ausdruck bringen wollten, während sie ihre Diözesen selbständig verwalteten und auch die Gültigkeit der Beschlüsse, die sie, oft unter starker Einwirkung der staatlichen Gewalt, auf ihren Provinzialsynoden faßten, von der Zustimmung des römischen Bischofs unabhängig war. Diese Verhältnisse erklären die Haltung des Episkopats im karolingischen Reiche zur Zeit des beginnenden Zerfalles. Bisher gab ihm seine in der Einheit wurzelnde Stärke die sicherste Gewähr für die Behauptung seiner Selbständigkeit gegenüber dem Machtstreben des römischen Bischofs. Das änderte sich jetzt: um für die verlorene Reichseinheit Ersatz zu schaffen und sich gegen die nachteiligen Folgen der Tage von Verdun und Meersen zu decken, bedurfte der Episkopat eine stärkere Betonung der kirchlichen Einheit, welche in dem Ehrenvorrang des römischen Bischofs von alters her ihren Ausdruck fand. Er kam damit auf halbem Wege einer Tendenz entgegen, welche in Rom längst vorhanden war und namentlich in der wechselnden Stellung zum Kaisertum charakteristischen Ausdruck gefunden hatte. Die Ohnmacht der miteinander hadernden karolingischen Könige und das Schutzbedürfnis der Kirche ermöglichten dem Papsttum die Gewinnung einer beiden übergeordneten Stellung, deren Wesen nicht in dem Genusse eines bloßen Ehrenvorrangs beruhte, sondern in der Übung allmählich zur Anerkennung gebrachter höherer Machtbefugnisse, zunächst rein kirchlicher, weiterhin aber auch politischer Natur. Dabei gab sich das römische Bistum klug den Anschein, als ob es damit nichts Neues beanspruchte, sondern nur alte, höchstens zeitweilig vergessene Befugnisse wieder in Erinnerung brächte und pflichtgemäß gebrauchte. Gerade so, wie die römische Kirche einige Jahrzehnte früher die Schenkungen Pippins und Karls des Großen, auf denen als dem einzig stichhaltigen Rechtsboden ihr weltlicher Besitz mit den in ihm geltenden Herrscherrechten beruhte, dadurch um ihre Bedeutung zu bringen und gleichsam zu entwerten gesucht hatte, daß sie die Fabel von einer viel älteren und reicheren Schenkung in Umlauf setzte, durch die Konstantin der Große dem Papste Silvester gegenüber

der Begründer des Kirchenſtaates geworden ſein ſollte, ſo entnahm ſie jetzt die angeblichen Beweiſe für die Rechtmäßigkeit der Herrſchaft über die Metropolitanverbände zunächſt in dem fränkiſchen Reiche einer ebenfalls auf bewußter Fälſchung beruhenden Sammlung, die zwar nicht durch ſie veranlaßt war, aber erſt durch den Gebrauch, den ſie davon machte, allgemeine Bedeutung erlangte und eins von den Fundamenten des hierarchiſchen Syſtems wurde.

Zum erſtenmale im Jahre 853 wird eine Sammlung von Dekretalen, d. h. päpſtlichen Schreiben und Erlaſſen ſowie Konzilienbeſchlüſſen, angeführt, welche von dem berühmten weſtgotiſchen Biſchof Iſidor von Sevilla (595—636) herrühren ſoll, einem der gefeiertſten Gelehrten des frühen Mittelalters, welcher das geſamte Wiſſen ſeiner Zeit in einem großen, zwanzig Bücher zählenden encyklopädiſchen Werke (Origines vel Etymologiae) zuſammengefaßt und dadurch ſchon der auf ſo dürftige Hilfsmittel angewieſenen Bildung ſeiner Zeitgenoſſen einen wichtigen Dienſt geleiſtet hat. Thatſächlich aber hat ſie mit ihm nicht das Geringſte zu thun: ſein gefeierter Name und ſeine anerkannte Autorität als Sammler und Ordner ſollten nur dazu dienen, die erſt neuerdings entſtandene Arbeit eines geſchickten Fälſchers zu decken und ihr eine bereitere und vertrauensvollere Aufnahme zu ſchaffen. Der Zweck iſt denn auch ſo vollſtändig erreicht worden, daß dieſe ſogenannten pſeudoiſidoriſchen Dekretalen das ganze Mittelalter hindurch als unanfechtbare Autorität galten und als Hauptquelle für die Argumente zur Begründung der päpſtlichen Anſprüche dem Epiſkopat ebenſo wie der Staatsautorität gegenüber benutzt und reſpektiert worden ſind. Vor 853, wo man ſich zum erſtenmale auf ſie beruft, und nach 847, bis zu welchem Jahre rückwärts hiſtoriſche Beziehungen darin nachweisbar ſind, hat ein weſtfränkiſcher Geiſtlicher, und zwar wahrſcheinlich ein der Erzdiözeſe Reims angehöriger, unter Benutzung älterer Sammlungen ähnlicher Art, u. a. namentlich der etwa 843—45 angelegten des Mainzer Klerikers Benedikt, eine Dekretalenſammlung angefertigt, in der er mit einer Anzahl von echten Papſtbriefen, Konzilakten u. ſ. w. eine Menge gefälſchter Stücke dieſer Art vereinigte, welche ſämtlich darauf berechnet ſind, auf Grund des durch ſie angeblich erwieſenen Rechtsbrauches der Kirche in älterer Zeit für den römiſchen Biſchof eine bisher unbekannte Autorität in Anſpruch zu nehmen. In Widerſpruch mit dem thatſächlichen Verlauf der Entwickelung ſtellt der Fälſcher die Verfaſſung der Kirche dar als eine von Anfang an ſtreng monarchiſche, vermöge deren alle Gewalt in der Hand des römiſchen Biſchofs zentraliſiert ſein ſoll: der Zuſtand, den er aus irgend einem, uns nicht bekannten Grunde, herbeigeführt zu ſehen wünſcht, ſoll durch die von ihm fingierten Aktenſtücke als der urſprüngliche, der gegenwärtig herrſchende als ein unrechtmäßiger erwieſen werden. Deshalb beanſprucht er für den Papſt über Erzbiſchöfe und Biſchöfe dieſelbe Autorität, welche dieſen über die Prieſter ihres Sprengels zuſtand, ſchränkt aber gleichzeitig dieſe in ſehr empfindlicher Weiſe dadurch ein, daß die von Erzbiſchöfen und Biſchöfen allezeit als unſtatthaft bekämpfte Appellation der Prieſter von dem Spruche ihres Metropoliten oder Diözeſanen an den römiſchen

Stuhl als rechtmäßig und erlaubt anerkannt, der niedere Klerus also aus der natürlichen Verbindung mit seinen Oberen gelöst und in unmittelbare Verbindung mit dem Papste gebracht wurde. Während die Kirche der einzelnen Reiche und ihrer einzelnen Provinzen sich bisher im allgemeinen selbst verwaltet und ihre Angelegenheiten durch die von den betreffenden Metropoliten geleiteten Provinzialsynoden geordnet hatte, stellten die in den pseudoisidorischen Dekretalen enthaltenen Aktenstücke angeblich älteren Ursprungs das als eine unerlaubte Selbständigkeit dar und machten die Abhaltung von Provinzialsynoden, die für eine monarchische Regierung der Kirche durch den römischen Bischof und die von dort erstrebte uniforme Gestaltung in allen Lehren und Bräuchen allerdings sehr hinderlich werden konnten, abhängig von einer besonderen päpstlichen Erlaubnis. Freilich wird man nicht annehmen dürfen, daß der Reimser Kleriker, welcher den Namen des großen spanischen Bischofs so schnöde mißbrauchte, bei seiner Arbeit gleich Rom selbst im Auge gehabt und gerade die Konsequenzen herbeizuführen gestrebt habe, die sich aus der Anwendung der von ihm vertretenen hierarchischen Grundsätze für die Gesamtorganisation der Kirche schließlich ergeben mußten, sondern man wird sich die Sache wohl so zu denken haben, daß gerade in dem Reimser Sprengel Angelegenheiten zu erledigen waren, bei denen im Interesse einer Partei eine solche Durchbrechung des Herkommens gewünscht wurde, die Fälschung zunächst also aus einem besonderen Anlaß und zu einem besonderen Zweck vorgenommen wurde, während man späterhin in Rom davon absah und die allgemeinen Lehren, die damals zur Begründung der gewünschten einzelnen Entscheidung vorgebracht waren, als das Wesentliche und Bleibende aufgriff und der Gesamtheit des Episkopats gegenüber zur Anerkennung brachte. Das aber geschah um so entschlossener und hatte um so mehr Erfolg, als die Auflösung des karolingischen Reiches und die Schwäche der miteinander streitenden karolingischen Teilkönige auf der einen Seite, auf der anderen Seite die wachsende Bedrängnis der einst unter Karl dem Großen geeinigten Länder und Völker durch den feindlichen Ansturm der Araber im Süden, der Mähren im Osten und der Normannen und Dänen im Norden weithin das Bedürfnis nach der Schaffung einer neuen, alle einigenden, alle schützenden Macht erwecken mußten, welche das leistete, was Karls Kaisertum dereinst so ruhmvoll und erfolgreich geleistet hatte. Die Gunst der Umstände lud das Papsttum, dem Pseudoisidor eine bisher unbekannte monarchische Gewalt über die Kirche in die Hand gab, geradezu ein, sich an die Stelle des Kaisertums zu setzen und die Leitung der abendländischen Christenheit auch in den weltlichen Angelegenheiten als sein Recht zu fordern. Wer hätte die Möglichkeit einer derartigen Ordnung bestreiten mögen, nachdem Papst Leo IV. (847—855) bereits selbst die Waffen zum Kampfe gegen die Ungläubigen geführt und die Araber in einem Seegefecht bei Ostia geschlagen hatte? Die klägliche Rolle, welche gleichzeitig das fränkische Königtum spielte, und die Demütigung, die ihm namentlich Lothar II. durch seinen anstößigen Ehehandel bereitete, kamen ebenfalls der aufstrebenden Kirche zu gute.

An der Spitze derſelben ſtand damals Papſt Nikolaus II. (858—67), ein Mann von einer Energie des Wollens und Handelns, einer Einſicht und Umſicht, wie ihn Rom ſeit der Zeit Gregors des Großen nicht geſehen hatte, dabei erfüllt von dem ſieghaften Glauben an die Zukunft der Sache, die ſich in ihm verkörperte, und ein Meiſter in der Kunſt der Diplomatie, die auch dem Mißerfolg noch einen Vorteil abzugewinnen weiß. Aus den engen und kleinen Verhältniſſen, in welche die Ungunſt der Zeit das römiſche Bistum unter der karolingiſchen Vorherrſchaft gebracht hatte, fand er den Weg zu einem neuen Aufſchwung und ſtellte es durch eine Reihe mühſam erſtrittener, aber entſcheidender Erfolge in den Mittelpunkt der geſamten kirchlichen und ſtaatlichen Entwickelung, die von ihm für Jahrhunderte Ziel und Richtung vorgeſchrieben erhielt. Das Werk des Reimſer Klerikers, das aus Anlaß der damals dieſe Diözeſe bewegenden kirchlichen Streitigkeit durch die in Rom Hilfe ſuchende Partei dort erſt unlängſt bekannt geworden war, hat Nikolaus zuerſt benutzt, um die neuen Anſprüche, die er den Metropoliten gegenüber erhob, als altes Recht der römiſchen Biſchöfe darzuſtellen und zur Anerkennung zu bringen.

Eine weitere Aufteilung ſeines Reichs zu vermeiden, beſtimmte Karl der Kahle einen ſeiner vier Söhne, Karlmann, — ein zweiter, Lothar, war ſchwach und ſiechte in jungen Jahren hin — für den geiſtlichen Stand, während die beiden älteſten, Karl und Ludwig, ihm dereinſt folgen ſollten. Aber gerade des kraftvollen und ehrgeizigen Karlmann Sinn ſtand auf weltliche Herrſchaft: obgleich er bereits die niederen Weihen empfangen hatte und durch etliche reiche Pfründen verſorgt war, ließ er ſich in ein Komplott gegen den Vater und die Brüder ein. Es wurde entdeckt und Karlmann durch den Spruch einer nach Attigny berufenen Synode ſeiner geiſtlichen Ämter entſetzt und eingekerkert. Auf Fürſprache Papſt Hadrians II. (867—72) freigelaſſen, floh er vom Hofe, ſammelte eine Schar raubluſtiger Anhänger um ſich und ſuchte namentlich den Reimſer Sprengel heim. Seine Genoſſen trafen Acht und Bann; ihm ſelbſt ließ man eine Friſt zur Umkehr. Denn wiederum fiel der Papſt den Biſchöfen in den Arm, die bereits den Bannſtrahl gegen den Frevler ſchleudern wollten, und bedrohte ſie für den Fall weiteren Vorgehens mit der Ausſtoßung aus der Gemeinſchaft der Kirche, während er Karl den Kahlen in harten Worten zurechtwies: in den Freveln des verwilderten Sohnes ſollte der König die Strafe des Himmels erkennen für das zu Meerſen an ſeinem Neffen Kaiſer Ludwig II. begangene Unrecht. Die Art, wie der römiſche Biſchof der bisher unangefochtenen Disziplinargewalt der Metropoliten und der Provinzialſynoden entgegentrat, mußte um ſo ſchwereren Anſtoß erregen, als ſie zu gunſten eines Friedensbrechers geübt wurde, der ſich bereits ſelbſt außerhalb des Geſetzes geſtellt hatte. Auch der junge Biſchof Hinemar von Laon, der vielfacher Vergehen wegen unter Zuſtimmung des Königs durch ſeinen Metropoliten, ſeinen Oheim Hincmar von Reims, und die zuſtändige Provinzialſynode ſeines Amtes entſetzt war, fand infolge ſeiner Appellation

in Rom mächtige Fürſprecher, die ſeine Sache dem ſonſt allein üblichen Rechtsweg willkürlich entziehen wollten. Obgleich es ſich in beiden Fällen nicht um Perſönlichkeiten handelte, die durch erlittenes Unrecht hätten Sympathie erwecken können, traten die Vorkämpfer der neuen römiſchen Rechtsdoktrinen mit einem Eifer für ſie ein, der klar zeigte, daß es nicht die Sache war, für die einzutreten Rom ſich moraliſch verpflichtet fühlte, ſondern daß es ſich darum handelte, durch die Anwendung der pſeudoiſidoriſchen Dekretalen einen für die Zukunft maßgebenden Präzedenzfall zu ſchaffen. Auch erkannten die Bedrohten die Gefahr und entwickelten eine Energie der Abwehr, vor der die Kurie ſchließlich zurückweichen mußte. Bezeichnender Weiſe gingen dabei der Staat und die Landeskirche, König und Metropolit wiederum einmütig vor: ſtanden

Grabmal des Erzbiſchofs Hincmar von Reims. (Nach Montfaucon.)

doch beider Rechte gleichmäßig auf dem Spiele. Notoriſche Friedensbrecher nicht durch den Spruch der königlichen Gerichte ſtrafen, ſo ließ Karl der Kahle damals in einem Anſchreiben an Hadrian II. ausführen, ſondern zur Aburteilung nach Rom ſenden, würde nichts anderes heißen als anerkennen, daß die fränkiſchen Könige in ihrem Lande nicht mehr die Herren, ſondern Vögte des römiſchen Biſchofs ſeien. Als eine Ausgeburt gleichſam der Hölle wurde das „neue Geſetz“ gebrandmarkt, auf Grund deſſen Rom ſolche ungeheuerlichen Zumutungen zu ſtellen wagte. Offen wurde erklärt, das Verfahren des Papſtes ſei unvereinbar mit der heiligen Schrift, weiche ab von den Lehren der Vorfahren und ſtehe im Widerſpruch mit den anerkannten Geſetzen der Kirche: ihm gegenüber könne das dem Apoſtelfürſten verliehene Privilegium nicht aufrecht erhalten werden, ſondern müſſe als durch ſchnöden Mißbrauch verwirkt gelten. Damit zog das weſtfränkiſche Reich doch geradezu die Rechtsbeſtändigkeit des dem römiſchen Biſchof zuerkannten Primats in Zweifel und drohte ſich mitſamt

ſeinem Episkopat von demſelben loszuſagen. Ja, man ließ durchblicken, daß man jene Dekretalen, auf die ſich Hadrian II. berufen hatte, rückſichtlich ihres Urſprunges richtig beurteilte, wenn man von ihnen ſprach als einem von irgend jemand zuſammengeflickten und erdichteten Machwerk. Das machte in Rom doch Eindruck: ohne die ſo bekämpften Erklärungen und Forderungen ausdrücklich zurückzunehmen, ließ man ſie auf ſich beruhen und gab der Sache keine weitere Folge. Es ſollte noch einmal die Zeit kommen, wo Königtum und Epiſkopat weniger einig und entſchloſſen waren und ſich den jetzt abgewehrten römiſchen Prätenſionen beugen mußten. Auch machten es gewiſſe politiſche Rückſichten Hadrian II. wünſchenswert, mit dem weſtfränkiſchen Reiche nicht in offener Feindſchaft zu leben.

Auch in dem Reiche Ludwigs des Deutſchen drohte wiederholt offener Kampf zwiſchen Vater und Söhnen. Den Anlaß gaben ebenfalls durch vorzeitige Erbteilungen verurſachte Streitigkeiten der einander reicheren Landerwerb mißgönnenden Brüder. Schon 865 hatte Ludwig der Deutſche über ſein Reich dahin verfügt, daß ſein älteſter Sohn, Karlmann, obgleich er erſt unlängſt als Statthalter der öſtlichen Marken ſich unabhängig zu machen verſucht hatte, mit dieſen Gebieten nicht bloß die von da aus unterworfenen ſlawiſchen Landſchaften, ſondern auch Bayern, der zweite, Ludwig, das eigentliche Oſtfranken nebſt Sachſen und Thüringen und der dritte, Karl, Alamannien und Kurwalchen erhalten ſollte. Nach ſeiner Meinung dadurch benachteiligt, empörte ſich der mittlere, Ludwig, erhielt aber, beſiegt, von dem milden Vater Verzeihung. Als dieſer dann nach dem Meerſener Vertrage ſein vergrößertes Reich von neuem teilte, glaubten Karlmann und Karl gegen den älteſten Bruder zurückgeſetzt zu ſein; bald ſtanden ſie an der Spitze einer Verſchwörung: durch plötzlichen Überfall ſollte der Vater zur Abdankung gezwungen werden. Während eines Reichstags, der im Januar 873 in Frankfurt ſtattfand, wollte man das Vorhaben ausführen. Im entſcheidenden Augenblick aber verlor Karl den Mut: von Angſt und Scham gepeinigt verfiel er in einen Zuſtand geiſtiger Verwirrung, der die Entdeckung ſeiner Pläne zur Folge hatte. Reuig erflehte und erhielt er ſamt Karlmann die Verzeihung des Vaters, ja Ludwig der Deutſche gab den Söhnen jetzt in den ihrer Verwaltung unterſtellten Reichsteilen größere Selbſtändigkeit. Namentlich fanden ſie dort ernſte kriegeriſche Arbeit. Schon früher nämlich hatten Karl und Karlmann den Mährenfürſten Suatopluk zur Huldigung gezwungen, den Neffen des in alter Feindſchaft das Frankenreich bekämpfenden mähriſchen Herrſchers Raſtiſlaw. Später nahm Suatopluk den Oheim gefangen und lieferte ihn den fränkiſchen Königen aus, die ihn blendeten und für den Reſt ſeines Lebens in ſtrenge Haft legten. Dann aber bemächtigte ſich Suatopluk der Herrſchaft über ganz Mähren und ſchüttelte die fränkiſche Hoheit alsbald wieder ab. Vergebens bemühten ſich Karl und Karlmann in den nächſten Jahren um die Wiedergewinnung des Verlorenen: gegen Zahlung eines Tributes mußte Suatopluk ſchließlich als erblicher Herrſcher Mährens anerkannt werden.

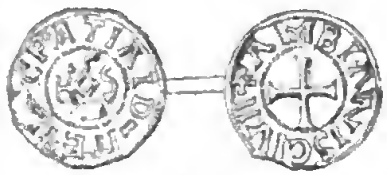
Unerachtet jedoch dieſer mannigfachen inneren und äußeren Schwierigkeiten, die ſie bedrängten, waren Ludwig der Deutſche und Karl der Kahle doch unausgeſetzt nach neuen Erwerbungen lüſtern. Zunächſt richteten ſie ihr Augenmerk dabei auf Italien, um bei dem bevorſtehenden kinderloſen Tode Kaiſer Ludwigs II. an deſſen Stelle zu treten; nebenher aber ſtellte jeder von ihnen auch des anderen Beſitz nach und ließ keine Gelegenheit ungenützt, die ihm eine Ausſicht auf Befriedigung ſeiner Ländergier erſchloß. Da die Kaiſerkrone im karolingiſchen Hauſe bisher ſtets bei dem älteſten Bruder geweſen war, ſo ſcheint auch Ludwig der Deutſche ein beſonderes Recht darauf für ſich geltend gemacht zu haben. Sich einen ſo kraftvollen Herrn geſetzt zu ſehen, entſprach aber nicht den Wünſchen der römiſchen Kurie; ſie beſchloß daher mit dem ſchwachen Karl dem Kahlen ihren Frieden zu machen und ſich ſeiner gegen den Bruder zu bedienen. Über dieſe nähere Sorge verzichtete ſie fürs

Siegel Karls des Kahlen; Vorder- und Rückſeite.
Nach einem Abdruck im National-Archiv zu Paris. (Nach de Witt.)

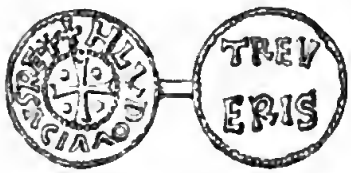
erſte auf Durchſetzung der pſeudoſidoriſchen Theorien. Hatte ſchon Hadrian II. eingelenkt, ſo gab Johann VIII. (872—82) vollends nach und überließ den unbändigen Karlmann ſeinem Schickſal. Von des Vaters Leuten überwältigt, wurde er durch eine Synode aus dem geiſtlichen Stande geſtoßen und dann, als ſeine Getreuen ihn befreien und wieder an ihre Spitze ſtellen wollten, von einem weltlichen Gericht zum Tode verurteilt: der Vater verwandelte die Strafe in die der Blendung und lebenslänglichen Haft. Schließlich aber gelang es dem Blinden aus Corbie, wohin man ihn gebracht hatte, zu entfliehen und von einigen Getreuen geleitet zu ſeinem Oheim Ludwig dem Deutſchen zu entkommen, für den er in dieſem jammervollen Zuſtand freilich kein geeignetes Werkzeug zur Bekämpfung ſeines Vaters war.

Darüber war im Auguſt 875 Kaiſer Ludwig II. geſtorben: er hatte dabei ſeinen Oheim Ludwig den Deutſchen als künftigen Herrn Italiens und Kaiſer bezeichnet, im Einklang mit dem bisher im karolingiſchen Hauſe üblichen Verfahren, für das eine Teilung Italiens niemals in Betracht gekommen war. Aber ſchon befand ſich Karl der Kahle, in geheimem Einverſtändnis vermutlich

mit Johann VIII., auf dem Wege nach dem Süden und kam im Dezember in der ewigen Stadt an, wo er aus der Hand des Papſtes die Kaiſerkrone empfing, nicht kraft des ihm zuſtehenden Rechtes, ſondern als ein Gnadengeſchenk des heiligen Petrus, dem er ſich nicht ſowohl durch reiche Darbringungen als vielmehr durch allezeit bereite Dienſtwilligkeit dankbar erweiſen ſollte. Ließ er doch die Beſtellung eines päpſtlichen Legaten für Gallien und Germanien in der Perſon des Erzbiſchofs von Sens zu und half damit zur Unterwerfung der fränkiſchen Kirche unter Roms Hoheit. Aber ſchon war die Vergeltung für ſolche Treuloſigkeit über ihn hereingebrochen: Ludwig der Deutſche war in ſein Land eingefallen und hatte ſich desſelben zum großen Teil bemächtigt. Bezeichnend für die Lage war es dabei, daß die Biſchöfe Weſtfrankens auf den Rat Hincmars von Reims ſich jedes Einſchreitens zu gunſten ihres rechtmäßigen Herrn enthielten und ganz bereit ſchienen, die Entſcheidung der Waffen, welche gegen denſelben ausgefallen war, anzuerkennen und ſich den oſtfränkiſchen Karolingern zu beugen. Ließ doch die Schwäche Karls des Kahlen, der um den Preis der entwürdigten Kaiſerkrone ſicher bereit war den Standpunkt aufzugeben, den er mit dem weſtfränkiſchen Epiſkopate in dem Streite wegen Karlmann eingenommen hatte, und ſich den Prätenſionen der Kurie zu fügen, kaum noch einen Zweifel darüber, daß die Koſten dieſer plötzlichen Wendung in ſeiner Politik die weſtfränkiſche Kirche zu zahlen haben würde, dem durch Pſeudoiſidor verkündeten neuen Recht ſchutzlos preisgegeben. Dem entſprach die leidenſchaftliche Heftigkeit, mit der Johann VIII. ſich gegen Ludwig den Deutſchen als einen zweiten Kain erhob und die Biſchöfe als Verräter und Friedensſtörer mit den ſchwerſten kirchlichen Zenſuren bedrohte. Natürlich wies der Papſt in Übereinſtimmung mit Kaiſer Karl auch Ludwigs Vorſchlag, das Erbe Kaiſer Ludwigs II., wie einſt das ſeines Bruders Lothar II., zu teilen, entſchieden zurück. Ein neuer Bruderkrieg drohte, der zugleich zu einem großen kirchlich-politiſchen Kampf werden mußte: denn um Ludwig den Deutſchen ſcharten ſich die Verteidiger der Selbſtändigkeit der Landeskirchen, zu Karl dem Kahlen ſtanden die Neuerer pſeudoiſidoriſcher Richtung.



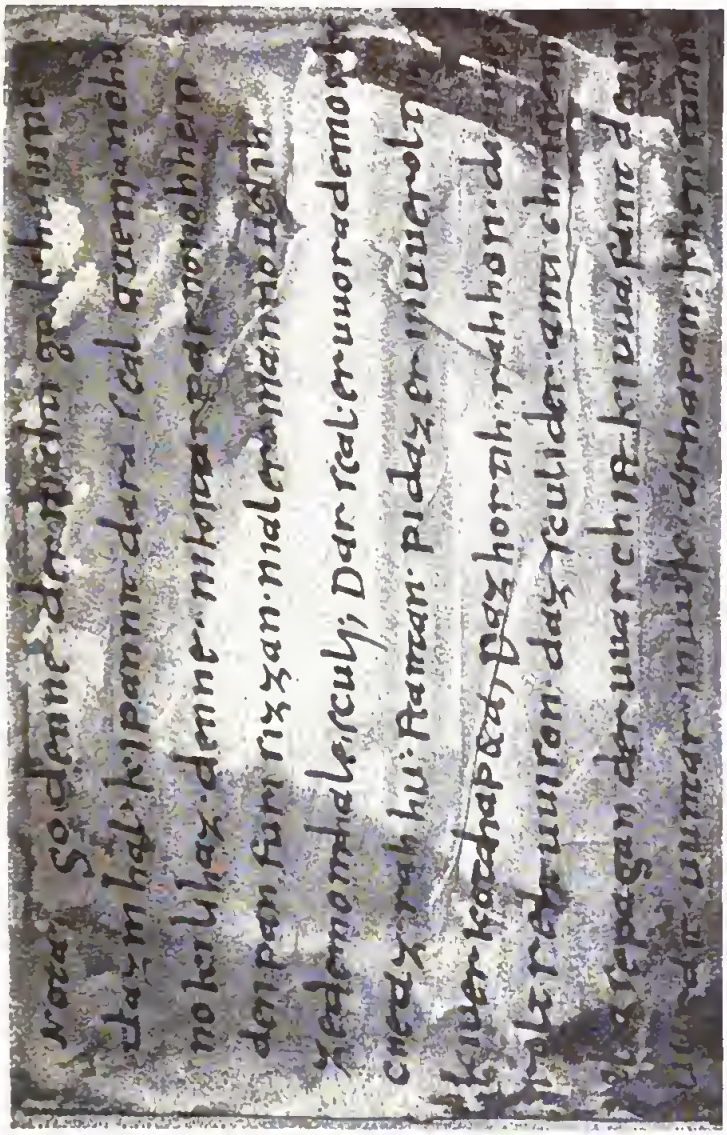
Münze von Karl dem Kahlen.
Bſ Umſchrift: GRATIA D REX, im Felde Monogramm KAROLVS; Rſ. † AMBIANIS CIVII, im Felde ein Kreuz (Nach de Witt.)



Münze von Ludwig dem Deutſchen.
Bſ Umſchrift: † HLVDOVVICVS REX, im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln; Rſ TREVERIS. (Nach de Witt.)

Man möchte beinahe zweifeln, ob es als ein Glück zu bezeichnen war, daß der am 28. Auguſt 876 erfolgte Tod Ludwigs des Deutſchen den Kampf noch abwendete. Die unter ſeinem Scepter vereinigt geweſenen Stämme aber haben Ludwig ehrlich nachgetrauert. Denn ſo wenig auch dieſer Fürſt frei war von den Gebrechen ſeiner Zeit und den übelen Eigenſchaften, die ſein

Haus in schnellem Verfalle entwickelte, sie treten bei ihm doch gemäßigt auf und entbehren des verletzenden Zuges, der uns bei seinen Geschlechtsgenossen oft so abstoßend berührt. Frei von der hohlen Kirchlichkeit und dem schwächlichen Romanismus des Vaters, war er in seiner schlichten Geradheit, seiner derben

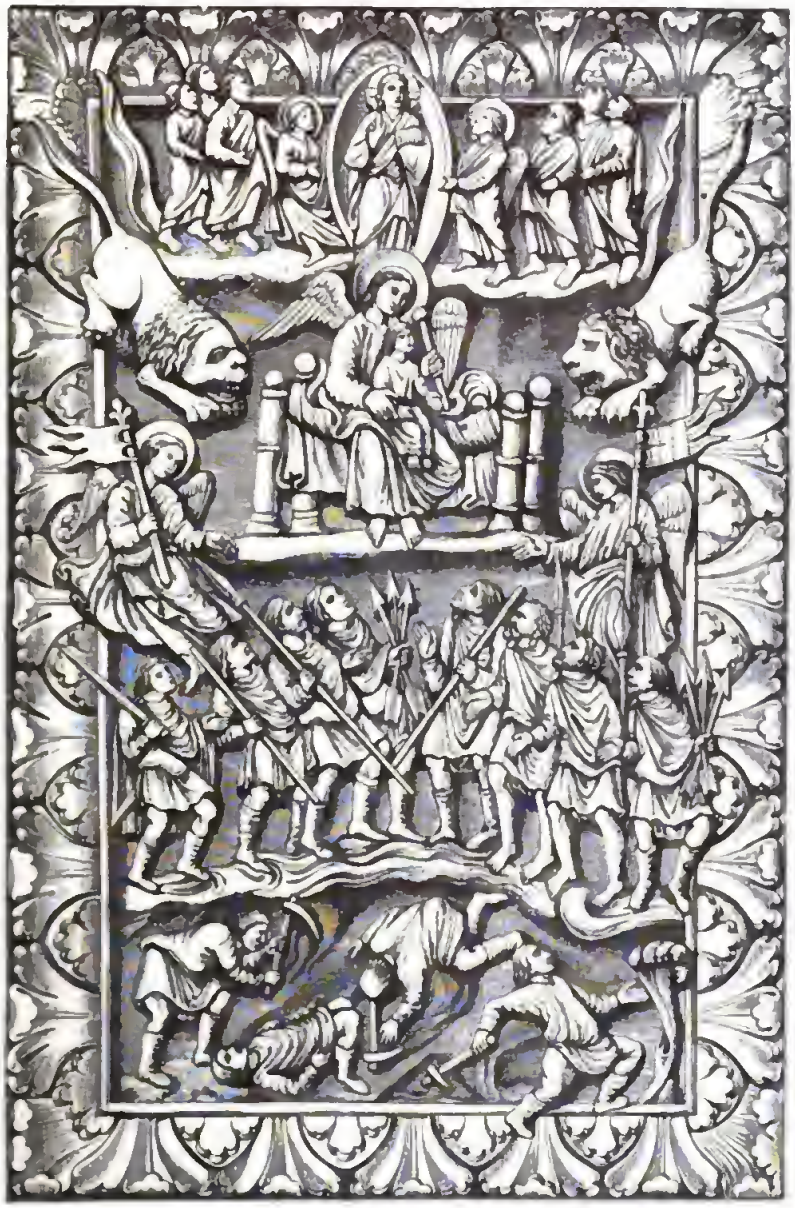


Faksimile eines Stückes von dem wahrscheinlich von Ludwig dem Deutschen selbst in das Gebetbuch seiner Gemahlin geschriebenen Gedichtes „Muspilli". München, Hofbibliothek. (Wenig verkleinert.)

Offenheit, seiner nach Thätigkeit drängenden Kraft eine glückliche Verkörperung des deutschen Volkstumes in seinem damaligen Zustande noch jugendlicher Unfertigkeit und unverfeinerter Naturwüchsigkeit. Das erklärt auch seine Beliebtheit bei seinem Volke: durch seines Vaters undeutsches Wesen war dieses im Besitze seiner kostbarsten Güter bedroht gewesen, in deren liebevoller Pflege

dieſer König als ein echter Deutſcher mit ihm wiederum eins war. Seine friſche Empfänglichkeit für die dürftigen Schöpfungen deutſcher Dichtung, für die Evangelienharmonie des Weißenburger Mönches Otfried und für die poetiſchen Reſte altgermaniſchen Heidentumes, wie ſie uns in dem vielleicht von ihm ſelbſt aufgezeichneten Muſpilli, Verſen auf den großen Weltbrand, vorliegen, zeigt doch jedenfalls, daß er ſich ſeines Deutſchtumes bewußt war und es als die nationale und ſittliche Grundlage ſeiner Herrſchaft wert hielt, wenn daraus auch noch nicht auf das Vorhandenſein eines entſprechend klaren Gegenſatzes zu dem romaniſchen Weſen geſchloſſen werden darf. Daß ſich aber die deutſchen Stämme, die unter ihm vereinigt geweſen, als näher zuſammengehörig und enger verbunden fühlten und der Intereſſen ſich lebhaft bewußt waren, die ſie gegenüber den romaniſchen Teilen des karolingiſchen Reiches gemein hatten, lehrt die Haltung, die ſie nach Ludwigs Tod gegenüber der erneuten Bedrohung ihrer Selbſtändigkeit durchführten. Dem entſpricht auch die in dem karolingiſchen Hauſe längſt ſo ſelten gewordene Eintracht, in der Ludwigs des Deutſchen Söhne während der nächſten Jahre brüderlich zuſammenſtanden.

Natürlich dachte der ländergierige Kaiſer Karl ſich nun auch auf Koſten dieſer Neffen zu bereichern. Gleich nach dem Tode des Bruders erſchien er im Felde, fand aber den zweiten der Söhne des Verſtorbenen, Ludwig, zur Abwehr bereit auf dem linken Rheinufer und wurde von ihm bei Andernach am 8. Oktober 876 geſchlagen. Sich gegen ähnliche räuberiſche Einfälle des Oheims zu ſichern, ſchloſſen Ludwigs des Deutſchen Söhne bald darnach, im November bei einer Zuſammenkunft im Rieß, an der Grenze ihrer 865 feſtgeſtellten Teilreiche, ein enges Bündnis, welches die bisher geltende Verteilung des väterlichen Erbes unter ſie beſtätigte und ein gemeinſchaftliches Vorgehen vereinbarte, um die Rechte der älteren Linie auf die Kaiſerkrone und Italien zu vertreten; im Falle des Sieges wollten ſie dann ſowohl Lothringen wie Italien gleichmäßig unter ſich teilen; die Kaiſerwürde wird dem Erſtgeborenen Karlmann zugedacht geweſen ſein. Aber wiederum wurde der drohende Krieg durch den Tod des einen der ſtreitenden Teile abgewandt. Karl der Kahle war durch die neuen dringenden Hilferufe, die über die Alpen zu ihm hallten und Schutz gegen die verwüſtenden Raubfahrten der Araber verlangten, endlich zum Aufbruch nach dem Süden beſtimmt worden, wohin auch Karlmann bereits unterwegs war. Sein langes Zögern und ſeine unkriegeriſche Schwäche, die gegen den kriegeriſchen Eifer Kaiſer Ludwigs II. ſo unrühmlich abſtachen, hatten längſt enttäuſchend gewirkt, und ſelbſt Papſt Johann VIII. bedauerte die kaiſerlichen Pflichten auf ſo ſchwache Schultern gelegt zu haben. Dennoch eilte er Karl jetzt nach Pavia entgegen, um mit ihm gemeinſam Karlmann gleich im Norden aufzuhalten. Der Kaiſer aber wagte ſchließlich den Kampf nicht und trat den Rückzug über die Alpen an. Noch auf der Reiſe ſtarb er am 6. Oktober 877, ein Jahr nach der Andernacher Niederlage, in einem Dorfe im Thal des Arc — ein Mann, der eine Reihe unverdienter Erfolge blinden Glücksfällen zu danken, ſie aber

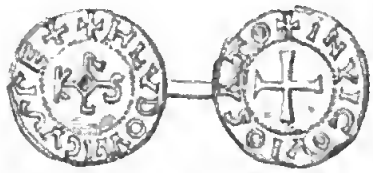


Elfenbeinſchnitzerei des Einbandes vom Gebetbuche Karls des Kahlen. Paris, Nationalbibliothek.

Die Kompoſition beruht auf Pſalm 56 und gliedert ſich in vier Teile. In der oberen Gruppe iſt Gott, angeben von den himmliſchen Heerſcharen, dargeſtellt. Zu ſeinen Füßen auf einem Bett ſitzt ein Engel, ein Kind im Schoße haltend: ein Sinnbild für die menſchliche Seele, die im Schatten der Flügel Gottes, ſich ihm anvertrauend, ruht. Der Engel iſt als der von Gott geſandte Erlöſer und die zu beiden Seiten ſchwebenden Genien als Verkörperungen der Barmherzigkeit und Wahrheit aufzufaſſen. Die im Schutze Gottes und ſeiner Engel ſtehende Seele wird von dem Böſen bedroht, welches in Geſtalt zweier von beiden Seiten hereinſtürzenden Löwen und durch die feindliche Schar angedeutet wird, welche, mit Schwert, Stäben, Lanzen und Pfeilen bewaffnet, die dritte Gruppe der Kompoſition bildet und in Bewegung der Köpfe und Körper nach oben ſtrebt. Aber in die Grube, welche ſie dem von Gott Beſchützten graben, ſtürzen ſie, wie die letzte Scene zeigt, ſelbſt. (Rev. arch. 1849.)

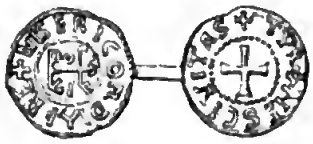
niemals feſtzuhalten und auszunutzen gewußt hatte, von früher Jugend an die Quelle des Streites für ſein Haus und trauriger kriegeriſcher Verwickelungen für deſſen Länder, ein unköniglicher Schwächling, bei dem die Ungemeſſenheit der Anſprüche arg abſtach gegen die Unfähigkeit zu irgend welchen Leiſtungen.

Die Rechte Karls des Kahlen, der ſich berufen gewähnt hatte, das Reich des Großvaters neu erſtehen zu laſſen, gingen auf ſeinen einzigen Sohn über, Ludwig den Stammler. Bei der Gärung, die im weſtfränkiſchen Reiche herrſchte und der Unzuverläſſigkeit der Großen war die Ausſicht zur Behauptung der Krone für dieſen nur gering. Da nahm ſich, gewiß nicht ohne eigennützige Abſicht, die römiſche Kirche ſeiner an: galt es doch im weſtfränkiſchen Reiche zugleich eine politiſche und eine kirchliche Machtſtellung zu gewinnen. Während Karlmann nun ungehindert im Süden der Alpen erſchien, in der Lombardei als König anerkannt wurde und die mächtigſten Großen zum Anſchluß beſtimmte, ja bereits Anſprüche auf die Kaiſerkrone erhob, ging Johann VIII., ihn durch trügeriſche Verhandlungen hinhaltend, nach Weſtfranken und krönte am 7. Dezember 877 Ludwig den Stammler in Compiègne zum König. Inzwiſchen erfolgte auch in Italien ein Umſchlag, indem Karlmann durch eine in ſeinem Heere ausgebrochene Seuche zur Rückkehr nach dem Norden gezwungen wurde. Aber die meiſten Großen der Lombardei blieben ihm treu, und der Verſuch des Papſtes, in dem burgundiſchen Grafen Boſo, dem Bruder der Kaiſerin Richildis, der Witwe Karls des Kahlen, dort einen Gegenkönig aufzuſtellen, ſchlug fehl. Vielmehr fügte es eine eigentümliche Verkettung der Ereigniſſe ſchließlich doch ſo, daß die deutſchen Karolinger die Herrſchaft in Italien und das Kaiſertum erlangten, wovon Johann VIII. ſie im Intereſſe der Kirche hatte ausſchließen wollen. Zwar wurde Karlmann durch ſchwere Krankheit an der weiteren Verfolgung ſeiner Entwürfe gehindert; aber auch Ludwig der Stammler von Weſtfranken erlag 879 einem vorzeitigen Tode. Eine Partei der weſtfränkiſchen Großen bot nun Ludwig dem Jüngern, dem Herrn Rheinfrankens, Sachſens und Thüringens, die Krone an; doch lehnte dieſer ſie ab, denn er wollte freie Hand behalten, um ſich bei dem bevorſtehenden Ableben Karlmanns gemeinſam mit Karl, dem dritten Bruder, des herrenlos werdenden Landes zu bemächtigen. Es galt dabei vornehmlich die Anſprüche auszuſchließen, welche Karlmanns natürlicher Sohn, Arnulf von Kärnten, auf die väterliche Erbſchaft erhob. Als dieſer Große, die mit den beiden Oheimen bereits in Verbindung getreten waren, beſtrafte, zog Ludwig der Jüngere gegen ihn und nötigte ihn ſich mit Kärnten zu begnügen. Italien mit der Kaiſerkrone ſollte dann ſpäter dem jüngſten Bruder, Karl dem Dicken, zufallen, während Bayern, das ſeit lange als das Hauptland des deutſchen Reichsteiles galt, von Ludwig in Beſitz genommen werden ſollte.



Münze von Ludwig dem Stammler. Rſ. Umſchrift: HLVDOVVICVS REX, im Felde Monogramm KAROLVS; Rſ. † IN VICO VIOSATO, im Felde ein Kreuz (Nach de Witt.)

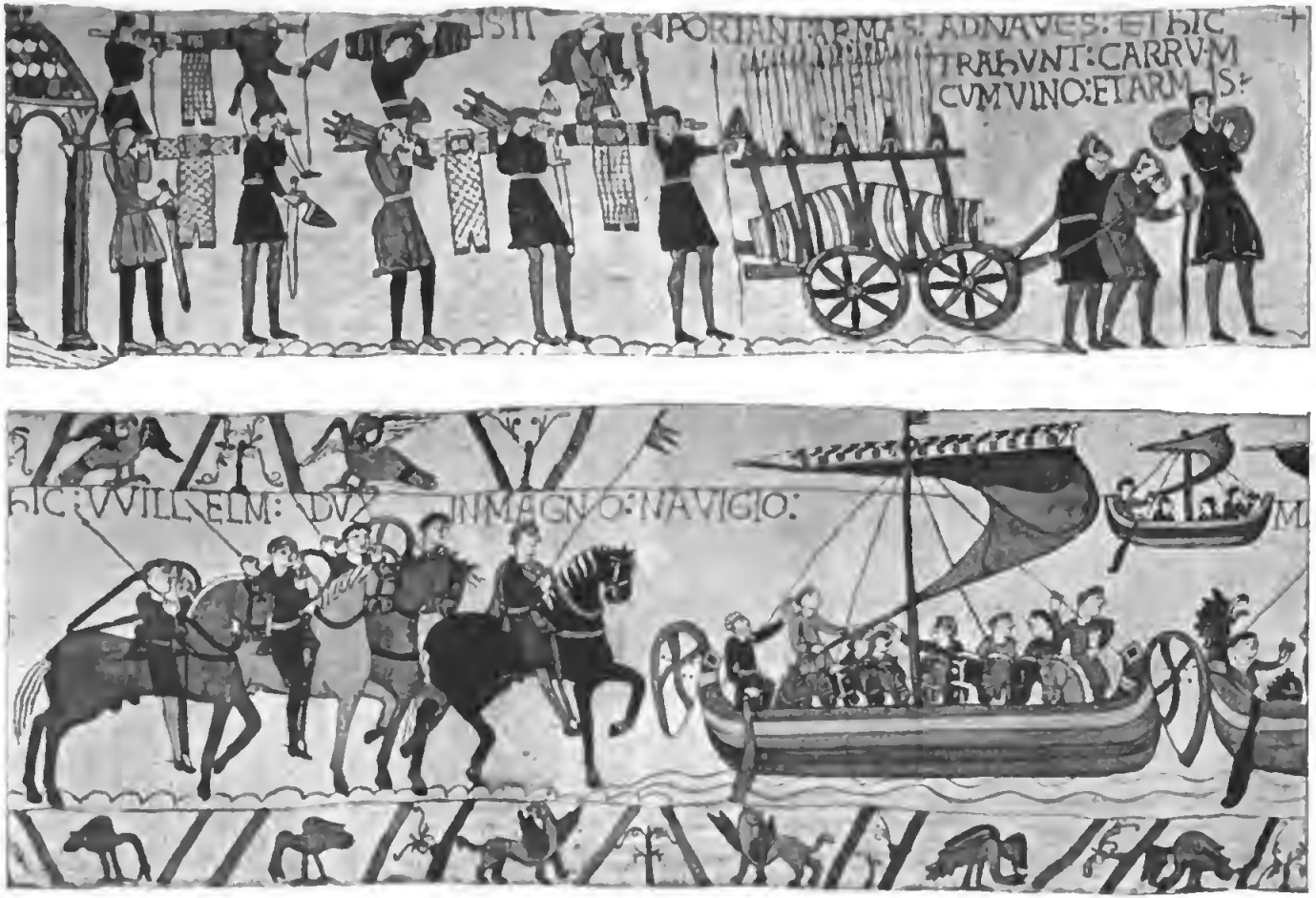
So schien damals die Zersplitterung endlich aufgehalten zu werden und der Zug zur Einigung unter den deutschen Karolingern zu überwiegen. Aber nicht bloß die Hauptteile des Reiches hatten sich im Laufe eines Menschenalters so auseinandergelebt, daß die alte Gemeinschaft nicht mehr ohne Schaden für die Wohlfahrt der einzelnen aufrecht erhalten werden konnte, sondern selbst innerhalb der Teilreiche waren Sonderungen eingetreten und Gegensätze entstanden, die auch da neue Staatsbildungen herbeiführten. Den Bestrebungen, die in dem östlichen Reiche Arnulf von Kärnten, wenn auch noch vergeblich, verfolgt hatte, entsprachen im Westen die des Grafen Boso, des Schwagers Karls des Kahlen, und zeitweise auch die Hugos, des Sohnes Lothars II. aus seiner von der Kirche verworfenen Verbindung mit Waldrade. Des ehrgeizigen und gewaltthätigen Boso hatte sich Papst Johann VIII. gegen die deutschen Karolinger zu bedienen gedacht: aber weder die italienische Königs-, noch die römische Kaiserkrönung hatte er ihm schließlich zuwenden können. Für die selbstsüchtigen Pläne jedoch, die er nun in dem westfränkischen Reiche verfolgte, fand Boso von seiten der Kirche, die seit Karls des Kahlen Kaiserkrönung dort wieder zu Einfluß gelangt war, um so thatkräftigere Förderung. Noch vor seinem siechen Vetter Karlmann, im Jahre 879, starb Ludwig der Stammler. Er hinterließ drei Söhne: dem ältesten, Ludwig III., der ihm auf dem Throne folgte, wurde auf Bosos Betreiben der mit dessen Tochter vermählte zweite, Karlmann, als Mitkönig beigegeben, eine Ordnung, welche das schwache westfränkische Königtum vollends zur Ohnmacht verurteilte und die Großen, obenan Boso, zu Herren des Staates machte. Streitigkeiten zwischen den beiden Königen führten bald zu einer förmlichen Teilung des Reiches. Unter diesen Umständen wurde es Boso leicht, bei weltlichen und geistlichen Großen Anhang zu gewinnen, in der Provence die Gewalt allmählich an sich zu bringen und das lockere Band, das ihn mit dem westfränkischen Staat zusammenhielt, ungestraft zu lösen. Auch dabei hatte die Kirche die Hand im Spiele. Die Zustände, die in dem westlichen Karolingerreich herrschten, ließen es zur Schutzmacht der Kirche gegen das aufstrebende deutsche Königshaus nicht mehr geeignet erscheinen: war es doch kaum noch im stande, sich der räuberischen Einfälle zu erwehren, mit denen die seekundigen Normannen seine Küstenlande heimsuchten und von den Flußmündungen aus bereits in das Binnenland eindrangen. Hier sollte nach Ansicht der Kurie Boso eintreten: grenzte doch das von ihm beherrschte Gebiet mit Italien unmittelbar und schob sich keilartig zwischen die beiden karolingischen Reiche im Norden der Alpen ein. Zudem stand Boso natürlich nicht an, den Preis zu zahlen, den Johann VIII. für seine eigennützige Beihilfe zur Zerreißung des westlichen Reiches forderte: er bewilligte die unmittelbare Unterordnung der Kirche seines Gebietes unter die Hoheit



Münze von Ludwig III.
Bs. Umschrift: MISERICORDIA DI REX, im Felde LVDOVICVS als Monogramm; Rs. † TVRONES CIVITAS, im Felde ein Kreuz. (Nach de Witt.)

des römiſchen Biſchofs, der zur dauernden Wahrnehmung ſeiner Rechte den Erzbiſchof von Arles als Legaten beſtellte, gerade wie unlängſt Karl der Kahle um ein ähnliches Zugeſtändnis die kaiſerliche Krone erworben hatte. So wurde im Oktober 879 in der Pfalz zu Mantaille Boſo, unter hervorragender Mitwirkung des Epiſkopats, zum König von Burgund gewählt und darauf in Lyon gekrönt. Sein Beiſpiel reizte Hugo, den Sohn Lothars II. und der Waldrade, in Lothringen, deſſen Krone ihm der Vater zugedacht hatte, ähnliches zu verſuchen: vielleicht daß die Kirche, die ihn einſt zur Illegitimität verurteilt hatte, ihm das Ziel ſeines Ehrgeizes jetzt erreichen half, da die Entſtehung eines zweiten Mittelreichs zwiſchen dem deutſchen und dem weſtfränkiſchen beider Bedeutung noch weiter herabzuſetzen und die Macht der Kirche entſprechend zu ſteigern verhieß. Ein merkwürdiger Wandel hatte ſich vollzogen: einſt die entſchloſſene Vorkämpferin der Reichseinheit, meinte die Kirche jetzt, nachdem ihr Verſuch, das ganze karolingiſche Reich ſich mit einemmal unterthänig zu machen, mißlungen war, ihren Vorteil am beſten wahrzunehmen, indem ſie den Zerfall des Reiches nach Kräften beförderte und ſich in den neu entſtehenden kleineren Staaten als Preis der Anerkennung und der Beihilfe die Machtſtellung einräumen ließ, die ihr nach den gefälſchten Dekretalen zukommen ſollte. Zum erſtenmal begegnen wir hier dem Bündnis des hierarchiſchen Papſttums mit den dem Königtum feindlichen, auf Lockerung der ſtaatlichen Ordnung hinarbeitenden feudalen Gewalten, das, ſpäterhin mehrfach erneut, nach zweihundert Jahren namentlich das Verhängnis Deutſchlands werden ſollte.

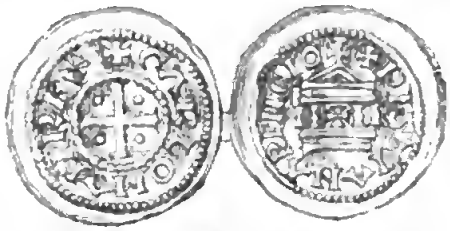
Die gemeinſame Gefahr überzeugte die karolingiſchen Könige von der Notwendigkeit gemeinſamer Abwehr. Dieſe hatte die ehrliche Begleichung ihrer leichtſinnig angezettelten Händel zur Vorausſetzung, verpflichtete die einzelnen alſo zum Verzicht auf die bisher verfolgte eigennützige und gewaltthätige Vergrößerungspolitik. Im Februar 880 traf Ludwig der Jüngere, der eben einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte das weſtfränkiſche Lothringen an ſich zu reißen, mit den Königen Ludwig III. und Karlmann, die das bisher gemeinſam regierte Reich inzwiſchen nach Nord und Süd geteilt hatten, bei Remiremont an der Oiſe zum Abſchluß des Friedens zuſammen. Im Juni ſollten ſich alle drei mit Karl dem Dicken in Gondreville begegnen: obgleich Ludwig der Jüngere am Erſcheinen durch Krankheit verhindert wurde, ſo kam dort doch ein förmlicher karolingiſcher Familienpakt zu ſtande, demzufolge die Könige gemeinſam erſt Hugo, den Sohn der Waldrade, unſchädlich machten und die Ordnung in Lothringen herſtellten, dann gegen Boſo zu Felde zogen, und deſſen Hauptſtadt Vienne belagerten. Aber dort bereits ging die kaum geſchloſſene Verbindung wieder auseinander. Denn während Ludwig III. eilen mußte ſein Reich gegen einen neuen Normanneneinfall zu decken, gab Karl der Dicke das Unternehmen plötzlich auf und zog nach Niederbrennung ſeines Lagers davon. Veranlaßt war dieſe überraſchende Wendung wohl weniger durch die Kunde, daß Boſo ſelbſt nicht in Vienne verweilte, ſondern die Ver-



Normannen: Verkleinertes Faksimile eines Stückes der Tapete von Bayeux. Leinenstickerei aus dem 11. Jahrh. im Dom zu Bayeux.

Normannen treffen Vorbereitungen zu einer kriegerischen Einschiffung. Helme, Panzer, Schwerter, Streitäxte, Lanzen, Weinschläuche und sonstiger Vorrat wird zu den Schiffen getragen und gefahren. Im unteren Streifen ist die Ankunft der Ritter am Abfahrtsplatz und die Seefahrt, mit den Pferden im Schiffe, dargestellt. (F. R. Fowke, the Bayeux Tapestry.)

teidigung der Stadt ſeiner Gemahlin Irmengard überlaſſen habe und in einem anderen Teil ſeines Reiches zum Entſatz rüſte, als durch die lockenden Anerbietungen, die Karl von ſeiten Papſt Johanns VIII. gemacht wurden und ihn beſtimmten, einem augenblicklich erreichbaren perſönlichen Vorteil die Wohlfahrt des Geſamthauſes und Geſamtreiches zu opfern.



Münze von Karlmann.
Bſ. Umſchrift: † CARLOMAN REX, im Felde Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; Rſ † PISTIANA RELIGIO, im Felde ein Kirchengebäude. (Nach Cappe.)

Am 22. September 880, während man gegen Boſo focht, war der älteſte von den deutſchen Karolingern, Karlmann, ſeinem langjährigen Siechtum erlegen. Sein Anrecht auf das noch immer erledigte Kaiſertum ging damit auf Ludwig den Jüngeren über. Durch den Familientraktat von Gondreville mit ſeinen Verwandten zu Schutz und Trutz verbunden, war dieſer wohl im ſtande, die Zügel der Herrſchaft in Italien wieder ſtraffer anzuziehen und auch der Kirche gegenüber dem Kaiſertum neue Bedeutung zu verleihen. Das aber hätte den Wünſchen der römiſchen Kurie nicht entſprochen: durch einen ebenſo geſchickten, wie perfiden Gegenzug ſprengte dieſe daher den Bund von Gondreville und ſicherte nicht bloß ihre bisherigen Erfolge, ſondern machte auch dem bedrängten Boſo Luſt, indem ſie, mit Übergehung Ludwigs des Jüngeren, dem letzten von den Söhnen Ludwigs des Deutſchen, dem dem tüchtigen Vater am wenigſten ähnlichen Karl dem Dicken, die Kaiſerkrone antrug. Rom bedurfte damals eines Beſchützers: immer ſchwerer trafen die arabiſchen Raubfahrten die Küſten Italiens, die ewige Stadt ſelbſt wurde wiederholt von den furchtbaren Fremdlingen bedroht und war einem plötzlichen Handſtreich derſelben hilflos preis gegeben. Aber gerade in dieſer Hinſicht ſtand Johann VIII. eine arge Enttäuſchung bevor. Denn einmal lehnte Karl der Dicke, als er aus der Provence herbeieilend im Februar 887 in Rom eintraf, die Bedingungen ab, von deren Erfüllung der Papſt die verheißene Kaiſerkrönung abhängig machen wollte und die wohl darauf hinausgelaufen ſein werden, daß Karl die Zugeſtändniſſe wiederholte und erweiterte, die Karl der Kahle und Boſo in Bezug auf die Unterordnung der Kirchen ihrer Reiche unter Rom gemacht hatten. Aber die Sache war wohl ſchon zu weit gediehen, als daß dem Papſt die Umkehr möglich geweſen wäre: wohl oder übel mußte Johann VIII. ſeine Zuſage erfüllen. Dann aber trat der neue Kaiſer alsbald die Heimreiſe an, ohne irgend etwas zur Sicherung Roms und Italiens gegen die Araber gethan zu haben, während die von ihm beſtellten kaiſerlichen Beamten durch ihre Eingriffe in die Rechte und Güter der Kirche zu lauten Klagen Anlaß gaben. Erſt die perſönliche Verwendung des Papſtes, mit dem Karl bei einem zweiten Aufenthalt in Italien 882 in Ravenna zuſammentraf, bewirkte darin einige Beſſerung, während gegen die Araber ſo wenig wie gegen die italieniſchen

Dynaſten etwas geſchah, die im Gegenſatz ſowohl zu dem Kaiſertum wie den Anſprüchen des Papſttums auf weltliche Herrſchaft damals unter wüſten Kämpfen zu unabhängigen Herren kleinerer Gebiete emporſtiegen.

Der Kirche alſo und Italien, gegen die ihm doch die nächſten Pflichten oblagen, ſtiftete das Kaiſertum Karls des Dicken keinen Nutzen: es erwies ſich dort den ihm geſtellten Aufgaben nicht gewachſen. Gleich kläglich ſollte es auch im Norden der Alpen zu Falle kommen, nachdem es dort noch einen überraſchenden, aber trügeriſchen Aufſchwung genommen hatte. Im Kampfe gegen die Normannen, die alljährlich die Küſtenlandſchaften überfluteten, hatte Ludwig III. von Weſtfranken am 3. Auguſt 881 bei Saucourt zwiſchen Abbeville und Eu den beutebeladen abziehenden Scharen eine Niederlage beigebracht, welche das entmutigte Volk wieder mit einiger Zuverſicht erfüllte und dem jungen König ſeinem Hauſe allzu lange fehlenden Kriegesruhm eintrug, auch dem Lande für kurze Zeit Ruhe vor den wilden Gäſten ſchaffte, da dieſe ſich zunächſt vornehmlich auf das weniger gut verteidigte öſtliche Reich warfen. Auch dort rechnete man in wachſender Bedrängnis auf die Hilfe des Kaiſers. Denn ſein Bruder Ludwig der Jüngere war zu Anfang des Jahres 882 geſtorben, nachdem ihm ſein einziger Sohn im Tode vorausgegangen war. Rheinfranken, Sachſen und Thüringen trugen darauf dem letzten rechten Sproß der deutſchen Karolinger die Herrſchaft an, und bereitwillig empfing er ihre Huldigung. Zwei Dritteile des karolingiſchen Reiches waren damit in Karls des Dicken Hand vereinigt. Aber auch hier ging nichts von dem Gehofften in Erfüllung. Denn der große Kriegszug, zu dem ſich die deutſchen Stämme unter Karls Führung den Rhein hinab gegen die Normannen wandten, nahm ein klägliches Ende, deſſen Schmach die wehrhaften Deutſchen auf das tiefſte empfanden. Nicht fern von Lüttich, an der Maas bei Aſchloh, ſtieß man auf das beutegefüllte Lager der Feinde unter den Seekönigen Siegfried und Gotfried und berannte es zwei Wochen hindurch. Da plötzlich verſtändigte ſich der Kaiſer mit den feindlichen Führern, von denen der eine gegen das Gelöbnis, ſolange Karl lebte, nicht wieder in Deutſchland zu erſcheinen, mit ſeinen Leuten und den weggeſchleppten Gütern freien Abzug erhielt, und der andere gegen Annahme des Chriſtentums und Huldigung gar in der Landſchaft Kennemaren angeſiedelt wurde. Das einzige Ergebnis dieſer erbärmlichen Politik, die den ſicheren Sieg thöricht aus der Hand gab, war für Oſtfranken eine kurzgemeſſene Zeit der Erholung von der normänniſchen Heimſuchung, während deren dieſelbe doppelt ſchwer über Weſtfranken hereinbrach. Und auch dieſem blieb infolge einer unglücklichen Verkettung der Umſtände ſchließlich nichts anderes übrig, als ſich dem ſo wenig bewährten Kaiſer anzuvertrauen, der damit höchſt unverdienter Weiſe noch einmal das Reich Karls des Großen ſeinem ganzen Umfange nach unter dem ihm ſchon bald entfallenen Scepter vereinigte.

Denn mit dem Tode König Ludwigs III., des Siegers von Saucourt, am 5. Auguſt 882, war die Herrſchaft auch über die nördliche Reichshälfte

auf Karlmann, Ludwig des Stammlers zweiten Sohn, übergegangen. Die Lage des Reiches wurde immer troſtloſer: Boſo von Burgund zu unterwerfen gelang nicht; die Normannen, die von den deutſchen Küſten vorläufig ablaſſen mußten, richteten ſich in Amiens ein und drangen mit ihren entſetzlichen Raubzügen bis tief in die Champagne vor; ſelbſt das Land zwiſchen Seine und Loire fiel zum Teil in ihre Gewalt, und im Herbſt 884 blieb kein anderer Ausweg als fernere Heimſuchung durch furchtbare Kontributionen abzukaufen, welche die Bewohner der noch übrigen Provinzen ebenfalls ſchnell zu Grunde zu richten drohten. Bald darnach fand der junge König Karlmann auf der Jagd einen frühzeitigen Tod. Erbe der Krone war ſein unmündiger Stiefbruder Karl, nachmals der Einfältige zubenannt, der Sohn Ludwigs III. aus einer zweiten Ehe. Wie hätte man aber bei der damals herrſchenden Bedrängnis ein Kind zum Throne zulaſſen können? Wo anders als bei dem letzten Sproß der Karolinger, Kaiſer Karl, Rettung zu finden verſuchen ſollen? Im Mai 885 erkannten die Großen Weſtfrankens Karl den Dicken zu Ponthion als ihren König an. Und als bald darauf, nach dem Tode Boſos,

Münzen von Karl dem Dicken.

1. Bſ. Umſchrift: † DIRIGA RE †, im Felde Karls Monogramm; Rſ. † DORVCCTA (Dorueta) MO (Moneta), im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln. 2. Umſchrift: † KVROLVS REX, im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; auf der Rückſeite S (Sancta) COLONIA A. (Nach Cappe.)

unter deſſen Sohn Ludwig auch die Provence ſich Karl dem Dicken unterordnete, war das Reich Karls des Großen ſeinem ganzen Umfange nach wieder beieinander, aber freilich nur, damit alle Teile ſich durch eine tiefſchmerzliche Erfahrung von der Unmöglichkeit, ja der Schädlichkeit der einſt ſo hochgehaltenen Reichseinheit überzeugten. Selbſt das römiſche Bistum wandte ſich nun offen von ihr ab und verſicherte ſich durch den Bund mit dem dem Kaiſer feindlichen Guido von Spoleto eines näheren und leiſtungsfähigeren Beſchützers, während Hadrian III. (884—85) ſich doch auch nicht abgeneigt zeigte, gegen entſprechende Zugeſtändniſſe zur Legitimierung von Karl des Dicken natürlichem Sohne Bernhard, dem der Kaiſer die Nachfolge zuzuwenden trachtete, die Hand zu bieten. Näher liegende und drückendere Sorgen drängten ſolche Entwürfe freilich bald genug in den Hintergrund.

War doch das weſtfränkiſche Reich ſchwerer als je zuvor von der Sturmflut der normänniſchen Invaſion bedroht und dem Erliegen nahe. Mit 40 000 Mann auf 700 Schiffen war der gefürchtete Seekönig Siegfried wieder erſchienen. Nachdem er das feſte Pontoiſe genommen hatte, fuhr er die Seine

aufwärts, um Raub und Mord noch tiefer als bisher in das Binnenland zu tragen, erhielt aber bei Paris, das, auf einer Seineinsel gelegen und mit beiden Ufern durch befestigte Brücken verbunden, den Fluß beherrschte, den geforderten Durchzug nicht und beschloß es durch eine Belagerung in seine Gewalt zu bringen. Doch wurde die Stadt unter Leitung des Grafen Odo und des Bischofs Gauzlin auf das tapferste verteidigt, obgleich Krankheiten und Mangel den Mut der allmählich zusammenschmelzenden Besatzung bald auf eine furchtbare Probe stellten. Im Sommer 886 schien die Katastrophe unabwendbar: da schlich sich Graf Odo selbst aus der Stadt, um bei dem Kaiser schnelle und thatkräftige Hilfe auszuwirken. Aber eine deutsche Schar, mit der er heimkehrte, wurde von den Normannen aufgerieben. Erst im Herbst 886 zog Karl der Dicke selbst mit einem stattlichen, aus Ost- und Westfranken aufgebrachten Heere zum Entsatz heran. Als er am Montmartre lagerte, gingen die Normannen auf das südliche Ufer der Seine zurück, den Zuzug erwartend, der bereits an der Mündung des Flusses für sie eingetroffen war. Deshalb verzichtete der Kaiser kleinmütig auf den Angriff und knüpfte Unterhandlungen an. Ihr Ergebnis belud ihn mit unauslöschlicher Schmach und enthüllte eine Selbstsucht, der Genüge zu thun ihm kein Mittel zu schlecht war und die auch vor der schamlosesten Verletzung der einfachsten Pflichten nicht zurückschreckte. Bei dem ähnlichen Verfahren, dessen er sich einst bei Aschloh schuldig gemacht hatte, war doch der Schein noch notdürftig gewahrt und für das Reich wenigstens eine zeitweilige Erleichterung gewonnen worden. Jetzt erhielten die Normannen für den Winter Burgund zum Aufenthalt überlassen, d. h. die Vollmacht dort nach Herzenslust zu rauben; Karl bediente sich ihrer also, um das Land für den früheren Abfall zu züchtigen. Und damit nicht genug: im Frühjahr 887 sollten den Normannen als weiterer Preis ihres endlichen Abzugs 700 Pfund Silber überantwortet werden.

Der Eindruck dieses schmachvollen Handels muß überwältigend gewesen sein. Dazu also hatten die Verteidiger von Paris über ein Jahr der Übermacht mit Todesverachtung die Stirn geboten, um nun mit Zustimmung ihres Königs eben das doch geschehen zu sehen, was zu verhindern ihre nächste Absicht gewesen war. Paris umgehend, setzten die Normannen ihre auf das Land gezogenen Schiffe oberhalb der Stadt wieder in den Fluß und fuhren diesen weiter hinauf, um den Winter über Burgund auszurauben! Und wie die tapferen Pariser, so urteilten wohl alle, die Zeugen dieser Schmach waren. Die Krieger, welche aus Ost- und Westfranken dem Kaiser nach Paris gefolgt waren, wurden heimkehrend die Verkündiger der unerhörten Entehrung, welche die fränkischen Waffen durch den obersten Führer des Gesamtvolkes erlitten hatten, und entflammten den leidenschaftlichen Groll, der ihr eigenes Herz schwellen machte, in ihren Genossen zu gleicher Erbitterung. Mit Verachtung wandte man sich von dem Manne ab, der an dem eigenen Volke und an den großen Erinnerungen seines Hauses so elend zum Verräter geworden war. Den Bahnen noch ferner folgen, die er seine Völker zu führen versuchte, hätte

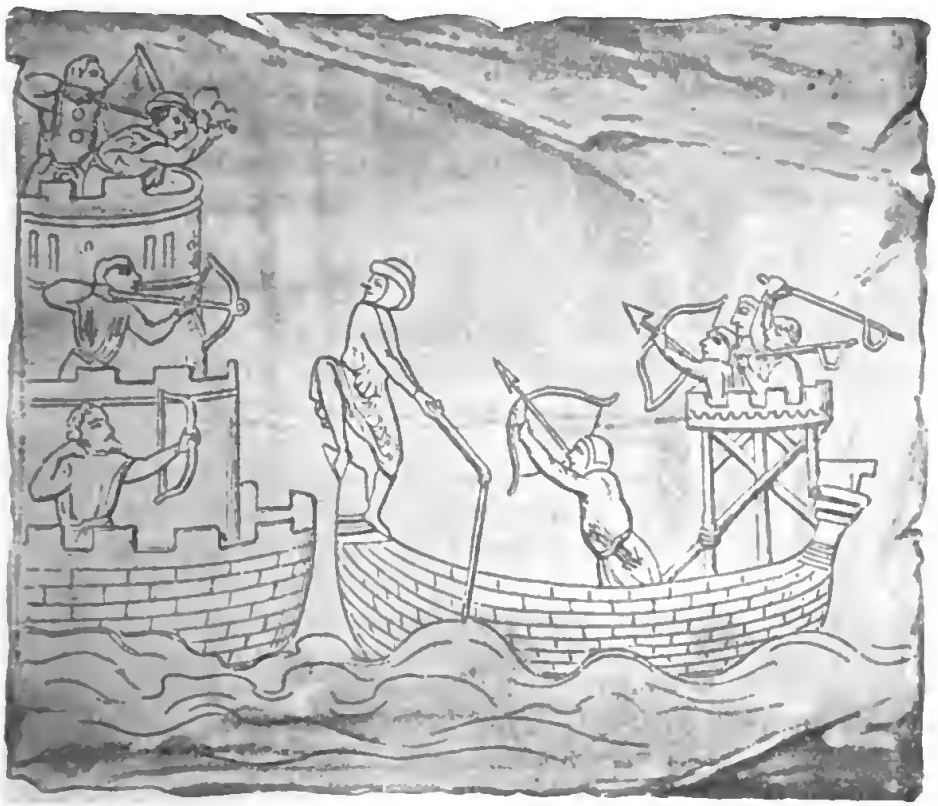
nichts anderes geheißen als ſich ohne Kampf, ohne einen letzten Verſuch zur Rettung, in kleinmütiger Selbſtaufgabe ruhmloſem Untergange überantworten. In dem echten Stamme des karolingiſchen Hauſes aber gab es niemanden,

Epiſode aus der Erſtürmung einer Stadt durch die Normannen.
Miniature in einer angelſächſiſchen Handſchrift des 9. Jahrh. (Nach Strutt.)

auf den das Volk in ſeiner heilloſen Bedrängnis hoffend hätte blicken können: Karl der Dicke war ohne rechtmäßige Erben, bot aber eben damals alles auf, um ſeinem natürlichen Sohne Bernhard die Gunſt der geiſtlichen und weltlichen Großen zu ſichern und nach ſeinem Tode den Thron zuzuwenden. Denn

von einem ſchweren Siechtum befallen, welches das niederdrückende Bewußtſein der allgemeinen Verachtung nur verſchlimmern konnte, ſah er ſelbſt, daß ſeine Tage gezählt ſeien, und wünſchte ſein Haus zu beſtellen. Um ſo mehr lag für das Volk die Notwendigkeit vor, ſich möglichſt ſchnell und vollſtändig von dieſem unheilvollen Manne und ſeinem Geſchlecht zu löſen.

Verſchieden aber ſtanden der damit zur beantwortenden Frage der Oſten und der Weſten des karolingiſchen Reiches gegenüber. Im Weſten war in Ludwigs



Epiſode aus der Belagerung einer Stadt durch die Normannen.
Miniature in einer angelſächſiſchen Handſchrift des 9. Jahrh. (Nach Strutt.)

des Stammlers jüngſtem Sohn Karl noch ein legitimer Sproß des königlichen Hauſes vorhanden: aber dieſelben Gründe, die nach König Karlmanns vorzeitigem Tode ſeine Ausſchließung und die Berufung Karls des Dicken veranlaßt hatten, lagen auch jetzt noch vor. Anderſeits legte dort das Beiſpiel Boſos von Provence den Gedanken an Aufrichtung kleinerer ſelbſtändiger Herrſchaften nahe, für welche die ſchnelle Ausbildung des Benefizialweſens und der Feudalität den Boden bereitet hatte. Die andauernde Normannennot dagegen und die Notwendigkeit einmütiger Waffnung zu ihrer Abwehr empfahlen auch hier die Erhaltung der Einheit. Jedenfalls entſpricht es den

zerfahrenen Verhältniſſen des Weſtreiches, daß man dort, obgleich die Bedrängnis augenblicklich eine viel größere war, nicht ſo ſchnell zum Entſchluſſe kam wie im Oſten. Dort war das Gefühl der nationalen Zuſammengehörigkeit kräftiger ausgebildet, entſprechend der geringeren Verſchiedenheit zwiſchen den einzelnen Stämmen. Dort hatte vor allem die Feudalität die altgermaniſche Staats- und Geſellſchaftsordnung noch nicht völlig durchbrochen und war daher auch die nationale Wehrkraft noch erhalten. Dort lebte inſolgedeſſen auch noch die germaniſche Anſchauung von Urſprung und Weſen, von Recht und Pflicht des Königtums und wurde demgemäß die Schmach, welche Karl der Dicke auf ſich geladen, viel tiefer empfunden, ihre baldige Tilgung ſtürmiſcher begehrt als im Weſten. Denn noch galt bei den deutſchen Stämmen die aus dem Weſen des deutſchen Königtums ſolgende Rechtsanſchauung, daß die Krone durch völlige Unfähigkeit, durch offenbare Unwürdigkeit verwirkt werde und daß dem Volke alsdann das Recht zuſtehe, ſich einen tüchtigeren Herrſcher zu küren, wobei es nicht unbedingt an das bisher auf dem Throne befindliche Geſchlecht gebunden war. Auf Grund dieſes Prinzips waren einſt die nun ſo elend heruntergekommenen Karolinger an die Stelle der Merowinger berufen worden: nach demſelben Prinzipe wurden ſie jetzt der Herrſchaft entſetzt, der ſie nicht mehr gewachſen waren. Es war ein Akt der Selbſthilfe, durch den das Volk von dem Königtum verſchuldetes Unheil aus eigener Kraft abzuwehren verſuchte.

Wie ſich der Verlauf im einzelnen geſtaltete, wiſſen wir nicht. Eine förmliche Abſetzung Karls des Dicken durch die zu dieſem Zwecke zuſammengekommenen Großen ſcheint nicht ſtattgefunden zu haben. Ebenſowenig iſt der Vollzug eines förmlichen Wahlaktes erkennbar. Vielmehr ſcheint, nachdem einmal die Entſetzung Karls als notwendig erkannt war, über das, was weiter zu geſchehen habe, ein Zweifel überhaupt nicht obgewaltet zu haben, vielmehr als Erſatz und damit als Kandidat für den erledigten Thron nur ein Mann in Betracht gekommen zu ſein, Arnulf von Kärnten, der, in den öſtlichen Marken als tapferer Grenzhüter beſonders gegen die Mähren bewährt, ſicher die kriegeriſchen Eigenſchaften beſaß, deren das Reich damals vor allem bedurfte. Ein früherer Verſuch Arnulfs, ſich von dem Verbande des oſtfränkiſchen Reiches zu löſen, war mißlungen; bei der Ohnmacht Karls des Dicken aber ſcheint er bereits die letzten Jahre thatſächlich in völliger Selbſtſtändigkeit gewaltet zu haben. Vielleicht ergriff Arnulf jetzt auch von ſich aus die Initiative und bot ſich noch ungerufen dem Reich zum Retter dar, um die Beſeitigung Karls zu beſchleunigen. Sein berechtigter Ehrgeiz, der in dem Bewußtſein einer tüchtigen Kraft wurzelte, wäre ſich dann mit dem vielleicht noch nicht ausgeſprochenen Wunſche des Volkes und den Abſichten der Großen begegnet. Vielleicht hat Biſchof Luitward von Vercelli, der bisher als Kanzler bei Karl dem Dicken einflußreich geweſen, dann aber mit ihm zerfallen und zu Arnulf von Kärnten geflohen war, den Vermittler gemacht. Jedenfalls fand Arnulf allgemeine Zuſtimmung, als er im Sommer 887 mit

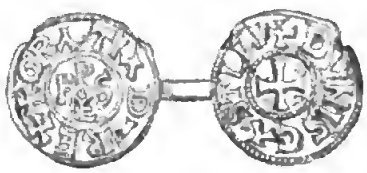
Heeresmacht in das Reich kam: sein Erscheinen genügte, um die Entthronung Karls und seine eigene Erhebung zur vollendeten Thatsache zu machen. Zwar versuchte Karl der Dicke durch Verhandlungen sein Schicksal abzuwenden, aber vergeblich wartete er in Tribur auf die von ihm geladenen Großen des Reiches: keiner kam; niemand ließ ihn noch als Herrscher gelten. Auch die Verwendung des Erzbischofs Luitbert von Mainz blieb vergeblich; nicht besser ging es seinem natürlichen Sohne Bernhard, den er so gern zum Nachfolger erhoben gesehen hätte. Ruhmlos und ohne Kampf, in kläglicher Selbstaufgabe, infolge des Hinschwindens seiner stets geringen Kraft ging Karls Kaisertum und Königtum zu Ende, wie ein verlöschendes Licht. Nicht einmal seiner Person sich zu bemächtigen hielt man für nötig: wer hätte auch von diesem Schwächling etwas zu fürchten, sich auch nur des Anlaufs zu einer That zu versehen gehabt! Ruhig ließ man den entthronten Fürsten nach Schwaben ziehen, wo ihm Arnulf einige königliche Güter zum Unterhalt anwies. Dort, in Neidingen an der Donau, starb er bereits am 13. Januar 888; in dem Kloster Reichenau, auf einer Insel im Bodensee, fand er seine Ruhestätte.

Siegel Arnulfs von Kärnten. Nach einem Abdruck im brit. Museum zu London.

Inzwischen war Arnulf im Herzen des Reiches erschienen. Von keiner Seite wurde ihm Widerstand geleistet: ohne Ausschreitung, ohne daß es der Gewalt bedurft hätte, vollzog sich die Thronrevolution, und während Karl in Tribur die geladenen Großen vergeblich erwartet hatte, strömten jetzt Thüringer, Sachsen, Franken, Bayern und Schwaben in Frankfurt zusammen und leisteten im November 887 Arnulf als ihrem gemeinsamen König die Huldigung. Nur die Lothringer, deren Land von Anfang an inmitten der beiden Reiche eine eigentümliche Stellung eingenommen und noch mit keinem von ihnen eine rechte Gemeinschaft gewonnen hatte, waren unvertreten und schienen abwarten zu wollen, nach welcher Seite sie sich mit größerem Gewinn würden wenden können. Aber das Bedeutende und das für die Zukunft Entscheidende des ganzen Vorganges lag doch darin, daß die rein deutschen Stämme zusammenblieben und schon durch die Abweisung jedes Gedankens an eine weitere Sonderung miteinander in eine festere und bewußtere Lebensgemeinschaft traten, als bisher zwischen ihnen bestanden hatte. Sie sonderten sich damit zugleich schärfer als zuvor von dem westlichen Reiche: was keine von den früheren Teilungen bewirkt hatte, auch die von Verdun und von Meersen nicht, eine Zerlegung des karolingischen Reiches in Teile, deren Wiedervereinigung von vornherein ausgeschlossen war, ist durch das damals selbständig handelnde deutsche Volk mit der Lossagung von Karl dem Dicken und der Erhebung Arnulfs bewirkt worden. Mit dem Fall des karolingischen Hauses vollzog sich auch der Zerfall des von ihm geschaffenen Reiches. Seine Wirkungen aber

reichten weit über den Kreis der zu demſelben gehörigen Länder hinaus und trafen das geſamte Abendland, welches bisher um dieſes Zentrum gravitiert hatte.

Daß das karolingiſche Reich, trotz der Zugehörigkeit großer romaniſcher Lande, im weſentlichen ein deutſches geweſen war, daß ihm die deutſchen Stämme den Zuſammenhang und die innere Kraft gegeben hatten, bewies noch nachträglich die Entwickelung, die nach dem Ausſcheiden der deutſchen Stämme in den übrigen Reichsteilen eintrat und faſt überall den Rückfall in innere Unordnung und äußere Bedrängnis zur Folge hatte, die durch Karl den Großen endgültig abgewandt ſchienen. Beſonders geſchah das im weſtfränkiſchen Reiche, wo man nach der Entſetzung Karls durch die deutſchen Großen den Thron ebenfalls als erledigt anſah und nach dem im Oſten gegebenen Beiſpiel Graf Odo, den tapfern Verteidiger von Paris, zum König erhob. Aber obgleich durch reichen Hausbeſitz der mächtigſte von den Großen Franciens, war er doch nicht ſtark genug, um volles Königsrecht zu gewinnen und hatte fortwährend mit der Oppoſition der nach Unabhängigkeit ſtrebenden Großen zu ringen, zumal das Vorhandenſein des jüngſten von den Söhnen Ludwigs des Stammlers, eines echten, zweifellos erbberechtigten Karolingers, den anfechtbaren Urſprung ſeiner Herrſchaft fortdauernd in Erinnerung hielt. Selbſt der unmächtige Guido von Spoleto machte den Verſuch, mit Hilfe einer Partei im Klerus, an deren Spitze Erzbiſchof Fulco von Reims ſtand, die weſtfränkiſche Krone zu gewinnen, mußte aber bald wieder nach Italien entweichen.



Münze Rudolfs von Burgund.

Vſ. Umſchrift: † GRATIA D-I REX, im Felde das Monogramm RADVLFVS; Rſ. Umſchrift: DVNIS CASTELLI; im Felde ein Kreuz. Silber. (Nach de Witt.)

Burgund erneute die vorübergehend aufgegebene Selbſtändigkeit unter König Konrad. In dem benachbarten Hochburgund ſchwang ſich der Welfe Graf Rudolf zum unabhängigen Herrſcher auf und ließ ſich als König krönen. Im Oſten ging Lothringen verloren. Im äußerſten Weſten erhoben die noch halb keltiſchen Bretonen einen ihrer kriegeriſchen Häuptlinge, Alan, zum König. Aquitanien folgte dieſen Beiſpielen. Sechs kleine Staaten waren demnach an die Stelle des weſtfränkiſchen Reiches getreten: von irgend einem Einfluß desſelben auf die allgemeine Entwickelung konnte nicht mehr die Rede ſein.

Ähnlich zerſplitterte nun auch Italien. Schon mit dem Tode Kaiſer Ludwigs II. hatte dort die karolingiſche Herrſchaft thatſächlich aufgehört; auch dort griff man, an langobardiſche Inſtitutionen anknüpfend, jetzt auf das germaniſche Recht der Königswahl zurück, indem die Großen Oberitaliens zu Pavia als Nachfolger Karls des Dicken den mächtigen und kriegeriſch bewährten Markgrafen Berengar von Friaul zum König machten. Gegen ihn aber erhob ſich Guido, der Markgraf von Spoleto und Graf von Camerino, ein verwegener Mann, der inmitten der Unteritalien zerreißenden Wirren bald als Gegner, bald als Bündner der Kirche, der Griechen, der Herzöge von Bene-

vent und der Sarazenen, in die Höhe gekommen war und ſogar die weſtfränkiſche Krone zu gewinnen verſucht hatte, und brachte wirklich den Weſten Oberitaliens in ſeine Gewalt. Nicht lange danach (891) drang er dem ſchutzbedürftigen Papſt Stephan V. (885—91) die römiſche Kaiſerkrone ab, die nun auf lange Zeit trauriger Entwürdigung preisgegeben wurde. Auch die ſtets ſehr dürftige Einwirkung des Frankenreiches auf das Herzogtum Benevent und die griechiſchen Gebiete im Süden hörte nun auf: das Schickſal derſelben wurde hinfort in Byzanz oder im Kalifat beſtimmt. Immerhin berührten ſich auch jetzt noch dort im Süden der Halbinſel die romaniſch-germaniſche Welt des Weſtens mit der byzantiniſch-mohammedaniſchen des Oſtens und gewannen von dort her eine Reihe freundlicher und feindlicher Beziehungen, die für die kulturgeſchichtliche Entwickelung beider Teile von größter Wichtigkeit wurden.

Gleichſam eine Welt für ſich bildeten auch in dieſer Zeit noch die nach dem äußerſten Nordweſten verſchlagenen Germanenſtämme, die Angelſachſen auf der britiſchen Inſel und die Bevölkerung Skandinaviens, erſtere in gleichmäßigem Fortgange einer auf durchaus nationaler Grundlage beruhenden eigenartigen ſtaatlichen Entwickelung, die außerhalb des kirchlichen Gebietes von den Einwirkungen des romaniſchen Weſens ſo gut wie unberührt blieb, letztere ein unruhiges, abenteuerluſtiges Volk kriegeriſcher Seefahrer, die von ihrer nordiſchen Heimat aus nicht bloß germaniſchen und romaniſchen Kulturländern furchtbare Heimſuchungen bereiteten, ſondern vermöge einer wunderbaren Anpaſſungsfähigkeit auch inmitten der fremdeſten Umgebung zu glücklichen Staatengründern wurden.

Der ſtarke Zug zu nationaler Zuſammenſchließung, der um die Wende des achten und neunten Jahrhunderts gleichmäßig bei den germaniſchen Stämmen ſich bethätigte und ihre ſchärfere Sonderung von den Romanen bewirkte, hatte auch die politiſch ſiebengeteilten Angelſachſen ergriffen und zur Umbildung der Heptarchie in das eine angelſächſiſche Reich durch Egbert von Weſſex geführt. Dieſe vollendete ſich faſt zu derſelben Zeit, wo der Zerfall des karolingiſchen Reiches begann und England ebenſo wie die Küſtenlandſchaften jenes von den Einfällen der normänniſchen Seefahrer heimgeſucht zu werden anfing. Denn bereits Egberts Sohn und Nachfolger Äthelwolf (836—38) hatte mit den wilden Feinden, deren erſte Invaſionen noch ſein Vater hatte zurückſchlagen müſſen, zu kämpfen, konnte es aber trotz ſeines Sieges bei Ockley in Surrey nicht hindern, daß ſtarke Abteilungen derſelben im Lande überwinterten. Daß auch Äthelwolf, nachdem er ſeinen älteſten Sohn Äthelſtan frühzeitig verloren hatte, das Reich unter die drei älteren der ihm gebliebenen vier Söhne teilte, bedrohte zwar nicht die junge Einheit des angelſächſiſchen Volkes, bei dem die im

Goldring Äthelwulfs. (Arch. Journal.)

Frankenreiche wirkſamen trennenden Momente fehlten, leiſtete aber doch den Angriffen der Dänen Vorſchub, welche durch gleichzeitige Einfälle in verſchiedene Gebiete die Kraft der Abwehr teilten, ſo daß auch nachher, als die Einheit des Reiches hergeſtellt war, die erſchöpften Angelſachſen ihnen nicht mehr gewachſen waren. Von Äthelwolfs Söhnen nämlich ſtarb Äthelbald ſchon 860 und Äthelbert 866, ſo daß Äthelred über das ganze Reich gebot, wenn auch in einzelnen Teilen dem Herkommen gemäß die Erben der ehemaligen Herrſcher als Unterkönige blieben. Unter ihm traf England der erſte große Däneneinfall mit der Schwere eines vernichtenden nationalen Unglücks. 867 landeten die wilden Horden in größerer Zahl als je zuvor in Oſtangeln, eroberten einen großen Teil von Northumberland mit dem ehrwürdigen York, drangen 868 in Mercia ein und erzwangen einen vorteilhaften Frieden. Trotz verzweifelten Widerſtands drangen ſie weiter vor und ließen namentlich an Klöſtern und Kirchen ihre barbariſche Wut aus. In Oſtangeln gebot ſchließlich ein däniſcher Fürſt als König. Die Kunde aber von ſolchen Erfolgen führte den Eroberern immer neuen Zuzug aus der nordiſchen Heimat nach. Bereits 871 konnten ſie den Angriff auf das Hauptland, Weſſex, unternehmen. Da aber gelang es Äthelred gemeinſam mit ſeinem jüngſten Bruder Alfred, den der Vater in jungen Jahren nach Rom geſchickt und dort von Leo IV. hatte krönen laſſen, in einer blutigen Schlacht bei Reading an der Themſe ihnen Halt zu gebieten. Doch bald erneuten ſie den Angriff, und ſchließlich erhielt Äthelred im Verzweiflungskampf gegen ſie 871 die tödliche Wunde, der er nach einiger Zeit erlag. Nun war von Äthelwolfs Söhnen nur noch der jüngſte, Alfred, übrig, der Liebling des Vaters und von ihm frühzeitig für den Platz beſtimmt, den er nun nach ſchweren Unglücksfällen, die ſein Haus und ſein Land betroffen hatten, einnahm, inmitten einer furchtbaren Kriſis von ſeinem Volke als der erſehnte Retter begrüßt.

Die dreißig Jahre der Regierung Alfreds des Großen (871—901) wurden für die Angelſachſen eine Zeit nationaler Erhebung und Wiedergeburt. In ihrem Mittelpunkt ſteht die unwiderſtehlich anziehende Perſönlichkeit eines der edelſten Fürſten des Mittelalters überhaupt, in dem ſich die Vollkraft altgermaniſchen Heldentums mit der ſchöpferiſchen Weisheit des genialen Staatsbildners, die naive Liebe zu dem Schatze der im alten Heidentum wurzelnden poeſiereichen Sagenwelt ſeines Volkes mit wahrhaft idealem Sinn und eigenem Verſtändnis für die Geiſteswerke des klaſſiſchen Altertums paarte, ſo daß er nicht bloß die geſamte Vergangenheit ſeines Volkes, ſondern auch die für deſſen fernere Zukunft maßgebenden Kulturelemente in lebendigſter, unmittelbarſter Vereinigung darſtellt. In ſeinem Äußeren ein Bild männlicher Jugendſchöne und Kraft und unübertroffen in allen körperlichen Fertigkeiten, war der zweiundzwanzigjährige König, obgleich zeitweiſe leidend, auch geiſtig ungewöhnlich reich veranlagt und befand ſich im Beſitze einer Bildung, wie ſie damals auch bei Fürſtenſöhnen ſelten war. Es ſcheint, daß der Aufenthalt in Rom auf ihn tiefen Eindruck gemacht und ſeine Empfänglichkeit für die ihm dort ent-

gegentretenden geistigen Interessen verschärft und verfeinert habe. Alfred erinnert darin an Karl den Großen, nur ist er diesem an Bildung und daher auch Verständnis und an Nachhaltigkeit der Einwirkung auf sein Volk überlegen. Was er auf diesem Gebiete geleistet hat, muß um so höher geschätzt werden, als er für diese idealen Dinge Teilnahme behielt und bethätigte inmitten der äußersten Bedrängnis und eines zeitweise fast aussichtslosen Kampfes für Reich und Volk. Denn im Norden Englands schien der Sieg der fremden Eindringlinge bereits entschieden. Mercia, Northumberland und Ostangeln wurden durch von ihnen eingesetzte Unterkönige erbarmungslos mit Zins und Schatzung heimgesucht; zahlreich ließen sie sich bereits in den Städten nieder; auch auf dem flachen Lande wuchs ihre Menge; selbst in Schottland und auf

Ein Schmuckstück des Königs Alfred d. Gr. (Oxford, Ashmolean Museum.)

Vielleicht der Knopf seines Scepters; im Jahre 1693 bei Athelney gefunden. Ein avaler Krystall von etwa 5 Centimeter Längendurchmesser und $1^1/_2$ Centimeter Dicke; darauf eine menschliche Halbfigur in eingelegter Arbeit aus grünem und gelbem Mosaikschmelz, welche wahl das Bild des Königs darstellen soll. Die Rückseite ist mit einer feinen, ornamentierten Goldplatte belegt. Der Krystall ist in einen schönen Goldrand gefaßt, auf dem die Worte stehen: Aelfred meo heht gewyrcan (Alfred ließ mich machen).

den benachbarten Inseln faßten sie festen Fuß. Nicht besser stand es an der Südküste, wo sich die Fremden in den günstig gelegenen Hafenstädten einbürgerten, und das Schicksal, das ihre durch immer neue Nachschübe verstärkte Einwanderung dereinst den romanisierten Briten bereitet hatte, schienen die Angelsachsen jetzt durch ihre nordischen Verwandten erleiden zu sollen, welche ebenfalls als die barbarischen Zerstörer einer überlegenen Kultur erschienen. Alfred durfte froh sein, durch einen längeren Waffenstillstand Kent und Wessex für die nächsten Jahre zu schützen. Wo sich dann aber der Kampf erneute, blieben die Angelsachsen trotz allen Heldenmuts und einzelner Erfolge schließlich doch im Nachteil. Schon verloren viele von ihnen den Glauben an

die Zukunft ihres Volkes und wanderten aus, um ſich in der Fremde eine neue Heimat zu ſuchen. Auch Alfred blieb, als das erſte kampfreiche Jahrzehnt ſeiner mühſeligen Regierung zu Ende ging, kaum noch ein anderer Ausweg: als landloſer König barg er ſich während des Winters in dem unzugänglichen Wald- und Sumpfland von Somerſet, unter Abenteuern und Gefahren aller Art, oft mit dem Hunger kämpfend und jeden Augenblick gewärtig, plötzlich hereinbrechender feindlicher Übermacht im Verzweiflungskampf zu erliegen. Trotz alledem aber ließ er nicht von der Hoffnung auf eine Wendung zum Beſſeren und war unermüdlich thätig, eine ſolche vorzubereiten. Das iſt die Zeit, deren ſich nachmals Sage und Dichtung bemächtigt haben, um die lichte Geſtalt des königlichen Volkshelden in der dankbaren Erinnerung ſeines Volkes zu verklären. Der Glanz des Erfolges, der ſich von dem Dunkel der eben durchlebten Bedrängnis blendend abhob, ließ dieſe Zeit der Heimſuchung nachmals offenbar erſt recht dunkel erſcheinen und mehrte bei Mit- und Nachlebenden das Verdienſt des Königs, der augenſcheinlich zu ganz beſonders großen Dingen dem Untergange wie durch ein Wunder entriſſen war. Als echter Volksheld ſammelte Alfred in jener Zeit der Flucht und Verborgenheit einen Teil der waffenfähigen Angelſachſen, die den Tod der Knechtſchaft vorzogen, und brachte den Dänen bei Eddington eine Niederlage bei, infolge deren der Häuptling Guthrun ſich taufen ließ und in Oſtangeln friedlich zu wohnen gelobte. Auch in den benachbarten Gebieten ſchloſſen nun manche däniſche Haufen ähnliche Verträge, die auch der Ausbreitung des Chriſtentums unter ihnen zu gute kamen. Die Regelung der Rechtspflege und der Verkehrsverhältniſſe bahnte ein friedliches Nebeneinander, dann eine gewiſſe Lebensgemeinſchaft zwiſchen den bisher tödlich verfeindeten Stämmen an. Der Notwendigkeit des Kampfes im Innern vorläufig überhoben, konnte Alfred ſeine ganze Kraft auf die Abwehr der zur See heranſtürmenden neuen Dänenſcharen konzentrieren und zunächſt die Küſtengebiete zu ihrem Empfange in Stand ſetzen und durch Entwickelung der Seemacht die Verteidigungsfähigkeit ſeines Volkes ſteigern.

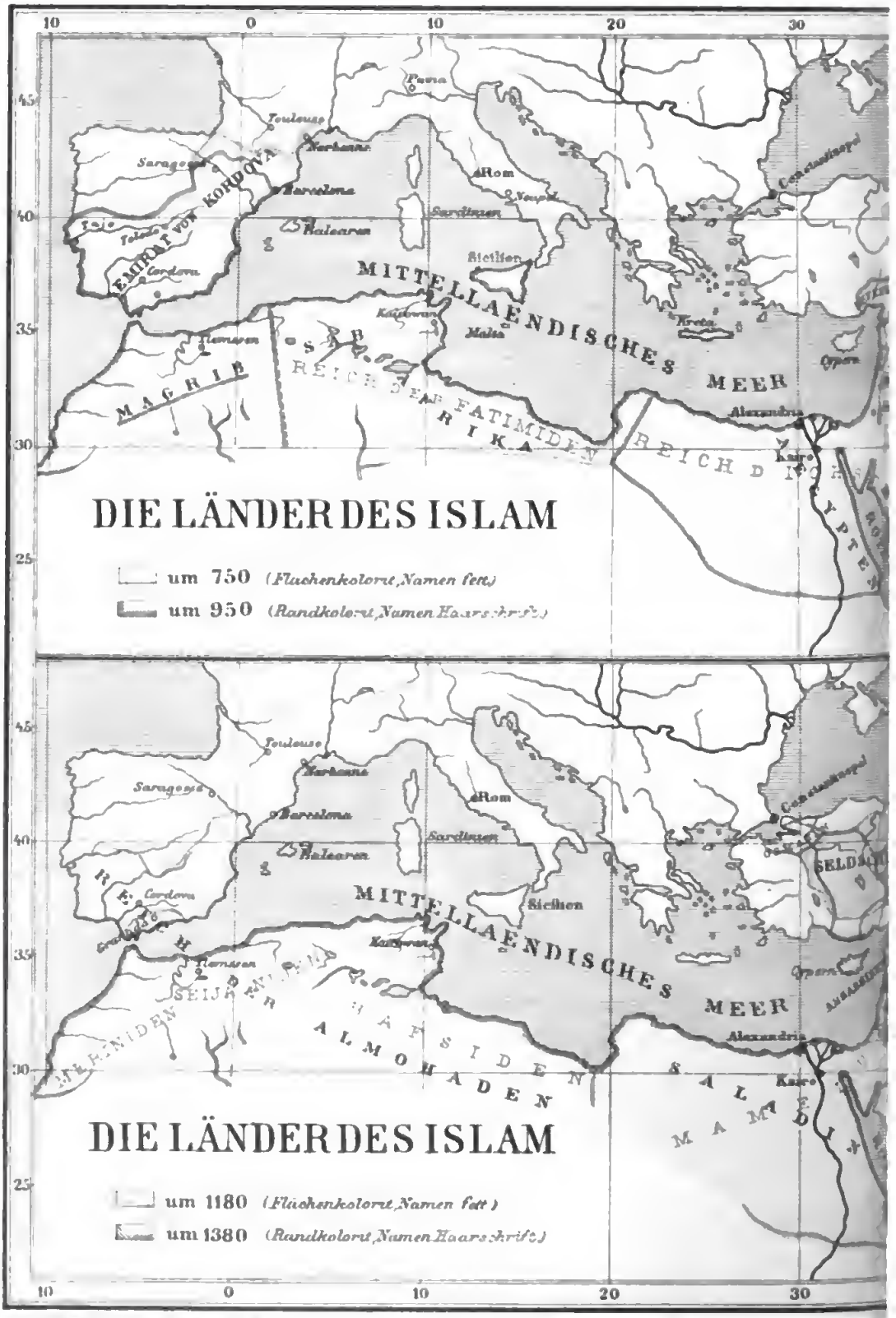
Aber mit alledem war doch nur ein Teil der unheilvollen Wirkungen aufgehoben, welche die Dänennot ſeit einem halben Jahrhundert auf Land und Volk der Angelſachſen ausgeübt hatte. Der ſchwierigere, aber verdienſtvollere Teil ſeiner Aufgabe blieb Alfred noch zu löſen. Und gerade dabei offenbarte ſich ſeine großangelegte Herrſchernatur am glänzendſten. Indem er die altübliche Teilung des Landes in Grafſchaften u. ſ. w., welche die fremde Eroberung vielfach durchbrochen hatte, herſtellte, erneute er die angelſächſiſche Verwaltung und Gerichtsverfaſſung, deren Zuſammenbruch auch die von den Dänen nicht bewältigten Landesteile ſchwer geſchädigt hatte. Nicht minder eifrig war er für die Hebung des Volkswohlſtandes thätig: Ackerbau, Handel und Verkehr erblühten von neuem. Die von den Dänen zerſtörten Städte erſtanden aus den Trümmern und wurden Sitze fröhlicher Betriebſamkeit. Schnell war das Elend vergeſſen, dem man noch unlängſt erliegen zu müſſen gemeint hatte. Mit dem Wohlſtand aber ſtieg auch die Empfänglichkeit des reich begabten

Volkes für geistige Bestrebungen, deren Pflege sich Alfred besonders angelegen sein ließ. Denn gerade auf diesem Gebiete, wo die Angelsachsen einst die Lehrer und Bildner der übrigen Germanen gewesen waren, hatte die Dänennot besonders schädlich gewirkt. Jetzt wurden die Klöster, die ehemals gefeierte Pflegestätten der Wissenschaft gewesen, dann aber durch die Dänen zerstört waren, wieder aufgebaut und mit zum Teil aus der Fremde berufenen gelehrten Mönchen besetzt, welche eine neue, wissenschaftlich tüchtig gebildete Generation von Geistlichen heranzogen. Was sein Wirken auf diesem Gebiete besonders kennzeichnet, ist, daß er die Schätze der fremden Bildung nicht bloß den Geistlichen erschloß, die durch ihren Beruf auf die Beschäftigung mit der Wissenschaft angewiesen waren, sondern auch die Laien dafür zu gewinnen und dadurch geistig zu heben strebte. Dazu veranlaßte er Übersetzungen lateinischer Autoren, ja war selbst in dieser Richtung litterarisch thätig. Des „ehrwürdigen" Beda († 735) berühmtes Geschichtswerk ist in Alfreds Übersetzung ein Gemeingut seines Volks geworden, das des Orosius hat er obenein durch eigne Zusätze ergänzt und erweitert, ebenso auch des Boethius' Buch von den Tröstungen der Philosophie. Aber er vergaß darüber auch nicht die Sammlung der angelsächsischen Lieder und Sagen, die er als ein kostbares Gut seines Volkes zu schätzen wußte und die gerade in Zeiten der Heimsuchung den nationalen Sinn zu beleben und zu stärken geeignet waren.

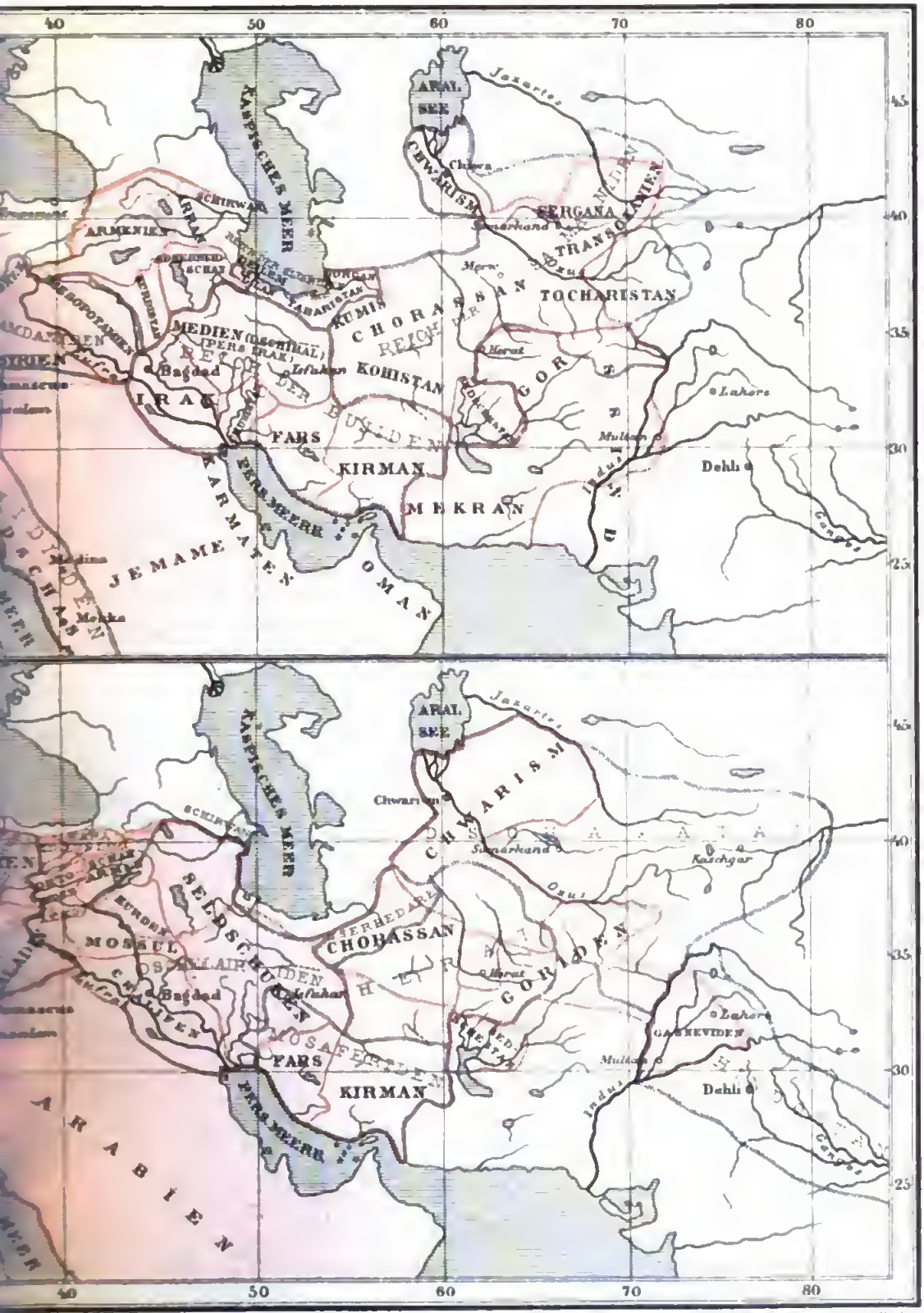
Eine solche aber blieb Alfred nicht erspart. Noch einmal erneute sich unter seiner Regierung die Dänennot. Sie traf namentlich den südlichen Teil des Landes, der früher verhältnismäßig verschont geblieben war. Seit sie nämlich im ostfränkischen Reiche infolge der tapferen Gegenwehr des kriegstüchtigen Königs Arnulf nicht mehr so leichten Gewinn machten wie früher und auch die Westfranken sich zu erfolgreicherer Verteidigung ermannten, richteten die nordischen Seefahrer ihre Züge von neuem namentlich gegen England, um in den fruchtbaren Küstenlandschaften des Südens Wohnsitze zu erobern. Natürlich gärte es nun auch im Norden bald wieder, wo eben um jene Zeit Guthrun starb, jener Dänenfürst, durch dessen Bekehrung und Unterwerfung Alfred zuerst ein besseres Verhältnis zu den seßhaft gewordenen Fremden angebahnt hatte. Ein erbitterter Kampf entbrannte, der drei Jahre lang namentlich die südlichen Landschaften heimsuchte. Sein Verlauf aber bewies, wie erfolgreich Alfred an der Erneuerung der angelsächsischen Volkskraft gearbeitet hatte: 896 mußten die Eindringlinge das Land räumen, das nun bis zu dem Tode des großen Königs im Jahr 901 eines ungestörten Friedens genoß, aber auch in der Folgezeit zur Abwehr einer neuen Invasion stets bereit sein mußte.

Auch in dem Gebiete des skandinavischen Germanentums, welches durch die normännischen und dänischen Raubfahrten der Schrecken Mitteleuropas wurde, vollzogen sich damals wichtige Änderungen, die jenes massenhafte Ausströmen unbändiger Kriegerscharen wesentlich veranlaßt haben. Denn während dort bisher die alte politische Ordnung fortgedauert hatte, nach der die Skandinavier, in zahlreiche Völkerschaften geteilt, unter erblichen Königen als Vor-

ſtehern der einzelnen Gaue und dem kriegeriſchen Adel der Jarle lebten, aber die höchſte Gewalt unter Aufrechterhaltung der urgermaniſchen Volksfreiheit in der Geſamtheit der freien Leute beruhte, machte ſich auch dort im Laufe des neunten Jahrhunderts ein Zug zur Zuſammenfaſſung der kleinen Teilreiche in größere Staaten geltend und bewirkte eine Steigerung der bisher ſehr beſchränkten königlichen Gewalt. In Norwegen warf in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts Harald Harfagr (d. h. der Schönhaarige) die Gaukönige und den ihnen verbündeten ſtolzen Adel der Jarls in heftigen Kämpfen nieder. In Dänemark gewann um dieſelbe Zeit Gorm der Alte die gleiche Stellung, mußte aber im Kampfe mit dem unter dem erſten Sachſenkönig erſtarkenden deutſchen Reich den Verſuch zu weiterer Ausbreitung nach Süden hin aufgeben. Allmählicher und unter mannigfacheren Wechſelfällen bahnte ſich die gleiche Wendung zu gunſten einheitlich monarchiſcher Ordnung damals auch in Schweden an. Dieſe Entwickelung nun verleidete vielen von den bisherigen Gaukönigen und Jarlen die Heimat, in der ſie bisher in uneingeſchränkter Freiheit geſeſſen hatten, und auch von der großen Maſſe der freien Bauern, dem Kern des Volkes, mochten viele Tauſende nicht unter dem ſtrafferen Regiment des neuen Königtums mit ſeinen mancherlei Anforderungen bleiben, ſondern folgten nun erſt recht gern dem Ruf der abenteuerluſtigen Führer, die ihnen Kampf und Beute, Sieg und neue Wohnſitze in reicheren und milderen Ländern verhießen. So kam noch ein neues, höchſt wirkſames Moment hinzu, um die nordiſchen Germanen als raubluſtige Eroberer in die Fremde zu treiben.



C.L. Keller, geogr. lith. Anst. u. Steindr. Berlin S



G Grotesche Verlagsbuchhandlung in Berlin

Fünftes Kapitel.

Das byzantinische Reich, die römische und die griechische Kirche und die mohammedanische Welt im karolingischen Zeitalter.

Die Gewinnung der leitenden Stellung an der Spitze der abendländischen Christenheit, welche in seiner Kaiserkrönung ihren Ausdruck fand, war Karl dem Großen, auch nachdem er sämtliche deutsche Stämme vereinigt hatte, wenn nicht überhaupt erst ermöglicht, so doch wesentlich erleichtert worden durch die tiefe Zerrüttung, in die das bisher als Erbe des römischen Imperiums geltende byzantinische Reich damals verfiel, in furchtbarem Gedränge zwischen dem Ansturm auswärtiger Feinde und wüsten Bürger- und Religionsstreitigkeiten im Innern. Denn so konnten die Griechen zur Verteidigung Italiens nichts Ernstliches thun und mußten nach einigem Sträuben die römische Kaiserwürde als rechtmäßigen Besitz des Frankenkönigs anerkennen. Des weiteren aber hing damit die folgenschwere Wandelung zusammen, die in der Stellung des römischen Bischofs zu Byzanz eintrat und neben und über dem erneuten römischen Kaisertum eine Autorität aufkommen ließ, die nach kirchlicher Universalherrschaft strebte.

Daß der Bilderdienst, wie er sich namentlich in der orientalischen Kirche gestaltet hatte, durch seine grobsinnliche Richtung und die ihm anhaftenden heidnischen Reminiscenzen schweren Anstoß gab, wird niemand in Abrede stellen: setzte er doch das Christentum in den Augen der Mohammedaner und Juden herab, und im Interesse des Christentums selbst war eine Reform wünschenswert. Nur ließ sich diese durch bureaukratische Reglementierung und, wo diese nicht verfing, durch despotisch militärischen Zwang nicht erreichen, den Kaiser Leo III., der Isaurier, dazu anwandte, als er 726 den Bilderdienst erst einschränkte und dann 728 die Bilder des Heilands, der Jungfrau Maria und der Heiligen aus den Kirchen zu entfernen und zu vernichten befahl. Alsbald wurde die Bevölkerung, die sich dereinst um viel schwierigere, dem Verstande des gemeinen Mannes kaum recht faßbare dogmatische Streitfragen zu wildester Leidenschaft erhitzt hatte, von neuem in zwei Parteien gespalten, die, einander mit Erbitterung bekämpfend, die Hauptstadt und das Reich auf lange Jahre zum Schauplatz der heftigsten Streitigkeiten machten und in der Entfaltung der dem gesunkenen rhomäischen Volkstum anhaftenden üblen Eigen-

ſchaften förmlich wetteiferten. Mochte Kaiſer Leo III. auch für jeden freier denkenden Beurteiler das Recht auf ſeiner Seite haben und Lob verdienen durch den immerhin nicht gering anzuſchlagenden ſittlichen Mut, mit dem er auf eine augenfällige Verirrung des chriſtlichen Kultus hinwies, ſo gehörte doch die überwältigende Mehrheit ſeiner Unterthanen zu der Partei der Bilderdiener oder Ikonodulen, welche den um den Kaiſer geſcharten Bilderſtürmern oder Ikonoklaſten mit jedem Erfolg verheißenden Mittel Widerſtand bis aufs äußerſte zu leiſten für heilige Pflicht hielten. Als der Kaiſer die Oppoſition durch die Entſetzung des greiſen Patriarchen Germanus ihres Hauptes zu berauben und durch die Erhebung des gefügigen Anaſtaſius auch die Autorität der Kirche gegen den Bilderdienſt aufzubieten verſuchte, kam es bereits zu einzelnen Aufſtandsverſuchen, die aber noch ſchnell unterdrückt wurden.

Der Mut der Bilderdiener aber wuchs und die Lage des Kaiſers wurde bedenklicher, als Papſt Gregor II. (715—31) mit aller Entſchiedenheit für die Bilder Partei ergriff und Leos Verfahren als völlig verwerflich brandmarkte. Als der Kaiſer mit Gewalt drohte, wies Gregor II. ganz offen auf den ihm jederzeit erreichbaren langobardiſchen Schutz hin und rief alle Gläubigen zur Verteidigung der von den Gottloſen mit dem Untergange bedrohten heiligen Bilder auf. Damals ſagten ſich Ravenna und die Pentapolis von der byzantiniſchen Herrſchaft los, und die Flotte, die Leo zur Herſtellung ſeiner Autorität 733 nach Italien ſchickte, wurde teils durch die tapfere Gegenwehr der Bevölkerung, teils durch hereinbrechende Stürme genötigt unverrichteter Sache heimzukehren. Das erſchien den Bilderdienern wie ein zu gunſten ihrer Sache ergangenes Gottesurteil, und eine römiſche Synode ſprach gegen alle Widerſacher der Bilder den Bann aus. Zu einer förmlichen Losreißung von dem byzantiniſchen Reiche aber, welche damals ſchon einige betrieben zu haben ſcheinen, kam es noch nicht. Aber auch Papſt Gregor III. (731—41) beharrte in dem Widerſtand gegen die bilderfeindlichen Edikte des Kaiſers, der ſeinerſeits die bilderfreundliche Geiſtlichkeit unbarmherzig zu verfolgen fortfuhr. Natürlich ſahen die frommen Eiferer in allem Unheil, das auf anderen Gebieten das Reich traf, nur eine Strafe des Himmels für den gottloſen Bilderſturm, in dem Erdbeben ſowohl, welches die Landſchaften zu beiden Seiten des Bosporus und der Propontis traf und in den volkreichen Städten namenloſes Elend anrichtete, wie in den verwüſtenden Einfällen, mit denen die Mohammedaner die öſtlichen Provinzen heimſuchten.

Schlimmer noch wurden die Zuſtände unter Leos III. Nachfolger, ſeinem Sohne Konſtantin V. (741—75), dem der Haß der Bilderdiener den Beinamen Kopronymus (d. h. der nach dem Miſt Benannte) angehängt hat. Wenn den Berichten, die aus dieſen Kreiſen ſtammen, zu trauen wäre, ſo müßte Konſtantin V. geradezu ein Auswurf der Menſchheit geweſen ſein: nichts iſt ſo gemein und ſo niederträchtig, ſo ſchamlos und ſo grauſam, daß man es ihm nicht nachgeſagt hätte, um das Haupt der Ikonoklaſten als den Inbegriff aller Sündhaftigkeit dem allgemeinen Abſcheu preis zu geben. In

ihrem wilden Fanatismus meinten dieſe Eiferer vor Mit- und Nachwelt alles das totſchweigen zu können, was dieſer Mann während einer mehr als dreißigjährigen Regierung namentlich in der Verteidigung des von allen Seiten beſtürmten Reiches geleiſtet hat, während er, im eigenen Hauſe durch ſchnöden Verrat bedroht, durch Verſchwörung und Aufruhr zeitweilig entthront, die Herrſchaft in mühſeligem Kampf wiedererobern mußte. Wenn er ſich danach gewaltthätig und grauſam zeigte und die zurückgewonnene Herrſchaft durch unbarmherzige Strenge aufrecht zu erhalten ſuchte, ſo trifft ihn wenigſtens nicht allein die Verantwortung dafür, und wenn ſein Leben mit manchem Laſter befleckt war, ſo war eben auch er das Kind einer verwilderten Zeit und das Glied eines demoraliſierten Volkes. Jedenfalls beſaß der vielgeſchmähte Konſtantin V. eine Kraft und namentlich eine militäriſche Tüchtigkeit, wie die entnervten Byzantiner ſie lange nicht an ihrer Spitze geſehen hatten. Der wirkſame Schutz der Oſtgrenze gegen die Araber und die Abwehr der furchtbaren Angriffe der Bulgaren, die er in mühſamen Kriegen an weiterem Vordringen hinderte, waren Thaten, die nur der blinde Haß religiöſer Fanatiker um ihr Verdienſt zu bringen verſuchen konnte, und ſicherten dieſem tapferen Soldaten namentlich bei ſeinen Kampfgenoſſen auf lange Zeit hinaus ein dankbares Gedächtnis. Auch hat nicht Konſtantin V. den Glaubenskampf erneut. Die Bilderdiener vielmehr benutzten 742 ſeine Abweſenheit auf einem Zuge gegen die Araber zu einer Palaſtrevolution, die Konſtantins Schwager Artavasdes zum Kaiſer machte und die Gewalt in Staat und Kirche wieder an ihre Partei brachte. Mit Hilfe ſeiner tapferen iſauriſchen Landsleute, in deren Mitte er ſich zunächſt zurückzog, beſiegte Konſtantin zwar den Gegenkaiſer bei Sardes, mußte dann aber die Hauptſtadt ſelbſt, welche die Bilderverehrer mit Erbitterung verteidigten, durch eine langwierige Belagerung zurückerobern. Wenn die Schuldigen nun ein ſtrenges Strafgericht traf, ſo galt das zunächſt nicht ihrer kirchlichen Stellung, ſondern dem Aufruhr, der kirchlichem Fanatismus durch Entthronung des bilderfeindlichen Kaiſers hatte genugthun wollen. Aber es war doch auch natürlich, wenn Konſtantin V. hinfort in der Bilderverehrung nicht bloß eine dogmatiſche Verirrung, ſondern ein politiſches Verbrechen ſah, das im Intereſſe der Sicherheit des Thrones ausgerottet werden müßte. Damit kam in den heftiger entbrennenden Bilderſtreit ein politiſches Moment, ſo daß er religiöſe und politiſche Leidenſchaften gleichmäßig entfeſſelte und Kirche und Staat tief innerlich zerwühlte. Die Verantwortung dafür trifft namentlich die Unbeſtändigkeit des byzantiniſchen Epiſkopates, der, in ſeiner überwältigenden Mehrheit ein Anhänger des Bilderkultus, ſich doch nicht bloß aus Furcht, ſondern vielfach auch um weltlicher Vorteile willen der entgegengeſetzten Anſicht des Staatsoberhauptes beugte und durch ſeine wechſelnde Stellung und die Faſſung einander geradezu aufhebender Beſchlüſſe die Verwirrung heillos ſteigerte, zugleich aber auch ſeinem Anſehen bei der bilderdieneriſchen Menge ſchweren Abbruch that und die Gewalthaber glauben machte, daß er als gefügiges Werkzeug zu allem zu gebrauchen ſei.

Dagegen fand der Bilderdienſt ſeine ausdauerndſten und opferfreudigſten Verteidiger in den Scharen der Mönche, welche daher von der Verfolgung auch beſonders ſchwer getroffen wurden, aber durch das ihnen bereitete Martyrium in den Augen des Volkes an Heiligkeit und an Einfluß gewannen. Ihr litterariſcher Vorkämpfer wurde der Damascener Johannes Chryſorrhoas, der Sprößling eines ſyriſchen Griechenhauſes, das den Kalifen eine Reihe hervorragender Beamten geliefert hatte, wie er ſelbſt am Hofe zu Bagdad als Schatzmeiſter eine angeſehene Vertrauensſtellung einnahm, bis er ſich in die Stille des Kloſters S. Saba bei Jeruſalem zurückzog, um frommen Übungen und theologiſchen Studien zu leben. Während ihm die griechiſche Kirche in der Hauptſache die endgültige Formulierung ihrer Glaubens- und Sittenlehre verdankt, warf er ſich mit ſeinen „Reden für die Bilder" zum beredteſten und feurigſten Verteidiger der Bilderverehrung auf, zu deren Gunſten er eine mächtige Wirkung ausübte.

Eine furchtbare Peſt, die, 746 von Sizilien hereingeſchleppt, einen großen Teil des Reiches heimſuchte und namentlich in der dichtbevölkerten Hauptſtadt zahlloſe Opfer forderte, dann der mühſelige Kampf gegen die von Norden her andringenden Bulgaren, vor denen die in den bedrohten Landſchaften ſitzenden Slawen ſüdwärts wichen und die durch die Seuche entvölkerten griechiſchen Gebiete beſiedelten, und der fortdauernde Grenzkrieg gegen die Araber im Oſten, gegen die es auch zur See zu kämpfen galt, nahmen Konſtantin V. zunächſt ſo ganz in Anſpruch, daß er erſt zehn Jahre nach der Niederſchlagung des Aufſtandes der Bilderfreunde unter Artavasdes auf dem von ſeinem Vater beſchrittenen Wege gegen die Ikonodulen vorgehen konnte. Zu Beginn des Jahres 754 verſammelte er in Konſtantinopel ein von mehr als dreihundert Biſchöfen beſuchtes Konzil, das auf dem aſiatiſchen Ufer in dem Hierionpalaſt tagte. Dieſes verdammte die Bilderverehrung als eine Erfindung des Teufels, weil ſie einerſeits dadurch, daß man den Heiland doch nur in ſeiner menſchlichen Geſtalt darzuſtellen vermöge, monophyſitiſche Ketzerei enthielte, anderſeits aber durch die bildliche Veranſchaulichung der Heiligen, deren himmliſcher Zuſtand dem menſchlichen Denken unfaßbar ſei, etwas Unmögliches zu leiſten ſich unterfinge: ausſchließlich das Kreuz ſollte als Symbol geduldet werden. Weiterhin wurde nicht bloß die Entfernung und Vernichtung der noch vorhandenen Bildwerke empfohlen, auch die Anfertigung von ſolchen wurde ſtrengſtens verboten und mit ſchweren Strafen bedroht. Gerade dieſe Beſtimmung ſteigerte die Erregung der Mönche, die ſich vielfach mit der Anfertigung von plaſtiſchen Bildwerken und kirchlichen Gemälden beſchäftigten und ſich durch die Abſchneidung einer reichlich fließenden Einnahmequelle wirtſchaftlich geſchädigt ſahen. Von ihnen aufgereizt, erhob ſich die Maſſe des Volkes, das in den Bildern das Chriſtentum ſelbſt bedroht wähnte, vielfach gewaltſam zur Verteidigung der Bilder und forderte dadurch auch den Kaiſer zu gewaltſameren Maßregeln heraus, die ſich vorzugsweiſe gegen die Klöſter und deren Inſaſſen richteten. Straſeinquartierung, Plünderung, Raub und Verwüſtung

aller Art trafen diese, die Mönche wurden ausgetrieben, verhöhnt, mißhandelt, nicht selten eingekerkert, verstümmelt oder gar dem Tode überliefert, und selbst sein Jammern und Klagen beim Anblick der blutigen Exekutionen wurde dem Volke von dem leidenschaftlich verbitterten Kaiser zum Verbrechen angerechnet und als solches gestraft. Und dennoch beugten sich die Bilderdiener nicht, ja, die Furchtbarkeit des Martyriums, das sie über die hervorragendsten Bekenner kommen sahen, steigerte ihre Zuversicht, ließ ihren Eifer mächtiger aufflammen und erfüllte immer weitere Kreise mit begeistertem Glaubensmut, und der römische Bischof, der, beständiger als die von Hofgunst abhängigen Patriarchen von Konstantinopel, unbeirrt durch alle Drohungen, an dem Bilderdienst festhielt, wurde nicht müde die Gläubigen durch tröstenden Zuspruch und lobende Anerkennung zum Ausharren zu ermutigen.

Erst mit dem Tode Konstantins V. (775) ließ die Heftigkeit des Kampfes nach. Sein Sohn und Nachfolger Leo IV. (775—80) änderte zwar nichts an den gegen den Bilderdienst erlassenen Verfügungen und den sie bestätigenden Konzilbeschlüssen, aber er stellte doch die Verfolgung der Widerstrebenden ein und erlaubte den ausgetriebenen Mönchen die Heimkehr. Vielleicht entsprang diese Milde der Sorge um die Zukunft seiner Dynastie, gegen die des Vaters strenge Gewaltherrschaft eine gefährliche populare Strömung hervorgerufen hatte. Da ihm selbst ein langes Leben nicht beschieden zu sein schien, nahm Leo IV. seinen erst fünf Jahre alten Sohn Konstantin zum Mitkaiser an und ließ ihm von den Großen in besonders feierlicher Weise Treue schwören. Dennoch hatte er bald gegen ein Komplott einzuschreiten, das seine eigenen Stiefbrüder, die Söhne Konstantins V. aus einer zweiten Ehe, angezettelt hatten; ja, die ihnen gewährte Gnade belohnten sie bald danach durch einen neuen Versuch derselben Art, und selbst in der Stille des Klosters, in die man sie nun verwies, fanden sie Mittel und Wege zur Fortsetzung ihres hochverräterischen Treibens und machten, aus der Haft entfliehend, einen letzten verzweifelten Versuch, um das Volk der Hauptstadt zu offenem Aufruhr mit sich fortzureißen. Nun wurden sie in strenge Haft nach Athen abgeführt und sind dort elend verkommen. Denn die Athener galten damals für besonders zuverlässige Stützen der isaurischen Dynastie: teilte doch eine schöne Athenerin, Irene, den Thron Leos IV. und war die Mutter des jungen Mitkaisers — eine leidenschaftliche, herrschsüchtige Frau, auf welche die Bilderfreunde längst ihre Hoffnungen gesetzt zu haben scheinen und die nur auf den Augenblick wartete, wo sie ihre bisher klug verborgene wahre Gesinnung zu deren Gunsten entscheidend bethätigen konnte. Bei seinem Tode 780 übertrug ihr Leo IV. die vormundschaftliche Regierung für den erst zehn Jahre alten Konstantin VI.

Konstantin VI. als Knabe und seine Mutter Irene. Goldmünze.

CONSTANTINOS C' (καὶ) ЄIR. Kehrseite: CONST AГVSTI ЄГ ЄIRI; im Felde die Ahnen des Kaisers: Leo III., Konstantin V. und Leo IV. Originalgröße. Berlin, kgl. Münzkabinet.

Eine Zeit ſchwerer äußerer Bedrängnis und neuer Stürme im Innern begann mit der Regierung der Athenerin für das Reich, das mehr als je einer ſtarken männlichen Leitung bedurft hätte. Indem Irene die ihr mangelnden Herrſchergaben durch Intriguen zu erſetzen und ihre ſtets bedrohte Stellung durch Begünſtigung ihr blindlings ergebener Emporkömmlinge zu befeſtigen, die Gegner aber durch gefliſſentliche Nährung der Zwietracht und der Parteiungen am Hofe zu teilen und unſchädlich zu machen ſuchte, es alſo unternahm, die großen Übel einer an ſchweren Bedrängniſſen überreichen Zeit durch die einer ſelbſtſüchtigen weiblichen Natur entſprechenden kleinlichen Mittel notdürftig zu beſchwören, benutzten die Abbaſiden den günſtigen Zeitpunkt zu einem neuen kriegeriſchen Anſturme, der ſie bis unter die Mauern der zitternden Hauptſtadt führte. Schon 781 drang des Kaliſen Mahdi zweiter Sohn, der zu ſo großen Dingen berufene Harun (nachmals al Raſchid, d. i. der Gerechte genannt) bis an den Bosporus vor und ſchüchterte durch ſein rückſichtslos drohendes Auftreten die Kaiſerin und ihren unkriegeriſchen Hof ſo ein, daß ſie ihm um einen Tribut von jährlich 70 000 Goldſtücken einen unſicheren Frieden abkauften und ihn mit der gemachten reichen Beute und einer Menge von Gefangenen unbeläſtigt nach der Grenze davonziehen ließen. Und ſo oft in den folgenden Jahren das byzantiniſche Reich ſich dieſer Tributpflicht zu entziehen verſuchte, brach Harun, der ſeit 788 ſelbſt den Thron der Kaliſen inne hatte, mit Heeresmacht in die aſiatiſchen Provinzen ein und erzwang die Zahlung, die jedenfalls noch geringere Opfer erforderte als ein unglücklicher Krieg mit einem ſo furchtbaren Feinde. Auch an der Nordgrenze, deren Neubefeſtigung Konſtantins V. Hauptverdienſt geweſen war, erwehrten ſich die Byzantiner nur mit äußerſter Anſtrengung der Bulgaren, welche die Zeit des Weiberregimentes zu fernerer Gebietserweiterung zu benutzen eilten.

Es iſt charakteriſtiſch für jene Zeit, daß der Herrſcherin ebenſo wie dem Volke dieſe kriegeriſchen Bedrängniſſe viel weniger Sorge machten als die Begleichung der kirchlichen Gegenſätze, zu denen die bilderfeindliche Richtung der drei letzten Kaiſer den Anlaß gegeben hatte. Irene ſelbſt, eine Tochter der Stadt, wo das befreiende Licht der Aufklärung einſt ſeinen Urſprung genommen hatte, war offenbar von Jugend auf in die grobſinnlichen und abergläubiſchen Anſchauungen der Ikonodulen tief verſtrickt und hatte inmitten des bilderfeindlichen byzantiniſchen Hofes ihre wahre Geſinnung nur klug verheimlicht, um nicht ihre Stellung und ihre Zukunft zu gefährden. Jetzt, in den Beſitz der Gewalt gelangt, leitete ſie eine völlige Umkehr ein, um dem kirchlichen Aberglauben zu einem vollſtändigen Sieg über den aufgeklärten Deſpotismus zu verhelfen. Gewiß entſprach ſie den Geſinnungen und den Wünſchen der überwältigenden Mehrheit ihrer Unterthanen; auch wurde es ihr dadurch erleichtert, daß die Geiſtlichen, deren ſich Leo III. und Konſtantin V. zur Durchſetzung ihres Willens bedient hatten, wohl nur ausnahmsweiſe ſich aus Überzeugung gegen die Bilder erklärt, die meiſten ſich einfach dem Befehle der jeden Ungehorſam unbarmherzig ſtrafenden Kaiſer gebeugt hatten und

ſeitdem in ſteter Gewiſſensnot ringend, bedroht von dem Volke und den Mönchen, von Rom her mit kirchlichen Strafen geängſtigt, nichts ſehnlicher begehrten als aus der heilloſen Lage befreit zu werden, in die ſie ſich durch ihre Scheu vor dem drohenden Martyrium gebracht hatten. Widerſtand gegen die beabſichtigte Reaktion war nur von der Armee zu erwarten, auf der das Kaiſertum der Iſaurier beruhte und mit deren Hilfe Leo III. und Konſtantin V. ihren bilderfeindlichen Dekreten Gehorſam erzwungen hatten. Durch Entlaſſung der alten Truppen und vorſichtige Auswahl des Erſatzes wurde dieſe Gefahr beſeitigt und in dem neuen Heere eine Waffe geſchaffen, mit der man den zu erlaſſenden bilderfeindlichen Geſetzen im Notfall Gehorſam erzwingen konnte. Der Patriarch Paulus, von Gewiſſensbiſſen über die den Ikonoklaſten geleiſtete Beihilfe gequält, dankte ab, um ſeine Schuld im Kloſter zu büßen, und wurde erſetzt durch den in hohen Staatsämtern bewährten Taraſios, einen Laien, für den natürlich nur politiſche Geſichtspunkte in Betracht kamen. Eine Geſandtſchaft bahnte den Frieden mit Rom an und ſicherte die Unterſtützung Hadrians I. (775—92) für das Gott wohlgefällige Werk, während die Geſetze gegen den Gebrauch der Bilder ungeſtraft mißachtet werden durften, ſo daß die Bilderfreunde ſich dankbar um die Kaiſerin ſcharten, die Bilderfeinde aber die thatſächlich eingetretene neue Ordnung ſtillſchweigend ertragen lernten. So vorbereitet, geſchah 787 der entſcheidende Schritt durch ein Konzil in Nicäa, deſſen Teilnehmer zu einem Drittel aus Kloſtergeiſtlichen beſtanden, die als Bilderdiener hart verfolgt worden waren, während die wenigen Vertreter der bilderfeindlichen Richtung, durch die draußen ſtehenden Truppen eingeſchüchtert, ihre Sache gar nicht ernſtlich zu verteidigen wagten. Daß Legaten Hadrians I. erſchienen waren und ein paar aus Paläſtina herbeigekommene Mönche für Vertreter der morgenländiſchen Kirche ausgegeben werden konnten, gab der Fiktion, als handele es ſich um ein ökumeniſches Konzil, freilich nur eine dürftige Scheinbegründung. Natürlich entſprachen die gefaßten Beſchlüſſe vollkommen den Abſichten Irenens und ihrer geiſtlichen Ratgeber. Das Konzil von Hierion wurde als ketzeriſch verdammt, das Andenken der an den bilderfeindlichen Geſetzen beteiligten Patriarchen verflucht und jeder, der jenen Dekreten noch gehorchen würde, aus der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſtoßen. Weiter erklärten die verſammelten Geiſtlichen dann, daß auch die Bilder des Heilandes, der Jungfrau, der Engel und der Heiligen durch Kuß und Kniebeugung verehrt werden dürften, während von einer Anbetung, die ausſchließlich Gott gebühre, nicht die Rede ſein könnte.

Im Hinblick auf den Radikalismus der früheren bilderfeindlichen Beſchlüſſe iſt den Erklärungen des nicäniſchen Konzils von 787 das Verdienſt der Mäßigung nicht abzuſtreiten. Es wurde doch ein gewiſſer mittlerer Zuſtand hergeſtellt, der auch für die Bilderfeinde erträglich war, da er die Bilderverehrung ihnen ja nicht aufzwang, ſondern nur für erlaubt erklärte, im weſentlichen alſo die Entſcheidung dem Gewiſſen jedes Einzelnen anheimſtellte. Wohl hätte ſich auf dem ſo gewonnenen Boden ein friedliches Nebeneinander

der Parteien entwickeln können. Für das Gedeihen des Reiches wäre damit die erſte und unerläßlichſte Bedingung geſchaffen worden, und der Ehrenname der zweiten Helena, mit dem die jubelnden Ikonodulen Irene der von der Legende verklärten Mutter Konſtantins des Großen an die Seite ſetzten, hätte wenigſtens eine Art von Berechtigung gehabt. Aber die furchtbare Saat leidenſchaftlicher Verbitterung, welche der Bilderſtreit gezeitigt hatte, wucherte fort und brachte neues Unheil, neue Gewaltthaten und neue kirchliche und bürgerliche Kriege hervor. Den Eiferern unter den Bilderdienern war durch die nicäniſchen Beſchlüſſe nicht genug gethan; die ſtrengen Bilderfeinde verabſcheuten ſie als einen Rückfall in den Aberglauben. Um ſo verwerflicher war es, daß Irene in der Freude an dem Beſitze der Gewalt, der ja gerade auf Naturen dieſer Art einen unwiderſtehlichen Reiz auszuüben pflegt, planmäßig darauf ausging, ſich desſelben auf die Dauer zu verſichern. Gefliſſentlich hatte ſie des jungen Konſtantin Erziehung vernachläſſigt, gefliſſentlich hielt ſie ihn jetzt von dem ihm gebührenden Anteil an der Regierung zurück; ſeine Verlobung mit des großen Frankenkönigs Tochter Rotrud, durch welche das damals angebahnte freundſchaftliche Verhältnis zwiſchen den bisher über die langobardiſchen und Beneventaner Wirren verfeindeten Reichen und Herrſcherhäuſern auch für die Zukunft hatte geſichert werden ſollen, wurde von ihr gelöſt, vermutlich weil ſie den Schwiegerſohn des mächtigſten Herrſchers der Chriſtenheit nicht mehr in ſo unwürdiger Abhängigkeit hätte halten können; ſie nötigte Konſtantin eine armeniſche Fürſtin zur Gattin auf. Das alles ließ keinen Zweifel über Irenens Abſichten: ſie verſtimmten das Heeer, das endlich wieder einen kaiſerlichen Feldherrn an ſeiner Spitze zu ſehen wünſchte; auch von den Großbeamten waren viele des intriguenreichen Weiberregiments müde. So plante man die Verbannung Irenens, aber dieſe kam zuvor, ſtürzte, verbannte oder tötete die ihr feindlichen Beamten und ſetzte ihren Sohn gefangen. Sie war auf dem Wege, ſich dauernd der Alleinherrſchaft zu bemächtigen, als ein Aufſtand der gegen die Araber im Felde ſtehenden Legionen ſie 791 zur Freilaſſung und Herſtellung Konſtantin VI. nötigte, der Gewalt beraubte und vom Hofe entfernte.

Aber Irene ſann nicht bloß auf Wiedergewinnung der Macht, ſondern auch auf Rache an dem Sohne und deſſen Beratern. In jahrelang konſequent durchgeführtem Trugſpiel ſchien ſie nur noch die liebende Mutter, die ausſchließlich ihres Kindes Glück und Wohlfahrt auf dem Herzen trägt, und wiegte den Jüngling ſo allmählich in verderbliche Sicherheit. Im geheimen aber warb ſie namentlich unter dem bilderdieneriſchen Klerus eine Partei, um den Sohn zu entthronen, deſſen Stellung ſie durch üble Nachreden planmäßig untergrub. Daß Konſtantin VI. nach Verſtoßung ſeiner armeniſchen Gemahlin mit einer der Damen des Hofes eine neue Ehe einging, zog ihm die Feindſchaft der eifernden Geiſtlichkeit zu. Als er den loſen Reden dieſer Leute ſtrenge entgegentrat und die Hauptſchreier als Aufrührer beſtrafte, griff die Unzufriedenheit, die Irene in Gemeinſchaft mit dem einflußreichen Stauratios, einem der

erſten Beamten des Reiches, nach Kräften nährte, immer mehr um ſich. Bald ſtand Irene, den Sohn auch jetzt noch durch erheuchelte Liebesbeweiſe täuſchend, an der Spitze einer weit verzweigten Verſchwörung, die nur auf ihren Wink zum Losſchlagen wartete. Aber noch im letzten Augenblick drohte der Plan zu ſcheitern: Konſtantin ſchien Verdacht zu ſchöpfen, denn er wollte ſich ins Lager in die Mitte der Truppen begeben. Da entſank den Mitwiſſern der Mut, und erſt durch die Drohung, alles zur Kenntnis ihres Sohnes zu bringen und dieſem die Beweiſe für ihre Schuld vorzulegen, nötigte Irene die in ihre Hand gegebenen Verſchworenen bis ans Ende mit ihr zu gehen. Konſtantin VI. wurde 797 überfallen und in Haft genommen, dann in barbariſcher Weiſe des Augenlichts beraubt und ſo zu elendem Siechtum geweiht, bis ihn einige Jahr ſpäter der barmherzige Tod von dem jammervollen Daſein erlöſte, zu dem ihn in faſt beiſpielloſer Unmenſchlichkeit die eigene Mutter verurteilt hatte. Wohl mag es dieſer gelungen ſein, im Genuſſe der kaiſerlichen Macht, die ſie in eitlem Prunk vor den Augen des Volkes zur Schau zu ſtellen liebte, und in dem Stolze auf das Verdienſt, das ſie durch die Herſtellung des Bilderdienſtes ſich um die Kirche erworben hatte, ihr ſchuldbeladenes Gewiſſen zeitweiſe zu betäuben: das Gefühl der Sicherheit aber und das Vertrauen auf die Beſtändigkeit ihres Glücks blieb ihr allezeit fremd. Inmitten der Ränke eines entſittlichten Hofes durch die gemeinſame Schuld an die Werkzeuge ihrer Freveltaten gebunden und bedrängt in dem Streite der Günſtlinge, die einander den Rang abzulaufen ſuchten, fürchtete Irene fortdauernd das Hereinbrechen der Vergeltung. Von Staurakios befreite ſie ſein plötzlicher Tod, als er eben im Begriff ſtand ſie zu entthronen und ſich ſelbſt der Herrſchaft zu bemächtigen. An ſeine Stelle trat ſein alter Widerſacher Aëtios, Irenen verbunden, ſeit er ihres Gemahls Oheime nach ihren wiederholten Aufſtandsverſuchen unſchädlich gemacht hatte. Aber auch er war des Regiments der unzuverläſſigen Frau und ihrer unwürdigen Höflinge bald müde und wollte ſie ſeinem Bruder Leo vermählen, um ſo den Purpur an ſein Haus zu bringen. Da kam ihm Nikephorus, der Großſchatzmeiſter, zuvor: von zahlreichen Mitverſchworenen zum Kaiſer erhoben und von dem Patriarchen mit dem Diadem geſchmückt, zwang er Irene zum Verzicht und zur Auslieferung der angehäuften Schätze, um ſie dann nach Lesbos deportieren zu laſſen, wo ſie, ſich mühſam als Spinnerin ernährend, ihr Leben in Not und Elend beſchloſſen hat. Um ſo mehr wurde ſie von der dankbaren Kirche gefeiert, welche die freigebige Gönnerin der lange Jahre ſo hart verfolgten Mönche, die Herſtellerin des Bilderdienſtes, ihren Heiligen anreihte und damit um des einen großen Verdienſtes willen von all der ſchweren Sündenſchuld, die ſonſt auf ihr laſtete, vor der Nachwelt ſtillſchweigend losſprach.

Auch des Nikephorus (802—11) Regierung brachte dem Reiche nicht beſſere Zeiten. Die Geldgier des ehemaligen Schatzmeiſters war unerſättlich, und ſein hartes fiskaliſches Syſtem traf alle Stände gleich ſchwer und richtete

den öffentlichen Wohlſtand vollends zu Grunde. Als er ſogar den Sold der Legionen herabſetzte, kam es zu einer Meuterei, die er durch trügeriſche Verſprechungen freilich ſchnell beſchwichtigte. Auch der Geiſtlichkeit gegenüber, welche unter Irene ihr Haupt ſtolz erhoben hatte, führte Nikephorus ein eiſernes Regiment und erzwang ſogar die kirchliche Anerkennung ſeines ſchrankenloſen Deſpotismus durch eine Synode (809), welche den Kaiſer für über dem Geſetze ſtehend und durch dasſelbe nicht gebunden erklärte. Freilich gewann er durch kriegeriſche Tüchtigkeit die Achtung ſeines Volkes, wenn er auch im Kampfe gegen Araber und Bulgaren nicht eben glücklich war. Die Verweigerung des bisher gezahlten Tributes hatte bereits 802 einen neuen Angriff des Kalifen Harun al Raſchid zur Folge; den ihm dadurch aufgenötigten nachteiligen Frieden brach der Kaiſer, um dem ſchlagfertigen Gegner alsbald zum zweitenmale zu erliegen. Das wiederholte ſich noch mehrfach. Trotz einer ſchweren Niederlage, welche ihm die Araber 804 in Phrygien beibrachten, griff Nikephorus 806 nochmals zu den Waffen: nur eine neue Überflutung Kleinaſiens durch Harun al Raſchids gewaltige Heeresmaſſen war die Folge. Heraklea am Pontus wurde von ihnen erobert und zerſtört, und in dem nun eilig erbetenen Frieden mußte Nikephorus ſich demütigender Weiſe verpflichten, die Stadt nicht wieder aufzubauen; auch ein Tribut wurde dem Reiche auferlegt und Nikephorus als ein Höriger des Kalifen dargeſtellt dadurch, daß er für ſich und die Seinen hinfort noch eine beſondere Kopfſteuer von drei Goldſtücken nach Bagdad entrichten mußte. Auch auf einem Zuge gegen die Bulgaren erlitt er im Sommer 811 eine ſchwere Niederlage und fand ſelbſt den Tod. Sein Sohn Staurakios entkam ſchwer verwundet nach der Hauptſtadt, zog ſich aber in ein Kloſter zurück, ſo daß Heer und Volk zugleich mit der Geiſtlichkeit ſich von ihm abwandten und ſeinen Schwager, den Großmeiſter des Palaſtes, Michael Rhangabe, zum Herrſcher ausriefen.

Was dieſen für den Thron empfohlen haben mag, iſt nicht erſichtlich: hatte man aus irgend einem Grunde von ihm beſſere Zeiten erhofft, ſo ſind derartige Erwartungen in den zwei Jahren ſeiner Regierung arg enttäuſcht worden. Wohl ſtach Michael I. (811—13) gegen den ſchmutzigen Geiz ſeines Vorgängers vorteilhaft ab durch ſeine verſchwenderiſche Freigebigkeit; auch die Geiſtlichkeit, der er bei ſeiner Erhebung beſtimmte Zuſagen gemacht hatte, freute ſich des harten Druckes entledigt zu ſein, unter dem der Deſpotismus ſeines Vorgängers ſie gehalten hatte: aber von den Eigenſchaften, welche zu einer erfolgreichen Regierung dieſes tief zerrütteten Reiches nötig waren, entwickelte Michael I. keine. Sein Eifer für die Bilderverehrung und ſeine Vorliebe für die Erörterung dogmatiſcher Streitfragen gaben den leidigen Glaubensſtreitigkeiten neue Nahrung; er erbitterte die Verfolgten durch blutige Grauſamkeit. Viel von dem, was er verſah, ſcheint auf den verderblichen Einfluß ſeiner herrſchſüchtigen und eitlen Gemahlin Prokopia zurückgeführt werden zu müſſen, die ſich nach Amazonenart ſogar in die Leitung des Heeres miſchte und im Felde eine Rolle zu ſpielen trachtete. Das veranlaßte ſchließ-

lich Michaels I. Sturz. Auf einem Zug gegen die Bulgaren, welche Makedonien und Thrakien ausgeraubt hatten und bis vor Konstantinopel selbst gestreift waren, kam es zur Rebellion des murrenden Heeres, das den als Feldherrn bewährten Armenier Leo zum Kaiser erhob. Obgleich die Bevölkerung der Hauptstadt, wohin Michael floh, für ihn zu kämpfen bereit war, gab der Kaiser doch kleinmüthig alles verloren und erkaufte um den Preis schnellen Verzichts auf den Purpur Schonung seines Lebens: noch lange Jahre hat er in einem Kloster bei Konstantinopel als Mönch verbracht; sein Sohn Nikator widmete sich dem geistlichen Stande.

In Leo V., dem Armenier (813—20), überwog durchaus der Soldat: die verwilderten Legionen wurden wieder an Zucht und Ordnung gewöhnt, und auch in den staatlichen Verhältnissen war seine militärische Straffheit und Pünktlichkeit von wohlthätiger Wirkung. Mit der Herstellung der Ruhe kehrte bei der Bevölkerung ein lange nicht gekanntes Gefühl der Sicherheit wieder. Vor allem wurde der Bulgarennot endlich kräftig und mit Erfolg begegnet. Unter seinem Fürsten Krum war dieses barbarische Volk damals bis unmittelbar an die Hauptstadt vorgedrungen: von ihren Mauern mußten die Byzantiner Zeugen der gräßlichen Festlichkeiten sein, mit denen es seine Siege verherrlichte und bei denen die Abschlachtung von Gefangenen eine entsetzliche Rolle spielte. Leos Versuch, sich während trügerischer Unterhandlungen Krums durch Überfall zu entledigen, mißlang und gab den Bulgaren Anlaß zu neuen Raubthaten, denen selbst einer der vorstädtischen Kaiserpaläste zum Opfer fiel. Dann zogen die Bulgaren mit ungeheurer Beute und Scharen von Gefangenen nordwärts und suchten Thrakien und Makedonien abermals furchtbar heim. Aber Leo V. eilte ihnen nach, verlegte ihnen durch eine geschickte Umgehung den Weg und lieferte ihnen im April 814 bei Mesembria eine Schlacht, die mit ihrer völligen Niederlage endigte und den Nachfolger des gefallenen Krum zu einem Vertrage bestimmte, der dem byzantinischen Reiche für die nächsten dreißig Jahre nach dieser Seite hin Ruhe schaffte. Da glaubte Leo V. die Zeit gekommen, um durch neue bilderfeindliche Erlasse die unter Irene erfolgte Reaktion zu gunsten des Aberglaubens rückgängig zu machen. Als sein Befehl zur Beseitigung der Bilder keinen Gehorsam fand, ja die bilderfreundliche Geistlichkeit zusammentrat und Abwehrmaßregeln beriet, ließ er die Leiter der Bewegung einkerkern, setzte den bilderfreundlichen Patriarchen Nikephorus ab und veranstaltete 815 eine Kirchenversammlung, welche die Schlüsse der nicänischen Konzils von 787 annullierte. Nun entbrannte der Kampf von neuem und die Schreckensszenen kehrten wieder, die das Reich in früheren Jahren mit Haß und Leidenschaft und mit Jammern und Klagen erfüllt hatten. Während desselben kam Leo selbst unter eigentümlichen Umständen um Thron und Leben. Einer seiner Feldherren, Michael mit dem Beinamen der Stammler, der bei der Entthronung Michaels I. und der Erhebung Leos eine hervorragende Rolle gespielt hatte und dem letzterer eigentlich den Purpur zu verdanken haben sollte, wurde überführt, die ihm von dem dankbaren Kaiser überreich gewährten Gunsterweise in

ſchnödem Undank durch verräteriſche Umtriebe vergolten zu haben. Nach Enthüllung derſelben zum Tode verurteilt, ſollte Michael der Stammler Weihnachten 820 verbrannt werden. Aber auf Fürbitte ſeiner Gemahlin Theodora verſchob Leo die Vollſtreckung des Urteils bis nach der hohen Feſtzeit. In der ihm ſo gewährten Friſt fand der Verurteilte Gelegenheit, ſich von dem Kerker aus mit ſeinen Freunden in Verbindung zu ſetzen: als Geiſtliche verkleidet fanden einige von dieſen mit den Klerikern und Sängern, die der vom Kaiſer beſuchten Frühmeſſe beizuwohnen beſtimmt waren, Eingang in den Palaſt und hieben mit ihren unter den Kutten verborgen gehaltenen Schwertern den ſich verzweifelt wehrenden Kaiſer in einer greulichen Metzelei an heiliger Stätte nieder.

Unter dem Jubel der Bilderfreunde, die in dieſem Ende Leos die himmliſche Strafe für ſeine Bilderfeindſchaft erkennen wollten, ſtieg nun Michael II. der Stammler (820—29) aus dem Kerker, von wo er zu qualvollem Flammentod hatte geführt werden ſollen, auf den Thron, ein Mann, der durch ſoldatiſche Straffheit und Tüchtigkeit manches Gute wirkte, aber durch die unparteiiſche Haltung, die er, ſeiner kühlen und ſkeptiſchen, alles zu ironiſieren geneigten Art gemäß, in dem Bilderſtreit annahm, es mit beiden Parteien verdarb, ſchon weil er die Verfolgungsſucht beider mit gleicher Strenge niederhielt. Er vergab jedenfalls der Autorität des Kaiſertums nichts, ließ ihr gegenüber aber auch die der Kirche als indifferent erſcheinen, wenn er verfügte, daß die Beſchlüſſe der in Sachen des Bilderſtreites gehaltenen Synoden auch ferner zu Recht beſtehen ſollten, die bilderfeindlichen ebenſogut wie die bilderfreundlichen, daß demnach ein jeder es mit der Bilderverehrung halten könnte, wie ihm gut ſchiene, daß aber niemand den andern darum ſtören oder behelligen ſollte: er proklamierte eine Neutralität, welche beiden Teilen eine bisher unbekannte Toleranz gewährte. In dieſem vermittelnden Sinne bemühte er ſich auch um eine Verſtändigung mit der fränkiſchen Kirche, die im Gegenſatz zu den Bilderſtürmern die Bilder duldete, aber nicht als Gegenſtände der Verehrung, die Gott allein gebühre, und ſich noch unter Karl dem Großen ſelbſt auf einer Synode zu Frankfurt 794 in dieſem vermittelnden Sinne ausgeſprochen und die nicäniſchen Beſchlüſſe von 787 demgemäß verworfen hatte. Ebenſo äußerte ſich 825 eine Synode zu Paris; doch gelang es Michael II. nicht, den Papſt zu einer zuſtimmenden Erklärung zu gewinnen. In ähnlichem Geiſte waltete nach ſeinem Tode ſein Sohn Theophilus (829—42), der mit Strenge auf Recht und Gerechtigkeit hielt und das arg verwilderte Beamtentum wieder zu gewiſſenhafter Pflichterfüllung zu erziehen ſtrebte. Den Widerſtand der bilderdieneriſchen Mönche zu brechen gelang freilich auch ihm nicht, und die Erbitterung über den Trotz, dem er da begegnete, verleitete ihn zu heftiger Verfolgung der unverbeſſerlichen Eiferer. Dagegen übertraf er den ungebildeten und geiſtigen Beſtrebungen unzugänglichen Vater durch eine lebhafte Empfänglichkeit für Kunſt und Wiſſenſchaft, die unter ihm wieder beſſere Zeiten ſahen. Überhaupt erholte ſich das Reich in den dreizehn Jahren ſeiner ernſten und

pflichttreuen Regierung, und auch der tief gesunkene Wohlstand besserte sich mit dem Wiederaufleben von Handel und Gewerbe. Beeinträchtigt freilich wurde diese günstige Entwickelung durch unglückliche Kriege mit den Arabern. Denn den anfänglichen Erfolgen, die er 837 in den Landschaften am oberen Euphrat erfochten und unbarmherzig zur Wüstlegung und Entvölkerung des Landes benutzt hatte, folgte 838 eine vernichtende Niederlage, die ihm der mit gewaltiger Macht nach Phrygien gezogene Kalif Mutassim bei Amorium beibrachte. Als dann diese Stadt nach verzweifelter Gegenwehr gefallen war, wurde sie von den erbitterten Mohammedanern dem Erdboden gleich gemacht und die Einwohnerschaft, soweit sie nicht gefallen war, in die Sklaverei geschleppt. Auch in der Folge dauerte der Krieg an der Ostgrenze mit wechselndem Glück für die Byzantiner fort. Immerhin aber gehörte des Theophilus Regierung zu den glücklichsten, welche dem schwer heimgesuchten Reiche in jenem Zeitalter beschieden waren, und sicherte ihm bei seinen Unterthanen ein gesegnetes Andenken. Auch wurde nach seinem Tode auf dem von ihm gelegten Grunde verständig weitergebaut und so noch auf längere Zeit eine günstige Entwickelung gesichert, die namentlich auch Kunst und Wissenschaft zu gute kam. Zum zweitenmal war damals eine Frau an die Spitze des Reiches berufen, die aber nicht den Pfaden Irenens folgte.

Michael III. als Knabe, seine Mutter Theodora und seine Schwester Thekla.

Auf der Vorderseite MIXAHL S (καὶ) ΘECLA. Auf der Kehrseite die Regentin ΘEOΔORA ΔESPVNA. Griechische und lateinische Buchstaben gemischt Originalgröße Berlin, kgl. Münzkabinet.

Beim Tode des Theophilus war sein Sohn Michael III. unmündig und die Regentschaft wurde in die Hand seiner Mutter Theodora gelegt, die, durch Frömmigkeit und Sittenreinheit ebenso ausgezeichnet wie durch Schönheit, durch ernsten und verständigen Sinn, maßvolle Besonnenheit und ruhige Thatkraft, unter dem Beirat bewährter Großbeamten dem Reiche noch einige glückliche Jahre sicherte. Auch in der Frage des Bilderdienstes behielt sie des Theophilus vermittelnde Politik bei, so daß die leidenschaftliche Erregung früherer Jahre vollends nachließ und die streitenden Parteien sich zu friedlichem Nebeneinanderleben gewöhnten. Nur in der grausamen Verfolgung der paulicianischen Sekte, die seit der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts für ihr Streben nach Erneuerung des apostolischen Christentums namentlich in den pontischen Provinzen zahlreiche Anhänger gewonnen hatte und sich nun zur Abwehr der drohenden Vernichtung gewaffnet erhob, mit den Arabern in Verbindung trat und von ihren unzugänglichen Bergen aus lange Jahre einen erbitterten Volkskrieg führte, wurde Theodora von dem unruhigen Eifer der fanatischen Bilderfreunde ein verhängnisvolles Zugeständnis abgedrungen. Auch in der Wahrung der Grenzen war Theodora nicht unglücklich: mit dem Kalifate von Bagdad, das bereits durch innere Schwierigkeiten geschwächt wurde, lebte man in einem wohlthätigen Friedenszustand, der namentlich den östlichen Provinzen

zu gute kam. Auch an der Grenze gegen die Bulgaren dauerte die Ruhe an und der unter ihrem Schutz entwickelte nachbarliche Verkehr ermöglichte der byzantiniſchen Kultur allmählich auf das barbariſche Volk einzuwirken: griechiſche Miſſionare wagten ſich nunmehr in größerer Zahl nach Bulgarien und verkündigten das Evangelium. Nur im Weſten erlitt das Reich immer größere territoritale Einbuße. In Sizilien, deſſen Eroberung die Araber ſeit länger als zehn Jahren mit wachſendem Erfolge betrieben, wurde nur noch das feſte Syrakus für die byzantiniſche Herrſchaft behauptet, die auch in Unteritalien bereits weit zurückgegangen war.

Schließlich aber wurde die Stellung der pflichttreuen und gewiſſenhaften Regentin unhaltbar gemacht. Gefliſſentlich nämlich leitete Theodoras Bruder Bardas den jungen Kaiſer auf üble Wege und verführte ihn zu wildem und ausſchweifendem Leben, um ſich auch nach ſeiner Mündigſprechung den entſcheidenden Einfluß zu ſichern. Hinter ihm aber drängten natürlich alle diejenigen mit wachſendem Ungeſtüm an, die von der Beſeitigung der klugen und maßvollen Regentin die Befriedigung ihrer Leidenſchaften zu erwarten hatten, alſo namentlich die kirchlichen Eiferer, die dem Bilderdienſt die alte Alleinherrſchaft ſichern und den Bilderfeinden das früher Erlittene in erneuter Verfolgung blutig heimzahlen wollten. Vergeblich ſuchte Theodora dem Unweſen zu ſteuern: es war klar, daß Michael III. der unbequemen Leitung der Mutter ſich zu entledigen ſtrebte und dabei in Gemeinſchaft mit Bardas auch vor dem verwerflichſten Mittel nicht zurückſchreckte. Fiel doch 854 auf beider Anſtiften Theodoras verdienteſter und treueſter Gehilfe, der Großſchatzmeiſter Theoktiſtos, durch Meuchelmord, weil ſeine ſtrenge Rechtlichkeit und weiſe Sparſamkeit der Verſchwendungsſucht des jungen Kaiſers und ſeiner Genoſſen unbequeme Schranken ſetzten. Der fortſchreitenden Verwilderung des Sohnes Einhalt zu thun erkannte Theodora endlich als unmöglich: 856 legte ſie die Regentſchaft nieder und zog ſich in die Stille des Privatlebens zurück. Ihre Befürchtungen aber wurden durch die Zuſtände weit übertroffen, die nun unter Michaels III. Selbſtherrſchaft und dem allmächtigen Einfluß des zu den höchſten Ehren erhobenen Bardas hereinbrachen. Während der Kaiſer in wilden Sinnengenuß verſank und über die mit leidenſchaftlichem Eifer verfolgten Kämpfe in der Rennbahn, wo, wie in den Zeiten Juſtinians, die Parteien der Blauen und Grünen ſich tobend befehdeten, die wichtigſten Staatsangelegenheiten vergaß und das Kaiſertum entehrte, indem er ſelbſt als Wagenlenker auftrat, leitete Bardas, der als Cäſar förmlich zum Mitkaiſer erhoben wurde, das Reich nach Gutdünken und verteilte Ehren und Reichtümer an die Kreaturen, mit deren Hilfe er dereinſt wohl noch höher zu ſteigen hoffte. So waren die Schätze, die Theodora und Theoktiſtos in weiſer Sparſamkeit aufgeſammelt hatten, bald vergeudet: neue Mittel zu ſchaffen, legte man Hand an die Kunſtwerke aus Gold und Silber und beraubte Paläſte und Kirchen ihres Schmuckes. Darüber erhoben die Bilderdiener laute Klage: in ihren Augen bedeuteten dieſe fiskaliſchen Raubthaten einen Rückfall in die ikonoklaſtiſche Ketzerei.

Gleichmäßig aber nahmen alle kirchlichen Parteien an der wüsten Sittenlosigkeit Anstoß, mit der Michael III. in wildem Sinnentaumel mit seinen Lustgenossen und schönen Weibern bei schwelgerischen Gelagen göttlichen und menschlichen Geboten herausfordernd Hohn sprach. Selbst vor dem Heiligsten schreckte dieser Wüstling nicht zurück: entsetzt vernahm das bigotte Volk, wie er in Gemeinschaft mit seinen wüsten Gefährten die Kulthandlungen der Kirche gotteslästerlich parodierte, Prozessionen störte und lächerlich machte, Geistliche beschimpfte und entehrte, um dann zeitweise wieder den unbedingt gläubigen Sohn der mißhandelten Kirche zu spielen und dem plumpen Wunderglauben der Menge zu huldigen. Und währenddessen erschienen die Bulgaren wieder vor Konstantinopel, das sie von der Land- und Seeseite her hart bedrängten, brachen die Paulicianer aus ihren glücklich verteidigten Bergen in verwüstenden Zügen bis tief in die kleinasiatischen Provinzen hervor und ging in Armenien und Mesopotamien unter neuen Invasionen der Araber die Kultur wiederum zu Grunde, die während der letzten Friedensjahre neu erblüht war.

Dieser Zustand wurde schließlich unerträglich, zumal bei der zunehmenden Unberechenbarkeit der Launen des Tyrannen niemand mehr seines Lebens sicher war und gerade seine nächsten Gefährten allezeit am unmittelbarsten bedroht waren. Diese bereiteten ihm denn auch schließlich den einem solchen Regiment entsprechenden Ausgang. Ihrem Kreise gehörte Basilius der Makedonier an, der Sohn eines schlichten Grundbesitzers in der Gegend von Adrianopel, dessen Voreltern, angeblich Nachkommen des einst mächtig im Osten herrschenden arsacidischen Königshauses, als Flüchtlinge nach dem Westen gekommen, am Hofe Leos I. aufgenommen, dann aber durch Verarmung sich in der Provinz niederzulassen genötigt sein sollten. Mit seinen Eltern in bulgarische Kriegsgefangenschaft gefallen, sollte Basilius sich der Knechtschaft durch kühne Flucht entzogen haben und nach dem völligen Ruin seiner Familie in tiefster Armut zur Gewinnung seines Lebensunterhaltes nach Konstantinopel gepilgert sein. Als Diener in einem vornehmen Hause beschäftigt, gewann er durch seine Schönheit und körperliche Kraft einflußreiche Gönner. Ein unübertroffener Ringkämpfer und vollendeter Reiter, zog er des solchen Künsten besonders geneigten Kaisers Michael Aufmerksamkeit auf sich, wurde in dessen Dienste berufen und war bald sein unzertrennlicher Gefährte. So erlangte er allmählich auch politischen Einfluß und überflügelte alle in der Gunst des Kaisers, als er 866 den diesem längst lästigen Bardas, den man einer Verschwörung gegen Michaels Leben beschuldigte, im Lager in des Kaisers Zelt eigenhändig ermordete. Sein Lohn war die Erhebung zum Cäsar, in welcher Eigenschaft er ebenso wie bisher Bardas fast unumschränkt herrschte, da Michael immer tiefer in wüste Orgien versank, durch blutiges Wüten aber alles mit Schrecken und Entsetzen zu erfüllen und dadurch zu stummem Gehorsam gegen seine Despotenlaunen einzuschüchtern strebte. Schließlich aber auch seinerseits bedroht, trat Basilius an die Spitze einer Verschwörung, der Michael III. im September 867 im Rausche zum Opfer fiel.

Der Mörder Michaels III. beſtieg als Kaiſer Baſilius I. (867—88) den Thron. So verwerflich die Mittel waren, denen er ſein Emporkommen verdankte, die Art, in der er die ſo blutig erworbene Gewalt anwandte, war wohl geeignet, jene vergeſſen zu machen und dem Stifter einer neuen Dynaſtie Vertrauen und Anhänglichkeit zu erwerben. Nach den entnervten Wüſtlingen, die zuletzt den Thron verunziert hatten, imponierte die trotz ſeines Schwelgerlebens ungebrochene Kraft des tapferen Soldaten. Man rechnete ſie ihm um ſo höher an, als er ſeinen Sinn nicht auf Kriege und Kriegsruhm richtete, ſondern vor allem bemüht war, die inneren Schäden zu heilen und in Verwaltung, Geſetzgebung und Rechtspflege wieder Ordnung herzuſtellen. Nur gegen die Paulicianer mußte er zu Felde ziehen, welche die kaiſerlichen Heere wiederholt geſchlagen und die benachbarten Provinzen mit Raub und Brand heimgeſucht hatten. Erſt 873 wurden ſie nach Zerſtörung ihrer Hauptfeſtung Tephriſte zum Teil zur Unterwerfung gezwungen; der Reſt ſetzte in ſeinen Bergen den Kampf für ſeinen Glauben fort. Baſilius' Kriege gegen die Araber, namentlich im Weſten, wandten wenigſtens neue territoriale Einbußen von dem Reiche ab. Epochemachend aber wurde er durch ſeine organiſatoriſche Thätigkeit, die dem Verfall Einhalt that und die erſchütterten Grundlagen des Reiches noch einmal befeſtigte. Eine Reform der Beſteuerung entlaſtete die niederen Vermögensklaſſen und zog die Wohlhabenderen ſtärker heran; ſtatt der ſinnloſen Verſchwendung, durch die ſein Vorgänger unermeßliche Summen vergeudet hatte, herrſchte peinliche Sparſamkeit, die bedeutende Aufwendungen zu gemeinnützigen Zwecken ermöglichte. Als Erbauer zahlreicher neuer Kirchen wurde Baſilius gefeiert und erwarb ſich den beſonderen Dank der Geiſtlichkeit. Aus der Rechtspflege verſchwand der abſchreckende Zug orientaliſcher Deſpotie, der die Launen des über jedem Geſetze ſtehenden Herrſchers an die Stelle von Recht und Geſetz erhoben und hoch und niedrig wehrlos unberechenbarer Willkür überantwortet hatte. Selbſt Verſchwörer büßten nicht mehr mit dem Leben. Im Zuſammenhange damit ſtand die Reviſion der juſtinianiſchen Rechtsbücher, deren vielfach veraltete Beſtimmungen mit den im Laufe von drei Jahrhunderten gewandelten Verhältniſſen in Einklang gebracht und dadurch wieder zu praktiſcher Brauchbarkeit erhoben werden ſollten. Zum Abſchluß kam dieſe Arbeit, die ſechs Teile und ſechzig Bücher umfaßte, freilich erſt unter den beiden nächſten Regierungen. Nach den Unfällen und Erſchütterungen der letzten Jahrzehnte machte ein ſolches Walten tiefen Eindruck und erwarb der neuen Dynaſtie, die auch Kunſt und Wiſſenſchaft verſtändnisvoll pflegte, die Liebe des aufatmenden Volkes.

Kupfermünze von Baſilios I.
Originalgröße. Berlin, kgl. Münzkabinet.

Aber auch dieser friedlichen Regierung fehlte es nicht an dem kirchlichen Kampfe, der nun einmal zu einem wesentlichen Moment in dem Staats- und Volksleben der Byzantiner geworden war. Er wurde entscheidend für die gesamte fernere Entwickelung der Kirche, weil er die während des Bilderstreites eingeleitete und innerlich bereits vollzogene Trennung der griechischen Kirche von der römischen schnell und konsequent zu Ende führte und damit den Schwerpunkt für die Entwickelung der Christenheit, der bisher zwischen Konstantinopel und Rom geschwankt hatte, dauernd nach dem Westen verlegte. Wie erst durch die Kaiserkrönung Karls des Großen die politische Leitung der abendländischen Christenheit, so wurde nun auch die kirchliche den Byzantinern entwunden und auf das dem fränkischen Reiche verbundene römische Bistum übertragen, das sich der in Konstantinopel in der Theorie noch festgehaltenen politischen Hoheit des byzantinischen Kaisertums thatsächlich längst entzogen hatte. Den Anlaß zu diesem Streit hatte Basilios als eine unliebsame Erbschaft von seinen Vorgängern überkommen.

Durch freimütige Äußerungen über das gottlose Treiben Michaels III. und seiner Genossen hatte sich der Patriarch von Konstantinopel, Ignatius, die Ungnade des Cäsar Bardas zugezogen: er wurde abgesetzt, und der Hof ließ 857 an seiner Stelle den in hohen Staatsämtern bewährten Photius erheben, der zwar einer der ersten Gelehrten seiner Zeit — (seine „Bibliothek" enthält Auszüge aus nahezu dreihundert, zum Teil verlorenen Werken aus allen Gebieten) — und namentlich auch in theologischen Dingen eine anerkannte Autorität, aber gar nicht Geistlicher war und erst die Weihen empfangen mußte, um seine hohe Stellung antreten zu können. Ignatius und sein Anhang aber bestritten mit gutem Grunde die Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens und verweigerten Photius die Anerkennung. Die Folge war eine Spaltung der byzantinischen Kirche, an deren Spitze nun zwei Patriarchen unter Anwendung der üblichen kirchlichen Kampfmittel erbittert miteinander stritten. Es war ein folgenreicher Schritt, den Michael III. und Bardas thaten, als sie die Sache vor den Stuhl des römischen Bischofs brachten, um sie durch dessen Spruch entscheiden zu lassen. Rom, politisch von dem byzantinischen Reiche so gut wie gelöst, wurde damit als eine kirchlich übergeordnete Instanz anerkannt. Das mochte ungefährlich erscheinen, wenn, wie der byzantinische Hof wohl erwartete, der römische Bischof die Gelegenheit ergriff, um sich durch fügsame Dienstwilligkeit und gehorsame Sanktionierung eines offenbaren Unrechts die Gunst und Gnade der Gewalthaber in der fernen Hauptstadt zu erwerben. Nichts aber lag dem streng denkenden und von hohem kirchlichen Eifer erfüllten Manne ferner, der eben damals den Stuhl S. Peters bestiegen hatte, Nikolaus I. (858—67), dem ersten großen Vertreter der hierarchischen Prinzipien, der die Lehren Pseudoisidors zur Anerkennung brachte, den Unabhängigkeitsgelüsten des ehrgeizigen Erzbischofs Johannes von Ravenna erfolgreich entgegentrat und denselben durch den Bann zu vorbehaltloser Unterwerfung unter die Hoheit S. Peters nötigte, unbekümmert um die Feindschaft des durch diese

Vorgänge bedrohten Kaiſers Ludwig II., und durch ſein unnachſichtiges Einſchreiten gegen den ehebrecheriſchen König Lothar II. (S. 119) die Kirche wiederum zur berufenen und Ehrfurcht gebietenden Hüterin der ſittlichen Grundlagen der Geſellſchaft und der ſtaatlichen Ordnung erhob. Die feindſelige Spannung, die infolge des Bilderſtreites zwiſchen Rom und Konſtantinopel herrſchte, mußte dieſem hochſtrebenden Papſte den Triumph doppelt verlockend erſcheinen laſſen, den die Gegner ſelbſt ihm hier entgegenbrachten.

Statt ſich, wie Michael III. und Bardas erwartet haben werden, auf ihren einſeitigen Bericht hin für Photius zu entſcheiden, ſchickte Nikolaus I. Legaten nach Konſtantinopel zu gründlicher Unterſuchung des Geſchehenen, indem er ſowohl dem Kaiſer wie Photius ſelbſt die Rechtswidrigkeit ihres Verfahrens vorhielt. Die beiden Bevollmächtigten aber, die Biſchöfe Radoald von Porto und Zacharias von Anagni, erlagen den am Bosporus auf ſie einwirkenden Einflüſſen und thaten genau das Gegenteil von dem, was ſie nach Lage der Dinge zu thun verpflichtet waren. In ihrer Gegenwart tagte im Frühjahr 861 in Konſtantinopel eine Synode, die, in der dort in ſolchen Fällen üblichen Weiſe zuſammengeſetzt und beeinflußt, das Geſchehene einfach gut hieß, Ignatius zum Verzicht nötigte und Photius als Patriarchen anerkannte. Mit einer byzantiniſchen Geſandtſchaft kehrten die beiden Biſchöfe nach Rom zurück. Dort aber wartete ihrer ein übler Empfang: denn ſich den Launen des griechiſchen Kaiſers dienſtbar zu machen lag um ſo weniger in der Abſicht Nikolaus' I., als er die ihm ungeſucht gebotene Gelegenheit benutzen wollte, um neben ſeiner oberhirtlichen Autorität, die von Byzanz aus angerufen und dadurch bereits anerkannt war, noch eine Reihe von anderen Forderungen durchzuſetzen — vielleicht, daß deren vorbehaltloſe Bewilligung ihn in der Sache des Photius etwas nachſichtiger geſtimmt haben würde. Mit ernſten Worten war er für den im Oſten noch immer bedrohten Bilderdienſt eingetreten; er hatte das Verlangen geſtellt, daß der Erzbiſchof von Theſſalonichi altem Brauche gemäß als Vikar des römiſchen Stuhles für ſämtliche europäiſche Provinzen des byzantiniſchen Reichs anerkannt würde, und hatte endlich die Kirchen Kalabriens und Siziliens, die trotz der arabiſchen Eroberung noch als griechiſche Provinzen galten, als Beſtandteile des Patrimonium Petri zurückgefordert. Nun hatten ſeine Legaten unklug alles aus der Hand gegeben. Dennoch nahm Nikolaus den Kampf auf. Eine römiſche Synode erklärte im Mai 862 die Beſchlüſſe der zu Konſtantinopel gehaltenen Synode für hinfällig und Ignatius für den rechtmäßigen Patriarchen. Trotzdem ließ ſich Photius von dem Erzbiſchof Gregor von Syrakus, der keine Luſt hatte, die bisherige bequeme Unabhängigkeit mit dem ſtraffen Regiment des eifrigen römiſchen Biſchofs zu vertauſchen, die kirchliche Weihe erteilen und übte die dem rechtmäßigen Oberhaupte der byzantiniſchen Kirche zuſtehenden Befugniſſe. Deshalb verſammelte Nikolaus im Frühjahr 863 zahlreiche Biſchöfe der abendländiſchen Kirche zu einer neuen Synode in Rom, welche ſtrenge Strafmandate erließ: Zacharias von Anagni, der ſich für Photius hatte gewinnen laſſen, wurde abgeſetzt und exkommuniziert;

Photius und Gregor von Syrakus traf das Anathema; alle von erſterem Geweihten gingen ihrer Würden verluſtig; Ignatius wurde in der Patriarchenwürde hergeſtellt; auch proklamierte die Synode nochmals die Rechtmäßigkeit des Bilderdienſtes und belegte die Urheber des Bilderſturmes mit dem Anathem.

Dieſe Hereinziehung des der eigentlichen Streitſache fremden Bilderſtreites wurde in Konſtantinopel als eine Herausforderung empfunden: ſchien Nikolaus doch darauf auszugehen, den ſeit einigen Jahren notdürftig hergeſtellten kirchlichen Frieden des griechiſchen Reiches durch einen Appell an die Bilderfreunde zu ſtören, um mit Hilfe der wieder entfeſſelten Leidenſchaften ſeine Anſprüche zur Anerkennung zu bringen. Der Eindruck dieſes Vorgehens wurde noch geſteigert durch einen andern Erfolg, den die römiſche Kirche um jene Zeit davontrug und den die Byzantiner als eine ſchwere Benachteiligung empfanden. Um jene Zeit trat der Bulgarenfürſt Boris zum Chriſtentum über, indem er von griechiſchen Geiſtlichen, deren viele ſeit Jahren bei ſeinem Volke als Miſſionäre wirkten, die Taufe empfing und dann nicht ohne blutige Gewaltſamkeit dem Evangelium in ſeinem Reiche zur Herrſchaft verhalf. Um Anleitung und Beirat bei der geplanten kirchlichen Organiſation Bulgariens wandte ſich Boris, der ſich nach ſeinem Paten, dem byzantiniſchen Kaiſer, Michael nannte, an Nikolaus, der ihm nicht bloß die erwünſchte Unterweiſung erteilte, ſondern auch als Gehilfen bei dem wichtigen Werke die Biſchöfe Paulus von Populonia und Formoſus von Porto (den Nachfolger des wegen ſeines Verhaltens in Konſtantinopel ebenfalls abgeſetzten Radoald) zuſchickte. So erntete Rom die Frucht der langjährigen Miſſionsarbeit der griechiſchen Kirche bei dem barbariſchen Volke. Das wurde in Byzanz auch in politiſcher Hinſicht als ſchwere Benachteiligung empfunden und ſteigerte die Erregung gegen den anſpruchsvollen römiſchen Biſchof, in dem man eigentlich doch nur einen abtrünnigen Unterthanen ſah. Indem ſich ſo der Kampf um die bulgariſche Kirche mit dem um die Behauptung des Photius und mit dem Bilderſtreite verflocht, kam Photius in die glückliche Lage, ſich zum Vorkämpfer des Byzantinismus überhaupt, ſeiner kirchlichen, politiſchen und nationalen Anſprüche aufzuwerfen und einer durch eine Herrſcherlaune heraufbeſchworenen Verwickelung eine univerſale Bedeutung zu geben, die dann wiederum den Wert und die Wichtigkeit ſeiner Perſon und ſeiner Erhaltung in dem angemaßten Patriarchat entſprechend ſteigerte.

Unter geſchickter Benutzung dieſer Umſtände ging Photius alsbald zum Angriff über, indem er, über den nächſten Anlaß des Streites mit agitatoriſcher Willkür weit hinausgreifend, den Vorwurf der Ketzerei gegen die römiſche Kirche ſchleuderte. Alle Abweichungen, die hinſichtlich gewiſſer Gebräuche und Lehren zwiſchen beiden Kirchen obwalteten, bisher aber nicht als unüberwindliche Hinderniſſe ihrer Einheit angeſehen waren, wurden mit einemmale als eigenmächtige und ſtrafbare Neuerungen der römiſchen Kirche behandelt, der gegenüber die griechiſche als alleinige Beſitzerin der chriſtlichen Wahrheit proklamiert wurde. Bei der Entzündbarkeit der Byzantiner und namentlich der

hauptſtädtiſchen Bevölkerung allen kirchlichen Streitfragen gegenüber war es Photius ein Leichtes, dort die Vorſtellung zu erwecken, als ob den Griechen nun die abendländiſche Lehre von dem Urſprung des heiligen Geiſtes von dem Vater und dem Sohne, wie ſie noch zuletzt von der Aachener Synode 809 formuliert war, aufgezwungen und damit unmittelbar ihr aller Seelenheil in Frage geſtellt werden ſollte, während die griechiſche Kirche auch in dieſem Punkte ſtreng an dem ungeänderten nicäniſchen Symbolum feſtgehalten hatte. Eine Synode zu Konſtantinopel, der neben Photius der zum Schiedsrichter in kirchlichen Dingen wahrlich nicht geeignete Michael III. mit dem Cäſar Baſilios präſidierte, und bei der man ſich, um den Schein der Rechtmäßigkeit zu erzeugen, ſchnöden Betrugs bediente, erklärte Nikolaus I. für abgeſetzt und ſprach gegen ihn und ſeine Anhänger den Bann aus. Gleichzeitig bemühte ſich Photius um die Gunſt Kaiſer Ludwigs II., der damals mit dem Papſte in Streit lag, namentlich wegen ſeines ſcharfen Einſchreitens gegen Lothar II. Wirklich lenkte Nikolaus, um ein Bündnis der beiden Kaiſer zu hindern, etwas ein und zeigte ſich in König Lothars Sache zu milderem Verfahren geneigt. Denn es kam ihm darauf an, die abendländiſche Kirche in ihrer Geſamtheit zu einmütiger Abwehr gegen Byzanz um ſich zu ſcharen: eine abendländiſche Synode ſollte Photius zu Boden werfen. Da trat eine unerwartete Wendung ein: Michael III. wurde ermordet und Baſilios beſtieg den byzantiniſchen Thron. Photius hatte den ſittlichen Mut, dem blutbefleckten Uſurpator entgegenzutreten und verweigerte ihm die Gemeinſchaft der Kirche. Alsbald verlor dieſer natürlich alles Intereſſe an der Aufrechterhaltung des der griechiſchen Kirche aufgedrungenen Patriarchen. Photius wurde abgeſetzt und verbannt, und Ignatius kehrte auf den ihm gebührenden Platz zurück — ein Triumph, den freilich Nikolaus ſelbſt nicht mehr erlebte, der aber für die weitere Geſtaltung des Verhältniſſes zwiſchen beiden Kirchen und für die Zukunft des römiſchen Bistums die wichtigſten Folgen hatte.

Obgleich der neue Papſt Hadrian II. (867—72) Nikolaus an Gaben nachſtand, ſo war doch durch alles bisher Geſchehene der Weg, den die päpſtliche Politik zu verfolgen hatte, ſo genau vorgeſchrieben, daß eine Abweichung ausgeſchloſſen blieb. Im Sommer 869 hielt Hadrian in der Peterskirche ein Konzil, welches das im Januar 867 von Michael III. und Photius gehaltene verdammte, ſeine Beſchlüſſe kaſſierte und die Verbrennung derſelben verfügte, Photius von neuem verurteilte und mit dem Anathema belegte und Baſilius den Dank der Kirche für ſein Einſchreiten darbrachte. Päpſtliche Legaten gingen nach Konſtantinopel, um dieſe Beſchlüſſe vollſtrecken zu laſſen. Im Oktober 869 geſchah das durch eine neue Synode, welche den vollen Sieg des römiſchen Papſttums über die griechiſche Kirche beſiegelte und auch dort das neue Recht Pſeudoiſidors zur Anerkennung brachte. Die gewonnene Stellung zu behaupten aber war Rom nicht im ſtande. Man empfand im byzantiniſchen Reiche, wo die Kirche mit dem geſamten ſtaatlichen Leben ſo eng verwachſen war, das Geſchehene als eine ſchwere Niederlage, unter der ſich der nationale

Stolz um so mehr gedrückt fühlte, als man dem römischen Kirchentum innerlich längst entfremdet war. Die würdige Haltung des Photius, der, von dem Kaiser und dem unzuverlässigen Hofklerus im Stich gelassen, es ablehnte, vor Richtern, die über ihn zu urteilen nicht berechtigt seien, auch nur ein Wort der Verteidigung zu sprechen, machte auf Volk und niedere Geistlichkeit einen tiefen Eindruck und wandte ihm, der als der einzige berechtigte Vertreter der byzantinischen Kirche erschien, begeisterte Sympathien zu. Zudem entbrannte noch auf dieser Synode selbst der Streit über die bulgarische Kirche von neuem, deren Auslieferung an Rom entschieden verweigert wurde und die durch Einsetzung eines von Ignatius geweihten Metropoliten thatsächlich im Besitze der Byzantiner blieb. Die Versuche Roms, die dort gewonnene Stellung zu behaupten, stifteten auch zwischen Ignatius' und Hadrians II. Nachfolger Johannes VIII. (872—82) Feindschaft, und als dann gar nach des Ignatius' Tod 879 Kaiser Basilius Photius auf den Patriarchensitz zurückführte, Johann VIII. aber ihn anerkannte und damit den Rechtsstandpunkt völlig preisgab, für dessen Geltendmachung Nikolaus I. die ganze Autorität der Kirche eingesetzt hatte, da sah man darin, trotz etlicher von Rom gemachter Vorbehalte, mit Recht eine schließliche Niederlage des Papsttums, und der Sieg des von demselben unabhängigen byzantinischen Kirchentums, die Trennung der beiden Kirchen vollendete sich damit. Auch die Bulgaren blieben nun in der kirchlichen Verbindung mit Byzanz.

Dagegen nahm der Kampf der beiden Kirchen in dem benachbarten Reiche der Mähren einen für Rom günstigen Ausgang. Dort nämlich hatten unter dem Schutze Rastislaws und Suatopluks zwei mit der slawischen Sprache vertraute griechische Mönche, die Brüder Methodius und Cyrillus (eigentlich Konstantin), das Christentum zu predigen begonnen und namentlich dadurch schnell große Erfolge erlangt, daß Cyrillus in Anlehnung an die griechische Schrift Buchstaben zur Bezeichnung der der slawischen Sprache eigentümlichen Laute erfand und dann das Neue Testament und die beim Gottesdienst gebrauchten Texte und Gesänge übersetzte und dem zu bekehrenden Volk unmittelbar verständlich machte. Der Gebrauch der Landessprache beim Gottesdienste verstieß freilich gegen die Regeln der römischen Kirche, und besonders nahmen die deutschen Geistlichen, die mit der Mission bei den Mähren bisher nur geringe Erfolge gehabt hatten, daran Anstoß, führten auch in Rom deshalb Klage. Dorthin vorgeladen, fand Cyrillus bei Hadrian II. die beste Aufnahme und wurde ausdrücklich zum weiteren Gebrauch der Landessprache bevollmächtigt. Nach seinem Tode 867 setzte Methodius das Werk fort und wurde durch die Erhebung zum Erzbischof von Mähren und Pannonien belohnt, welche Gebiete damit auch für die kirchliche Hoheit Roms gewonnen wurden. Von Deutschland her wurde er auch in der Folge vielfach angefeindet: namentlich bereitete ihm der Erzbischof von Salzburg, der ihn seiner Metropolitangewalt unterwerfen wollte, manche Heimsuchung; doch fand er auch dagegen in Rom Schutz. Erst als er 886 gestorben war, gelang es seinem Nachfolger, einem Deutschen,

den Suatopluk erhob, den nationalen Charakter der Kirche bei den Mähren zu beſeitigen und zugleich mit der Einführung der lateiniſchen Liturgie die Unterordnung unter den Salzburger Erzbiſchof durchzuſetzen.

Bei ſeiner troſtloſen inneren Zerrüttung durch Mißregierung und kirchliche Kämpfe erſcheint es faſt wie ein Wunder, daß das byzantiniſche Reich unter der Laſt des Mißgeſchicks aller Art nicht zuſammenbrach. Seine Exiſtenz zu behaupten wurde ihm nur dadurch möglich, daß auch der furchtbarſte ſeiner Feinde die ihm ehemals eigene ungeſtüme Kraft einbüßte und durch wachſende innere Schwierigkeiten an der weiteren Verfolgung des ſo lange erſtrebten Zieles gehindert wurde. Die Erhaltung des byzantiniſchen Reiches erklärt ſich nur aus dem ſeit Mitte des achten Jahrhunderts begonnenen Verfall des Kalifats, deſſen Geſchichte zu der des karolingiſchen Reiches nach dem Tod ſeines großen Stifters manche Parallele darbietet, nur daß die Farben in orientaliſcher Weiſe ſtärker aufgetragen und die einzelnen Momente im Guten ſowohl wie im Böſen zu größerer Gewaltſamkeit geſteigert erſcheinen. Aber auch im Oſten iſt damals ein großer Zerſetzungsprozeß im Gange, dem ein Weltreich erliegt, um einer neuen, vielgeſtaltigen Staatenbildung Platz zu machen.

Den unmenſchlichen Greueln, durch welche Abul Abbas (ſ. I, S. 748) die Omejaden entthront und ſich des Kalifats bemächtigt hatte, entſprach das blutige Schreckensregiment, durch das er vier Jahre lang (750—54) jede Regung des Widerſtandes niederſchlug und die Herrſchaft ſeines Hauſes zur Anerkennung brachte. Nur der äußerſte Weſten entzog ſich ſeiner Gewalt: dorthin entkam, unter Fährlichkeiten aller Art wie durch ein Wunder gerettet, der einzige dem Schwert des Henkers entgangene Omejade, Muawijas Sohn Abderrahman, der durch Nordafrika nach Spanien floh und dort freudig aufgenommen und auf den Thron erhoben wurde. Von Cordova aus beherrſchte er das weſtliche Kalifat, das nach der Anſchauung der Anhänger der Omejaden ſowohl vom politiſchen wie vom religiöſen Standpunkte aus das allein berechtigte und daher auch den abgefallenen Oſten zurückzugewinnen berufen war. Auch Abul Abbas' Nachfolger, ſein Neffe Abu Djafar Manſur (754—75), glaubte die Herrſchaft ſeines Hauſes am wirkſamſten zu ſichern durch unbarmherzige Strenge und blutige Beſeitigung aller Verdächtigen und Mißliebigen, aber auch der allzu Verdienten und deshalb Unbequemen. Vielfache Aufſtandsverſuche hatten nur eine Steigerung ſeines Deſpotismus zur Folge und führten ſchließlich dahin, daß er der Regierung einen ausgeprägt militäriſchen Charakter gab, indem er das Zentrum des Reiches als ein großes befeſtigtes, mit einem ſtets ſchlagfertigen Heere angefülltes Lager einrichtete. Denn als ſolches entſtand die neue Hauptſtadt Bagdad, die freilich infolge der Gunſt ihrer Lage bald ein großer Welthandelsplatz und ein prunkender Fürſtenſitz wurde. Seine Liebe zur Wiſſenſchaft erhob es bald auch zu einem wichtigen geiſtigen Zentrum für die islamitiſche Welt, obgleich Manſur durch den dem Orientalen unverſtändlichen Geiz, den er auch im Verkehr mit Gelehrten und Dichtern nicht überwinden konnte, ſich vielfach Tadel und Spott zuzog. Erſt unter ſeinem Sohne al

Mahdi Mohammed (775—85) kam der blutige Ursprung der abbasidischen Herrschaft einigermaßen in Vergessenheit durch die Milde und Güte, das Wohlwollen und die Freigebigkeit des liebenswürdigen und glänzenden Herrschers, der den Hof von Bagdad wieder zum Sitz eines heiteren, durch Wissenschaft und Kunst verschönten Lebensgenusses machte und mit eiserner Strenge gegen jede Widersetzlichkeit den Ruhm unbestechlicher Gerechtigkeit verband.

Von Mahdis beiden Söhnen wurde der ältere nach kurzer Regierung infolge von Familienzwist durch Gift beseitigt; der jüngere, Harun al Raschid, d. i. der Gerechte (788—809), aber bezeichnete den Höhestand der Abbasiden und des Kalifats von Bagdad, ein würdiger Zeitgenosse Karls des Großen und im Orient von Mit- und Nachwelt ähnlich gefeiert wie jener, wie er der Held zahlloser Erzählungen und Sagen, die alle seine edle Menschlichkeit, seine Milde und Güte, seine Regententugenden, seine Tapferkeit, sein Verständnis für Kunst und Wissenschaft erweisen sollen. Aber die Überlieferung hat bei ihm sehr ins Schöne gemalt, und dem historischen Harun fehlen die Züge nicht, die dem harten Geschlecht der Abbasiden überhaupt eigen waren, Mißtrauen, Habgier, Unversöhnlichkeit und blutige Strenge, die er namentlich gegen seinen hochverdienten Wesir, den Barmakiden Djafar, bewies, den Sprößling eines vornehmen, den persischen Königen verwandten Hauses, von dem bereits Vater und Großvater hohe Ämter im Dienste der Abbasiden verwaltet hatten: er büßte seine Liebe zu des Kalifen Schwester mit dem Tode durch Henkershand. So schwer Harun das schwache byzantinische Reich mit wiederholten Angriffen heimsuchte und bis zur Tributpflicht demütigte (S. 162), so begann doch bereits unter ihm der Rückgang des Kalifats. Die Allianz mit Karl dem Großen gegen das Kalifat von Cordova that diesem keinen Schaden; was es verlor, kam an das fränkische Reich; höchstens wurde der Gegensatz zu dem Herrscherhause in Bagdad verschärft. Im nordwestlichen Afrika machten sich die von Ali abstammenden Edrisiden zu unabhängigen Herrschern in Fez und Marokko. Weiter östlich geschah ein gleiches durch die fanatischen Aghlabiten, welche die heiligste Stadt Nordafrikas, Kairawan, zu ihrem Herrschersitz machten und von Tunis aus auch auf dem Meere heimisch wurden. Im Innern Asiens begann der Abfall der dem Reiche nur locker eingefügten kriegerischen Stämme des Steppenlandes jenseits des Oxus. Auf einem Zuge zu ihrer Unterwerfung ereilte Harun 809 der Tod, vielleicht durch Gift.

Dirhem des Harûn al-Raschîd. Silber.

Übersetzung der Inschriften: Im Felde des Avers: Kein Gott außer | Allah allein | nicht hat er einen Genossen | . Um den Rand: Im Namen Allahs geschlagen ist dieser Dirhem in der Stadt des Heiles im Jahre einhundert und neunzig [806 n. Chr.] Im Felde des Revers: Mohammed | [ist] der Gesandte | Allahs | . Darunter das Münzzeichen. Um den Rand: Mohammed [ist] der Gesandte Gottes. Er hat durch ihn gesandt die Leitung und die wahre Religion, daß er ihn zum Herrscher mache über die Religion überhaupt, möchten es auch die Götzendiener nicht leiden wollen. Originalgröße. Berlin, kgl. Münzkabinet.

Alsbald bricht der Verfall über das Kalifat herein. Einzelne Momente desſelben bieten ein überraſchendes Seitenſtück zu dem, was um dieſelbe Zeit im Weſten das karolingiſche Reich zum Schauplatz hatte. Auch Harun al Raſchid hatte eine Art von Teilung ſeines Reiches verfügt, indem er ſeinem zweiten Sohn, ſeinem Liebling, Mahommed al Emin, die Nachfolge im Kalifat und dem dritten, Kaſim, Meſopotamien mit dem angrenzenden Teil von Syrien zuwies, den älteſten aber, Mamun, über die weiten Provinzen des Oſtens bis zum Indus und Jaxartes ſetzte. Emin aber beanſpruchte die Herrſchaft über das ungeteilte Reich; doch wurde das Heer, das er gegen Mamun ſchickte, 811 von deſſen Feldherrn Tahir geſchlagen. Mamun ſtützte ſich dabei namentlich auf die ſeine Provinzen bewohnenden Perſer: ſo kam in den Streit der Brüder ein nationales Moment, welches, durch den religiöſen Gegenſatz der ſchiitiſchen Perſer zu den ſunnitiſchen Arabern verſtärkt, einen unheilvollen Keil der Zwietracht in das Reich trieb. Bald ſtand Tahir vor Bagdad: die Stadt wurde belagert und endlich, elend zugerichtet, erobert, Emin getötet und die Würde des Kalifen auf Mamun übertragen. Aber auch dieſer ſah ſich bald von Aufruhr und Abfall bedrängt: der religiöſe Eifer der ſchiitiſchen Perſer gegen die an der alten reinen Lehre feſthaltenden Araber führte immer wieder zu gewaltſamen Ausbrüchen und veranlaßte am Hofe des Kalifen Parteikämpfe, welche die Macht und Stetigkeit der Regierung lähmten und neuen Haß ſäeten. Stellten die Unzufriedenen doch in Mamuns Oheim Ibrahim, einem hochgebildeten Manne, 817 einen Gegenkalifen auf, der ſich freilich ſchon 817, der undankbaren Rolle müde, zurückzog. Mamun aber, durch ſolche Vorgänge erbittert, forderte die mohammedaniſche Orthodoxie der Araber heraus, indem er ſich über gewiſſe Gebote des Koran demonſtrativ hinwegſetzte — z. B. bei Hoffeſtlichkeiten Wein trank und ſchenken ließ, — ja dem Koran den göttlichen Urſprung und die Unfehlbarkeit abſprach und ihn zum Gegenſtand der Forſchung und Deutung gemacht ſehen wollte — eine freidenkeriſche Richtung, die der Entwickelung der Wiſſenſchaft zu gute kam, da nun auch die Vorkämpfer der Orthodoxie genötigt wurden, ihren Standpunkt gelehrt zu begründen. So wurde die Zeit Mamuns, in der die erſten entſcheidenden Schritte zur Auflöſung des Kalifats geſchahen, die Periode der höchſten Entfaltung des geiſtigen Lebens, an deren herrlichem Ertrag noch künftige Generationen als an einem unerſchöpflichen Schatze gezehrt haben.

Mamuns Nachfolger, ſein Bruder Mutaſſim, mit dem Beinamen Billahi, d. i. der Gott Vertrauende (833—42), hatte ebenfalls vielfach mit Aufſtänden zu kämpfen und fühlte ſich ſelbſt in Bagdad ſo wenig ſicher, daß er ſich nördlich davon am Tigris eine neue Reſidenz zu bauen begann und den militäriſchen Charakter des Kalifats weiter entwickelte, indem er eine zahlreiche Leibwache bildete, die vornehmlich aus türkiſchen Sklaven rekrutiert wurde, aber bald ein echtes Prätorianerheer wurde. Denn die kriegeriſche Schwungkraft der Araber, der der Islam ſeine erſten glänzenden Erfolge zu danken hatte, war längſt erlahmt: die Araber hatten aufgehört in der gewaltſamen

Ausbreitung ihres Glaubens ihre höchste Aufgabe und im Tod gegen die Ungläubigen den herrlichsten Lohn zu sehen; seit sie zu Bewohnern großer Handelsstädte geworden waren und bei den von ihnen Besiegten in die Schule des Ackerbaues und mannigfacher Gewerbethätigkeit gegangen waren, überwogen bei ihnen die wirtschaftlichen Interessen. Damit aber wurde sowohl die religiöse als auch die nationale Grundlage des Kalifats in Frage gestellt und die beiden vornehmsten Quellen seiner Kraft unterbunden, die Strenggläubigen aber, die konsequenter Weise auch für die Erhaltung der alten Staats- und Gesellschaftsordnung eintraten, mehr und mehr in die Opposition gedrängt: sie bildeten eine Partei, die jederzeit bereit war, ihren unterdrückten und nicht selten verspotteten Prinzipien gewaltsam wiederum zur Herrschaft zu verhelfen. Seit der Mitte des neunten Jahrhunderts machte diese Entwickelung schnelle Fortschritte, wozu namentlich die Art beitrug, in der Mutassims Nachfolger, sein Sohn Alwathik (842—47), durch sein wüstes Leben und vielfache Verhöhnung und Verfolgung die Eiferer herausforderte. Daß dann mit Wathiks Bruder Djafar al Mutawakkil, (d. i. der Vertrauende) (847—61) einmal ein Vertreter der strengsten Richtung auf der Thron kam und gegen alle bisher ungestraft geduldeten Abweichungen in Lehre und Leben mit Grausamkeit wütete, verschärfte noch die vorhandenen Gegensätze. Auch die Christen erlitten damals wieder harte Verfolgung, obgleich auch Mutawakkil ein Freund der Gelehrsamkeit und der Kunst war: seine wachsende Härte und namentlich die furchtbaren Erpressungen, die er verübte, veranlaßten endlich eine Verschwörung in seiner Leibgarde, der er 861 zum Opfer fiel und die seinen Sohn Muntassir auf den Thron erhob. Dieser starb schon nach wenigen Monaten.

In rascher Folge lösten während der nächsten Jahre die Kalifen einander ab, ohne Ausnahme unbedeutende Persönlichkeiten und oft mit allen Lastern befleckt, die das wüste Schwelgerleben eines orientalischen Despotenhofes mit seiner Günstlings- und Haremswirtschaft unter der Einwirkung übermütiger Prätorianer erzeugen konnte. Jähe Thronwechsel, greuliche Palastrevolutionen, barbarische Mordthaten kennzeichnen das Zeitalter furchtbarer Verwilderung, das über diesen einst so herrlich blühenden Staat hereinbrach. Immer tiefer sank das Ansehen der Kalifen, welche dereinst der Welt des Ostens geboten hatten, und schließlich waren auch sie nur Schattenfürsten, deren die in den Besitz aller Gewalt gelangten Soldaten sich bedienten, um in ihrem Namen Stadt und Land willkürlich auszubeuten und die sie absetzten und hinmordeten, sobald sie ihrer Zuchtlosigkeit entgegenzutreten Miene machten oder sich ihnen nicht hinreichend fügsam erwiesen. Der Oberbefehlshaber dieser Horden, die sich meist aus fremden Stämmen, namentlich Türken ergänzten, der den Titel eines Emir al Omra führte, war thatsächlich Herr des Reiches, neben dem der Kalif eigentlich nur die untergeordnete Rolle eines geistlichen Repräsentanten des Islam spielte. Unter solchen Umständen lockerte sich auch der Verband des Reiches: von den Statthaltern der Provinzen erkannten viele dem

Kalifen nur noch eine wertloſe Oberhoheit zu und regierten thatſächlich unabhängig, andere zerriſſen auch dieſes loſe Band und gewannen volle Selbſtändigkeit, ſo daß das Kalifat ſich allmählich zu einem leeren Namen verflüchtigte, die Autorität der Herrſcher und ſeiner militäriſchen Vormünder aber nicht weit über die Umgebung von Bagdad hinausreichte. So vollzog ſich an dem Univerſalſtaat des Oſtens ein ähnlicher Prozeß der Auflöſung in ſelbſtändige Teilreiche, wie er gleichzeitig im Weſten den Untergang des karolingiſchen Weltreiches bewirkte. Im Oſten gründeten die Tahiriden, die Nachkommen von Mamuns tapferem Feldherrn Tahir, ein in Choraſan wurzelndes Reich; in Ägypten gewann das Haus des türkiſchen Emporkömmlings Achmed Ibn Tulun, die Tuluniden, die Herrſchaft und führte eine kurze Zeit neuer Blüte herauf, erlag aber gegen Ende des neunten Jahrhunderts dem Heere des Kalifen Muktafi. Die Kämpfe, welche daraus entſprangen, wurden mit um ſo größerer Leidenſchaft geführt, als es ſich dabei nicht ſelten um das Auftreten religiöſer Schwärmer und durch ſie fanatiſierter Sekten handelte, deren der Islam in fortſchreitender Zerſetzung der alten Einheit eine immer wirrere Maſſe hervorbrachte. —

Sechſtes Kapitel.

Kulturgeſchichtlicher Rundblick auf das karolingiſche Zeitalter.

Initialbuchſtabe aus einer in der Mitte des 9 Jahrhunderts für Karl den Kahlen geſchriebenen Bibel. Paris, Nationalbibliothek. (Nach Baſtard.)

Überſieht man die kulturgeſchichtliche Entwickelung der von hiſtoriſchem Leben erfüllten Gebiete in ihrer Geſamtheit, wie ſie ſich in dem karolingiſchen Zeitalter geſtaltet hat, ſo ſcheiden ſich im weſentlichen vier Gruppen, von denen je zwei, räumlich benachbart und auch innerlich miteinander verbunden, den anderen beiden entgegengeſtellt werden können, in der Weiſe, daß ihre Wechſelwirkungen die Grundformen für den Gang der Weltkultur beſtimmen.

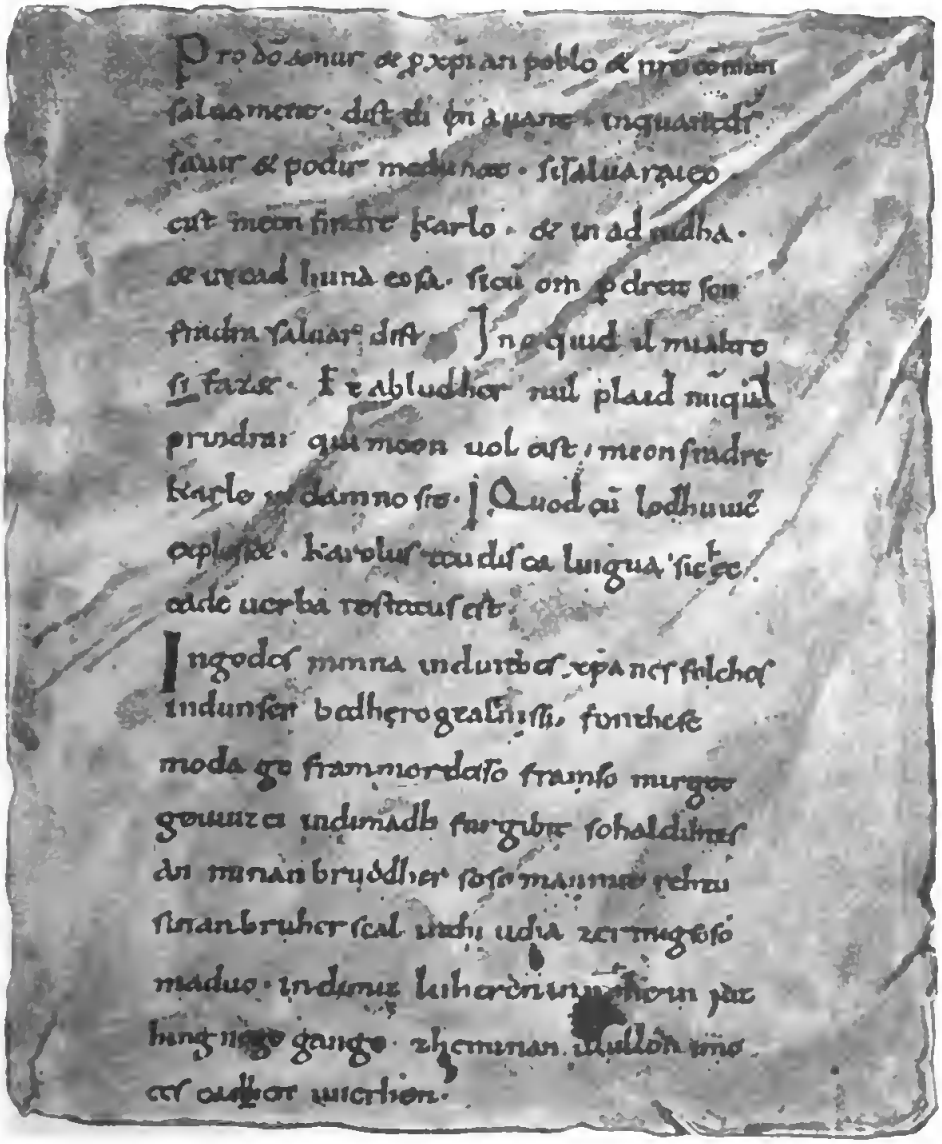
Gleichſam als alte und neue Welt treten der Südoſten und der Nordweſten weit auseinander. Denn in Gemeinſchaft mit der Kultur der Byzantiner, in der ſich das nachlebende Griechentum auf eigenartig entwickelter chriſtlicher Grundlage einerſeits mit römiſchen, anderſeits mit ſlawiſchen Elementen zu einer buntgemiſchten Einheit verband, füllte den Südoſten die glänzende Kultur, welche die Araber und die von ihnen mit fortgeriſſenen und mächtig angeregten Stämme und Völkerſchaften auf dem ſo wunderbar fruchtbaren Boden des Islam entwickelt hatten. Mit wahrhaft orientaliſcher Frühreife emporwachſend, war ſie in kurzer Zeit zu einer erſtaunlichen Höhe gediehen, nicht bloß in Bezug auf äußere Geſtaltung des Lebens, ſeiner Formen und Hilfsmittel, ſondern auch in dem geiſtigen Gebiete, wo ſie die Errungenſchaften des indiſchen Geiſteslebens mit dem Erbe der Griechen verband und von da aus ihre eigenen Bahnen verfolgend ganz neue Gebiete eroberte.

Es genügt, an die erſtaunlich reiche Entfaltung der Philoſophie bei den Arabern zu erinnern, an die Kühnheit, mit der die Forſchung dort trotz der von der Dogmatik geſetzten Schranken in die Rätſel der Natur einzudringen verſuchte, an die hohe Stufe, welche dort ſchon in jenem Zeitalter Länderkunde und Geſchichtſchreibung erſtiegen und der gegenüber die gleichzeitigen Leiſtungen des Abendlandes doch nur als ſehr beſcheidene Anfänge erſcheinen.

Dieſer zwiſchen Byzantinern und Mohammedanern geteilten ſüdöſtlichen Welt ſteht der Nordweſten gegenüber, wo die Gruppen der romaniſchen und der germaniſchen Völker als die Träger einer neuen, jüngeren, erſt aufſtrebenden Kultur ſich ſcharf von der noch weiter zurückgebliebenen Welt der Slawen und der Nordgermanen ſondern, denen ſie ihrerſeits die Vermittler mit den anderen Kulturgebieten werden. Die romaniſchen und germaniſchen Völker, deren Kultur trotz der allmählich eintretenden ſchärferen Sonderung die Herkunft aus einer gemeinſamen Wurzel niemals verleugnet hat, ſtehen recht eigentlich im Zentrum der geſamten Kulturentwickelung jener Zeit, und zwar nicht bloß räumlich. Denn während ſie — ganz abgeſehen von den dürftigen, aber doch nicht ganz wirkungsloſen Anregungen, die Handel und Verkehr mit ſich brachten — in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts in Mähren mit den ſich durch Bulgarien weſtwärts ausdehnenden äußerſten Ausläufern der byzantiniſchen Kultur zuſammenſtießen, berührten ſie ſich in der langgeſtreckten Südgrenze ihres Gebietes in Unteritalien und Sizilien nicht bloß ebenfalls mit den Byzantinern, ſondern namentlich auch mit der Welt des weſtlichen Islam. Im Norden aber rangen die germaniſchen Stämme mühſam mit der unbändigen Kraft ihrer ſkandinaviſchen Verwandten und begannen eben bei dieſen und auf die öſtlich benachbarten Slawen in Krieg und Frieden als Vermittler einer höheren, im katholiſchen Chriſtentum wurzelnden Kultur einzuwirken. Aber auch dort waren ſie doch zugleich in mancher Hinſicht ihrerſeits Empfangende und verdankten dem Verkehr mit dieſen Nachbarn mannigfache Erweiterung ihres Geſichtskreiſes, manche lange nachwirkende Anregung und manche ihnen erſt allmählich ganz zu eigen gewordene neue Anſchauung. Noch in ſpäterer Zeit bieten Sage und Dichtung dafür Beweiſe genug.

Die Grundlagen aber für die Entwickelung der Kultur waren und blieben Romanen und Germanen gemein. Das ganze Walten Karls des Großen giebt davon Zeugnis und war angelegt und berechnet auf eine fortſchreitende Verſchmelzung beider zu dauernder Lebensgemeinſchaft. Aber die Grenzen ſeiner Wirkſamkeit waren doch enger gezogen, als die Vertreter der in römiſchen Erinnerungen wurzelnden Ideen eines Univerſalſtaates und einer Univerſalkirche geahnt hatten, und die Ausbildung der Einheit, deren Hauptträgerin nach wie vor die Kirche blieb und die daher immer wieder zu den im Römertum ausgebildeten Formen greifen mußte, führte konſequenter Weiſe zu einer Bedrohung der Germanen in ihrer nationalen Eigenart. Erſt der Gegenſatz zu der rückſichtsloſen Geltendmachung romaniſcher Einheits- und Gleichheitstendenzen durch Ludwig den Frommen hat in den deutſchen

Stämmen das Bewußtſein ihrer Beſonderheit geweckt und geſtärkt und zu der politiſchen Sonderung weſentlich beigetragen, die im Zeitalter der karolingiſchen Familien- und Erbkriege Deutſche und Romanen voneinander ſchied. Ihren



Faksimile der Niederſchrift der Straßburger Eidſchwüre Ludwigs des Deutſchen und Karls des Kahlen vom Jahre 842 in „Nithards fränkiſche Geſchichten“; Manuſkript des 10. Jahrh. Paris, Nationalbibliothek.

erſten, weithin verſtändlichen Ausdruck fand ſie 842 in den Straßburger Eiden, wo Karl der Kahle und Ludwig von Bayern ſich in Gegenwart ihrer Heere treue Hilfe gelobten für den ferneren Kampf gegen Lothar und dabei

jeder von ihnen ſich der Sprache bediente, welche der großen Maſſe des Heeres des andern ſicher verſtändlich war, indem Karl die Schwurformel deutſch, Ludwig romaniſch ſprach (S. 114). Die romaniſche Sprache iſt zu litterariſcher Produktion damals noch nicht gebraucht worden: in den Augen der Geiſtlichkeit, die für jede Art von ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit noch allein in Betracht kam, haftete ihr durchaus der Charakter des Barbariſchen an, der in dieſem erſten Stadium ihrer Entwickelung im Vergleich mit dem Lateiniſchen allerdings recht augenfällig geweſen ſein wird. Auch waren die Elemente, aus deren allmählichem Verwachſen zu lebendiger Einheit das ſpätere franzöſiſche Volk zu entſtehen anfing, noch viel zu ſehr rein äußerlich miteinander verbunden, als daß neben dem durch die Kirche zur Herrſchaft gebrachten Lateiniſchen ein zu litterariſcher Bethätigung geeignetes gemeinſames ſprachliches Organ hätte aufkommen können.

Beſſer ſtand es in dieſer Hinſicht bei den dem karolingiſchen Reiche angehörigen deutſchen Stämmen, welche das koſtbare Gut einer gemeinſamen nationalen Sage, bereichert durch die ereignisvollen Jahrzehnte der Wanderung, in die mit dem Erblühen des fränkiſchen Reiches beginnende neue Zeit hinübergerettet hatten und bei denen das ſtark ausgeprägte Volkstum ſelbſt dem übermächtigen Einfluß des von der Kirche vermittelten Romanentums erfolgreich widerſtand. Wir wiſſen, mit welchem teilnahmvollen Verſtändnis der große Kaiſer ſelbſt gerade dieſe Seite des deutſchen Geiſteslebens begleitet und begünſtigt hat, indem er dafür Sorge trug, daß die alten Sagen und Lieder ſeines Volkes aufgezeichnet wurden, wie er — ganz in Übereinſtimmung damit — für gewiſſe Gegenſtände, die im Leben des Volkes naturgemäß eine Rolle ſpielten und daher viel genannt wurden, ſtatt der altüblichen lateiniſchen Benennungen deutſche einführte (S. 83). Zum Unglück für unſre Kenntnis der altdeutſchen Poeſie hat ſein Sohn Ludwig der Fromme, wie in ſo vielen Stücken ſo auch hierin, gerade die entgegengeſetzte Richtung verfolgt und die alten Lieder und Sagen als anſtößige und gefährliche Reſte des Heidentums planmäßig verfolgt und auszurotten geſucht. Erſt mit Ludwig dem Deutſchen kamen wieder beſſere Zeiten, in denen unabhängig von engherziger Kirchlichkeit die Denkmäler des deutſchen Altertums in Ehren gehalten und für die Nach-

In dem Miniature iſt der heil. Hieronymus dargeſtellt, wie er der Pnuln und anderen vornehmen Frnuen die heilige Schrift erklärt. Hieronymus trägt das Koſtüm der Stiftsherren von St. Martin zu Tours: Meßgewand, Chorhemd und lnnge Tunika. Die vier Frnuen ſitzen mit ihm auf deeſelben mit Polſtern belegten Bank; die heiligen Scheiſten, welche ſie in ihren Händen odee ausgebreitet voe ſich liegen haben, ſind Gegenſtand der Unterredung. Die Frauen ſind in zum Teil goldgeſtickte Gewänder und Schleier gekleidet; von letzteren nbgeſehen hat ihe Koſtüm viel Ähnlichkeit mit dem dee Männer. Linls vom heil. Hieronymus ſitzen zwei ſchreibende Mönche. Die Bank läßt bereits den Typus jener langen Bänke erkennen, die im Mittelaltee die ganze Länge einer Zimmerwand einnahmen. Das einem niedrigen Turm gleichende Möbel rechts iſt ein zugleich als Schreibpult eingerichteter Fachſchrank füe Bücher. Dieſes Möbel findet ſich unlee dem Namen armaria bis ins zwölfte Jahrhundeet hinein im Gebranch; in ihm wae ein drehbarer Cylinder nngebeacht, um den die Peegamentſtreifen, auf welche man ſchrieb, nufgerollt wueden. Das Äußere dee früh mittelalterlichen Büchee wird in ſeinen verſchiedenen Arten durch dieſes Miniature geteeu veranſchaulicht: wie ſehen ſolche in Blättern verſchiedenen Formates, länglich wie anch quadentiſch, eingebunden nach der Weiſe unſeree Bücher, und zu Rollen, welche durch ſchmale aneinandee genähte Streifen gebildet weeden, nufgewickelt.

welt aufbewahrt wurden: der König selbst hat ihnen liebevolles Verständnis entgegengebracht. Denn in einem Gebetbuch, das seiner Gemahlin Emma gehört hat und durch eine glückliche Fügung auf uns gekommen ist, findet sich das merkwürdige Gedicht vom Weltbrand eingetragen, das unter dem Namen Muspilli bekannt ist und noch in dem uns allein erhaltenen Fragment einen lehrreichen Einblick gewährt in die Art, wie damals biblisch-christliche Anschauungen mit Erinnerungen aus der altheidnischen Mythologie zu einem poetischen Ganzen verschmolzen wurden. Ludwig dem Deutschen übersandte Otfried, ein Mönch des Klosters Weißenburg im Elsaß, seine gewöhnlich „der Krist" genannte poetische Bearbeitung der heiligen Geschichte, die er in gereimten Strophen, nicht ohne eigenartigen Reiz und bei aller Frömmigkeit voll stolzer Freude an seinem kräftigen, tapferen deutschen Volke, zu erzählen wußte. Ein merkwürdiges Seitenstück dazu bildet die unter der Benennung Heliand bekannte Bearbeitung desselben Gegenstandes in niederdeutscher Sprache und durch den Stabreim gebundenen Versen, welche des Erlösers Leben und Leiden in ansprechend volkstümlichem Ton berichtet und dadurch eine eigentümliche, für die geistigen Wandelungen der Zeit höchst charakteristische Färbung erhält, daß der unbekannte Verfasser sich die Verhältnisse des jüdischen Landes und Volkes ganz nach den in seiner sächsischen Heimat ihn umgebenden zu vergegenwärtigen sucht und den Heiland mit seinen Jüngern wie einen sächsischen Fürsten mit seinem Gefolge vorstellt, — ein lehrreiches Beispiel, welches recht deutlich erkennen läßt, mit welch naiver Befangenheit der Sinn des Deutschen, wenn er von älteren Einwirkungen der römischen Kultur unberührt geblieben war, der sich ihm neu erschließenden Welt zunächst entgegentrat.

Übrigens wird man angesichts der Dürftigkeit der litterarischen Erzeugnisse jener Zeit auch daran erinnern dürfen, daß die Verhältnisse in den auf Karls des Großen Tod folgenden Jahrzehnten nicht eben geeignet waren die Künste des Friedens gedeihen zu machen, da neben den vielfachen Thronstreitigkeiten und Bürgerkriegen und erbitterten kirchlichen Kämpfen große Teile des Reiches von schwerer äußerer Bedrängnis heimgesucht wurden. Unter den verheerenden Wirkungen der Normanneneinfälle erlahmte begreiflicherweise jedes höhere geistige Interesse, und der aufreibende Kampf um die Existenz machte die Pflege idealer Bestrebungen vollends unmöglich. Die Zeitgeschichte selbst, welche den germanischen Stämmen sonst so viel fruchtbare Anregung gewährt hatte, bot nichts, was die volkstümliche Dichtung hätte zur Behandlung einladen können, und ganz vereinzelt steht das Gedicht, in dem ein Mönch des flandrischen Klosters St. Amand den Sieg in volkstümlich kräftigen Tönen feierte, den der westfränkische König Ludwig III. 881 bei Saucourt (S. 139) über die Normannen davon getragen hatte. Aber auch hier wird doch das Übergewicht des kirchlichen Denkens bemerkbar, das aus dem tapfern Karolinger einen von Gott auserwählten Streiter für den Glauben macht und in seinem Siege einen Triumph des Christentums über das nordische Heidentum feiert.

Die Unſelbſtändigkeit der Kultur, in deren Beſitz wir die romaniſchen und germaniſchen Nationen während des neunten Jahrhunderts finden, und ihre Abhängigkeit von dem, was die Römer geleiſtet hatten, tritt uns beſonders anſchaulich auch in dem Gebiete der bildenden Kunſt entgegen, ſo dürftig die Reſte ſein mögen, die davon auf uns gekommen ſind. Durchweg zeigen ſie einfache Nachbildung berühmter römiſcher Bauwerke. Hat Karl der Große doch ſogar ganze Architekturteile aus Italien über die Alpen führen laſſen, um ſie bei ſeinen nordiſchen Neubauten zu verwenden: namentlich die Paläſte Roms und Ravennas haben manches Stück zur Ausſchmückung der karolingiſchen Pfalzen hergeben müſſen. Solche erſtanden namentlich in Aachen, Nimwegen, Diedenhofen und Heriſtal, dem alten Stammſitz ſeines Hauſes, und dann am Rhein zu Ingelheim und Worms. Von keinem dieſer Bauwerke ſind nennenswerte Reſte auf uns gekommen, und bei den zeitgenöſſiſchen Beſchreibungen, die uns von der vielberühmten Aachener Pfalz, in ſpäteren Jahren dem vornehmſten Sitz des Reiches, vorliegen, mag man zweifeln, ob ſie die Wirklichkeit wiedergeben oder nicht vielmehr mit poetiſcher Freiheit ausgemalte Prachtbilder entwerfen, deren Original nur in der von antiken Erinnerungen beeinflußten Phantaſie des Dichters vorhanden geweſen iſt. Denn daß noch im vierzehnten Jahrhundert Petrarca auf der Reiſe durch Deutſchland von den Herrlichkeiten des karolingiſchen Kaiſerpalaſtes zu Aachen enthuſiaſtiſch zu berichten weiß und dieſelben in ziemlich allgemein gehaltenen Ausdrücken bewundernd ſchildert, kann kaum recht ernſtlich gegen dieſe Annahme geltend gemacht werden, da die glänzende Rhetorik des für die antike Kaiſerherrlichkeit entflammten Italieners mit den poetiſchen Gemälden der karolingiſchen Hofdichter an ſachlichem Wert füglich nur auf dieſelbe Stufe geſetzt werden kann.

Nur eine ziemlich allgemeine Vorſtellung werden wir unter dieſen Umſtänden von jenen vielberühmten karolingiſchen Paläſten zu gewinnen vermögen, für die unter Berückſichtigung der in jedem einzelnen Falle gegebenen beſonderen lokalen Verhältniſſe gewiſſe Grundzüge feſtgeſtanden zu haben ſcheinen, die in der Geſamtdiſpoſition der Anlage zu Tage traten. Es ſcheint nämlich, daß dabei, ſo ſehr im Laufe der Zeit der Charakter des Palaſtes bei dieſen Bauten zum Ausdruck kam, doch der ihnen allen gemeinſame urſprüngliche praktiſche Zweck niemals völlig aus dem Auge verloren worden iſt. Ihr Vorbild war und blieb offenbar das inmitten der zugehörigen Feldmark gelegene Herrenhaus mit ſeiner Umgebung von Wirtſchaftsgebäuden, Arbeitshäuſern und Ställen: denn dieſe Pfalzen waren nicht bloß Luſtſchlöſſer, ſondern zugleich auch die Mittelpunkte, von denen aus Karl ſeinen königlichen Hofhalt mit Einſchluß der zu der Pfalz gehörigen königlichen Ländereien leitete und beaufſichtigte. Daher wird denn auch bei gelegentlichen Erwähnungen dieſer Pfalzen nicht ſowohl auf die Pracht der Ausſtattung als vielmehr auf die großartige, regelmäßige und praktiſche Anlage der eigentlich wirtſchaftlichen Zwecken dienenden Gebäude Wert gelegt, die ja bei der Zahl der im königlichen Hausweſen unterhaltenen Perſonen oft gewaltige Dimenſionen annehmen

mußten. Immerhin wurde auch die Pracht der Ausſtattung nicht vernachläſſigt. Von dem Ingelheimer Palaſt z. B. wiſſen wir, daß er aus mächtigen Quadern aufgeführt und mit Säulen geſchmückt war, von denen eine große Zahl aus

Fränkiſche Elfenbeinſchnitzerei von einem Buchdeckel aus dem 9. Jahrh. Paris, Louvre-Muſeum.
Rom: David Pſalmen diktierend. Oben der König, eine Pergamentrolle in der Hand, auf einem Throne, die Leibwache zu ſeinen Seiten; darunter vier Schreiber, zwiſchen dieſen ein geöffneter Behälter zur Aufnahme von Handſchriften. (Gaz. arch.)

Italien herbeigebracht war; auch farbenprächtige Gemälde fehlten nicht. Beſonders reich muß die Ausſtattung der Aachener Pfalz geweſen ſein, mag es

auch ſicherlich ſtark übertrieben ſein, wenn Angilbert die Stadt als ein zweites Rom bezeichnet, das mit ſeinen Häuſermaſſen, ſeinen gewaltigen Mauern und Zinnen bis zu den Sternen emporrage, und mit poetiſchem Schwunge den Kaiſer ſelbſt ſchildert, wie er perſönlich den Bau leitet, wie von ihm angefeuert zahlloſe Arbeiter eine emſige Thätigkeit entfalten, indem ſie hier aus dem ſtarren Fels ſchlanke Säulen bilden, dort aus Quadern gewaltige Mauern aufführen, an einer anderen Stelle die Fundamente zu einem Prachtbau ausheben, weiterhin aus glitzerndem Marmor ſtufenreiche Baſſins herrichten, in welche die heißen Quellen geleitet werden ſollen, denen man eifrig nachſpürt, um ihre von dem Kaiſer ſo geliebte wunderthätige Heilkraft allen zu gute kommen zu laſſen. In der Mitte der ausgedehnten Palaſtanlage ſtand das zur Wohnung des Kaiſers ſelbſt beſtimmte Gebäude, ſo daß Karl von da aus ſämtliche Häuſer und Höfe überſehen und alles, was irgend vor ſich ging, beobachten konnte. Um dasſelbe gruppierten ſich zunächſt die Häuſer, in denen die kaiſerliche Familie und deren nächſte Umgebung, namentlich auch die Geiſtlichen der Hofkapelle wohnten, und weiterhin lagen dann die Gebäude für die übrige Hofbeamtenſchaft, alle wie das Haupthaus in mehreren Stockwerken aufſteigend und ſo angeordnet, daß Karl von ſeinem Söller aus jeden Ein- und Ausgehenden erblicken konnte. Weiter entfernt lagen die zahlreichen Wirtſchafts-, Arbeits- und Vorratshäuſer: als ſolche werden namentlich auch aufgezählt Ställe für Rindvieh und Pferde, umfangreiche Speicher, die nötigen Küchengebäude und Backöfen. Dazwiſchen breiteten ſich Obſt- nnd Gemüſegärten aus; auch Fiſchteiche fehlten nicht. In den Arbeitshäuſern, die den Palaſt in weitem Umkreis umgaben, war die zahlreiche niedere Dienerſchaft nach Geſchlechtern geſondert beſchäftigt, die Frauen namentlich mit Spinnen, Weben, Nähen und anderer weiblicher Thätigkeit, während die Männer der Jahreszeit gemäß im Hofe und auf dem Felde, bei dem Vieh und bei den Pferden beſchäftigt waren.

Von den kirchlichen Bauten des karolingiſchen Zeitalters iſt nur ein Werk in einem Zuſtande, der ſeine urſprüngliche Anlage klar erkennen läßt, auf uns gekommen, die dem Komplexe des Aachener Palaſtes angehörige Hofkapelle, (S. 96) die der Jungfrau Maria geweiht war: ſie bildet heute das Schiff des Aachener Münſters. Sicherlich aber iſt ſie das Bedeutendſte geweſen, was Karl auf dieſem Gebiete überhaupt geſchaffen hat. Sie iſt im weſentlichen dem byzantiniſchen Vorbild der berühmten Kuppelkirche San Vitale in Ravenna nachgebildet, wie auch der darin zur Verwendung gekommene Marmor und ſonſtige Architekturteile aus Ravenna herbeigeholt ſind. Welches Ruhms dieſes Bauwerk genoß, lehrt die Thatſache, daß der aus Spanien ſtammende Weſtgote Theodulf, der auch als gewandter Dichter und als gelehrter Theologe gefeierte Biſchof von Orleans, es in der Kirche nachahmte, die er in Germigny aufführte; Ludwig der Fromme bildete ihm die Kirche zu Diedenhofen, Karl der Kahle die zu Compiègne nach. —

Zweites Buch.

Die Vorherrschaft des deutsch-römischen Kaisertums im sächsischen und salischen Zeitalter.

888 — 1056.

Seitenumrahmung aus einem Evangelienbuch,
geschrieben in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. für Kaiser Lothar in der Abtei von St. Martin zu Tours.
Paris, Nationalbibliothek. (Nach Bastard.)

Die Quellen.

Wie dem Verfall des karolingiſchen Reiches ein Sinken auch der hiſtoriographiſchen Thätigkeit entſprochen hatte, ſo wurde die aufſteigende Entwickelung, die mit dem ſächſiſchen Zeitalter für Deutſchland begann, von einem neuen Erblühen der Geſchichtſchreibung begleitet, das ſich in ſeinen wichtigſten Erſcheinungen unmittelbar an das ruhmgekrönte Herrſcherhaus anſchloß und in dem von dem litterariſchen Leben bisher wenig berührten ſächſiſchen Lande ſeine Wurzeln hatte. Denn dorthin war mit dem politiſchen Schwerpunkt des Reiches auch der Brennpunkt des ſich mannigfaltiger geſtaltenden geiſtigen Lebens verlegt. Doch behaupten auch die anderen Landſchaften, in deren Klöſtern bisher die wichtigſten geſchichtlichen Aufzeichnungen entſtanden waren, ihren Anteil an der Überlieferung der Großthaten der neuen Zeit In S. Gallen, das eine Pflegſtätte jeder Art von gelehrter Arbeit blieb, wurde die alte Kloſterchronik (Casus S. Galli) von verſchiedenen Verfaſſern, meiſt den Ereigniſſen ziemlich gleichzeitig, weiter geführt (—973). Im Weſten, in Lothringen, fand die Chronik des Regino von Prüm, das bedeutendſte Denkmal der ausgehenden karolingiſchen Zeit, eine Fortſetzung in ausführlichen Jahrbüchern, die von 935 und namentlich von 951 an durch die Benutzung für uns verlorener Quellen wertvoll ſind und infolge der Beziehungen ihres Verfaſſers zu dem kaiſerlichen Hauſe von dem Kampfe Ottos I. mit Ludolf und Konrad (951—55) beſonders zuverläſſige Nachricht geben. Weitaus am reichlichſten aber und ſachlich ergiebigſten fließen die Quellen in der Heimat des ſächſiſchen Kaiſerhauſes ſelbſt, wo man begreiflicher Weiſe die Großthaten desſelben als Ruhmestitel des eigenen Stammes aufzuzeichnen ein beſonderes Intereſſe hatte.

Auch in den ſächſiſchen Klöſtern entſtand ſeit der Mitte des zehnten Jahrhunderts eine reich entwickelte Annaliſtik, namentlich in denen, die als Stiftungen des Königshauſes dieſem näher verbunden waren, zuweilen auch Sprößlinge aus ihm an ihrer Spitze hatten. Dahin gehören die Quedlinburger Jahrbücher (—1025), die, in ihrem erſten Teile älteren Hildesheimer Aufzeichnungen folgend, weiterhin ſelbſtändig ſind und trotz des erklärlichen panegyriſchen Tons und der etwas ſchwülſtigen Sprache zu den beſten Quellen für dieſe Zeit gehören, auch noch ein beſonderes Intereſſe dadurch erwecken, daß ſie manche Erinnerungen aus der alten, in Sachſen lange nachlebenden Heldenſage in ſich aufgenommen haben. Auch in der älteſten Pflegſtätte litterariſcher Beſtrebungen in Sachſen, in Korvei, wurde die Kloſterchronik von den einander

folgenden Generationen fleißiger Mönche gleichmäßig weiter geführt (—1148). Eine gleichartige Aufzeichnung, die in dem hessischen Kloster Hersfeld, der Stiftung Lulls, entstand und für die zweite Hälfte des zehnten Jahrhunderts (— 984) als den Ereignissen gleichzeitig und auf selbständiger Kenntnis beruhend von originalem Wert gewesen sein muß, liegt uns nur noch in den Stücken vor, die daraus in andere, sie benutzende Arbeiten, wie die Quedlinburger und Hildesheimer Jahrbücher, übergegangen sind.

Aber auch die anderen Arten mittelalterlicher Geschichtschreibung fanden im sächsischen Zeitalter fleißige und erfolgreiche Pflege und weisen einige in ihrer Art höchst bedeutende und für die ganze Epoche charakteristische Denkmäler auf. Der erste Platz gebührt dem Korveier Mönch Widukind mit seinen „Sächsischen Geschichten" (Res gestae Saxonicae) in drei Büchern. Das Werk, das der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, einer Tochter Ottos des Großen, gewidmet ist, schrieb Widukind, nachdem er früher einige Heiligenleben verfaßt hatte, 967, um eine Pflicht gegen seinen zu solcher Bedeutung aufgestiegenen Stamm zu erfüllen. Sein Standpunkt war zwar ein beschränkter, entbehrt aber doch nicht eines gewissen eigenartigen Reizes. Widukind ist nämlich durch und durch Sachse, und wie er die Anfänge des sächsischen Hauses einleitete durch ein behagliches Zurückgehen auf die alte sächsische Stammsage, so faßte er auch weiterhin die Thaten Heinrichs und Ottos von dem landschaftlich eng beschränkten Gesichtspunkte des Sachsen auf. Aber gerade dieser Einseitigkeit entspringt die Einheit und frische Natürlichkeit der Auffassung, und in dieser Beschränktheit Widukinds, der nicht, wie die mönchischen Geschichtschreiber das sonst thun, an Rom anknüpft, ja die Kaiserkrönung Ottos I. völlig übergeht, beruht der Wert seines unbefangenen und wahrheitsgetreuen Berichtes, dem wohl einer oder der andere Irrtum, aber keine absichtliche Entstellung nachgewiesen werden kann, mag er auch dem Kaiserhause unangenehme Ereignisse verschweigen. Auch in der Ungelenkheit seiner Sprache, die er durch nicht immer glückliche Nachahmung sallustischer Schreibweise zu bilden versucht hat, veranschaulicht der Korveier Mönch den noch in den Anfängen befangenen Bildungszustand, der damals in dem bisher von solchen litterarischen Bestrebungen ziemlich unberührt gebliebenen Sachsen nach Entfaltung strebte. Eben deshalb sind Widukinds sächsische Geschichten in ihrer liebenswürdigen Naivität und ungekünstelten Naturwüchsigkeit ein besonderes charakteristisches Denkmal für das geistige Leben jener Zeit.

Wesentlich anders geartet sind die geschichtlichen Aufzeichnungen, die wir der auch sonst als Schriftstellerin, insbesondere als Verfasserin lateinischer Komödien bekannten Nonne Hrotsuit von Gandersheim verdanken. Als Schülerin der Äbtissin (959—1001) Gerberga, einer Tochter Herzog Heinrichs von Bayern und Nichte Kaiser Ottos I., stand auch sie dem königlichen Hause nahe und ist durch die ihr so gebotene Rücksichtnahme wesentlich beeinflußt worden. Doch bleibt es zu bedauern, daß von dem Heldengedicht, das sie in klassischem Versmaße auf die Thaten Ottos des Großen (Carmen

de gestis Oddonis imperatoris) 968 beendete und dem Kaiſer und ſeinem Sohne mit einer poetiſchen Widmung überreichen ließ, nur ein bis 953 reichendes Bruchſtück erhalten iſt. Nimmt die Dichterin es auch mit der Wahrheit, wo dieſe dem Kaiſerhauſe unangenehm ſein muß, nicht eben genau, indem ſie unliebſame Vorgänge, wie den wiederholten Treubruch Herzog Heinrichs, verſchweigt, ſo zeigen doch die Anſchaulichkeit und die Lebendigkeit ihres Berichtes und ihre gute Kenntnis namentlich der italieniſchen Vorgänge, daß ihr beſondere Mitteilungen zu Gebote ſtanden, wahrſcheinlich von Gliedern des Königshauſes ſelbſt. Auch von dem Abſchnitt, der die Erwerbung der Kaiſerkrone eingehend behandelt, liegt leider nur ein unbedeutendes Fragment vor. — Obgleich erſt dem Ausgange der ſächſiſchen Periode angehörig und geeignet, den Abſchluß der Hiſtoriographie derſelben zu vertreten, mag wegen ſeiner geiſtigen Verwandtſchaft mit ihnen gleich neben Widukind von Korvei und Hrotsuit von Gandersheim Biſchof Thietmar von Merſeburg (1009—1019) genannt werden. Denn auch in ſeiner Chronik, von deren Entſtehungsart, Überarbeitung und Ergänzung wir uns nach der erhaltenen Originalhandſchrift des Verfaſſers ein genaueres Bild machen können als ſonſt bei einem anderen mittelalterlichen Schriftwerk, überwiegt inſofern der ſächſiſche Standpunkt, als das ottoniſche Haus und das ſächſiſche Bistum Merſeburg das Intereſſe des Geſchichtſchreibers beſonders in Anſpruch nehmen. Zudem war Thietmar, ein Sohn des Grafen Siegfried von Walbeck, den Ottonen ſelbſt verwandt und als Knabe in Quedlinburg durch Emnilde, die Nichte der Königin Mathilde, unterrichtet worden; 1002 wurde er Propſt des von ſeiner Familie geſtifteten Kloſters Walbeck und 1009 Biſchof von Merſeburg. Als ſolcher nahm er an den wichtigſten Reichsangelegenheiten teil und weiß daher vielfach als Mithandelnder zu berichten, namentlich in den vier letzten Büchern ſeiner unvollendet gebliebenen Chronik, während die erſten drei Bücher aus den uns erhaltenen älteren Quellen zuſammengeſtellt ſind. Namentlich vom Tode Ottos III. an ſind Thietmars Angaben als die eines wohlunterrichteten Zeitgenoſſen von Wichtigkeit, zumal er ſich ein unbefangenes Urteil wahrt und z. B. die verhängnisvollen Fehler des letzten Ottonen mit großem Freimut aufdeckt. Aber auch für die frühere Zeit verdanken wir ſeiner Neigung zu belebenden und veranſchaulichenden Einzelheiten manche Bereicherung unſerer Kenntnis.

Am deutlichſten tritt im Vergleich mit der vorangegangenen Periode der Aufſchwung, den die Geſchichtſchreibung im ſächſiſchen Zeitalter nahm, in der großen Zahl von Lebensbeſchreibungen zu Tage, durch die dankbare Schüler oder Gehilfen die verdienſtlichen Thaten bedeutender Zeitgenoſſen auf die Nachwelt brachten. Natürlich handelt es ſich dabei meiſtens um Leute geiſtlichen Standes, namentlich hervorragende Kirchenfürſten, und auch da, wo einmal eines Laien Leben zur Darſtellung kommt, wird der für Biſchofs- und Heiligenleben hergebrachte Ton angeſchlagen. Das Vorwiegen der kirchlichen Auffaſſungsweiſe auch weltlichen Dingen gegenüber, das für jene Zeit ſo

charakteristisch ist, kehrt eben auch auf diesem Gebiete wieder. So macht die Biographie der Königin Mathilde (Vita Mechtildis reginae), die um 978, etwa ein Jahrzehnt nach dem Tode ihrer Heldin, in dem von derselben als Witwe gestifteten Kloster Nordhausen verfaßt und Otto II. gewidmet wurde, aus der Gemahlin des ersten sächsischen Königs, der es an Sinn und Verständnis für weltliche Angelegenheiten offenbar nicht gefehlt und die auf dieselben auch einzuwirken geliebt und verstanden hat, eine in dem engen Bann klösterlichen Lebens und Denkens befangene Heilige und giebt in panegyrischen Lobpreisungen ein offenbar völlig unhistorisches Bild der Frau, die wir als die erste von den großen Frauengestalten der ottonischen Zeit besonders gern in ihrem historischen Leben und Wirken gezeichnet gesehen hätten. Ähnlich ist es mit dem Leben Kaiser Heinrichs II., das der Utrechter Bischof (1010 bis 25) Adalbold, ein ausgezeichneter Gelehrter, im Anschluß an des Thietmar Werk verfaßte, indem er die Dürftigkeit des sachlichen Inhalts durch den Pomp hochtönender Phrasen zu verdecken suchte. Dagegen besitzen wir von Bischofsleben aus dieser Zeit einige, die nach Inhalt und Form des höchsten Lobes würdig sind. Dahin gehört vor allen das Leben des Erzbischofs Brun von Köln (953—65), des staatsklugen, thatkräftigen, politisch und kirchlich gleich einflußreichen und gleich bewährten Bruders Ottos I., das auf Veranlassung seines Nachfolgers Volkmar (965 — 69) der ihm selbst noch näher verbunden gewesene Kölner Geistliche Ruotger mit einer ungewöhnlichen Sachlichkeit der Auffassung geschrieben hat und das mit Recht zu den biographischen Meisterwerken des Mittelalters gezählt wird. Dahin sind ferner zu rechnen die Biographien des Bischofs Udalrich von Augsburg (923—73), deren Verfasser, ein jüngerer Zeitgenosse Gerhard, ähnlich vortreffliche Eigenschaften entwickelt und die derartigen Arbeiten sonst anhaftenden Fehler fast vollständig vermieden hat; des Bischofs Bernward von Hildesheim (992—1022), von dem seinem Helden ebenfalls von Jugend auf eng verbundenen Thankmar, der eine Fülle des Stoffes, namentlich auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht, darbietet und sich ebenso durch Schlichtheit des Vortrags wie Wahrhaftigkeit auszeichnet; des Bischofs Burkhard von Worms (1000—25), des gelehrtesten Kirchenrechtskenners seiner Zeit, der als Bischof und Regent gleich ausgezeichnet war und unter Otto III. und Heinrich II. auch in den Angelegenheiten des Reiches eine bedeutende Rolle spielte; des Abtes Johann von Gorze (bei Metz), die uns einen lehrreichen Blick thun läßt in die Erneuerung des entarteten klösterlichen Lebens während der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts und den Bericht Johanns über die Gesandtschaftsreise enthält, die er 956 im Auftrage Ottos I. an den Hof des Kalifen von Cordova ausführte u. a. m.

Entsprechend der Machtsphäre des durch Otto I. erneuten römischen Kaisertums liefert auch die Geschichtschreibung der außerdeutschen Lande zur Kenntnis jener großen Zeit wertvolle Beiträge. Besonders ist das natürlich in Italien der Fall, obgleich dieses im Anfange der Periode noch in einem

Zustande der Barbarei befangen lag, aus dem es erst mit dem Ende des zehnten Jahrhunderts unter dem Einfluß der durch die Ottonen heraufgeführten neuen Zeit sich zu erheben begann. Der klassische Vertreter dieser Übergangszeit ist Bischof Liutprand von Cremona, der an der Einbürgerung der deutschen Herrschaft in seiner lombardischen Heimat thätigen Anteil genommen und das besondere Vertrauen Ottos des Großen genossen hat, wie er denn auch das Bistum Cremona erhielt. Vermutlich im Auftrage Ottos schrieb Liutprand sein Buch „von den Thaten Ottos des Großen, das die Geschichte der Jahre 960—64, also der Errichtung des Kaisertums und der Entsetzung Papst Johanns XII. behandelt, nicht in unbefangener sachlicher Darstellung, sondern nach Art eines offiziellen oder offiziösen Berichtes, so daß manches verschwiegen, anderes geflissentlich in ein der Wirklichkeit nicht ganz entsprechendes Licht gerückt wurde, um den Verlauf der Dinge so erscheinen zu lassen, wie der Kaiser ihn im Interesse seiner Politik von der öffentlichen Meinung angenommen zu sehen wünschte. Sind demnach auch die Thatsachen an sich wahrheitsgemäß berichtet, so ist doch ihre Gruppierung und die Darlegung des ursächlichen Zusammenhanges durch diese publizistische Tendenz der Arbeit vielfach beeinflußt, und trotz des recht geflissentlich angeschlagenen objektiven Tons bedürfen ihre Angaben der Kontrolle und nicht selten der Korrektur. Denn daß Objektivität wenigstens da nicht zu seinen Eigenschaften gehört, wo er es mit ihm selbst unangenehmen Ereignissen oder Persönlichkeiten zu thun hat, lehrt ein älteres, umfänglicheres Werk Liutprands, seine „Geschichte Europas von 887—949," die den sehr bezeichnenden Nebentitel „Antapodosis," d. h. das „Buch der Vergeltung," führt. Es richtet sich mit leidenschaftlicher Heftigkeit gegen seine Feinde, obenan Berengar von Ivrea, den ehemaligen König von Italien, und dessen Gemahlin Willa, in deren Dienst er einst gestanden und 949 eine Reise an den byzantinischen Hof gemacht hatte. Den Grund des späteren Bruches kennen wir nicht. Aber mit italienischer Leidenschaft hat Liutprand hinfort den einstigen Gönnern zu schaden gesucht. Auch wird er dazu besonders im stande gewesen sein, weil er in die Intriguen Berengars und seiner Anhänger wie überhaupt in die arg verwickelten italienischen Wirren besonders tief eingeweiht war. Er ging nach Deutschland zu König Otto: dort begann er 958 in Frankfurt auf Aufforderung des Bischofs Recemund von Elvira die Geschichte seiner Zeit, ließ sie aber unvollendet liegen, als er 962 zum Bischof von Cremona erhoben und zu wichtiger politischer und diplomatischer Thätigkeit in Italien berufen wurde. So ist er leider nur bis zum Jahr 949 gekommen. Der Wert der Arbeit ist in den einzelnen Teilen ungleich: während Liutprand die deutschen Angelegenheiten, denen er persönlich unbeteiligt und daher ohne Voreingenommenheit gegenübersteht, gut und zuverlässig berichtet, sind seine Angaben über die italienischen meist tendenziös entstellt und lassen eine gewisse Neigung zur Erzählung anstößiger Dinge erkennen, mag sein Urteil auch meist scharf und treffend sein. Einen besondern Reiz erhält dieses als Quelle oft recht anfechtbare Werk durch

die frische Anschaulichkeit, mit der es die allgemeinen Kulturverhältnisse der Zeit uns vor Augen stellt und das Leben und Denken der Italiener des zehnten Jahrhunderts vergegenwärtigt.

Endlich gehören hierher von nichtdeutschen Geschichtschreibern noch zwei lothringische Geistliche, die namentlich für die deutsch-französischen Beziehungen wichtig, freilich nach ihrer Richtung und ihrem Wert außerordentlich verschieden sind. Während Richer, Mönch zu S. Remy bei Reims, ein Mann von umfassender und gründlicher Gelehrsamkeit, in seinen auf Anlaß Gerberts verfaßten vier Büchern „Historien" (–998) die anfängliche annalistische Form bald verläßt und, erst im Anschluß an ältere Reimser Aufzeichnungen, dann meist auf Grund von Selbsterlebtem berichtend, durch das Streben nach künstlerischer Abrundung und geschmackvoller sprachlicher Gestaltung zu den größten Ungenauigkeiten und gelegentlich sogar willkürlichen Erfindungen verleitet wird, namentlich da, wo seine nationale Eitelkeit ins Spiel kommt und er die Franzosen auf Kosten der Deutschen zu verherrlichen Gelegenheit sucht, so daß man ihm überall mißtrauen muß und ihn nur mit der größten Vorsicht benutzen darf, gehört der Reimser Kleriker Flodoard, von dem wir außer einer auf gewissenhaft benutzten urkundlichen Materialien beruhenden Geschichte von Reims (Historia Remensis —918) die Jahre 919—66 behandelnde „Jahrbücher" haben, zu den besten und glaubwürdigsten Schriftstellern dieser Zeit: namentlich seine Kenntnis der lothringischen und westfränkischen Dinge, die er aus eigener Anschauung und auf Grund zuverlässiger Berichte vollkommen beherrscht, ist für uns unschätzbar.

Auch für diesen Zeitraum kommen zu den erzählenden Quellen, von denen im Vorstehenden nur die wichtigsten und für die Entwickelung der Geschichtschreibung charakteristischsten angeführt sind, die reichlich vorhandenen Urkunden und Briefe in Betracht, von welchen letzteren hier nur die Briefe Gerberts, des nachmaligen Papstes Silvester II., besonders hervorgehoben werden mögen.

Für die erste Hälfte des salischen Zeitalters sind wir zum Teil auf dieselben Quellen angewiesen: hierher gehören die späteren Teile der Quedlinburger, Hildesheimer und größeren S. Galler Jahrbücher. Wichtige Jahrbücher besaß ferner für diese Zeit das bayerische Kloster Niederaltaich: bisher nur aus den umfänglichen Bruchstücken bekannt, die aus ihnen in andere Aufzeichnungen übergegangen waren und daraus einst von W. von Giesebrecht scharfsinnig rekonstruiert, sind sie später in einer aus dem Nachlaß des bayrischen Geschichtschreibers Aventin stammenden Abschrift aufgefunden worden und bieten namentlich von dem Beginn der salischen Zeit an manche selbständige Nachrichten. Von verlorenen sächsischen Jahrbüchern, welche damals den Ereignissen gleichzeitig entstanden, sind Reste in dem sogenannten sächsischen Annalisten (Annalista Saxo) und der Magdeburger Chronik erhalten. Einen vortrefflichen Biographen fand Konrad II. in dem vermutlich aus Burgund stammenden Priester und Kaplan Wipo. Daß Burgund seine

Heimat ist, wird durch die besondere Berücksichtigung wahrscheinlich gemacht, die er den dortigen Verhältnissen zu teil werden läßt; auch nennt er den Bischof von Lausanne, also einen burgundischen Kirchenfürsten, als Gewährsmann. Wipo, der vielleicht zu den Lehrern Heinrichs III. gehört hat, verdankt in manchen Punkten seine Kenntnis der eigenen Anschauung während seines zeitweiligen Aufenthalts am Hofe, in manchen Dingen aber ist er auch ungenügend unterrichtet. Sein „Leben Konrads II.," das er für Heinrich III. schrieb, zeichnet sich durch Klarheit und Nüchternheit der Auffassung und gute politische Einsicht aus, ohne sich irgendwo zu einer besonderen historiographischen Leistung zu erheben. Seine Absicht, auch die Geschichte Heinrichs III. zu schreiben, wozu diese Arbeit wohl nur die Einleitung bilden sollte, ist unausgeführt geblieben. Wir besitzen von Wipo nur noch dichterische Versuche, den sogenannten Tetralogus, einen Glückwunsch an Heinrich III. zur Thronbesteigung, und eine als Sprichwörter (Proverbia) bezeichnete Sammlung von Lehrsprüchen.

Für die Zeit Heinrichs III. besitzen wir, von zahlreichen kleineren Arbeiten abgesehen, eine Quelle ersten Ranges in der Chronik des Mönches Hermann von Reichenau. Ein Sohn des schwäbischen Grafen Wolfrad, sein Lebenlang siech, durch Lähmung an den Tragstuhl gefesselt, empfing dieser merkwürdige Mann seit 1020 in dem als Pflegstätte der Gelehrsamkeit berühmten Kloster Reichenau eine ausgezeichnete Bildung, wurde dort Mönch und wirkte lange Jahre als ein gefeierter Lehrer, auch als Musiker und als Dichter berühmt. In seiner Chronik machte er zuerst den Versuch, das Ganze der Weltgeschichte übersichtlich darzustellen, wobei er sich eines umfangreichen Quellenmaterials mit Umsicht und Geschmack bediente und namentlich um die Herstellung einer guten chronologischen Ordnung mit Erfolg bemühte. Zu einer einheitlichen Auffassung, zur Gewinnung eines leitenden Gedankens freilich ist er nicht aufgestiegen. Wo er auf seine eigene Zeit kommt, wird er immer ausführlicher und hat so gerade die Zeit Heinrichs III. von 1039 bis zu seinem eigenen Tode, der am 24. September 1054 erfolgte, mit tagebuchartiger Genauigkeit begleitet.

Aus der großen Anzahl der Biographien von Zeitgenossen Heinrichs III., von denen das über diese ganze Quellengattung Bemerkte ebenfalls gilt, verdienen um der darin behandelten Persönlichkeiten willen hervorgehoben zu werden das Leben Odilos, des fünften Abtes von Clugny (994 bis 1048) und das von einem gut unterrichteten Archidiakonus der Lütticher Kirche, Wibert, verfaßte Leben Papst Leos IX.

Erſtes Kapitel.

Der Übergang der Herrſchaft auf die Sachſen und die Gründung des Deutſchen Reiches durch Heinrich I.

889—936.

Die Idee von der kirchlichen Einheit der romaniſchen und germaniſchen Völker, die Karl der Große als ein Moment auch der politiſchen Einigung geltend gemacht hatte, war nur allmählich auf den ihr zuſtehenden Wirkungskreis beſchränkt und nicht bloß von ſeiten der Geiſtlichkeit und in ihrem Intereſſe gegen das Sonderſtreben der Nationen und der Stämme aufgeboten worden. Gerade in den Zeiten höchſter Bedrängnis hatten die einſt im karolingiſchen Reiche vereinigten Völker in ihr Rettung geſucht. Dennoch war die vorübergehende Wiederherſtellung des karolingiſchen Reiches unter dem jüngſten von den Söhnen Ludwigs des Deutſchen mehr durch eine Reihe von Zufälligkeiten herbeigeführt als durch eine innere Notwendigkeit gefordert und vermochte daher das, was man von ihr gehofft, nicht zu leiſten. Ja, ſtatt Schutz nach außen zu gewähren und den Frieden im Innern herzuſtellen, ſteigerte ſie die Bedrängnis durch auswärtige Feinde, Parteiung und Bürgerkrieg im Innern und wurde für die Stämme, die ſich ſelbſt zu helfen befähigt und gewillt waren, nur ein Hindernis der freien Bewegung und der Entfaltung ihrer Kraft. So wurde die Sprengung des Reichsverbandes jetzt erkannt als die erſte Bedingung für eine günſtigere Geſtaltung der Zukunft. Es iſt bezeichnend und eröffnet einen lehrreichen Einblick in den Gang der kulturgeſchichtlichen Entwickelung, daß es die kraftvolleren und jüngeren, aber auch von dem romaniſierenden Einfluß der Kirche viel weniger getroffenen oſtfränkiſchen Stämme waren, welche dabei die Führung übernahmen und ſich durch entſchloſſene Selbſthilfe retteten. Und innerhalb ihres Kreiſes, der ſich von dem weſtfränkiſchen Reiche nun endgültig ſonderte, wiederholt ſich im Laufe weniger Jahrzehnte der gleiche Vorgang: der jüngſte, noch am meiſten in altgermaniſchem Weſen wurzelnde und deshalb kraftvollſte von den im oſtfränkiſchen Reiche vereinigten Stämmen, der in der ſeit ſeiner Bekehrung verfloſſenen kurzen Zeit von den romaniſierenden Einwirkungen der Kirche nur oberflächlich getroffen war, trat an die Spitze und übernahm mit jugendlicher Kühnheit die Führung des ſich bildenden deutſchen Volkes, erſt aus

den Bedrängnissen der Gegenwart, dann zu neuen glorreichen Zielen. Wie mit seinem fortschreitenden Zerfall der Schwerpunkt des karolingischen Reiches immer weiter nach Osten verlegt und die Leitung auf die deutschen Stämme übertragen wurde, so vollzieht sich jetzt innerhalb der letzteren während des Menschenalters, das der Entthronung Karls des Dicken folgte, eine ähnliche Wandelung, indem statt des fränkischen Stammes der erst vor hundert Jahren unter die Herrschaft des Christentums und in den Verband des Reiches gezwungene sächsische Stamm zur ersten Stelle emporsteigt.

Die Lossagung der deutschen Stämme von Karl dem Dicken vollendete, was die Verträge von Verdun und von Meersen eingeleitet hatten: sie führte zu einer endgültigen Trennung der bisher immer noch wieder zu einander strebenden Teile des karolingischen Reiches. Das gab auch dem Königtum Arnulfs von Kärnten (888—899) von vornherein einen bestimmt ausgeprägten Charakter, der es von dem seiner Vorgänger wesentlich unterschied. Durch eine That der Selbsthilfe von den deutschen Stämmen geschaffen, beschränkte es sich unter Abweisung aller universalen Tendenzen auf diese, hat aber mit

Münzen Arnulfs von Kärnten.

1. Bl. Umschrift: † ARNOLFVS RE, im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; Rl. MOCONCIAE CIVIT. im Felde eine Kirche. 2. Bl. Umschrift: SA COLONIA., im Felde A R X P ins Kreuz gestellt, in der Mitte drei Kugeln; Rl. RNA . L . IECIO, im Felde ein Kreuz, in dessen einem Winkel T, im gegenüberliegenden P. (Nach Cappe.)

Ausnahme des anfangs seitab stehenden Lothringens diese alsbald sämtlich umfaßt und auch jenes schließlich an sich gezogen. Im Gegensatz zu den romanischen Westfranken und den von Osten und Norden andringenden Slawen und Normannen war Arnulfs Reich also auf eine einheitliche Nationalität gegründet: den zu diesen gehörigen Stämmen sollte es Sicherheit nach außen und Ruhe im Innern schaffen und erhalten. Aber eben weil es nur die gemeinsame Abwehr der Gefahren bezweckte, die die deutschen Stämme bedrohten, konnte es jedem von diesen seine Selbständigkeit so weit lassen, als mit der Erfüllung dieses Berufs irgend vereinbar war. Daher entbehrte es von Anfang an der strafferen Einheit. Man möchte die Stellung Arnulfs an der Spitze der aus dem karolingischen Reiche ausgeschiedenen deutschen Stämme als die ihres gemeinsamen Herzogs bezeichnen: das bringt auch den rein weltlichen und ausgesprochen kriegerischen Charakter dieses Königtums zum Ausdruck. Dem entspricht auch der Verlauf, den Arnulfs Geschichte nahm, und die Wandelung, die unter dem Einfluß seiner sich wandelnden Politik die Stellung dieses Herzog-Königtums in der Folge erfuhr. Vom Erfolg begünstigt

solange er des Ursprungs und der ihm entsprechenden beschränkten Autorität seines Königtumes eingedenk blieb, stellte Arnulf alles Erreichte in Frage und zerstörte selbst die durch ihn erneute Ordnung im Innern des Reiches, als er, über diese Schranken hinausstrebend, auf die Tendenzen des karolingischen Erb- und Universalreiches zurückgriff und im Bunde mit der Kirche diese den widerstrebenden deutschen Stämmen aufnötigen wollte.

Ganz ohne Widerspruch war die Erhebung Arnulfs ohnehin nicht geblieben. Während die Lothringer sich zweideutig zurückhielten, weigerten die Alemannen dem König offen den Gehorsam, geleitet von dem Anhange Bernhards, des Sohnes Karls des Dicken. Nur Arnulfs schnelles Einschreiten hinderte den Ausbruch der Empörung. Bernhard entzog sich durch die Flucht der drohenden Vergeltung; seine Genossen wurden durch Konfiskation ihrer Güter bestraft. Aber die Großen Alemanniens vergaßen das Arnulf so bald nicht: als er sie 891 gegen die Normannen aufbot, leisteten sie zwar seinem Rufe Folge, kehrten aber plötzlich ohne Urlaub heim. Erst als der Tod Bernhards, der, doch wohl mit Wissen Arnulfs, von dem rhätischen Grafen Rudolf aus dem Wege geräumt wurde, sie des Führers beraubt hatte, kehrten die Alemannen allmählich zum Gehorsam zurück. Auch sonst war es mit Arnulfs königlicher Autorität anfangs nur schwach bestellt. Unter dem mächtigen Grafen Ludolf, der seine Stellung allmählich zu einer herzoglichen erweiterte, blieb Sachsen so gut wie unabhängig. Im Südosten streiften die Mähren unter dem hochstrebenden Svatopluk die fränkische Oberhoheit ab und waren, nach allen Seiten hin erobernd, bald auf dem Wege zur Errichtung eines großmährischen Reiches, das für Deutschland um so gefährlicher zu werden drohte, als dieses gleichzeitig nicht bloß durch den andauernden Grenzkrieg gegen Dänen und Wenden beschäftigt, sondern auch durch den verstärkten Ansturm der nordischen Seeräuberheere schwer bedroht war. Fast schien es, als ob durch die furchtbaren Feinde dem ostfränkischen Reiche jetzt eine ähnliche Demütigung bereitet werden sollte, wie sie Westfranken durch die Belagerung von Paris erlitten hatte. Aber gerade hier war es Arnulf vergönnt einen Erfolg davonzutragen, der seinem Königtum eine sichere Grundlage gab und der Ausgangspunkt für eine erfreuliche Besserung der deutschen Verhältnisse wurde.

Im Frühjahr 891 suchten die Normannen Westfranken mit einem neuen Raubzuge heim, den sie ostwärts bis über die Maas in das deutsche Lothringen ausdehnten. Erst als Arnulf aus Bayern, das noch immer für das Zentrum des Reiches galt, herbeieilte, zogen sie ab, um gleich nach seiner Entfernung wieder zu erscheinen und sengend und brennend bis in die Gegend von Aachen vorzudringen. Ein fränkisches Heer, vor dem sie zurückwichen, wurde von ihnen am 26. Juni 891 an der Maas, bei der Einmündung des Geulenbaches, vernichtend geschlagen, worauf sie mit Beute beladen weiter nach der Küste zogen, um sich nach der Heimat einzuschiffen. Da wurde ihnen der abermalige eilige Heranzug Arnulfs gemeldet: von den unzufriedenen Alemannen im Stich gelassen, wollte der König allein mit dem fränkischen

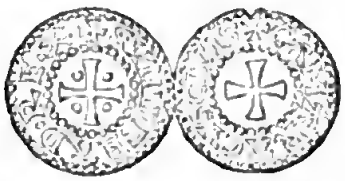
Heerbann die Ehre der deutschen Waffen herstellen. Bei Löwen stieß er auf den wieder vorrückenden Feind, der sich in einer schwer zugänglichen Stellung, einerseits durch den Lauf der Dyle, anderseits durch eine Sumpfniederung gedeckt in einem durch Holz- und Erdwerke geschützten Lager gesammelt hatte, in der Meinung, dort der schweren Reiterei der Franken unerreichbar zu sein. Aber rasch entschlossen ließ Arnulf seine Mannen absitzen und stürmte gegen das Lager an, drang ein und warf in blutigem Handgemenge die Normannen nach der anderen Seite hinaus, wobei Tausende in der Dyle den Tod fanden. In wilder Flucht eilten die Besiegten nach den Schiffen und über das Meer der nordischen Heimat zu. Von diesem ruhmreichen Tage, an dem des jungen

Normännische Krieger. Aus angelsächsischen Miniaturen-Handschriften. (Nach Strutt.)

Westfrankenkönigs Ludwig III. viel besungener Sieg bei Saucourt (S. 139) durch deutsche Waffen in den Schatten gestellt wurde, dem 1. November 891, an atmeten die deutschen Küstenlande wieder auf, da die Normannen nach solch blutiger Erfahrung anderswo minder gefahrvolle Beute zu machen vorzogen: sie ließen von dem ostfränkischen Reiche ab und warfen sich mit verdoppeltem Eifer auf das hilflose Westfranken. Das Ansehen Arnulfs aber wurde durch diesen Erfolg befestigt und gesteigert: er hatte die Aufgabe gelöst, die ihm durch seine Erhebung auf den Thron gestellt war. Und auch nach der anderen Seite hin, von der Deutschland besonders schwer gefährdet war, gelang es ihm, wenn auch nicht so schnell und nicht so durchschlagend, Abhilfe zu schaffen. Denn wenn der Krieg gegen Swatopluk von Mähren, zu dem der König, um die Kräfte der Gegner zu teilen, ein Bündnis mit den Bulgaren einging,

auch mühſam und verluſtreich blieb und die Deutſchen nicht über eine unſichere Defenſive hinauskamen, ſo trat doch auch dort eine Wendung zum Beſſeren ein, da 894 mit Suatopluks Tod der Zerfall ſeines Reiches begann, ſo daß nun die Kräfte der Bayern allein ausreichten die Grenze zu ſchützen.

Aber während er ſo nach außen hin ſeinen königlichen Beruf thatkräftig erfüllte, untergrub Arnulf innerhalb des Reiches unklug ſeine Stellung, indem er immer offener darnach ſtrebte, die eng umgrenzten Befugniſſe ſeines Wahlkönigtums zu erweitern und dasſelbe in ein Erbkönigtum umzuwandeln. Dabei hatte er nicht einmal einen legitimen Leibeserben, ſondern nur zwei natürliche Söhne, Zwentibold und Raſtolf. Schon im Juni 889 hatte er auf einem Reichstage in Forchheim die Deſignierung Zwentibolds zum Nachfolger gefordert: man hatte ſie ihm in Ausſicht geſtellt, wenn ſeine Gemahlin Ota ihm nicht doch noch einen Sohn gebären ſollte. Die Verwirklichung ſeines Planes vorzubereiten, erhob Arnulf nun Zwentibold zum König von Lothringen: aber durch ſein Willkürregiement machte ſich dieſer dort viel Feinde und arbeitete den Gegnern des Vaters auch in den übrigen Reichsteilen in die Hände, während er ſich gleichzeitig unklug in den Thronſtreit einmiſchte, der in Weſtfranken zwiſchen Odo, dem zum König erhobenen Verteidiger von Paris gegen die Normannen, und dem Träger des karolingiſchen Erbrechts, Karl dem Einfältigen, dem jüngſten Bruder Ludwigs III., entbrannte. So entfremdete ſich Arnulf durch eine Politik, die mit dem Urſprung und dem Charakter ſeines Königtums in Widerſpruch ſtand, eben die Kreiſe, denen er ſeine Erhebung verdankte und ohne die eine Behauptung ſeiner Stellung zum mindeſten ſehr ſchwierig war. Um ſo enger aber ſchloß er ſich der Kirche an, welche die Thronrevolution von 887 nicht unterſtützt, ja nicht einmal gebilligt, ſondern als eine Schädigung für ſie ſelbſt beklagt hatte. Allerdings ohne Beihilfe der Kirche war an die Errichtung einer Erbmonarchie nicht zu denken, auch da nicht, als Arnulfs Gemahlin Ota 893 einem Knaben, Ludwig dem Kinde, das Leben gegeben hatte. Es erneuten ſich die Gegenſätze, die das Frankenreich zu Ausgang der karolingiſchen Zeit bewegt hatten, und nur völlige Verkennung der Verhältniſſe konnte Arnulf zu dem Glauben verleiten, daß, was er durch ſeine verkehrte Politik im Norden der Alpen verloren hatte, im Süden wieder gewonnen werden könnte. Es kam ihm dabei vor allem darauf an, die römiſche Kirche ſich zu Danke zu verpflichten und dadurch zur Unterſtützung ſeiner Erblichkeitspläne zu gewinnen.



Münze von Zwentibold als König von Lothringen.
Vſ. Umſchrift: ZVINDEBAD REX †
Rſ. CAMARACVS CIVIS †
(Nach Lelewel.)

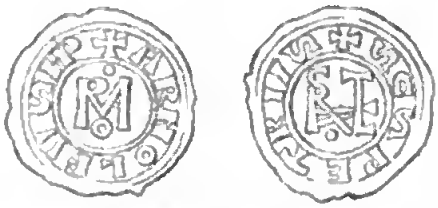
Noch kämpften in Italien Berengar von Friaul und Guido von Spoleto um die Herrſchaft. Gegen letzteren, der früher die Kaiſerkrone gewonnen hatte, erbaten jetzt ſowohl Berengar wie der bedrängte Papſt Hilfe. Zu Anfang des Jahres 894 zog Arnulf nach dem Süden, eroberte und zerſtörte Bergamo

und empfing in Pavia die Huldigung der meiſten lombardiſchen Großen. Aber bei dem Verſuche weiter weſtwärts vorzudringen wurde er durch die feindliche Übermacht, welche die Gunſt des Gebirgslandes geſchickt benutzte, im Thal von Aoſta aufgehalten und ſo hart ins Gedränge gebracht, daß er froh ſein mußte, durch einen Eilmarſch quer durch die Berge ſich mit den Seinen in Sicherheit zu bringen und nach dem Norden abziehen zu können. So gering der Erfolg dieſes Zuges war, ſo ſcheint er, vermutlich durch kirchlichen Einfluß, in Deutſchland doch Eindruck gemacht zu haben. Denn nach ſeiner Heimkehr 894 erreichte Arnulf, daß Ludwig das Kind zum König gewählt wurde und die Huldigung der Großen empfing. Weiteres zu erlangen trat er vollends in enge Verbindung mit der Kirche, die dadurch neue Macht gewann. Eine Synode, die gleichzeitig mit einem Reichstage in Tribur gehalten wurde, pries Arnulf, gegen den die Biſchofe anfangs den Schutz des Himmels angefleht hatten, als das auserwählte Rüſtzeug Gottes, dem die Kirche die Herſtellung ihrer Ehre verdankte, und faßte eine Reihe von Beſchlüſſen, die zeigten, wie die Geiſtlichkeit ſich wieder Herrin der Situation fühlte und für die weitgehendſten Anſprüche auf Erfüllung rechnete. Die ſtaatliche Autorität wurde der Kirche in einer Weiſe dienſtbar gemacht, wie das höchſtens noch zu Zeiten Ludwigs des Frommen der Fall geweſen war, wenn die Grafen, königliche Beamte, gehalten ſein ſollten, die Gerichtstage der Biſchöfe zu beſuchen, gegen die Schädigung geiſtlicher Perſonen mit beſonderer Strenge einzuſchreiten und alle ſich alsdann Widerſetzenden als außerhalb des Geſetzes ſtehend zu behandeln.

Man möchte an einen förmlichen Handel zwiſchen der Kirche und König Arnulf glauben und annehmen, mit dieſen Zugeſtändniſſen ſei an die Kirche zum voraus der Preis gezahlt worden, durch den beſtimmte Gegenleiſtungen der Kirche an den König erkauft werden ſollten. Auch mit der römiſchen Kurie ſtand Arnulf damals bereits in engerer Beziehung. Papſt Formoſus (891—96), der ſich der drückenden Übermacht des ſpoletiniſchen Herzogshauſes zu entziehen ſtrebte, hatte ihn insgeheim zu Hilfe rufen laſſen, obgleich er damals den Sohn Guidos, Lambert, hatte zum König krönen müſſen. Bald nach der Triburer Synode zog Arnulf nach dem Süden: im Herbſt 995 betrat er mit ſeinem Heere die Lombardei. Lambert, obgleich er vor dem König erſchien, wurde der Herrſchaft entſetzt; dennoch fuchten ſeine Anhänger den Deutſchen, als ſie im Februar 996 vor Rom erſchienen, den Eintritt mit Waffengewalt zu wehren. Aber noch während Arnulf einen regelrechten Sturmangriff vorbereitete, wurde durch ein bei einer Rekognoszierung zufällig entſtandenes Gefecht infolge des Hinzulaufens größerer Maſſen von beiden Seiten ein Kampf herbeigeführt, infolgedeſſen die Deutſchen, den weichenden Römern auf dem Fuße folgend, den nördlich vom Tiber gelegenen Stadtteil in ihre Gewalt brachten. Nun ließ Papſt Formoſus die Maske fallen und ergriff die Partei des deutſchen Königs, und auch die eigentliche Stadt öffnete noch an demſelben Tage (21. Februar) die Thore, und am nächſten, den

22. Februar 896, empfing Arnulf die kaiserliche Krone. Aber als er dann wieder gegen Lambert von Spoleto und seine thatkräftige Mutter, Angeltrude, zu Felde ziehen wollte, um ihre Macht vollends zu brechen, wurde er von schwerer Krankheit befallen und zu schleuniger Heimkehr genötigt.

Die Kaiserkrone allein wollte damals wenig bedeuten: sie war durch die Kämpfe der letzten Jahre und durch die Kleinheit oder die Verwilderung der um sie streitenden Persönlichkeiten so entwürdigt, daß ihr Besitz nicht als ein Machtzuwachs gelten konnte. Für Arnulf bedeutete sie sogar eine weitere Minderung seiner schon erschütterten Autorität: denn sie ließ ihn vollends als den erkauften Bündner, als den Diener der Kirche erscheinen und reizte die unzufriedenen ostfränkischen Großen zu schärferer Opposition. Dieselben griffen in ihrer Erbitterung bereits zu den bedenklichsten Mitteln. Denn nur von ihnen kann die Anklage auf Ehebruch ausgegangen sein, die damals gegen die Kaiserin Ota erhoben wurde. Aber die Absicht, den mit Hilfe der Geistlichkeit zum Nachfolger designierten jungen König als Bastard zu erweisen und vom Throne auszuschließen, wurde durch den Reinigungseid vereitelt, den Ota leistete. Begreiflicherweise jedoch verstimmten und entmutigten solche Erfahrungen den in seiner Kraft ohnehin schon gebrochenen König vollends. Zudem brach im Osten und Westen neues Unheil herein: dort erschienen zum erstenmale die Ungarn, die bald zu einer so furchtbaren Geißel werden sollten, hier drohte Lothringen verloren zu gehen, indem gegen Zwentibold der angesehene Graf Reginar aufstand und durch den Anschluß an Westfranken, wo damals der Karolinger Karl der Einfältige an Odos Stelle getreten, also das legitime Königtum hergestellt war, eine selbständige Machtstellung zu gewinnen suchte. Und gegen alle diese Anfeindungen vermochte die Kirche Arnulf und seinem Hause keinen Schutz und keine Hilfe zu gewähren: seine ganze Politik erwies sich als verfehlt und erfolglos. Diesen Schicksalsschlägen erlag der Kaiser: bereits im Sommer 899 von einem Schlaganfall getroffen, starb er Anfang Dezember desselben Jahres in Regensburg, von bangen Sorgen um die Zukunft des Reiches und seines Hauses niedergedrückt.



Silbermünze von Arnulf und Papst Stephan VI. Umschrift der Vorderseite: † ARNOLFVS MP (imperator), im Felde ein Monogramm von Roma; Rückseite † SCS PETRVS, im Felde das Monogramm von Stephanus. Originalgröße. Berlin, kgl Münzkabinet.

Und wahrlich, trostlos lag damals die Zukunft vor Deutschland, trostloser noch als zur Zeit des schwachen und gewissenlosen Karl des Dicken. Denn ein sechsjähriger Knabe trug nun die Krone, dessen Nachfolge nur durch kirchliche Einflüsse ermöglicht, an den die weltlichen Großen durch eine Huldigung gebunden waren, der sie sich hinterher durch die bedenklichsten Mittel wieder zu entziehen gesucht hatten, dessen Regiment sie daher von vornherein nur widerwillig zuließen und zu möglichster Ohnmacht herab-

zudrücken trachteten. Um so entschiedener hielt die Kirche, schon um des eigenen Vorteils willen, an Ludwig dem Kinde (899—911) fest und sicherte seine Stellung, die auch die weltlichen Großen zu Forchheim wohl oder übel anerkennen mußten, durch eine feierliche Krönung. Ein tiefer Spalt ging durch das Reich und zerriß es in zwei feindliche Hälften, den Episkopat, der durch die Wendung in der Politik Arnulfs geradezu die Reichsregierung in die Hand bekommen hatte, und den Laienadel, der 887 der entscheidende Faktor im Reiche gewesen war und sich nun aus dieser Stellung verdrängt und einem eigennützigen Parteiregiment preis gegeben sah. Denn als ein solches erschien dem Laienadel die aus Bischöfen zusammengesetzte Regentschaft, die nun in Vormundschaft des jungen Königs das Reiches waltete, obgleich es darin nicht an Männern fehlte, die trotz ihrer geistlichen Würde das Wohl des Ganzen im Auge hatten und nach Kräften zu fördern suchten. Das that namentlich Bischof Adalbert von Augsburg (887—909), ein edler Mann, durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnet und frei von der bei seinesgleichen damals so häufigen Selbstsucht, von dem man einen günstigen Einfluß auf den seiner Erziehung anvertrauten jungen König erwarten konnte. In politischen Angelegenheiten aber besaß, wie es scheint, die gewichtigste Stimme Erzbischof Hatto von Mainz (891—913), an dessen Namen der in der Sage nachlebende Glaube des Volkes das Elend jener Zeit vornehmlich geknüpft hat, ein thatkräftiger Mann, mit der Anlage und dem Beruf zum Herrscher, ein Kirchenfürst, wie Deutschland deren nachmals so viele hat erstehen sehen, aber auch darauf bedacht, Besitz und Ansehn der Mainzer Metropole zu mehren. Bedenklicher war die Rolle, welche ein Brüderpaar vornehmer Abkunft in der Regentschaft spielte, Waldo und Salomon, von denen ersterer Abt von Kempten und Bischof von Freising (889—908), letzterer Inhaber der reichen Abtei St. Gallen und des gleichfalls seines Reichtums wegen berühmten Bistums Konstanz (891—920) war, ehrgeizige und machtbegierige Herren, denen das geistliche Amt zum Deckmantel sehr weltlicher Bestrebungen diente und die, fortdauernd in Streit mit dem bayrischen und schwäbischen Adel, an der Verschärfung der ständischen Gegensätze und der wachsenden Unbeliebtheit der Regentschaft wohl zumeist schuld hatten.

In friedlichen Zeiten hätte eine solche bischöfliche Regierung die Ordnung wohl aufrecht erhalten und im Anschluß an die noch erhaltenen karolingischen Institutionen mit dem Ansehen des Königtums zugleich ihr eigenes wahren können. Damals aber lagen die vornehmsten Pflichten, die es zu erfüllen galt, auf dem kriegerischen Gebiete, und was dem Reiche am meisten not that, war ein tüchtiger Feldherr, der die militärischen Eigenschaften der deutschen Stämme entwickelte und dieselben zur gemeinsamen Abwehr der von allen Seiten anstürmenden Feinde waffnete. Denn wenn Arnulf auch der Normannennot ein Ende gemacht hatte, so dauerten doch die mühseligen Grenzkämpfe im Norden mit den Dänen, in der thüringischen Mark mit den räuberischen Sorben und im Osten mit den Mähren fort. Aber sie traten bald zurück

gegen die furchtbare Heimsuchung, die mit den beginnenden Ungareinfällen über das Reich hereinbrach. Aus dem Innern Asiens in das osteuropäische Tiefland eingewandert, hatte das Reitervolk der Magyaren zunächst die weiten Steppen im Nordwesten des Schwarzen Meeres besetzt und von dorther seit Jahren die benachbarten Russen und Bulgaren und weiterhin auch die Mähren und Griechen mit seinen Raubfahrten heimgesucht. Daß sie gegen die Mähren mit Arnulf verbündet gewesen, ist nicht erweisbar; aber schon 894 suchten sie die deutschen Landschaften an der Donau heim, wurden jedoch noch einmal abgelenkt, als die Griechen sie gegen die Bulgaren zu Hilfe riefen. Diese aber boten gegen sie das wilde Volk der Petschenegen auf, das sich des bisher von ihnen innegehabten Landes bemächtigte und ihnen so den Rückweg nach Asien verlegte. Dadurch wurden die Magyaren oder, wie die Slawen und nach deren Vorgang die Deutschen sie benannten, die Ungarn, genötigt sich neue Wohnsitze zu suchen. Sie wandten sich westwärts, stiegen über die Karpaten in die Ebene der Donau und Theiß und brachen 899 verheerend in Oberitalien ein, als die Kunde von des tapfern Arnulf Tod ihnen Deutschland als sichere Beute erscheinen ließ. Jahre des Schreckens begannen nun für dieses. Vergeblich machten Bayern und Mähren ihrem erbitterten Streit ein Ende und verbanden sich gegen den neuen gemeinsamen Feind. Immer tiefer drang dieser bei jedem neuen Einfall in das Innere des Reiches: 906 verwüstete er schon Sachsen, 907 fiel Herzog Luitpold von Bayern gegen ihn, und sein Nachfolger, Herzog Arnulf, erkaufte in höchster Bedrängnis den Frieden; im folgenden Jahre hauste er gräßlich in Franken.

Ein schlimmeres Schicksal, als das westfränkische Reich durch die Normannen erfuhr, schien durch die barbarischen Horden der Ungarn, welche die hunnischen Schrecknisse erneuten, Deutschland treffen zu sollen. Denn eine Abwehr war unmöglich bei der wilden Anarchie, die infolge des erbitterten Kampfes zwischen Bischöfen und Laienadel das Reich zerrüttete und in einen allgemeinen Bürgerkrieg stürzte. Statt irgend einen Vorteil zu gewähren wurde der Reichsverband den einzelnen Reichsteilen nur hinderlich in der Vertretung ihres eigenen Wohles: ohne Rücksicht auf ihn sich selbst zu helfen schien der einzige Weg zur Rettung, mochte auch die Einheit der seit 887 enger verbundenen deutschen Stämme dabei verloren geben. So erhielten die von alters her bestehenden Stammesunterschiede, die in Sprache, Sitte und namentlich im Recht zum Ausdruck kamen und auch von Karl dem Großen nicht angetastet worden waren, damals eine größere Bedeutung, obgleich sie schon stärker als früher betont worden waren, seitdem die deutschen Stämme, die sich früher vorzugsweise im Gegensatz zu den Romanen des ihnen Gemeinsamen bewußt geworden waren, von diesen gesondert und unter sich politisch verbunden, der zwischen ihnen obwaltenden Verschiedenheiten mehr inne geworden waren. Im Drange der Not, die das Reich nicht abzuwehren vermochte, erstarkten die Stämme nun zu größeren kriegerischen Verbänden, indem sie, unbekümmert um das ohnmächtige Königtum, sich unter ihren einheimischen Führern der an-

dringenden Feinde zu erwehren suchten. Das führte zur Bildung größerer territorialer Gewalten, deren Träger die in den Besitz des dauernden Heerbefehles gelangenden Stammeshäupter als Herzöge wurden. Das Königtum vermochte eine Entwickelung nicht zu hindern, die es auch früher schon hier und da hatte dulden müssen und deren Wurzeln selbst Karl der Große nicht hatte ausrotten können. Um so heftiger war der Widerstand von seiten der Bischöfe, die diesen militärischen Gewalten gegenüber ihre eximierte Stellung bedroht sahen. Das steigerte die Verfeindung zwischen den Bischöfen und dem Laienadel, der in den einzelnen Stammgebieten sich um die Herzöge scharte als die berufenen Vertreter seiner Interessen auch den hierarchischen Anmaßungen gegenüber. Freilich fehlte es in seinen Reihen auch nicht an solchen, die aus persönlichen Gründen oder um äußerer Vorteile willen sich auf die Seite der Bischöfe schlugen und im Bunde mit der Kirche und durch deren Gunst in die Höhe zu kommen suchten.

Bei aller Gleichartigkeit in den allgemeinen Umrissen aber vollzog sich die Ausbildung des Stammesherzogtumes in den einzelnen Teilen verschieden, je nach den darauf einwirkenden besonderen Umständen. Am wenigsten scharf ausgeprägt erscheint sie in dem Hauptlande, Franken, dessen Bevölkerung bei ihrer Mischung aus verschiedenen Bestandteilen der bestimmten Stammesart entbehrte und deshalb auch nicht zu dem kräftigen Stammesbewußtsein gelangt war, das dem Herzogtum erst seine volle Bedeutung verlieh. So wurde die herzogliche Stellung dort der Gegenstand erbitterten Kampfes zwischen zwei mächtigen Adelsgeschlechtern, dem der Babenberger und der Konradiner, welche letzteren, dank der energischen Parteinahme der bischöflichen Regentschaft, schließlich obsiegten und ihre Gegner 908 auf das Blutgerüst lieferten. Dagegen entwickelte sich das Herzogtum in Sachsen, das damals vom Reiche unbeeinflußt seinen eigenen Weg ging, aus der markgräflichen Stellung des reichen und mächtigen Hauses der Ludolfinger, welche dort in die eigentlich dem Königtum zustehenden Befugnisse einrückten. Beigetragen hat dazu namentlich auch die Notwendigkeit straffer militärischer Leitung wegen des andauernden Grenzkrieges gegen die Slawen. In ähnlicher Weise beförderte der fast ununterbrochene Kampf gegen die Mähren und dann gegen die Ungarn die Ausbildung des Stammesherzogtums in Bayern, das seit den Zeiten Ludwigs des Deutschen das Hauptland des ostfränkischen Reiches war und wo daher der in Sachsen obwaltende Gegensatz zu dem Königtum fehlte. Besonders stark dagegen wirkte dieser in Alemannien. Der dortige Adel hatte schon Arnulf feindlich gegenübergestanden; an seiner Spitze erhob sich in der Zeit Ludwigs des Kindes Markgraf Burkhard zum Fürsten der Alemannen und dann zum Herzog in heftigem Kampfe mit den Bischöfen, namentlich Salomon III. von Konstanz. Wie tief aber diese Entwickelung in den gesamten Zeitverhältnissen begründet war, beweist die Thatsache, daß, nachdem Burkhard 911 ein gewaltsames Ende gefunden hatte, zwei von dem König Alemannien vorgesetzte Große, Erchanger und Berthold, die dort anfangs als Pfalzgrafen und Kammerboten

walteten, dennoch allmählich zu herzoglicher Stellung emporstiegen. In Lothringen wieder wirkten andere Momente bestimmend ein: dort gewann nach dem Tode König Zwentibolds 900 dessen schlauer Gegner Graf Reginar eine Autorität, die zum vollen Herzogtum bald nur noch des Namens bedurfte, und sicherte sich gegen die Anfeindung der bischöflichen Regentschaft, indem er sich dem Reiche entzog und der bequemeren Hoheit des ohnmächtigen westfränkischen Königtums unterordnete.

Entsprechend der Verschiedenheit seiner Entstehung war das Herzogtum in den einzelnen Stammgebieten nun auch nach Umfang und Inhalt verschieden, hatte hier größere, dort geringere Macht. Im allgemeinen aber erlangte das Herzogtum, entsprechend seinem militärischen Grundcharakter und den Anforderungen, die demgemäß seine Schutzbefohlenen an dasselbe stellten, in den Grenzlandschaften, wo in ihm die Landesverteidigung beruhte, höhere Bedeutung und daher auch größere Macht. In Bayern, Schwaben und Sachsen erscheint es weit schärfer ausgeprägt als in Franken und Lothringen. Dort hat sich auch die Kirche ihm schließlich beugen müssen, wie das in der Anerkennung des herzoglichen Rechtes zur Ernennung der Bischöfe in dem Stammgebiet seinen Ausdruck fand. Dennoch blieben sich die deutschen Stämme auch in dieser Zeit ihrer Zusammengehörigkeit bewußt, und die Gefahr der Auflösung des Reiches in fünf gesonderte Staaten — wie sich eine solche zu Ende des neunten Jahrhunderts in Westfranken vollzog — hat eigentlich niemals vorgelegen. Das Beispiel Reginars von Lothringen ist ohne Nachahmung geblieben. Überhaupt lag die Schwere der Krisis, in der sich die Entwickelung des deutschen Volkes damals befand, weniger in dem Mangel einer festeren Vereinigung der fünf Stämme, dem Fehlen eines Nationalbewußtseins — (für das jene Zeit noch nicht reif war, ja der einfachsten Voraussetzungen entbehrte, von dem daher auch in Westfranken und sonst damals noch keine Spur zu finden ist) — als vielmehr in der tödlichen Verfeindung der beiden Stände, die nur zusammenwirkend die Träger der kirchlichen und staatlichen Ordnung und der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwickelung sein konnten, der Geistlichkeit und des Laienadels, einer Verfeindung, die nicht bloß König Arnulfs verkehrter Politik und auch nicht bloß den Fehlern der bischöflichen Regenten in der Zeit Ludwigs des Kindes schuld gegeben werden darf, sondern das natürliche Ergebnis der gesamten Entwickelung war, die Staat und Kirche in ihrem durch weltliche Momente und materielle Interessen verschiedener Art beeinflußten Verhältnis zu einander von Ludwig dem Frommen an bis auf die Erhebung Arnulfs durchgemacht hatten. Die hierarchische Richtung, die einst mit Ludwig dem Frommen störend in die Entwickelung des karolingischen Staates eingegriffen hatte, um in den Kämpfen der nächsten Jahrzehnte bald an Geltung zu gewinnen, bald zurückgedrängt zu werden, hatte im ostfränkischen Reiche zu Anfang des zehnten Jahrhunderts insofern völlig obgesiegt, als das nationale deutsche Königtum, das der Laienadel durch die Entthronung Karl des Dicken geschaffen hatte, schließlich doch wieder ganz in die Hand der Kirche

gekommen war und von den Biſchofregenten willkürlich zu ihrem Vorteil mißbraucht wurde.

Aber beide Teile erkannten rechtzeitig die verhängnisvollen Folgen dieſes Zwieſpaltes. Die fortſchreitende Zerrüttung des Reiches überzeugte ſie von der Notwendigkeit eines Wandels. Daraus erklärt ſich, was, als König Ludwig erſt achtzehn Jahre alt 911 ſtarb, faſt überraſchender Weiſe geſchah. Die erbitterten Widerſacher fanden ſich friedlich zuſammen, um dem Reiche einen neuen König zu geben, von dem ſich die Herſtellung des Friedens im Inneren und die Abwehr der auswärtigen Feinde erwarten ließ. Deſſen meinte man ſich am ſicherſten von Otto, dem Herzog von Sachſen, verſehen zu können: ihm bot man die Krone an, obgleich er mit dem einflußreichen Hatto von Mainz ſeit Jahren im Streite lag. Aber er lehnte ſie ab, wie es heißt, wegen ſeines Alters: vermutlich aber verzichtete der kluge Rechner nur auf eine Stellung, in der bei der Schärfe der beſtehenden Gegenſätze ein erſprießliches Wirken doch nicht möglich war. Auch möchte man zweifeln, ob dem ſächſiſchen

Münzen von Ludwig dem Kinde.

1. Vſ. Umſchrift: † HIIIDOIVVICV RE †, im Felde ein Kreuz, eine Kugel in jedem Winkel desſelben. Rſ. Umſchrift: MOGONCIAE CIVIT †, im Felde ein Kirchengebäude. 2. Vſ. † NHLVIIOVVIC PIVS, im Felde ein Kreuz. Rſ. SA . LO MON, wahrſcheinlich der Name derjenigen geiſtlichen Perſon, welche in des Königs Namen dieſe Münze prägen ließ. (Nach Cappe.)

Stamme, der dem Verbande des Reiches erſt hundert Jahre angehörte und ſich noch in eigentümlicher Abgeſchloſſenheit hielt, damals bereits ſo ohne weiteres die leitende Stellung eingeräumt worden wäre, die von der Erhebung ſeines Herzogs auf den Thron untrennbar geweſen wäre. So wurde denn im November 911 zu Forchheim von den verſammelten weltlichen und geiſtlichen Großen Herzog Konrad von Franken zum König gewählt. Das altdeutſche Wahlrecht lebte alſo wieder auf, deſſen Geltung Arnulf, obgleich er ſelbſt ihm die Krone verdankte, zu gunſten des Erbrechtes gefliſſentlich zurückgedrängt hatte. Denn wenn Konrad auch mütterlicherſeits dem karolingiſchen Hauſe angehörte, ſo hat das bei ſeiner Erhebung doch nicht mitgewirkt: den Ausſchlag gab ſeine Perſönlichkeit, von der die Großen ſich der Eigenſchaften verſehen zu können glaubten, deren das bedrängte Reich von ſeinem Oberhaupte bedurfte. Die weltlichen Geſichtspunkte überwogen alſo, aber die Biſchöfe ſtanden diesmal nicht abſeits, wie ſie bei der Wahl Arnulfs gethan hatten: durch Salbung und Krönung gaben ſie dem Erwählten des Laienadels die kirchliche Weihe und beſtätigten dadurch die Verſöhnung mit ihren weltlichen

Gegnern. Die Frage blieb nur, ob diese wirklich zu einträchtigem Handeln beider Stände zum Besten des Reiches führen würde.

In der Regierung Konrads I. von Franken (911—918) wiederholte sich derselbe widerspruchsvolle Wechsel, der die anfänglichen Erfolge Arnulfs vernichtet hatte. Auch Konrad suchte zunächst seine vornehmste Stütze in dem Laienadel und stand demgemäß mit den Herzögen in gutem Verhältnis. Den Abfall Lothringens zu Westfranken konnte er freilich nicht hindern. Reginars Sohn, Giselbert, der sich auch Herzog nannte, erlangte vorübergehend zwischen beiden Reichen eine beinahe unabhängige Stellung. Durch seine Ehe mit der Witwe Herzog Luitpolds von Bayern, einer Schwester der schwäbischen Kammerboten Erchanger und Berthold, gewann der König auch nach dieser Seite hin mächtige Verbindungen und wurde der Stiefvater des jungen Bayernherzogs Arnulf. Aber bei der Erneuerung des Streites zwischen den Stammesherzögen und der Kirche schlug er sich wie Arnulf auf die Seite der Bischöfe. Indem er in Schwaben den ehrgeizigen Salomon III. von Konstanz gegen Erchanger und Berthold unterstützte, untergrub er kurzsichtig seine eigene Stellung. Übler noch war, daß, als nach dem Tode Herzog Ottos von Sachsen (912), dessen Sohn Heinrich mit Hattos Nachfolger, Erzbischof Heriger von Mainz (913—27), über die Zinspflicht der thüringischen Lande in Streit geriet, Konrad auch da für die hierarchischen Forderungen eintrat. Auch er verleugnete also den weltlichen Ursprung seiner Würde und stieß unklug die Elemente von sich, ohne deren Hilfe er dieselbe nicht erfolgreich zur Geltung bringen konnte. Wie bei Arnulf, so hatte auch bei ihm dieser erste Fehler alsbald einen zweiten, schlimmeren zur Folge, den immer engeren Anschluß an die Kirche und die immer größere Nachgiebigkeit gegen ihre wachsenden Ansprüche. Die Zustände, die man mit Ludwig des Kindes Regierung abgethan geglaubt hatte, erneuten sich in fast noch schlimmerer Gestalt. Und dabei war jetzt selbst die Geistlichkeit nicht mehr einig: die Sachsens, eng mit den Interessen ihres Stammes verwachsen und von lebhaftem Gefühl für dessen Sonderrecht erfüllt, hielt zu Herzog Heinrich und versagte sich dem Königtum und dessen klerikalen Bündnern. Die sächsischen Bischöfe erschienen auch nicht auf der Synode, die im September 916 zu Hohenaltheim im Ries gehalten wurde und einen weiteren Schritt bezeichnete zur Unterwerfung des Staates unter die Kirche. In wörtlicher Anlehnung an die pseudoisidorischen Dekretalen erließ sie eine Reihe von Bestimmungen zum Schutze der Kirche und ihrer Gebiete gegen die weltlichen Großen und bedrohte die Übertreter mit den schwersten kirchlichen Strafen; solche sollten auch den gegen den König geübten Treubruch ahnden, während anderseits die Geistlichen von der ordentlichen weltlichen Gerichtsbarkeit eximiert wurden. Von neuem stellten sich damit Königtum und Bistum zu Schutz und Trutz verbunden der gesamten Laienschaft und dem an den nationalen Interessen festhaltenden Teil des Klerus entgegen. Daraufhin wurden Erchanger und Berthold unter Androhung des Bannes aufgefordert, den Beschwerden Salomons von Konstanz abzuhelfen;

gleiche Mahnungen gingen zu gunsten des Mainzer Erzbischofs an Herzog Heinrich und die sächsischen Bischöfe. Gegen erstere rückte, als sie beharrten, der König selbst ins Feld: sie wurden besiegt und endeten unter dem Beil des Henkers. Aber auch jetzt brachte Konrad Alemannien nicht in seine Gewalt: dem Laienadel erstand in Burkhard dem Jüngeren, dem Sohn des gleichnamigen früheren Herzogs, ein glücklicher Führer, der sich der von seinem Vater innegehabten Würde bemächtigte. Den Sachsen seinen Willen aufzunötigen hat Konrad unter diesen Umständen nicht einmal versucht. Denn mit der Unordnung im Innern wuchs die Bedrängnis von außen. Die Ungarneinfälle erneuten sich: besonders Bayern hatte schwer darunter zu leiden: in der tapferen Abwehr des furchtbaren Feindes erwarb der junge Herzog Arnulf kriegerischen Ruhm und befestigte seine Stellung an der Spitze des bayrischen Stammes, während seines Stiefvaters Unternehmung gegen die wilden Feinde ruhmlos ausging.

Diese Fülle selbstverschuldeten Mißgeschickes brach die Kraft König Konrads, aber sie erschloß ihm auch eine — freilich verspätete — Einsicht in die Fehler

Münzen von Konrad I.

1. Bs. Umschrift: VNRADVS RE †; im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. Rs. MOGVNTIA CIVIT †; im Felde ein Kirchengebäude. 2. Bs. Umschrift: CVNCADV; im Felde REX. Rs. Vir Dun I . .; im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. (Nach Cappe.)

seiner Politik, welche die Ergebnisse der Entwickelung Deutschlands in den letzten dreißig Jahren eigensinnig ignoriert hatte, um die fernere Gestaltung des deutschen Staates in undeutsche Bahnen zu zwingen und nach römisch-kirchlichen Gesichtspunkten zu regulieren. Es ist immerhin kein geringes Verdienst, daß Konrad, als er, krank von dem Ungarnzug heimgekehrt, sein Ende nahe fühlte, den Mut fand seinen Irrtum einzugestehen und Selbstüberwindung genug besaß, um eine Weiterverfolgung so unheilvoller Bahnen von sich aus unmöglich zu machen. Sterbend übergab er die Reichsinsignien seinem Bruder Eberhard, seinem Nachfolger in dem fränkischen Herzogtum, damit er sie Herzog Heinrich von Sachsen überbringe: diesen, seinen ungebeugten Gegner, den glücklichen Widersacher Herigers von Mainz, empfahl er damit zum Nachfolger und sprach es so unzweideutig aus, daß nur von einer der seinen entgegengesetzten Politik noch Heil für das Reich zu erwarten sei. Es war das Beste, was Konrad, als er am 23. Dezember 918 starb, für Deutschland gethan hatte, und was er selbst gefehlt, machte er gut durch das politische Programm, das er für die Zukunft verkündete: nur durch die Ausgleichung des von ihm selbst

unklug genährten Gegensatzes zwischen Franken und Sachsen konnte die Integrität des Reiches nach außen sicher gestellt, nur durch ehrliche Versöhnung und selbstloses Zusammenwirken der in Eigennutz und Herrschsucht befangenen Kirche mit dem Laienadel konnte im Innern der Friede hergestellt und eine dauernde staatliche Ordnung geschaffen werden.

Eine folgenreiche Wendung trat damit ein. Das politische Testament Konrads I. enthielt doch nichts anderes als den Rücktritt des fränkischen Stammes von der leitenden Stellung, die er seit mehr als vierhundert Jahren an der Spitze der Deutschen innegehabt hatte, und zwar trat er zurück in der Erkenntnis, den Aufgaben der neuen Zeit nicht gewachsen zu sein, zu gunsten des Stammes, der am spätesten und erst nach heftigem Widerstreben in den Verband des Reiches gezwungen und bei dem selbst das Christentum erst wenig mehr als hundert Jahre eingebürgert war. Das stark romanisch beeinflußte Germanentum der Franken konnte sich des übermächtigen Einflusses der römischen Kirche auf die Dauer nicht erwehren und lief seit den Zeiten Ludwigs des Frommen immer wieder Gefahr, ihm auch in seiner staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung zu erliegen und sich so seines nationalen Wesens vollends zu begeben. Dagegen erfolgte jetzt eine nationale Reaktion durch den Stamm, der noch ganz im Germanentum wurzelte und von den zersetzenden und schwächenden Einwirkungen der romanisierenden Kirche unberührt war. Denn während auch im ostfränkischen Reiche der wachsende Einfluß der Kirche und die Ausbildung der Feudalität durch fortschreitende Wandelung der Besitzverhältnisse und der ständischen Gliederung die alte gesellschaftliche und staatliche Ordnung allmählich aufgelöst hatte, befand sich Sachsen in dieser Hinsicht noch in dem Zustande wie zur Zeit der fränkischen Eroberung. Während sonst die Freiheit des gemeinen Mannes vielfach geschwunden und durch verschiedene im Feudalverband wurzelnde Abhängigkeitsverhältnisse ersetzt worden war, bildete in Sachsen noch die Volksfreiheit die Grundlage der öffentlichen Ordnung, die gleichzeitig auf dem alten Geburtsadel der Ethelinge und der freien Bauern beruhte. Damit hing es zusammen, daß die Sachsen sich frei gehalten hatten von der Entsittlichung, die mit dem Einströmen der verfeinerten romanischen Kultur bei anderen Stämmen eingerissen war. So hatten sie auch ihre alte Kraft und kriegerische Tüchtigkeit bewahrt, dank zum Teil ihrer unausgesetzten Übung in den Kriegen gegen die Dänen und Slawen. In diesen aber war, während das Königtum bei den Sachsen niemals geherrscht hatte, das Geschlecht allmählich zu einer leitenden Stellung aufgestiegen, aus dem Konrad von Franken jetzt dem bedrängten Reiche den Retter zu erwecken gedachte. An der Lippe lagen die reichen Stammgüter der Ludolfinger, die in der Leitung des Grenzkrieges gegen die Slawen an der Elbe erst markgräfliche Befugnisse erlangten und diese dann zu herzoglichen erweiterten. Auch vermehrten die Ludolfinger ihren Besitz und erwarben große Liegenschaften um die Abhänge des Harzes, die sie als gute Haushalter nach karolingischer Art sorgsam bewirtschafteten, unter Teilnahme bedeutender Frauen, an denen dieses

Haus auch in der Folge ungewöhnlich reich war und deren Ansehen und Einfluß einen weiteren Beleg geben für die glückliche Wahrung echt germanischen Wesens bei dem sächsischen Stamme. Indem dieser Stamm und dieses Geschlecht an die Spitze des Reiches berufen wurde, vollzog sich ein Bruch mit den kirchlichen und universalen Tendenzen, deren Träger das Königtum zuletzt gewesen und durch die es seinem Berufe untreu und zur Erfüllung desselben unfähig gemacht worden war. Die nächste Folge war eine Einschränkung der übermäßig gewachsenen kirchlichen Autorität und die Anerkennung der von dieser dem Laienadel bisher bestrittenen Stellung an der Spitze des Reiches. Dadurch aber waren der Politik des neuen Königs von Anfang an ganz bestimmte Bahnen vorgezeichnet.

Im April 919 trafen Sachsen und Franken an der Grenze ihrer Stammgebiete bei Fritzlar zusammen. Gemäß der Empfehlung Konrads, für die allein des Mannes Tüchtigkeit und die Lage des Reiches bestimmend gewesen, schlug Eberhard von Franken Herzog Heinrich von Sachsen zum König vor. Alle riefen Beifall. Auch von seiten der Bischöfe erfolgte kein Widerspruch: ja, Heriger von Mainz bot dem Erwählten die kirchliche Weihe durch Salbung und Krönung an. Sie wurde abgelehnt, wohl nicht aus Bescheidenheit, sondern weil Heinrich keine Art von Verpflichtung gegen die Kirche eingehen und den Bischöfen keinen Dank schulden wollte. Die Dienstbarkeit des deutschen Staates der Kirche gegenüber sollte ein Ende haben. Ein praktisch nüchterner Zug geht durch des ersten Sachsenkönigs Politik: darin lag ihre Größe und ihr Verdienst, mochte Heinrich damit zunächst auch nur den größeren Verhältnissen des Reiches gegenüber die Richtung weiter verfolgen, der sein Haus seine Erfolge in dem sächsischen Herzogtum verdankte. So konnte es beinahe scheinen, als ob durch Heinrichs Erhebung an den Verhältnissen im Reiche nur das Eine geändert sei, daß die Feindschaft von Königtum und Episkopat gegen das Stammesherzogtum in Wegfall gekommen und dieses anerkannt sei. Auch in der zeitgenössischen Überlieferung, namentlich soweit sie durch sächsische Autoren vermittelt ist, erscheint Heinrich I. weniger als deutscher König denn als sächsischer Herzog, und erst seine späteren Erfolge und die Großthaten, die sie seinen Nachfolgern ermöglichten, haben die Bedeutung seiner Herrschaft recht zur Erkenntnis gebracht.

Königssiegel Heinrichs I. Verkleinert. Nach einem Abdruck im brit. Museum zu London.

Heinrich I. (919—36) stand zur Zeit seiner Erhebung im besten Mannesalter: er hatte etwa das vierzigste Jahr unlängst überschritten. Den ludolfingischen Grundbesitz hatte er durch seine Ehe mit des reich begüterten Grafen Erwin von Merseburg Tochter Hatheburg, die ihren ersten Gemahl verloren, beträchtlich vermehrt, obgleich dieselbe nachher auf kirchliche Anordnung gelöst worden war, weil Hatheburg im Anfang ihrer Witwenschaft sich dem Kloster gelobt

hatte; der daraus entsprossene Sohn, Thankmar, galt deshalb für illegitim und blieb von dem väterlichen Erbe ausgeschlossen. 909 hatte Heinrich dann die Tochter des von Widukind abstammenden Grafen Dietrich, Mathilde, heimgeführt, von der er damals einen Sohn besaß, der nach dem Großvater Otto genannt war. Königin Mathilde eröffnet die Reihe edler Frauengestalten aus dem sächsischen Hause: thatkräftig und voll Interesse auch an politischen Dingen, griff sie mit ihrem Einfluß gelegentlich auch über den der königlichen Hausfrau angewiesenen Kreis hinaus und zwar, wie es scheint, nicht bloß nach sachlichen Gesichtspunkten, sondern auch nach persönlicher Vorliebe.

Nur von den Franken und Sachsen war Heinrich I. erhoben; schon das zog seiner königlichen Gewalt ziemlich enge Schranken. Denn natürlich behielt Herzog Eberhard alle bisher dem fränkischen Herzog zustehenden Rechte, und mit dem gleichen Maße mußten die anderen Stammeshäupter, wenn sie das Geschehene anerkannten, gemessen werden. Burkhard von Schwaben freilich, den Heinrich erst mit Waffengewalt bedrohen mußte, verlor das Recht der Bischofsernennung, wodurch eine von den Beschwerden der Kirche abgestellt wurde. Arnulf von Bayern aber behielt auch dieses, obgleich er anfangs zum Widerstand rüstete und erst 921 dem König zu Regensburg huldigte. Seine Macht war zu bedeutend, als daß Heinrich es auf einen Zusammenstoß hätte ankommen lassen können. Auch Lothringen mußte er zunächst preisgeben: Herzog Giselbert blieb vorläufig in der bequemeren Abhängigkeit von Westfranken. Doch sicherte sich Heinrich nach dieser Seite, indem er 921 mit König Karl dem Einfältigen zusammentraf und sich von diesem feierlich anerkennen ließ, so daß die Geltendmachung vermeintlicher karolingischer Erbansprüche auf Ostfranken ausgeschlossen blieb. Aber schon nach wenigen Jahren trat dort ein Wandel zu gunsten Heinrichs ein. Als 925 Karl der Einfältige entthront wurde und der kraftvollere Rudolf von Burgund sich der Herrschaft in Westfranken bemächtigte, kehrte Giselbert in den Verband des ostfränkischen Reiches zurück, wo er gegen Stürme, wie sie das Nachbarreich heimsuchten, gesichert war und bei der den Herzögen eingeräumten Stellung eine Minderung seiner Befugnisse nicht zu befürchten hatte. Die Verbindung wurde durch seine Vermählung mit König Heinrichs Tochter Gerberga besiegelt.

Die Ansprüche, die Konrad I. den Herzögen gegenüber hatte durchsetzen wollen, ließ Heinrich also fallen. Die gegebenen Verhältnisse, die zu ändern er nicht stark genug war, anerkennend begnügte er sich für das Königtum zunächst mit einem beschränkten Wirkungskreis. Eine Einheit des Reiches war so freilich kaum der Idee nach vorhanden: jeder Stamm ging seinen eigenen Weg. Im Rückblick auf die jüngste Vergangenheit aber war es doch ein Gewinn, daß das friedliche Nebeneinander dadurch nicht gestört wurde und die Möglichkeit und die Bereitwilligkeit vorhanden war, gegebenen Falls alle Stämme zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen. Wie sehr die Herzöge als Inhaber selbständiger territorialer Gewalten respektiert wurden, beweist die Thatsache, daß Heinrich das Land der beiden am unabhängigsten gestellten, Bayern

und Schwaben, seit Empfang der Huldigung während seiner ganzen Regierung nicht wieder betreten hat. Das Reich war eben nicht mehr als ein lockerer Bund der fünf Stämme, an dessen Spitze, nur mit einem Ehrenvorrang, der Sachsenherzog als der erste unter seinesgleichen stand. Aber es war doch der Zerfall in fünf gesonderte Staaten abgewandt, der gegen Ende der Regierung Konrads I. zu drohen schien.

Und wie hätte Heinrich auch größeres zu erreichen versuchen sollen, wo ihm sozusagen der Boden unter den Füßen wankte und selbst Sachsen, die Grundlage seiner ganzen Stellung, zeitweise verloren ging? 924 wurde es von einem furchtbaren Einfall der Ungarn heimgesucht, dem es, ohne Städte, ohne feste Plätze, wo die Bevölkerung sich hätte bergen können, hilflos erlag. Heinrich selbst mußte in der Pfalz Werla Zuflucht suchen. Da fiel ein vornehmer ungarischer Häuptling in die Gewalt der Sachsen: um den Preis seiner Freigebung und der Zahlung eines jährlichen Tributs erkaufte Heinrich von den Ungarn für die nächsten neun Jahre einen Stillstand, während dessen Sachsen von ihnen nicht betreten werden sollte. Die übrigen Reichslande mußte er preisgeben: mochten sie sehen, wie sie sich schützten. Namentlich Süddeutschland hat denn auch schwer unter den barbarischen Horden zu leiden gehabt, welche sich über Bayern, Schwaben und Lothringen während der nächsten Jahre nun mit verdoppelter Wut ergossen.

Unter dem Schutze dieses durch Tribut erkauften Stillstandes leitete Heinrich die Reorganisation Sachsens ein. Blieb seine Thätigkeit auch hierbei auf sein Herzogtum beschränkt, so ist doch das, was er dort leistete, in der Folge auch für die übrigen Teile des Reiches maßgebend geworden. Im Gegensatz aber zu den sagenhaft ausmalenden Berichten späterer Zeiten, die Heinrich zum Städtegründer und zum Erfinder der ritterlichen Kampfesweise machten, geben die den Ereignissen näher stehenden Quellen von dem, was Heinrich in Sachsen schuf, nur ein unbestimmtes Bild, aus dem das Eine freilich mit Sicherheit hervorgeht, daß es sich dabei nur zu einem Teil um Neuschöpfungen, in der Hauptsache um die Erneuerung alten, allmählich außer Übung gekommenen Brauches handelte. Auch in dem, was an seinen Anordnungen für Deutschland neu war, scheint Heinrich doch kaum original gewesen zu sein, sondern bei einem stammverwandten Volke bewährte Einrichtungen nachgeahmt und, vielleicht etwas modifiziert, auf Sachsen übertragen zu haben. Unrichtig ist es jedenfalls, wenn man den Kriegsdienst zu Pferde bei den Sachsen überhaupt erst durch Heinrich eingeführt sein läßt; derselbe war dort von alters her bekannt: gehörte doch nach sächsischem Recht das Pferd zum „Heergewäte" des freien Mannes, d. h. zu dem festen Bestand seines Erbes. Nur kannte der Sachse auch zu Pferde bisher bloß den Einzelkampf, während die Unwiderstehlichkeit der Ungarn darin beruhte, daß sie in geschlossenen Reihen einhersprengend durch die Wucht der Massen den Gegner überrannten. Das sah Heinrich den Feinden ab und lehrte seine sächsischen Landesleute diese neue Art des Kampfes zu Pferde, die nicht bloß eine

andere Schulung des einzelnen Mannes, sondern auch eine vielfache und sorgsame Übung der neu gebildeten Geschwader nötig machte. Das erklärt, wie Spätere den König mißverständlicher Weise zum Erfinder der ritterlichen Übung der Turniere machen konnten.

Zur Wehrhaftmachung des sächsischen Stammes aber gehörte noch mehr. Auch bei ihm war, wie in allen Teilen des Reiches, der Heerbann in Verfall geraten: sich ihm zu entziehen, hatten viele freie Leute sich absichtlich ihrer Freiheit entäußert, indem sie ihren Grundbesitz an Kirchen und Klöster oder auch weltliche Große gaben, um ihn gegen Zins und Dienst, aber gelöst von der auf dem freien Besitz lastenden Pflicht zum Kriegsdienst, als geliehenes Gut zurück zu empfangen, und selbst der freie Mann fand immer neue Vorwände, um sich der Erfüllung der Pflicht zu entziehen, in welcher der Deutsche ehemals zugleich sein vornehmstes Recht gesehen hatte. Gegen Ausgang der karolingischen Zeit soll selbst die Androhung der Todesstrafe diesen Mißbrauch nicht mehr haben hindern können. Endlich aber hatte der letzte Ungarneinfall die Unentbehrlichkeit befestigter Zufluchtsorte dargethan, in die sich die Bevölkerung des flachen Landes mit ihrer beweglichen Habe beim Hereinbrechen der Feinde zurückziehen konnte. An solchen fehlte es in Sachsen so gut wie ganz, während in den südwestlichen Landschaften aus Anlaß der Ungarneinfälle, in den nordwestlichen noch früher zum Schutz gegen die Normannen die Städte vielfach ummauert und auch feste Burgen angelegt worden waren. Hier half Heinrich durch eine Reihe von Bestimmungen, die im einzelnen zwar nicht ganz klar sind, bei denen aber in betreff des Grundgedankens ein Zweifel nicht obwalten kann. Er verordnete, daß die vorhandenen größeren Ansiedlungen, wie Klöster, Sitze von Bischöfen, Flecken, wo die Umwohner sich zu Kauf und Verkauf zusammenzufinden pflegten, mit Mauern von bestimmter Höhe umgeben und durch in bestimmter Entfernung davor gezogene Gräben geschützt werden sollten. Namentlich mit den königlichen Pfalzen und Fronhöfen geschah das. So entstand in Sachsen in kurzer Zeit eine Menge von festen Plätzen, die bei einer feindlichen Invasion nicht bloß die fliehende Bevölkerung der Umgegend in sich aufnehmen, sondern auch dem Angriff eines in der Belagerungskunst ungeschulten Feindes Widerstand leisten konnten. Heinrichs weitere Verfügung, daß in jedem solchen Platz von den Umwohnern immer der neunte Mann als Besatzung liegen sollte, die anderen aber von dem Ertrage ihrer Feldarbeit draußen einen bestimmten Teil abliefern sollten, der drinnen aufgespeichert werden sollte, um im Fall der Not der Besatzung und den zuströmenden Flüchtlingen den nötigen Unterhalt zu gewähren, kann sich zunächst zwar nur auf des Königs Domänen und deren Einsassen bezogen haben, dürfte aber doch auch anderweitig nachgeahmt worden sein. Von ihrem defensiven Werte abgesehen erlangten diese Anordnungen für die gesamte Kulturentwickelung Sachsens einen hohen Wert durch die weitere Bestimmung, daß an diesen neugeschaffenen festen Orten festliche Versammlungen, Jahrmärkte u. dergl. gehalten werden sollten. Dieselben wurden damit Zentren des Verkehrs und Sitze

des Handels: wer Handel trieb, ſiedelte ſich hinfort mit Vorliebe dort an, und ſo erhielten dieſe ummauerten Orte allmählich den Charakter von Städten. Gerade in dieſem Punkte hat Heinrich vielleicht das Vorbild nachgeahmt, welches der angelſächſiſche König Eduard I. (901—24) ihm gegeben hatte. Der Zuſammenhang kann nicht überraſchen, da 929 Heinrichs erſtgeborener Sohn Otto Eduards Tochter Edith vermählt wurde. Eigentümlich aber iſt Heinrich der Entſchluß, auch die Wegelagerer und Räuber für die Landesverteidigung nutzbar zu machen: unter dem Namen der Merſeburger Legion ſiedelte er dieſe Leute als Vorkämpfer gegen die Wenden an der Grenze an.

Mit praktiſcher Einfachheit verbinden dieſe militäriſchen Neuerungen Heinrichs I. wohldurchdachte Planmäßigkeit. Dennoch darf man ſie nicht überſchätzen: betrafen doch auch ſie nicht das geſamte Reich, ſondern galten nur für Sachſen. Auch iſt in der Wirkſamkeit Heinrichs auf dieſem Gebiete nichts, was ſie als eine königliche kennzeichnete und wozu er als Herzog nicht ebenſo befugt geweſen wäre. Da aber das ſächſiſche Herzogtum die Grundlage ſeiner

Münzen Heinrichs I.

1. Bſ. Umſchrift: HENRICVS, im Felde REX. Rſ. im Felde ein Kreuz, Umſchrift: † . . . DVNV. 2. Bſ. Umſchrift: † HEINRICVS REX, im Felde ein Kreuz; Rſ. im Felde ARGENTINA CIVITS in zwei Zeilen; darüber ein verkehrt ſtehendes eckiges C, dazwiſchen eine kleine Kugel, darunter ein S. (Nach Cappe.)

königlichen Stellung bildete, kam jede Stärkung, die es erfuhr, jeder Erfolg, den er dort gewann, auch dem Königtum zu gute, ſteigerte ſein Anſehn und ſtärkte ſeinen Einfluß auch auf die anderen Stammgebiete. Das geſchah ſchon durch den glücklichen Gebrauch, den Heinrich von der verbeſſerten kriegeriſchen Organiſation ſeiner Sachſen in der zweiten Hälfte des von den Ungarn erkauften Stillſtandes machte, indem er im Winter 928 gegen den ſlawiſchen Stamm der Heveller im Gebiete der Havelſeen zog und den Hauptort Brandenburg eroberte. Dann focht er glücklich gegen die Dalemincier an der oberen Elbe und zwang mit Herzog Arnulf von Bayern durch einen Zug bis Prag König Wenzel von Böhmen zur Huldigung. Zum erſtenmale ſeit langer Zeit wurde ſo die Machtſphäre des Reiches erweitert, und zwar nach der Seite, wo bei der ſeit einem Menſchenalter in dem ſlawiſchen Heidentum herrſchenden unruhigen Gärung ernſte Gefahr drohte und für die nationalen Intereſſen viel zu gewinnen war. Dieſe Slawenkämpfe kamen auch der deutſchen Kirche zu gute, der ſie ein neues Gebiet der Thätigkeit erſchloſſen: dort einträchtig zuſammenwirkend, vergaßen Geiſtlichkeit und Laienadel ihre Feindſchaft und wurden ihrer Gemeinſchaft in den wichtigſten Lebensintereſſen

wieder inne. Mit diesen Zügen nahm Heinrich die besten Traditionen aus der Zeit Karls des Großen wieder auf und zeigte dem sächsischen Stamme den Weg, auf dem er sich eine glänzende Zukunft erschließen und um Deutschland das größte Verdienst erwerben sollte. Einen Aufstand der Redarier schlugen die Mannen Heinrichs 929 bei Lenzen blutig nieder; die Spree aufwärts nach Süden vordringend unterwarfen die Sachsen 932 bereits einen Teil der Lausitz.

Während die Sachsen in jenen Kämpfen ihre alte Kriegstüchtigkeit erneuten, deckten sie sich zugleich im Rücken gegen einen Feind, der ihnen, verband er sich mit den wiedererscheinenden Ungarn, verderblich zu werden drohte. Und der Entscheidungskampf mit diesen stand unmittelbar bevor. Der Stillstand ging 932 zu Ende. Wohl wäre er durch fernere Tributzahlung zu verlängern gewesen. Heinrich legte die Entscheidung in die Hand seines Stammes. Er berief diesen zu einer allgemeinen Volksversammlung, schilderte die schweren Opfer, die man zur Beschaffung des Tributs habe bringen müssen, die noch länger zu bringen das Land vollends zu Grunde richten würde, da man nun selbst das Kirchengut würde angreifen müssen, und endete mit der Frage, ob dem sichern Elend nicht die Möglichkeit eines Sieges in offenem Kampf vorzuziehen wäre, in dem man schlimmsten Falls wenigstens ruhmvoll untergehen könnte. Unter freudigem Zuruf entschied sich die Versammlung für den Kampf, und alsbald wurden alle Vorbereitungen dazu getroffen. Noch Ende 932 erschienen ungarische Gesandte, ferneren Tribut heischend: höhnend boten ihnen die Daleminzier statt dessen einen fetten Hund an. Alsbald erfolgte der Einbruch: in den ersten Wochen des Jahres 933 traf er Thüringen, dann fielen die Ungarn über Sachsen her. Die Bevölkerung des flachen Landes barg sich mit ihrer beweglichen Habe in den ummauerten Plätzen, während der König mit den sächsischen Reiterscharen den Augenblick zur Schlacht erwartete. Die Ungarn teilten sich und sandten ein Heer in weitem Bogen westwärts, während ihre Hauptmacht eine der königlichen Burgen berannte, in die reiche Kostbarkeiten geflüchtet sein sollten. Ersteres wurde von Thüringern und Sachsen unschädlich gemacht, und letzteres sammelte infolgedessen die ausgesandten Streifkorps, um den Rückzug anzutreten. Jetzt glaubte Heinrich den Augenblick gekommen. Im Thale der Unstrut, bei Riethéburg — Riada nennt Widukind von Korvei den Ort — hatte er das sächsische Reiterheer gesammelt, schickte aber eine Abteilung zu Fuß den Feinden entgegen, die dann vor den Ungarn zurückwich und sie mit sich nach dem Orte zog, wo der König mit der schweren Reiterei zum Einhauen bereit hielt. Als die Ungarn auf diese stießen, erkannten sie die Falle und wandten sich zu schleunigem Rückzug, und so schnell stürmten sie auf ihren flüchtigen Rossen davon, daß Heinrich ihnen mit den Seinen kaum folgen und ihnen nur noch geringe Verluste beibringen konnte. Zu einem ernsten Kampfe also war es gar nicht gekommen, aber der moralische Effekt dieses ruhmreichen 15. März 933 war so groß, als ob die Sachsen eine siegreiche Schlacht geliefert, die

Ungarn eine ſchwere Niederlage erlitten hätten. Mit dem verlaſſenen Lager der Fliehenden fiel reiche Beute in die Hände der Königlichen, und zahlreiche Gefangene, die zu elender Knechtſchaft hatten weggeſchleppt werden ſollen, freuten ſich der unerwarteten Rettung. Die Ungarn aber, deren Sache geordnete Kriegsführung nicht war, ließen Sachſen hinfort unbehelligt, und zwanzig Jahre iſt Deutſchland von ihnen nicht ernſtlich beunruhigt worden. Das hat bei der Nachwelt auch von dem Kampf, der es bewirkt, eine entſprechend großartige Vorſtellung entſtehen laſſen und die angebliche Schlacht, die man ſpäterhin mit Liutprand irrigerweiſe nach Merſeburg verlegte, zu dem vornehmſten Ruhmestitel Heinrichs I. werden laſſen.

Die Zeitgenoſſen urteilten anders. Sachſen gegen die Ungarn zu ſchützen hatten die von Heinrich getroffenen Verteidigungsmaßregeln genügt. Aber ihre vornehmſte Verwendung fand die erneute Kriegstüchtigkeit der Sachſen gegen die Feinde unmittelbar an der Grenze. Daß Heinrich 934 den Dänenkönig Gorm den Alten beſiegte und tributpflichtig machte, war ein viel größerer Erfolg als die Zerſprengung der ſchon auf dem Rückzug befindlichen ungariſchen Reiterei. Denn dort im Norden ſtanden für die Zukunft der deutſchen und der chriſtlichen Kultur weit größere Intereſſen auf dem Spiele, und mehr als durch den Ungarnſieg hat Heinrich durch ſeine Siege über Slawen und Dänen dazu beigetragen, die Fehler ſeiner Vorgänger gut zu machen.

Dadurch war auch die Stellung Heinrichs zu den anderen Stämmen gewandelt. Die Selbſtändigkeit, die er ihnen hatte einräumen müſſen, blieb freilich unverändert, aber natürlich ſteigerten ſeine Erfolge im Felde, die dem ganzen Reiche zu gute kamen, ſeine moraliſche Autorität, hoben und erweiterten Anſehn und Einfluß des Königs überhaupt. Williger als bisher folgten auch die anderen Stämme ſeiner Leitung in allgemeinen Angelegenheiten; ſelbſt Lothringen war in den Verband des Reiches zurückgekehrt. Der ſtändiſche Gegenſatz, der das Reich unter Arnulf, Ludwig dem Kinde und Konrad I. zerriſſen hatte, war nicht bloß in Sachſen beglichen: das Beiſpiel, das Laienadel und Epiſkopat dort durch ihre gemeinſame Arbeit im Dienſte der nationalen Wohlfahrt gegeben, fand anderwärts Nachahmung. Von der Ungarnfurcht befreit hob ſich der Ackerbau; in Sachſen entfaltete ſich ein bisher unbekanntes ſtädtiſches Leben und zeigten ſich auch im geiſtigen Gebiete die verheißungsvollen Vorboten einer neuen Zeit, da auch dort die Geiſtlichkeit jetzt anfing über die kirchlich unentbehrliche Vorbildung hinaus nach höheren Zielen zu ſtreben. Gerade auf dieſem Gebiete wirkte das königliche Haus ſelbſt, namentlich durch ſeine edlen und geiſtig hoch angelegten Frauen, anregend und fördernd. Auch ſeinen Söhnen muß Heinrich eine für jene Zeit nicht gewöhnliche Bildung haben geben laſſen, wie aus dem Bilde geſchloſſen werden darf, das nach dieſer Hinſicht von Otto, Heinrich und namentlich dem der geiſtlichen Laufbahn beſtimmten Bruno entworfen wird.

Ohne die beſcheidenen Formen, welche ihm ſeine Entſtehung aufgenötigt hatte, geändert zu haben, war das Königtum Heinrichs I. doch rückſichtlich

seines Inhalts günstig gewandelt und, unbeschadet der Selbständigkeit der Stammgebiete in ihren besonderen Angelegenheiten, als die berufene Vertretung ihrer Gesamtheit nach innen und mehr noch nach außen anerkannt worden. Waren nun seine Siege über Ungarn, Slawen und Dänen zunächst nur Sachsen und erst weiterhin dem ostfränkischen Reiche zu gute gekommen, so hatten sie doch auch noch eine allgemeinere Bedeutung, die von Triumphen des Christentums und der christlichen Kultur über das Heidentum und seine Barbarei, die nach Jahrzehnten der Ausbreitung zum erstenmale wieder hatten zurückweichen müssen. Heinrich war zugleich ein Vorkämpfer der Christenheit.

Krypta im St. Petersdom zu Quedlinburg: Grabstätte Heinrichs I. und seiner Gemahlin Mathilde.

Daraus aber erwuchsen ihm nach der Anschauung der Zeit auch neue universale Rechte. Es scheint, daß er diese anfzunehmen und geltend zu machen entschlossen war. Nach der Angabe Widukinds von Korvei plante er einen Zug nach Rom. Dabei kann es sich füglich nur um die Gewinnung der Kaiserkrone gehandelt haben, die seit dem Tode Berengars von Friaul erledigt war: gemäß der mit ihr verbundenen Idee gebührte sie Heinrich nach dem von ihm Geleisteten; ihre Erwerbung würde eine weitere Steigerung der königlichen Autorität herbeigeführt haben.

Den Plan zu verwirklichen ist Heinrich jedoch versagt geblieben. Ein Schlaganfall, der ihn Ende des Jahres 935 während des Aufenthalts in der Pfalz Bothfelde am Harz traf, brach seine Kraft. In Erfurt versammelte er

die Großen des Reiches noch einmal um sich: vor ihnen bezeichnete er seinen ältesten Sohn von Mathilde, Otto, zum Nachfolger, und verteilte unter ihn und seine Brüder die ludolfingischen Hausgüter und Schätze, während der Gedanke an eine Teilung des Reiches nicht nur nicht in Betracht gezogen, sondern sogar ausdrücklich abgewiesen worden zu sein scheint. Denn vermutlich bemerkt es Widukind nicht ohne Grund besonders, daß Otto von dem Vater seinen Brüdern und dem ganzen Frankenreiche vorgesetzt worden sei. Vielleicht hatte Königin Mathilde zu gunsten ihres Lieblings, des als Königssohn geborenen zweiten Sohnes Heinrich, eine Reichsteilung vorgeschlagen. Was später geschah, läßt wenigstens vermuten, daß in dieser Frage in dem königlichen Hause keine Einigkeit herrschte. Von Erfurt ließ sich Heinrich nach der Pfalz Memleben bringen: ungefähr sechzig Jahre alt, starb er dort am 2. Juli 936. Im Zentrum Sachsens und im Herzlande des ludolfingischen Hausbesitzes hat er sich zu Quedlinburg in dem dem heiligen Petrus geweihten Dome bestatten lassen.

Zweites Kapitel.

Otto der Große.

936—973.

Nirgends tritt bei Heinrich I. ein Streben nach Erblichkeit der Krone hervor, aber im Wesen des deutschen Königtums, auf das, im Gegensatz zu den romanisierenden universalen Tendenzen, Sachsen und Franken 919 zurückgegriffen hatten, lag ein Zug dazu, der sich um so stärker geltend machte, je mehr der gewählte König den gehegten Erwartungen entsprach und gleiche Tüchtigkeit bei seinen Nachkommen vorausgesetzt werden konnte. So wurde die Empfehlung Ottos durch den Vater maßgebend für den Gebrauch, den die zu Erfurt versammelten weltlichen Fürsten von ihrem Wahlrecht machten, und nach Heinrichs I. Tod handelte es sich nur noch darum, das dort Vereinbarte feierlich zu bestätigen und zur Anerkennung zu bringen. Das geschah in Aachen: die Herzöge begrüßten Otto dort als König, gelobten ihm, unter Nachahmung eines bisher nur in Westfranken und Lothringen herrschenden Brauches, durch Handreichung Treue und Hilfe wider jedermann und stellten ihn im Dome der Geistlichkeit und dem Laienadel und dem froh herandrängenden Volke als Herrscher vor, worauf ihm Erzbischof Hildebert von Mainz (927 bis 37) am Altar die Reichsinsignien überreichte und ihn schließlich gemeinsam mit Wikfried von Köln (925—53) salbte und krönte. Bei dem folgenden festlichen Mahle in der karolingischen Pfalz bedienten den König die Herzöge in eigener Person: in neuer, eindrucksvollster Weise wurde die Zusammengehörigkeit der fünf Stämme, die Einheit des Reiches veranschaulicht. Die folgenden Ereignisse aber lehrten, daß diese feierliche symbolische Handlung von den Beteiligten sehr verschieden gedeutet wurde. Die Herzöge wollten damit nur eine ideelle Unterordnung unter den König zum Ausdruck gebracht haben; Otto zog daraus sehr praktische Konsequenzen, welche die Stellung der Stammeshäupter zum Oberhaupt des Reiches durchaus ändern mußten. Die Schwierigkeiten und Gefahren, mit denen Otto während der ersten Jahre seiner Herrschaft zu ringen hatte, nahmen hier ihren Ursprung: sie zeigten, wie grundverschieden von dem Vater Otto seinem ganzen Wesen nach war und wie er auf Grund der von jenem gewonnenen Erfolge seine Ziele sich von Anfang an höher steckte. Die starke Betonung karolingischer Reminiszenzen und die geflissentliche Anknüpfung an Karl den Großen waren nach dieser Richtung charakteristisch.

In Heinrich I. hatte der militärische Zug überwogen: so hat auch die Überlieferung sein Bild festgehalten und die Sage hat vornehmlich diese Seite ausgebildet. Dagegen hat das geschichtliche Bild Ottos I. frühzeitig eine Trübung erfahren, indem die kirchlichen Gesichtspunkte, die im Fortgange seiner Regierung so hohe Bedeutung erlangten, als von Anfang an und allein für ihn maßgebend dargestellt wurden und man seine im Grunde sehr weltliche Persönlichkeit in das geheimnisvolle Zwielicht eines königlichen Heiligen rückte. Dafür ist der starke dynastische und höfische Zug, der durch die Geschichtschreibung seiner Zeit geht, allein nicht verantwortlich zu machen, vielmehr hat daran die Kirche einen wesentlichen Anteil. Wurde doch für sie die harte Abhängigkeit und die rücksichtslose Ausnutzung zu politischen Zwecken, die sie durch Otto erfuhr, noch hinterher viel erträglicher, wenn der gestrenge

Königssiegel Ottos I.

Kaisersiegel Ottos I.

Nach Abdrücken im brit. Museum zu London.

Herr zu einem auserwählten Rüstzeug Gottes gemacht wurde. So ist Otto dem Großen weniger um seiner selbst willen als im Interesse der Kirche jede Art von Vollkommenheit angedichtet und er zum Inbegriff aller christlichen Tugenden gemacht worden, in dem Maße, daß selbst die Siege, die er in blutigem Bürgerkriege gewann, der Kraft seines Gebetes zu danken sein sollten. Wesentlich anders erscheint er, wenn wir aus dem, was er gethan, und wie er es gethan, seine Charaktereigenschaften erschließen. Gewiß war Otto eine ideal angelegte Natur, aber er war ebensosehr in der unvollkommenen Gegenwart heimisch, der er mit praktischem Blick die vorteilhafteste Seite abzugewinnen verstand. Bei ausgesprochener Lust an dem Besitz der Gewalt und unablässig auf ihre Erweiterung bedacht, war er doch kein Freund gewaltsamer Maßregeln, sondern zog es vor abzuwarten und durch kleine und unscheinbare Mittel seinem Ziele näher zu kommen, ohne von seinen hochgespannten Ansprüchen, die aus seiner theokratischen Auffassung des Königtums entsprangen, etwas nachzulassen. Tapfer, wenn geschlagen sein mußte, war er doch mehr

Diplomat als Soldat. Ein feiner Beobachter der Menſchen und ein Kenner ihrer Schwächen, verſchloſſen und zum Grübeln geneigt, öffnete er ſich nur wenigen Vertrauten und liebte es, ſich mit dem Nimbus eines gewiſſen Geheimniſſes zu umgeben und durch den Eindruck, den er damit hervorbrachte, ſeine Pläne zu fördern — Züge, die ſich aus den trüben Erfahrungen ſeiner erſten Regierungsjahre hinreichend erklären. Mehr als einmal dem Untergange nahe und nur wie durch ein Wunder gerettet, konnte er ſchließlich wohl von einem gewiſſen fataliſtiſchen Glauben an ſeinen Beruf erfüllt ſein und dieſem dann wieder das Recht zu noch höheren Anſprüchen für das Königtum entnehmen.

Dem widerſpruchsloſen Übergang der Herrſchaft von Heinrich I. auf Otto folgten ſtürmiſche Zeiten. Daß die alten Feinde an den Greuzen ſich rührten, daß Boleslaw von Böhmen, der ſeinen von Deutſchland lehensabhängigen Bruder Wenzel ermordet hatte, abfiel; daß es in den ſlawiſchen Gebieten gärte und namentlich die Redarier, den Tag von Lenzen zu rächen, zu den Waffen griffen; daß ſelbſt die Ungarn ſich zu einem Ritt nach Schwaben, Franken und Sachſen aufmachten, wollte wenig bedeuten: die Probe, auf die ſie den neuen König ſtellten, beſtand er durch raſche Abwehr ihres Einfalls. Die Verteidigung der ſächſiſchen Grenze gegen die Wenden überließ er dem kriegstüchtigen ſächſiſchen Etheling Hermann Billing, einem reich begüterten, hochangeſehenen Manne vornehmer Abkunft, dem als dem Vertreter des meiſt abweſenden Königs die Sachſen ſich mit wachſender Innigkeit anſchloſſen und der ſo, hochverdient um die Ausbreitung deutſcher Kultur, allmählich in die von den Ludolfingern innegehabte herzogliche Stellung hineinwuchs. Viel ſchlimmer als jene Beunruhigung von außen war die Kriſis, die im Innern eintrat, als in dem Einverſtändnis zwiſchen Franken und Sachſen die vornehmſte Grundlage des ſächſiſchen Königtums in Frage geſtellt wurde. Daß er wegen widerrechtlicher Selbſthilfe vom König mit hoher Buße belegt wurde, empfand Eberhard von Franken als eine Demütigung; daß ſie ihn traf, weil er ſich an einem Sachſen vergriffen, erbitterte ihn um ſo mehr, als die Sachſen, die ſich als der herrſchende Stamm zu fühlen begannen, oft anſpruchsvoll und übermütig auftraten. Zudem machte die Art, wie der neue König den Frieden auch den mächtigſten gegenüber wahrte, die Herzöge um ihre Stellung beſorgt. So erzeugte jener Vorfall, an ſich unbedeutend, doch eine weitgehende politiſche Beunruhigung. Perſönliche Feindſchaft leiſtete ihr von einer anderen Seite ber Vorſchub. Des Königs Halbbruder Thankmar hatte die durch des Grafen Siegfried Tod erledigte reiche Mark an Elbe und Saale, einen der wichtigſten Poſten für die Bekämpfung der Slawen, für ſich begehrt: als Otto ſie dem ſächſiſchen Edlen Gero auftrug, entbrannte der ehrgeizige Jüngling in heftigem Groll, dem durch feindſelige Thaten Ausdruck zu geben er nur den günſtigen Zeitpunkt abwartete. Dieſer erſchien, als der ſchon drohende Konflikt zwiſchen Herzogtum und Königtum zunächſt in Bayern zum Ausbruch kam. Dort verweigerte Eberhard, Arnulfs Sohn, Otto die Huldigung und wurde entſetzt;

seinem Bruder Berthold aber, der seine Stelle einnahm, entzog Otto das Recht zur Ernennung der Bischöfe. Zusammen mit dem, was unlängst Eberhard von Franken geschehen, ließ dieser Vorgang erkennen, daß Otto auch den Herzögen gegenüber wirklich Herr sein und sich nicht mit einer ideellen Überordnung begnügen wollte. Sofort erhoben sich die Bedrohten zur Abwehr.

Zuerst schlug 938 Eberhard von Franken los, indem er in Sachsen einfiel. Nun griff auch Thankmar zu den Waffen: er nahm des Königs Bruder Heinrich gefangen und lieferte ihn an Eberhard aus. Doch hatte der Aufstand nicht den gehofften Fortgang. Im Süden hielt Herzog Hermann von Schwaben treu zum König; in Sachsen focht Hermann Billing für denselben, und als Thankmar, der sich mit den Seinen in die Eresburg geworfen hatte, bei deren Erstürmung durch die Königlichen am 28. Juni fiel, schien die Ruhe hergestellt. Aber unter der trügerischen Hülle bereiteten sich neue und gefährlichere Verwickelungen vor. Auch des Königs Bruder Heinrich ging zu den Empörern über. Der Verlauf im einzelnen und die dabei bestimmenden Beweggründe sind uns nicht bekannt: gerade diese Dinge hat die höfische Geschichtschreibung totzuschweigen gesucht. Erinnert man sich aber, daß schon zu Erfurt Königin Mathilde statt Ottos den als Königssohn geborenen Heinrich zum Nachfolger bezeichnet zu sehen gewünscht und daß Widukind ausdrücklich bemerkt, daß Otto nach des sterbenden Königs Willen allen seinen Brüdern übergeordnet und dem ganzen Reiche vorgesetzt sein sollte, so wird man zu der Annahme neigen, Heinrich habe diese Bestimmungen des Vaters gewaltsam außer Wirksamkeit setzen, entweder den Thron gewinnen oder wenigstens die Herrschaft über einen Teil des Reiches an sich reißen wollen. Deshalb ließ er sich von dem Frankenherzog, als der ihn der Haft entließ, Hilfe gegen seinen königlichen Bruder geloben, indem er ihm nur um diesen Preis die erlittene Haft verzeihen wollte. Auch des Königs Schwager, Giselbert von Lothringen, war mit in dem Komplott. Geschickt wußte man Otto zu täuschen, so daß er die Gefahr unterschätzte und sich damit begnügte, den als unzuverlässig erkannten Heinrich in leichte Haft zu nehmen. Seine Flucht gab das Zeichen zur Erhebung, mit der namentlich in Sachsen und Westfalen alsbald ein erbitterter Bürgerkrieg zum Ausbruch kam, während Giselbert und Heinrich von Westen heranzogen, um über den Rhein zu setzen. Ihnen eilte Otto 939 entgegen, um sie womöglich noch jenseits des Stromes aufzuhalten. Aber sein Heer war eben erst im Übergange begriffen und die Hauptmacht stand mit dem König selbst noch auf dem rechten Ufer, als der bereits auf der anderen Seite befindliche Vortrab in der Gegend von Xanten, bei Birthen, von den unerwartet erschienenen Feinden mit Übermacht angegriffen und anfangs hart ins Gedränge gebracht wurde, dann aber durch eine geschickte Umgehung noch einen unverhofften Sieg gewann. Der lothringische Angriff war für den Augenblick abgeschlagen: aber bald danach tauchte der verwegene Heinrich in Sachsen selbst auf, warf sich mit seinem Anhang nach Merseburg und leistete dort Otto so erfolgreichen Widerstand, daß dieser ihm schließlich freien Abzug

nach Lothringen gewähren mußte. Nun erst konnte der König sich gegen Eberhard von Franken wenden. Aber da kam er zu spät, da die Vereinigung Eberhards und Giselberts bereits vollzogen war. Dadurch geriet er in arge Bedrängnis: als er bei Breisach lagerte, sahen selbst die noch zu ihm stehenden Bischöfe, die wohl zum Teil schon mit den Rebellen im Einverständnis waren, seine Sache als verloren an und machten Miene abzuziehen. Das Ende der sächsischen Herrschaft stand, wie man meinte, unmittelbar bevor, und so eilig hatten es daher manche von den geistlichen Herren, daß sie mit Zurücklassung ihres Gepäckes davon gingen. Was Ludwig der Fromme auf dem Lügenfelde erlebt hatte, schien Otto bei Breisach beschieden zu sein. Wohl oder übel mußte er sich zu Unterhandlungen entschließen: er bevollmächtigte dazu Friedrich von Mainz und Rothad von Straßburg. Natürlich aber war das durch sie vermittelte Abkommen für ihn unannehmbar, er verwarf es und schickte den Mainzer in sichern Gewahrsam nach dem fernen Hamburg, der mitschuldige Straßburger wurde in dem Kloster Korvei interniert. Denn inzwischen war eine unverhoffte Wendung zu Ottos Gunsten eingetreten, indem Eberhard von Franken und Giselbert gleichzeitig ihr Ende gefunden hatten. Nach Überschreitung des Rheins waren beide plündernd in Sachsen eingedrungen; auf dem Rückwege von den Königlichen unter dem fränkischen Graf Konrad Kurzpold eingeholt und während der Rast am Rhein, über den sie eben zurückkehren wollten, bei Andernach überraschend angegriffen, war Eberhard getötet worden und Giselbert auf der Flucht durch Umschlagen des Bootes in den Wellen zu Tode gekommen. Von den fürstlichen Führern war nun nur noch Heinrich übrig; aber er dachte auch jetzt nicht an Unterwerfung, ging vielmehr zu König Ludwig IV. von Westfranken, der sich mit allerhand ehrgeizigen Plänen trug und seine Absichten auf Lothringen durch die Ehe mit Giselberts Witwe Gerberga, Ottos Schwester, zu fördern suchte.

Aber die Sache des Herzogtums war doch verloren, da die gleichzeitige Erledigung von zwei Stammesgebieten Otto in den Stand setzte, eine Reform des ganzen Institutes einzuleiten. Franken blieb unvergeben: dort war hinfort der König selbst der Herzog. Lothringen, wo die Ehe seiner Mutter mit dem französischen König die Belassung von Giselberts Sohn in der herzoglichen Würde unmöglich machte, erhielt, als er sich unterwarf, Heinrich zur Verwaltung; doch bewährte er sich nicht und mußte wieder entfernt werden. Das mag den Groll, den er gegen den königlichen Bruder im Herzen trug, noch gesteigert haben: durch das Mißlingen aller seiner ehrgeizigen Pläne erbittert, durch das auf ihm lastende Gefühl der Scham zum Äußersten getrieben, beschloß er, sich durch den Tod Ottos den Weg zur Herrschaft zu bahnen. Wieder waren Friedrich von Mainz und Rothad von Straßburg Mitwisser und Mitschuldige. Da wurde der Mordplan entdeckt: die am meisten belasteten, soweit sie Laien waren, büßten mit dem Tode; die Geistlichen wurden in klösterliche Haft gebracht; Heinrich erhielt auf Fürbitte der Mutter Mathilde Verzeihung, wurde aber in Ingelheim gefangen gehalten.

Da endlich ging er in sich: am Weihnachtsheiligenabend 941 erschien er, der Haft entflohen, plötzlich im Dom zu Frankfurt während des Gottesdienstes vor Otto und erbat, voll aufrichtiger Reue, Vergebung. Großmütig gewährte sie Otto und hat es nicht zu bereuen gehabt, daß er den edlen Regungen seines Herzens nachgegeben und dem Bruder, der beinahe zum Meuchelmörder an ihm geworden war, vorbehaltlos verziehen hatte: hinfort gehörte Heinrich zu den treuesten Stützen des sich glorreich entfaltenden Königtums.

Noch aber dauerte es längere Zeit, ehe die letzten Spuren dieser inneren Kämpfe beseitigt und die nun als nötig erkannten Änderungen im Reiche durchgeführt waren. Einmal galt es Lothringen vollends zu sichern. Otto that das durch einen Bund mit Ludwigs IV. gefährlichstem einheimischen Gegner, dem mächtigen Grafen Hugo von Francien, dem er seine jüngste Schwester Hedwig zur Gemahlin gab. Dadurch ernstlich bedroht, suchte Ludwig IV. bald Frieden nach: schon 942 hatte er an der Grenze mit Otto eine persönliche Begegnung und leistete auf Lothringen Verzicht. Dafür wirkte nun Otto mäßigend auf den ungestüm aufstrebenden Hugo von Francien ein und stiftete zwischen ihm und dem westfränkischen König Frieden. Ludwig IV. verdankte also die Bewahrung seiner wankenden Krone dem deutschen Herrscher, unter dessen Schutz sein Reich damit gestellt war. Die Hauptsache aber war, daß in der Stellung des Königtums in Deutschland selbst nun sich ein folgenreicher Wandel vollzog. Schon die Sicherheit des Reiches erforderte ihn. Denn während des Bürgerkrieges hatten die Wenden ihren Ansturm sofort verstärkt, so daß Hermann Billing und Markgraf Gero sich ihrer nur mit genauer Not erwehrten. Sogar einzelne Ungarnhaufen hatten sich wieder in dem Reiche sehen lassen. Otto mußte daher suchen in höherem Grade als bisher die Verfügung über die Mittel des Reiches in seine Hand zu bringen. Die Brechung der herzoglichen Gewalt leistete das doch nur zum Teil, obgleich Otto ja aus den gemachten reichen Erwerbungen eine Menge von Getreuen hatte ausstatten und so die Zahl der kampfbereiten Kriegesmannen beträchtlich vermehren können. Unerreichbar blieb für ihn auch so noch der reiche Besitz, den die Kirche im Laufe der letzten hundert Jahre an sich gebracht und durch die Ausbildung der Immunität dem Reiche zugleich entzogen hatte, so daß alle die Tausende von waffentüchtigen Männern, an die Kirchen und Klöster ihr Land ausgethan, für die Wehrhaftigkeit des Reiches und die militärische Machtstellung des Königs so gut wie verloren waren. Hier kam es darauf an, eine gründliche Änderung zu schaffen und den kirchlichen Besitz mit den in ihm ruhenden ungeheuren militärischen Machtmitteln zur Verfügung des Königs zu bringen. Damit wurde nur eine weitere Konsequenz gezogen aus der Art, wie seiner Zeit das sächsische Königtum im Gegensatz zu der Kirche als ein auf dem Laienadel beruhendes Heerkönigtum errichtet worden war.

Wie einst die militärischen Neuerungen Heinrichs I. zunächst nur Sachsen betroffen, aber, dort bewährt, auch auf die anderen Reichsteile eingewirkt und

dort Nachahmung gefunden hatten, so wurde die von Otto im Interesse des Königtums geforderte Änderung in der Stellung der Kirche ebenfalls zuerst in Sachsen durchgeführt und dann erst von da auf die anderen Teile des Reiches übertragen. Denn gerade in Sachsen wurde das Bedürfnis nach einer engen Verbindung, einem einheitlichen Zusammenwirken von Staat und Kirche besonders empfunden, weil bleibende Erfolge gegen die Slawen nur zu gewinnen waren, wenn Mission und kirchliche Organisation mit den Waffen Hermann Billings und Geros gleichen Schritt hielten. Das Interesse des Landes selbst verlangte dort die Schaffung einer Landeskirche, die geistig und sittlich, wirtschaftlich und militärisch gleich leistungsfähig war. Auch bedurfte Otto ihres bildenden und versittlichenden Einflusses auf den noch immer unbändigen sächsischen Adel, den der andauernde Grenzkrieg natürlich nicht verfeinerte. Diesen Motiven entsprang die schöpferische Thätigkeit, die Otto in der sächsischen Kirche entfaltete. Der Stiftung eines Nonnenklosters in Quedlinburg 936 war bereits 937 die des Johanniskloſters in Magdeburg gefolgt. Ebendort errichtete er in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin Edith das Moritzkloster. In den folgenden Jahren wurden für die den Wenden entrissenen Gebiete Bistümer in Havelberg und Brandenburg, für die den Dänen abgenommenen in Schleswig, Aarhus und Ripen errichtet. Ihre Vorsteher waren Beamte, die, von ihren besonderen kirchlichen Obliegenheiten abgesehen, mit ihrer Person sowohl wie mit dem reichen weltlichen Gut ihrer Kirchen ganz und voll zum Dienst des Königs und des Reiches standen. Die gleiche Stellung, die er den Bischöfen Sachsens mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse dieses Landes anwies, nötigte Otto in der Folgezeit den deutschen Bischöfen überhaupt auf. Um über die Reichskirchen und ihre Mittel frei zu verfügen, berief er an die Spitze der wichtigsten Glieder seines Hauses Verwandte und Getreue, die außer durch ihre amtliche Stellung noch durch persönliche Bande an ihn gefesselt waren. Seit 953 regierte sein jüngster Bruder Bruno das Kölner Erzstift, an die Spitze der Mainzer Kirche kam später nach Erzbischof Friedrichs Tod sein eigener natürlicher Sohn Wilhelm (den ihm in jungen Jahren eine slawische Geliebte geboren hatte) und bald danach an die der Trierer Kirche Heinrich, auch ein Verwandter des ludolfingischen Hauses. Je freigebiger Otto diese ganz zu seiner Verfügung stehenden Kirchen mit Gütern, Einkünften und Rechten aller Art ausstattete, um so größere Mittel standen durch sie nachher ihm selbst wieder zur Verfügung. So legte Otto damals den Grund zu der fürstlichen Stellung der deutschen Bischöfe, indem er ihnen Zoll-, Münz- und Marktgerechtigkeiten verlieh und selbst Städte ihrer Hoheit unterordnete. Aus der Fülle des damals erworbenen Besitzes entsprangen der Reichtum und die Macht des deutschen Episkopates, welche durch seine beträchtlichen militärischen Leistungen wiederum dem Königtum selbst zu gute kamen. Um die Unabhängigkeit der Kirche war es freilich geschehen; aber vorläufig fand sie reichen Ersatz dafür in den fürstlichen Ehren, die sie genoß, und dem bestimmenden Anteil, den sie durch die Bischöfe an der Reichsregierung gewann. Auf dieser Verbindung

zwiſchen der deutſchen Kirche und dem deutſchen Königtum, die weit davon entfernt war ein gleiches Bündnis zu ſein, hat der deutſche Staat während

Elfenbeintafel mit den Bildniſſen Kaiſer Ottos I., ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes.
Der Kaiſer küßt den Fuß Chriſti, welcher zwiſchen dem Heiligen des Kaiſers, Mauritius, und der heiligen Maria thront. Arbeit aus Ottos I. Zeit und wahrſcheinlich ein Porträt desſelben. Original im Beſitz des Marcheſe Trivulzi zu Mailand.

des nächſten Jahrhunderts beruht: ihre Löſung im Inveſtiturſtreit hat auch ſeine Kataſtrophe vorbereitet.

Geſtützt auf den mächtigen Rückhalt, den ihm die Kirche gewährte, konnte Otto auch in Bezug auf die Herzogtümer eine Änderung durchführen, welche dieſe zwar nicht aufhob, aber unſchädlich machte. Die einmal vorhandene Stammesſonderung machte die Anwendung des radikalſten Mittels, die Abſchaffung der herzoglichen Würde, unmöglich. Doch brachte der König allmählich auch an die Spitze der Herzogtümer Männer ſeines Vertrauens: Sachſen leitete nach wie vor der treue Hermann Billing, Lothringen ſtand ſeit 944 der Held von Andernach vor, Konrad Kurzpold, auch der Rote genannt, nun der Gemahl der Königstochter Luitgard, Bayern ſeit Bertholds Tode der gründlich gebeſſerte Bruder Ottos, Heinrich. Schwaben erhielt 949 Ottos Sohn von der inzwiſchen verſtorbenen Angelſächſin Edith, Ludolf, der mit ſeines Vorgängers Hermann Tochter vermählt war. Außerdem wurden die herzoglichen Befugniſſe beträchtlich verkürzt. Wie die Biſchöfe, ſo wurden auch die den Herzögen unterſtellten Grafen direkt vom König ernannt, der nun jeden Augenblick in die Verwaltung eingreifen konnte. Auch entſtand vermutlich damals das Amt der Pfalzgrafen, die zwar auch einer beſtimmten Grafſchaft vorſtanden, daneben aber eine Art von Kontrolle der Herzöge übten und insbeſondere die in dem betreffenden Gebiete gelegenen königlichen Domänen unter ſich hatten. Auch Herzöge und Grafen galten hinfort als Beamte, aber da ihr Sold in aufgetragenem Lande, alſo Lehen beſtand, die Lehen aber längſt erblich geworden waren und erblich blieben, ſo kam ſowohl in das neue Herzogtum wie in die Grafſchaft ebenfalls die Tendenz zur Erblichkeit und brachte zuſammen mit der Bedeutung, welche dem Herzogtum auch jetzt als Vertretung des Stammes innewohnte, die Reformen Ottos bald wieder um ihre Wirkſamkeit, zumal dieſe nur in der Perſon des Herrſchers beruhte und ohnehin mit dem erſten Wechſel, der da eintrat, in Frage geſtellt wurde.

Siegel des Markgrafen Gero.
Von dem Schenkungsbriefe für Gernrode vom Jahre 964. (Nach v. Heinemann.)

Der allmählichen Durchführung dieſer neuen Ordnung im Innern entſprachen die zunehmende Kräftigung des Reiches und deren erfolgreichere Bethätigung nach außen. Deutſchland nahm wiederum eine gebietende Stellung ein. 947 zog Otto gegen Harald Blauzahn von Dänemark; daß er bis zum Ottenſund vorgedrungen ſein ſoll, iſt freilich nur Sage. Der früher ungeſtraft gebliebene Boleslaw von Böhmen mußte 950 huldigen; ſein Sohn Boleslaw II. trat zum Chriſtentum über; in Prag erſtand ein Bistum, das dem Mainzer Sprengel zugeteilt wurde. An Elbe und Saale ſetzten Hermann Billing und Markgraf Gero den Kampf gegen die Wenden erfolgreich fort, und von den

neu errichteten Bistümern Brandenburg und Havelberg, Zeitz, Merseburg und Meißen drang mit dem Christentum zugleich die deutsche Kultur weiter ostwärts vor. Im Westen stellte sich König Ludwig IV. von Frankreich förmlich unter den Schutz Ottos, der ihn vor der drohenden Entthronung durch Hugo von Francien rettete, indem er 946 siegreich bis Rouen vordrang und den übermütigen Grafen nötigte, sich 947 zu Ingelheim seinem Schiedsspruche zu stellen. Die Ausführung desselben mußte freilich erst 950 im Namen Ottos Herzog Konrad von Lothringen durch einen neuen Feldzug erzwingen. Auch wurde der deutsche Einfluß gestärkt und erweitert durch nähere Beziehungen Ottos zu Burgund und zu Italien; namentlich die letzteren wurden überaus folgenreich.

Ein Zustand entsetzlicher Verwilderung herrschte in Italien, und die aus einer besseren Zeit geretteten Überreste höherer Kultur schien die Nacht völliger Barbarei bedecken zu sollen. Am ärgsten war es in Rom selbst, wo Stadt und Kirche gleichmäßig in Sünde und Schande verkamen. Mit dem Papsttum sank auch das Kaisertum in tiefste Entwürdigung und wurde der Spielball gewissenloser Abenteurer und sittenloser Weiber aus dem zuchtlosen römischen Adel. Dem Papst Formosus vergaß die Partei der Herzöge von Spoleto, die seit Guidos Kaiserkrönung in Rom geherrscht hatte, seinen Abfall zu den Deutschen und die Krönung Arnulfs nicht. Noch nach seinem Tode 896 hatte sie durch den entfesselten Pöbel ihre Wut an seinem geschändeten Leichnam ausgelassen und durch den von ihr erhobenen Stephan VII. (896—97) alle von ihm vollzogenen kirchlichen Akte für null und nichtig erklären lassen. In raschem Wechsel folgten einander die von ihr erhobenen und bei dem ersten Widerstreben alsbald wieder entsetzten Päpste. Darüber starb Guidos Sohn Lambert, der zuletzt den kaiserlichen Titel getragen hatte. Benedikt IV. (900—903) übertrug ihn, um sich der Gewaltherrschaft der Spoletiner zu entziehen, Ludwig II., einem Sohn König Bosos von Hochburgund, der aber, im Kampfe mit Berengar von Friaul in Oberitalien festgehalten, in Rom selbst gar keine Geltung erlangte. Dort wurde Benedikts IV. Nachfolger, Leo V., nach wenigen Wochen gewaltsam beseitigt; auch sein Gegner Christophorus hielt sich nur ein paar Monate und mußte dann dem unwürdigen Sergius III. (904—11) Platz machen, der sich schon früher einmal kurze Zeit der Tiara bemächtigt gehabt hatte. Thatsächlich aber gebot hinfort in kirchlichen und weltlichen Dingen Sergius' Geliebte Marozia mit ihrer Mutter Theodora. Dieser verdankte, wie es hieß, auch noch Sergius' dritter Nachfolger Johann X. (914—28) seine Erhebung. Um seinen Schutz zu gewinnen, krönte er 915 Berengar zum Kaiser. Aber im Kampf mit dem in Oberitalien als Gegenkönig wider ihn erhobenen Rudolf II. von Burgund konnte sich dieser um Rom nicht kümmern, und selbst gegen die von Süden her andringenden Araber mußte Johann X. sich selbst zu helfen suchen, was ihm denn auch 916 durch ein glückliches Treffen am Garigliano gelang. Die Ermordung Berengars im Jahre 924 vernichtete dann die Hoffnungen des

Papſtes vollends. Die Entwürdigung der ewigen Stadt und des heiligen Stuhles erreichte nun erſt ihren Höhepunkt. Während der Kaſſierung aller von Formoſus erteilten Weihen, die nach Stephans VII. Tod aufgehoben, von Sergius III. aber erneut worden war, innerhalb der Kirche eine chaotiſche Verwirrung hervorrief, da ſie die kirchliche Berechtigung von Hunderten und Tauſenden von Klerikern in Frage ſtellte, riß Marozia mit ihren ſauberen Genoſſen die Gewalt vollends an ſich, um ſie dann mit dem von ihr zum Gatten erkorenen Markgrafen Guido von Tuscien zu teilen, der ein frevelhaftes Willkürregiment führte, dem 928 auch Johann X. zum Opfer fiel. Auch nach Guidos Tod gebot Marozia mit dem Titel einer Senatrix und Patrizierin uneingeſchränkt über Stadt und Kirche. Als ſie in ihrer Schamloſigkeit aber gar ſo weit ging, daß ſie den Sprößling ihrer Buhlſchaft mit Sergius III. 931 als Johann XI. auf den päpſtlichen Stuhl ſetzte und ihren dritten Gemahl, den nach Berengars Tod zum Beſitz der italieniſchen Krone gelangten Hugo von Burgund, zum Kaiſer krönen ließ, da erhob ſich endlich ihr eigener Sohn aus ihrer erſten Ehe mit dem Markgrafen Alberich von Tuscien, Alberich II., machte ihrem Schandregiment ein Ende und ſtellte mit unnachſichtiger Strenge die Ordnung her. Das Papſttum aber blieb in der alten Knechtſchaft und damit unfähig in Erfüllung ſeines Berufes den großen kirchlich-politiſchen Reformbeſtrebungen Ottos I. den gewünſchten Vorſchub zu leiſten. Aber noch auf einem anderen Wege wurde dieſer in die italieniſchen Verwickelungen hineingezogen und mit dem tief entarteten römiſchen Papſttum ſich einzulaſſen genötigt.

Während in Rom und ſeinem Gebiet Alberich II. endlich wieder geordnete Zuſtände herſtellte, wurde Oberitalien in neue bürgerliche Kämpfe geſtürzt. Denn nach dem Tode Rudolfs von Burgund heiratete der aus Rom verjagte Gemahl der durch Alberich II. eingekerkerten Marozia, Hugo von Hochburgund, Rudolfs Witwe Bertha und vermählte, um ſeinem Hauſe die italieniſche Krone zu ſichern, ſeinen Sohn Lothar mit deren Tochter Adelheid. Der Führer der Gegenpartei, Markgraf Berengar von Ivrea, ein Enkel des Kaiſers Berengar, floh vor ihm nach Deutſchland und fand am Hofe Ottos Aufnahme. Mit ſchwäbiſchen Söldnern kehrte er dann über die Alpen zurück, nötigte Hugo aus dem Lande und brachte den ſein Recht verteidigenden Lothar in die höchſte Bedrängnis, ſo daß er bereits bei Byzanz Hilfe zu erbitten dachte, als er im November 950 zu Pavia ſtarb. Nun wollte Berengar, der in Gemeinſchaft mit ſeiner Gemahlin Willa, einer Burgunderin, herrſchte, ſeine Stellung durch die Ehe ſeines Sohnes mit Lothars Witwe, der zwanzigjährigen, ſchönen und gebildeten Adelheid, befeſtigen. Aber dieſe weigerte ſich derſelben und beharrte darauf, auch als ſie Berengar durch entbehrungsreiche Haft unter ſeinen Willen zu beugen verſuchte. An dem Schickſal Adelheids aber war das ſächſiſche Königshaus verwandtſchaftlich intereſſiert: mit ihrer Halbſchweſter Ida war Ottos Sohn Ludolf von Schwaben vermählt; ihr Bruder, der junge König Konrad von Burgund, war ein Schützling Ottos und weilte mehrfach

an deſſen Hof; Adelheid ſelbſt hatte ſich durch gaſtfreie Aufnahme manches deutſchen Rompilgers einen guten Namen gemacht. Wichtiger als dieſe perſönlichen Beziehungen waren politiſche Momente. Schon zur Zeit Heinrichs I. hatten zwiſchen Italien, Bayern und Schwaben vielfache Berührungen ſtattgefunden, und Heinrichs I. Plan zum Zuge nach Rom wird mit dadurch veranlaßt worden ſein. Die Stärkung Deutſchlands und die fortſchreitende Zerrüttung Italiens brachten dieſe Dinge vollends in Fluß: Ludolf von Schwaben trug ſich mit Eroberungsplänen, wie auch ſein Oheim Heinrich von Bayern ſolche hegte. Ihre Ausführung hätte eine Otto unbequeme Steigerung der herzoglichen Gewalt zur Folge gehabt. Heinrich hatte bereits 949 durch die Gewinnung Aquilejas im Süden der Alpen feſten Fuß gefaßt, ein Erfolg, der bei Ludolf Mißgunſt und Unruhe erweckte und ſein Verhältnis zu dem Oheim trübte. All das wies Otto auf Italien hin: dazu kam nun auch der Hilferuf Adelheids. Der Tod Ediths ließ alsbald noch weitergehende Entwürfe entſtehen: mit der Hand Adelheids die italieniſche Krone für ſich ſelbſt zu gewinnen, mußte für Otto um ſo mehr Verlockendes haben, als er nur im Beſitz einer ſtarken Machtſtellung in Italien hoffen durfte in Rom und auf das Papſttum den Einfluß zu erlangen, deſſen er bedurfte, um das andauernde Widerſtreben der deutſchen Biſchöfe zu brechen und mit Hilfe der höchſten kirchlichen Autorität die deutſche Kirche in die ihr zugedachte ſtrenge Dienſtbarkeit zu beugen. Zudem nahm ſeine ernſte Kirchlichkeit an der Entwürdigung des römiſchen Bistumes Anſtoß und erachtete derſelben ein Ende zu machen für eine verdienſtliche That. So wirkten allgemeine und perſönliche, weltliche und kirchliche, italieniſche und deutſche Verhältniſſe zuſammen, um im Jahre 951 die große Wendung der ottoniſchen Politik herbeizuführen, die auf nahezu ein halbes Jahrtauſend Italiens und Deutſchlands Schickſal beſtimmt und der Entwickelung des Abendlandes ihre Bahnen angewieſen hat.

Im Sommer 951 zog Otto über die Alpen, nachdem Ludolf von Schwaben ſchon vorher in der Lombardei erſchienen war, aber nichts ausgerichtet hatte, wegen ſeiner Übereilung und Eigenmächtigkeit vom Vater gebührend zurechtgewieſen. Faſt überall fand Otto willigen Gehorſam; Berengar zog ſich in ſeine Burgen zurück. Inzwiſchen war Adelheid glücklich aus der Haft entflohen und befand ſich in Sicherheit bei dem Biſchof von Reggio. Dort erſchien als Freiwerber für den Bruder Herzog Heinrich von Bayern; im September wurde ſie Otto in Pavia vermählt, der inzwiſchen den Titel als König von Italien angenommen und von der Regierung des Landes Beſitz ergriffen hatte, ohne Wahl durch die Großen, ohne die kirchliche Weihe einer Krönung, einfach nach dem Rechte der Eroberung. Bereits damals ſcheinen ſeine Pläne weiter gereicht zu haben, und die Geſandtſchaft Friedrichs von Mainz und des Biſchofs Hartbert von Chur nach Rom zu Agapet II. (946–55) wird kaum einen anderen Zweck gehabt haben als die Erwerbung der Kaiſerkrone; aber ſie konnte ihn nicht erreichen, ſolange der gewaltige Alberich II. Herr

der ewigen Stadt war. Vielleicht jedoch wurde dem König die Verfolgung dieſer Abſicht unmöglich gemacht durch die beſorglichen Vorgänge in ſeiner nächſten Umgebung und in ſeinem Rücken. Die Kunde von einem Aufruhr, den der grollend nach Schwaben zurückgekehrte Ludolf mit dem allezeit unzuverläſſigen Friedrich von Mainz plante, nötigte Otto zu ſchnellem Heimzug über die Alpen. Die Bekämpfung Berengars überließ er ſeinem Schwiegerſohne Konrad von Lothringen.

Was Ludolf zum Verräter an dem Vater gemacht hat, können wir nur vermuten. Außer dem Unmut über die Bevorzugung des bayriſchen Herzogs ſcheint es auch Groll über die neue Ehe des Vaters geweſen zu ſein, die ſeine Hoffnung auf die Nachfolge zu durchkreuzen drohte. Ein ähnliches Motiv möchte man bei Konrad von Lothringen annehmen, der eigenmächtig mit Berengar einen Frieden machte, wonach dieſer unter Ottos Lehnshoheit König von Italien bleiben ſollte, und 952 plötzlich mit dieſer Kunde zu Magdeburg vor Otto erſchien. Angeſichts des drohenden Aufruhrs mußte Otto zuſtimmen und damit die kaum gewonnene italieniſche Krone wieder hingeben. Aber daß er nur für den Augenblick wich und nicht an einen endgültigen Verzicht dachte, lehrt die Überweiſung der von dem Königreich abgezweigten wichtigen Gebiete von Verona, Trient, Aquileja, Friaul und Iſtrien an Heinrich von Bayern, welche die unzufriedenen Fürſten noch mehr erbitterte. Immerhin blieb Ottos Lage ſchwierig; es ſcheint, als ob er das Wagnis eines offenen Kampfes mit den Rebellen zu vermeiden geſucht hätte. Statt loszuſchlagen unterhandelte er: im Frühjahr 953 traf er dazu mit Ludolf und Konrad in Mainz zuſammen, begab ſich alſo doch eigentlich geradezu in die Gewalt ſeiner Feinde. Dort ſollen ihm Sohn und Schwiegerſohn den Haß gegen den Bayernherzog als Motiv ihres hochverräteriſchen Treibens bekannt haben; jedenfalls mußte Otto ihre Forderungen erfüllen, alſo die Bedingungen annehmen, von denen ſie die Niederlegung der Waffen abhängig machten. Deren Inhalt kennen wir wiederum nicht: vielleicht richteten ſie ſich gegen Heinrich, betrafen die Minderung ſeiner Macht, die Beſeitigung ſeines Einfluſſes, vielleicht die Sicherung der Nachfolge für Ludolf. Doch mag man zweifeln, ob es dem König mit dieſem Zugeſtändnis Ernſt geweſen iſt, und vermuten, er habe ſich dadurch nur der Falle wieder entziehen wollen, in die er thöricht gegangen war. Denn kaum befand er ſich inmitten ſeiner treuen Sachſen, als er von Dortmund aus das Mainzer Abkommen für ungültig erklärte: auf einem Tage zu Fritzlar ächtete er die Rebellen. Vielleicht hatte er durch die Unterhandlungen nur Zeit gewinnen wollen, weil er ſeinen Kräften mißtraute und des Erfolges nicht ſicher war. Dem entſprach wenigſtens der Verlauf. Mainz, gegen das ſich Otto zunächſt wandte, widerſtand erfolgreich; daß Otto dort feſtgehalten wurde, gab bisher zuwartenden Gegnern an anderen Punkten Gelegenheit zur Erhebung. In Bayern ergriff Pfalzgraf Arnulf die Waffen gegen Herzog Heinrich, in Sachſen trat Ekbert, ein Neffe Hermann Billings, für die Empörer ein. Anderſeits aber wurden auch

die aufrühreriſchen Fürſten im eigenen Lande durch die Erhebung der Königlichen bedrängt. Das Schlimmſte jedoch war, daß der Bürgerkrieg die Ungarn zu einem neuen Einfall ermutigte, unter dem zunächſt Lothringen, wo Bruno von Köln umſichtig waltete, ſchwer zu leiden hatte. Die Aufrührer aber trugen kein Bedenken, eine ſolche Bundesgenoſſenſchaft offen anzunehmen. Aber bis zu dieſem Übermaß verblendeten Haſſes vermochten ihre Anhänger ihnen denn doch nicht zu folgen. Der Abfall begann, und bald ſahen ſich Rudolf und Konrad der Rote vereinſamt. Der letztere, der damals ſeine Gemahlin Luitgard verlor, kehrte zum Gehorſam zurück. Ludolf leiſtete gemeinſam mit dem bayriſchen Pfalzgrafen Arnulf noch längere Zeit in Regensburg Widerſtand. Als ſein Genoſſe gefallen war, legte auch er die Waffen nieder. Die Biſchöfe aber, die in der Treue gewankt hatten, wurden durch den Tod Friedrichs von Mainz im Oktober 954 zur Umkehr beſtimmt. Als das Jahr

Münzen von Kaiſer Otto I.

1. Bſ. Umſchrift: † ODDO † RE (verkehrt geſtellt), im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. Rſ in einer Linie COLONIA, darüber verkehrtes S, darunter A. 2. Bſ. ODDO REX, im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel; Rſ in zwei Linien, zwiſchen denen ein Kreuz, THERTMANNI (= Dortmund). 3. Bſ. Im Felde ODDO und mit dieſem ein Kreuz bildend von oben nach unten RE-X; in den vier Zwiſchenräumen die Umſchrift IM-PR-AT-OR; Rſ. Umſchrift: † o T o RE o V o R o I o (= Treveri, Trier), im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. 4. Bſ. Umſchrift: ODDO REX, im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel; Rſ in verkehrt geſtellter Schrift RENVAD, darüber S, darunter A (= St. Reinvald, der Schutzpatron von Dortmund war). (Nach Cappe.)

ſich neigte, war das Königtum überall ſiegreich, ohne eigentlich ernſtlich gekämpft zu haben.

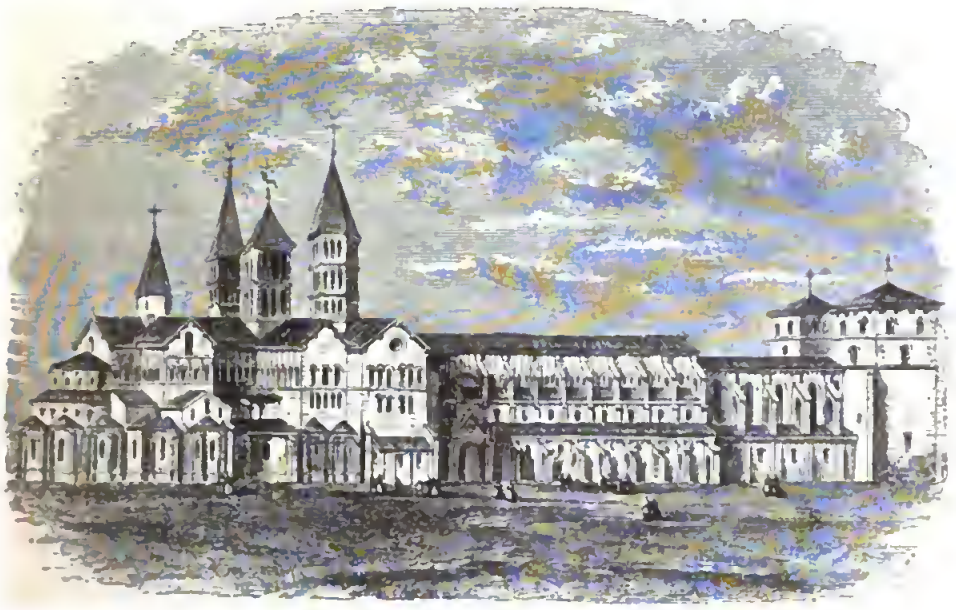
Entſchloſſener und raſcher als bisher führte Otto nun die Neuorganiſation des Reiches, die er nach der Bewältigung des Aufſtandes von 939—41 begonnen hatte, weiter und zu Ende, während er die Beſiegten durch königliche Gnade beſchämte und verſöhnte. Ludolf ſowohl wie Konrad der Rote blieben im Beſitz ihres Erbgutes, das ſie als Hochverräter eigentlich auch verwirkt hatten. Im ſchwäbiſchen Herzogtum aber folgte erſterem der während des Bürgerkrieges treu bewährte Burkhard II., dem des Bayernherzogs hochgebildete Tochter Hedwig vermählt wurde. Lothringen blieb unvergeben unter der klugen

und kraftvollen Verwaltung des Kölner Erzbischofs, der namentlich auch die ehrgeizigen Pläne durchkreuzte, mit denen des verstorbenen Giselbert Bruder, Graf Reginar von Hennegau, sich getragen hatte. Otto selbst eilte nach dem Osten, um die Slawen zu bändigen, welche die Parteiung im Reiche alsbald zu erneuten Unruhen benutzt hatten. Da kam im Sommer 955 die Meldung von einem neuen Einfall der Ungarn, welche, eine schwere Krankheit Herzog Heinrichs benutzend, in Bayern furchtbar gehaust hatten und das unter des Bischofs Udalrich Leitung tapfer verteidigte Augsburg hart bedrängten. Alsbald eilte der König dorthin; Konrad der Rote führte ihm fränkische Mannschaften zu; unter Burkhard II. erschien der Heerbann Schwabens; auch von Böhmen kam Zuzug. Mit dem bayrischen Aufgebot vereinigt zog das Heer zum Entsatz der Stadt nach dem Lechfeld, und am 10. August 955 kam es dort zur entscheidenden Schlacht. Obgleich durch eine Umgehung und den Verlust des Gepäcks gefährdet und verwirrt, erfochten die Deutschen, dank namentlich der todesmutigen Tapferkeit des ehemaligen Lothringerherzogs, der selbst fiel, einen vollständigen Sieg, der die trübe Erinnerung an die Verirrungen der letzten Jahre tilgte und den Ungarneinfällen auf die Dauer ein Ziel setzte. Nach dem Berichte Widukinds von Korvei wurde Otto noch auf dem Schlachtfelde von seinem Heere als Vater der Vaterlandes und Imperator begrüßt. Hat der sächsische Mönch hier nicht einen Brauch des Altertums um des Effektes willen in freier Phantasie auf seine Zeit übertragen, so müßte man aus diesem Vorgange allerdings schließen, daß den deutschen Kriegern die Stellung Ottos damals bereits als eine kaiserliche erschien und daß es ihren Wünschen entsprach, wenn ihr Herrscher den Titel annahm, welcher der Fülle seiner Verdienste und seiner Macht in den Augen der Welt allein rechten Ausdruck gab. Der Gedanke an eine Erneuerung des Kaisertums lag in der Zeit, eine praktische Bedeutung aber erhielt er doch erst durch die Ereignisse, die inzwischen in Italien eingetreten waren und deren weitere Entwickelung Otto von neuem dort einzugreifen nötigte.

Während Otto gegen den Aufstand seiner nächsten Angehörigen focht, war 954 Alberich II. gestorben und die Herrschaft über Rom und sein Gebiet auf seinen jugendlichen Sohn Octavian übergegangen, welcher, als 955 Agapet II. mit Tod abging, auch die höchste Gewalt in der Kirche an sich nahm und sich als Johann XII. zum Papste weihen ließ. Seine Absicht war, wie es scheint, die Bildung eines mittelitalienischen Staates, für den er namentlich alle diejenigen Gebiete in Anspruch nahm, die der Kirche auf Grund der — nicht mehr ganz unverändert überlieferten — Schenkungen Pippins und Karls des Großen zukommen sollten, also namentlich die Pentapolis und das Exarchat. In diesem Streben nun stieß er mit Berengar von Ivrea zusammen, der die deutschen Wirren benutzt hatte, um sich von Otto wieder unabhängig zu machen und als König von Italien nun auch nach Süden um sich griff. Ihm Einhalt zu thun, schickte Otto 956 Ludolf nach Italien, der dort seine Schuld vollends sühnen und vielleicht sich eine Krone gewinnen

ſollte; aber ſchon im September 957 gebot ein frühzeitiger Tod ſeinen Erfolgen in Novara halt. Ungehindert breitete ſich Berengar nun nach Oſten und Süden aus, und Johann XII. ſah ſich durch ihn bald ernſtlich gefährdet: er wandte ſich um Hilfe an den deutſchen König. Seine Bitte fand dort um ſo günſtigere Aufnahme, als Otto inzwiſchen auch noch von einer anderen Seite her und zu einem anderen Zwecke ſich der römiſchen Kirche anzunehmen veranlaßt war.

Die kirchliche Reformpartei der Cluniacenſer, die von Berno, einem Gliede des burgundiſchen Herzogshauſes begründet, von dem Kloſter Clugny aus erſt den Benediktinerorden, dann die arg verkommene Kloſtergeiſtlichkeit überhaupt



Die alte Abtei von Clugny. (Nach de Witt.)

zu beſſern begonnen hatte und unter dem Abte Odilo auf immer weitere Kreiſe einzuwirken anfing, war Otto näher getreten und von ihm als hochwillkommene Bundesgenoſſin angenommen worden, deren tief ernſtes und ſittliches Streben ihm die geplante Änderung in der Stellung der Kirche zum Staate und namentlich der Biſchöfe zum König im großen Stile durchzuführen helfen ſollte. Denn die von den Cluniacenſern erſehnte Beſſerung des Klerus war nur möglich, wenn der Verwilderung in Rom ſelbſt ein Ende gemacht und das Papſttum wieder ſeinem Berufe zu leben genötigt wurde. So verband ſich das nach der höchſten weltlichen Macht- und Ehrenſtellung ſtrebende ſächſiſche Königtum mit der bedeutendſten geiſtigen und ſittlichen Macht der Zeit: nicht bloß zu ſeinem eigenen Vorteile, in ihrem Dienſte und als Vorkämpfer ihrer Ideale zog Otto nach Italien, Werkzeug und Träger zu-

gleich einer großen geſchichtlichen Notwendigkeit. Dieſes Zuſammenhanges eingedenk, wird man nicht einſtimmen in die Anklagen, die gelegentlich gegen Otto erhoben ſind und die folgenſchwere Wendung der deutſchen Politik nach Italien nicht nur ihm perſönlich zuſchreiben, ſondern auch als die unheilvolle That aus Ehrgeiz und unklarer Romantik entſprungener Willkür haben darſtellen wollen. Auch wenn man zugiebt, daß die damals eingeleitete Verbindung der deutſchen Königskrone mit der römiſchen Kaiſerkrone Deutſchland Schaden bereitet und verderblich geworden iſt, ſo wäre es doch eine durchaus unhiſtoriſche Auffaſſung, wollte man wähnen, daß Otto von ſich aus ſeiner Zeit eine Richtung vorgeſchrieben hätte, die ſie ohne ihn nicht gegangen ſein würde, und nicht vielmehr daran feſthalten, daß doch auch dieſer große Mann nur dem in ſeiner Zeit mächtigen Drange ſeinerſeits in Thaten Ausdruck gegeben und zur Befriedigung verholfen habe.

Im Frühjahr 961 bereitete ſich Otto zum Zuge nach dem Süden. Im Mai wählten die Großen den damals ſiebenjährigen Sohn Ottos und Adelheids zum König. Pfingſten wurde er in Aachen gekrönt; die Regentſchaft übertrug Otto dem Erzbiſchof Wilhelm von Mainz; Lothringen blieb der Obhut Brunos von Köln befohlen. In Oberitalien war ihm wiederum ein leichter Erfolg beſchieden: Berengar zog ſich ohne Kampf in ſeine Gebirgsfeſten zurück. Aber noch ehe er ihn völlig bewältigt hatte, wurde Otto von Papſt Johann XII. gegen einen Aufſtand in Rom zu Hilfe gerufen. Dort jedoch fand er unerwartete Schwierigkeiten. Johann XII. fürchtete die Übermacht und den kirchlichen Eifer ſeines Beſchützers, den er gern wieder los geworden wäre: er verlangte Bürgſchaften nicht bloß für ſeine perſönliche Sicherheit, ſondern auch für den Fortbeſtand ſeiner weltlichen Herrſchaft, die er durch den wörtlichen Vollzug der karolingiſchen Schenkungen erweitert ſehen wollte. Auch Otto war auf ſeiner Hut. Trotz äußerlichen Einvernehmens war der Bruch eigentlich ſchon erfolgt, als Otto am 31. Januar 962 in Rom einzog und am 2. Februar in der Peterskirche die Krönung als Kaiſer empfing. Johann XII. gewährte ſie, weil er ſie ohne Gefahr für ſich ſelbſt nicht verweigern konnte, aber den Inhalt, den Otto in ihr fand und zur Anerkennung bringen wollte, gelten zu laſſen war er weit entfernt. Wie Karl der Große Herr Roms geweſen, ſo wollte auch Otto es ſein; auch beanſpruchte er beſtimmenden Einfluß auf die Papſtwahl und wollte über den Kirchenſtaat als über Reichsland verfügen. Doch nahm auch er noch eine zuwartende Haltung ein. Unter dem Vorſitz von Kaiſer und Papſt tagte am 12. Februar eine Synode in der Peterskirche: ſie erfüllte Otto einen lange gehegten Lieblingswunſch, indem ſie ſeinem Plan zur Errichtung eines Erzbistums in Magdeburg zuſtimmte, der inſofern mit ſeinen kirchlich politiſchen Reformentwürfen zuſammenhing, als dadurch einmal das gefährliche Übergewicht der Mainzer Metropole gemindert, der Mittelpunkt der Slawenmiſſion nach Sachſen ſelbſt verlegt und endlich die Einwirkung der Kirche auf den ſächſiſchen Adel geſteigert wurde. Das neue Erzbistum ſollte die Bistümer Brandenburg, Havelberg, Meißen, Merſeburg

und Zeitz in einer Kirchenprovinz zusammenfassen. Im übrigen kam es zwischen Otto und Johann XII. zu einem Kompromiß. Während der Kaiser am 13. Februar dem Verlangen des Papstes gemäß der Kirche alle Besitzungen urkundlich bestätigte, die ihr seit der Schenkung Pippins zugestanden — (u. a. auch Kalabrien und Sizilien, „falls Gott diese in seine Hand liefern sollte"), und noch einige Orte in dem Gebiete von Spoleto hinzufügte, wurde zugleich doch anerkannt, daß die Rechte des Kaisers in diesem Gebiet dadurch keine Änderung erführen. Die Zugehörigkeit des Kirchenstaates zum Reiche und die Stellung des römischen Bischofs als eines Beauftragten des Kaisers kam unzweideutig zum Ausdruck, und, inhaltlich ungemindert, erfuhr die weltliche Herrschaft des Papstes doch eine Herabsetzung im Range. Aber Otto verlangte stärkere Bürgschaften: für die Papstwahl wurde die strenge Beobachtung des gesetzlichen Verfahrens eingeschärft, und auch der gesetzlich gewählte Papst sollte erst geweiht werden dürfen, wenn er dem Kaiser Treue geschworen hätte; die Aufsicht über die Amtsführung der vom Papste bestellten Duces und Richter sollte durch kaiserliche und päpstliche Sendboten gemeinsam geführt werden.

Kaisersiegel Ottos II.
Nach einem Abdruck im brit. Mus. zu London.

Johann XII. sah sich bitter getäuscht: nach diesem Anfang ließ sich, erstarkte der Einfluß der reformeifrigen Cluniacenser bei Otto, für ihn noch übleres erwarten: er beschloß die Fesseln zu sprengen. Anderseits war man mit der Milde Ottos nicht zufrieden und meinte, die schuldbefleckte Vergangenheit Johanns verlangte eine andere Sühne. Der Kaiser riet, man möge Geduld haben: der Papst sei jung und könne sich noch bessern; von tüchtigen Männern beraten, werde er schon auf den richtigen Weg kommen. So stand eigentlich noch alles in Frage, als Otto zur Fortsetzung des Krieges gegen Berengar nach Oberitalien zurückkehrte. Alsbald ließ Johann XII. die Maske fallen, verband sich mit Berengar, dessen Sohn Adalbert in Rom erschien, und wollte selbst Griechen und Sarazenen gegen Otto aufbieten. Aber als dieser im November 962 wieder vor Rom stand, entfloh er. Jetzt verpflichtete Otto die Römer eidlich, ohne seine oder seines Sohnes Erlaubnis niemals einen Papst zu erheben. Am 6. November präsidierte er einer Synode in S. Peter, welche gegen Johann XII. als Mörder und Meineidigen, als Tempelräuber und Blutschänder den Prozeß einleitete. Da er sich nicht stellte und die Synode gar mit kirchlichen Zensuren bedrohte, wurde er Anfang Dezember abgesetzt und mit Ottos Zustimmung der Protoscriniarius der römischen Kirche als

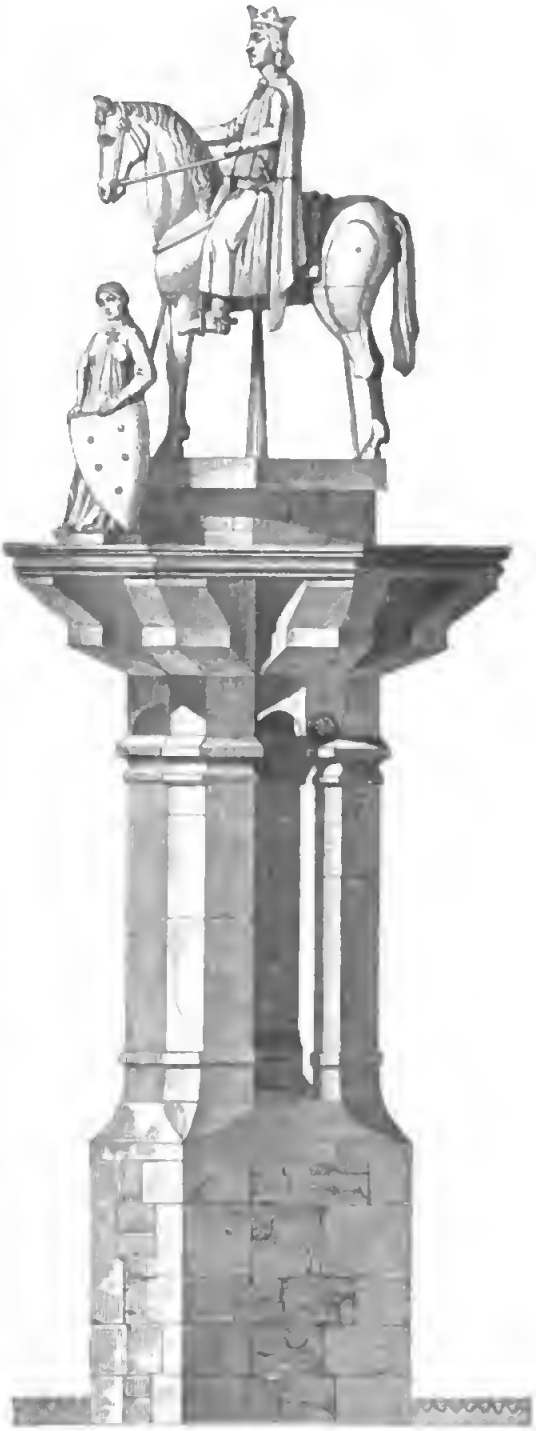
Leo VIII. auf den Stuhl S. Peters erhoben. Der begreifliche Unmut der Römer über die Minderung des päpstlichen Ansehens entlud sich im Januar 964 in einem Aufstand, den Otto schnell niederschlug. Aber während er dann gegen Adalbert zog, reizten und hetzten Johanns XII. Genossen und Anhänger die leichtbewegliche Menge zu neuer Empörung: Leo VIII. wurde verjagt, Johann kehrte zurück und erließ strenge Strafmandate gegen Leo und die Seinen, vermied aber jede Herausforderung Ottos, als ob noch eine Verständigung möglich wäre. Aber er starb bereits im Mai: da wählten gegen ihren Eid Klerus und Volk von Rom einen neuen Papst, den würdigen Benedikt V. Bald stand Otto mit seinen Deutschen vor Rom; hart bedrängt ergab sich die Stadt am 23. Juni; Benedikt V. wurde ausgeliefert; Leo VIII. kehrte zurück. Eine Synode setzte Benedikt ab, der trotz seiner Reue als Gefangener nach Deutschland abgeführt wurde. Eine Regung der Milde bei Otto scheinen die Cluniacenser zum Schweigen gebracht zu haben, welche nun den Zeitpunkt gekommen glaubten, um die Reform des Papsttums und der Kirche nach ihren Prinzipien in Angriff zu nehmen. Aber den Stolz der Römer empörte die Herabsetzung, welche die Bedeutung ihrer Stadt erlitt, wenn das Papsttum ein Reichsamt und, seines weltlichen Glanzes beraubt, eine ausschließlich kirchliche Würde wurde. Auch trug der Italiener und namentlich der Römer schwer an der Herrschaft der Deutschen, die seinem bei aller sittlichen Verwilderung doch noch immer hohen Bildungsstand als Barbaren erschienen. So blieb, so stieg die Gärung in Rom und wurde an offenem Ausbruch nur durch die Kunde von neuen Erfolgen Ottos gehindert, der im Norden siegreich war, Berengar bewältigte und in Klosterhaft nach Deutschland schickte, während Adalbert nach Corsika entfloh. Als aber im Frühjahr 965 Leo VIII. starb und kaiserliche Gesandte ihm in Johann XIII. einen Nachfolger gaben, der dem aufsässigen Adel mit Strenge begegnete, da entlud sich Ende 965 die allgemeine Unzufriedenheit in neuen Gewaltthaten. Johann XIII. wurde gefangen; Adalbert erschien in der Lombardei an der Spitze seiner sich sammelnden Anhänger, zu denen sogar etliche Bischöfe zählten: eine nationale Erhebung schien zu drohen. Aber auf die Kunde von Ottos Anmarsch erhoben sich die Kaiserlichen in Rom und stellten Johann XIII. her. Den wiederholten Treubruch traf Otto durch ein strenges Strafgericht: die Rädelsführer endeten am Galgen, die minder Schuldigen wurden verbannt. Schwer lag die Ungnade des Kaisers auf der Stadt, die niedergedrückt von dem ruhmlosen Ende ihrer Herrlichkeit sich in stummem Schrecken den Schwertern der nordischen Sieger beugte.

Ringsiegel Kaiser Ottos I. (Nach Cappe.)

Die Kirche war in die Hand des Kaisers gegeben: die bodenlose Verwilderung der letzten fünfzig Jahre büßte sie unter dem Drucke harter weltlicher Dienstbarkeit. Auch war sie sich ihrer Schuld bewußt und Otto

dankbar, daß er ſie, wenn auch um einen hohen Preis, aus den Händen gewiſſenloſer Abenteurer befreit und ſich ſelbſt wiedergegeben hatte. Nun erhielt auch das Kaiſertum, das Otto von einem Unwürdigen hatte entgegennehmen müſſen, einen anderen, umfaſſenderen, idealeren Inhalt. Auf einer Synode, die Otto in Gemeinſchaft mit Johann XIII. Oſtern 967 in Ravenna hielt, beſtätigte der Papſt in einer Urkunde vom 20. April das Erzbistum Magdeburg und pries Otto als den Erneuerer Roms und nach Konſtantin und Karl dem Großen den dritten Wiederherſteller der vom Untergange bedroht geweſenen Kirche. Damals gab Otto Ravenna an die Kirche zurück, natürlich ebenfalls unter Vorbehalt der kaiſerlichen Rechte. Im Herbſt traf er dann in Verona mit ſeinem Sohne, dem dreizehnjährigen König Otto, zuſammen. Dann zogen ſie über Ravenna nach Rom, und dort empfing am erſten Weihnachtsfeiertag 967 der junge König aus der Hand Johanns XIII. die kaiſerliche Krone, deren Erblichkeit im ſächſiſchen Hauſe damit in feierlichſter Weiſe zum Ausdruck gebracht wurde. Das Kaiſertum erſchien in jenem großen Augenblicke als jeder Abhängigkeit von der Kirche entzogen: in Ottos I. Willen, in ſeinem Gebot entſprang ſeines jugendlichen Sohnes Kaiſertum, und die Kirche, indem ſie ihn krönte, vollzog nur ihres Herrn Befehl. Das Erbkaiſertum war konſtituiert: als Konſequenz mußte ſich für Deutſchland das Erbkönigtum ergeben.

Die Änderung, welche Inhalt und Umfang des Kaiſertums damit erfuhren, erforderte eine Neuordnung auch ſeiner Beziehungen zu Unteritalien und damit zu Byzanz auf der einen, dem Islam auf der anderen Seite. Die allgemeine



Reiterſtatue Kaiſer Ottos I. zu Magdeburg.
(Nach Foerſter.)

Lage entsprach der nach der Kaiserkrönung Karls des Großen dort gegebenen. Schon die Sicherheit Roms, die in der karolingischen Zeit nach dieser Seite immer unvollkommen geblieben, machte die Erwerbung auch Unteritaliens für Otto notwendig: hatte er doch bereits in der Urkunde vom 13. Februar 962 die Absicht zur Eroberung nicht bloß Kalabriens, sondern auch Siziliens ausgesprochen. Mit den Arabern ließ sich nicht paktieren: da galt es zu kämpfen. Um so mehr wünschte Otto, wie einst Karl der Große, mit den Griechen sich friedlich zu verständigen. Deshalb schickte er 968 Bischof Liutprand von Cremona an Kaiser Nikephorus; derselbe richtete aber nichts aus, ja wurde eine Zeitlang in Haft gehalten. Nach der anderen Seite war damals auch zwischen Otto und dem Kalifen von Cordova, Abderrahman II., eine Anknüpfung erfolgt, welche ebenfalls in der Zeit Karls des Großen ihr Vorbild hatte. Wertvoll war es, daß der südliche Nachbar des Kirchenstaates, Pandulf von Kapua, Ottos Vasall wurde und, durch Spoleto und Camerino vergrößert, die Grenzhut gegen die Araber übernahm. Anderseits stand nun in Unteritalien mit den verbündeten Arabern und Griechen auch Berengars Sohn Adalbert bald wieder im Felde. Da führte eine Thronrevolution am Bosporus unerwartet eine friedliche Wendung herbei: Nikephorus Phokas wurde gestürzt, und sein Vetter Johannes Tzimisces eilte sich mit Otto zu vergleichen. Die sechzehnjährige Theophano, die schöne, hochgebildete, edle Tochter des Kaisers Romanus II., wurde dem achtzehnjährigen Otto II. verlobt und erhielt das streitige Unteritalien als Mitgift. Im Frühjahr 972 wurde in der ewigen Stadt die Hochzeit gefeiert.

Glücklicher als Karl der Große, hatte Otto auch dort im Süden einen vollen Erfolg erzielt. Er konnte seine Lebensarbeit als gethan betrachten; sie zu erhalten und weiterzuführen stand sein Sohn als Kaiser und König neben ihm, durch seine griechische Ehe der Träger großer Ansprüche für die Zukunft. So kehrte Otto nun endlich nach Deutschland zurück, in dem er doch seinem ganzen Wesen nach wurzelte. Vieles hatte sich dort verändert, und der allezeit kleine Kreis der vertrauten Gehilfen war arg gelichtet: 968 war auch Wilhelm von Mainz gestorben, der die Minderung seiner Stellung durch die Schaffung des Magdeburger Erzbistums nie verschmerzt hatte. Bald danach war die Königin Mathilde dahingegangen. Als der Kaiser jetzt im März 973 zu Quedlinburg einen Hoftag hielt, hatte er den Tod des treuen Hermann Billing zu beklagen. Aber die große Zahl von Fürsten, die sich ihm huldigend naheten, und die lange Reihe der von fernher gekommenen Gesandtschaften, die vor seinem Throne erschienen, ließen ihn noch einmal den reichen Erfolg seines Lebenswerkes dankbar überschauen. Das Pfingstfest wollte er in Memleben begehen. Aber wenige Tage vorher, am 6. Mai, befiel ihn nach Tisch ein plötzliches Unwohlsein, das sofort als Vorbote des schnell nahenden Endes erkannt wurde. Mit den Tröstungen der Religion versehen, starb Otto noch an demselben Abend. Seine letzte Ruhestätte wurde ihm einige Wochen später in Magdeburg, an der Seite der Angelsächsin Edith, in dem Dom des heiligen Moritz bereitet.

Drittes Kapitel.

Das Ideal kaiserlicher Weltherrschaft unter Otto II. und Otto III., seine Verwirklichung und sein Scheitern.

873—1002.

Eine ähnliche Steigerung der königlichen Autorität, wie sie Otto I. auf Grund der vom Vater erreichten Erfolge bewirkt, wiederholte sich beim Übergang der Herrschaft auf Otto II., der, seit Jahren gekrönter König und Kaiser, als gleichberechtigter Reichsgehilfe neben dem Vater gestanden hatte. Aber so wenig sich durch den Thronwechsel zunächst zu ändern schien, es wurde doch bald offenbar, daß mit dem neuen Oberhaupt auch neue politische Anschauungen in Wirksamkeit getreten seien, die eine weitere Umgestaltung des Reiches in Aussicht stellten. Das ergab sich schon aus der Persönlichkeit und dem Charakter des neunzehnjährigen Fürsten, den Verhältnissen, unter denen er zu seinem Berufe vorbereitet war, und den Idealen, die ihn erfüllten.

Otto II. war dem großen Vater an Gaben zweifellos überlegen. Das sächsische Wesen, das in jenem die Grundlage der ganzen Persönlichkeit bildete, war bei ihm durch den Einfluß der italienisch-burgundischen Mutter abgeschwächt: auf diese wird man die feurige Lebhaftigkeit und die zuweilen übereilte Thatenlust zurückführen dürfen, die Otto II. von dem verschlossenen, grübelnden, nur im Notfall zum Schwert greifenden Vater unterscheiden. Und da er nun seiner höheren Bildung einen freieren Blick und klarere Einsicht in die kirchlichen und politischen Verhältnisse der Zeit verdankte, so ging er auch in seiner Politik von einem höheren Standpunkte aus als der Vater, der den Bann des besonderen sächsischen Interessenkreises doch nie ganz durchbrochen, sondern auch die größten politischen und kirchlichen Probleme zunächst von dem sächsischen Standpunkte aus aufgefaßt hatte. Gesteigert wurde die ideale und universale Richtung des jungen Kaisers durch den Einfluß seiner griechischen Gemahlin, einer genialen Frau, die in drei Kulturwelten heimisch, Griechin von Geburt, Italienerin durch die Politik, Deutsche durch das harte Gebot dynastischen Interesses, staatsmännische Einsicht und Thatkraft in wunderbarer Weise mit der klugen Milde und der gewinnenden Persönlichkeit der Frau vereinigte und als Trägerin auf Weltherrschaft abzielender Ansprüche neben dem Gemahl auf eine wahrhaft weltgeschichtliche Stelle berufen war. Otto

dem Großen hatte sich erst am Ausgange einer thatenreichen Regierung der lockende Ausblick auf eine Weltherrschaft nach dem Vorbilde Karls des Großen eröffnet: vor Otto II. lag sie gleich als das nächste und sozusagen natürlichste Ziel. Daher war dieser von Anfang an überwiegend, ja fast ausschließlich Kaiser, während jener doch auch unter der Kaiserkrone zunächst immer deutscher König geblieben war. Das führte zu einem Überwiegen der universalen Interessen gegen die nationalen und drängte Deutschland gegen Italien in die zweite Stelle zurück. Damit aber wurde in das Kaisertum, in dem zur Zeit Ottos des Großen nationale und universale, deutsche und italienische Gesichtspunkte gleichberechtigt verbunden gewesen, ein Zwiespalt gelegt, der, schnell erweitert, beide Reiche und beide Völker einer ernsten Krisis entgegenführte.

Die Schwierigkeiten begannen in Deutschland, wo in der jüngeren Generation der Gegensatz sich erneute, der die Anfänge Ottos I. so mühevoll gemacht hatte. Das bayrische Herzogtum, dessen Haupt, der im Jahr 955 verstorbene Heinrich, nach schweren Verirrungen die festeste Stütze der von dem Bruder geschaffenen neuen Ordnung im Reich gewesen und dafür durch jede Art von Bevorzugung belohnt worden war, hatte doch schließlich eine Macht erworben, die, für Otto den Großen erträglich, seinem Sohne leicht gefährlich werden konnte. Um Herzog Heinrichs Witwe, Judith, die schöne und stolze Tochter des einstigen Bayernherzogs Arnulf, scharte sich ein großer Kreis von Verwandten und verschwägerten Fürsten und zu Dank verbundenen Getreuen weltlichen und geistlichen Standes. Ihr Sohn, Herzog Heinrich der Jüngere, dem die weiterhin gespielte üble Rolle beim Volke den Beinamen des Zänkers eintrug, war mit einer Tochter des Königs Konrad von Burgund vermählt, einer Nichte der Kaiserin Adelheid, die ihrerseits die Hingebung des Schwagers in treuem Gedächtnis trug und allezeit die Partei seines Hauses nahm. Ihre Tochter Hedwig, eine Frau von beinahe gelehrter Bildung, hatte zwar ihren Gemahl Burkhard II. von Schwaben durch den Tod verloren, waltete aber thatsächlich als Gebieterin in dem Herzogtum und dachte durch Eingehung einer zweiten Ehe in ihres Hauses Interesse darüber zu verfügen. Von den Bischöfen Schwabens und Bayerns hielten viele schon um des eigenen Vorteils willen zu dem mächtigen Fürstenhause. Insbesondere galten Abraham von Freising (957—93), Pilgrim von Passau (971—91) und Heinrich von Augsburg (973—82) als eifrige Parteigänger desselben. Ihre Nachbarschaft und die Bedeutung des Bistums Passau für die Mission begründeten einen starken Einfluß Bayerns auf Ungarn. Angesichts dieser Verhältnisse gab Otto II. Schwaben an Otto, den ihm innig befreundeten Sohn seines Halbbruders Ludolf. Aber sofort erhoben sich die Parteigänger des bayrischen Hauses, allen voran Abraham von Freising; selbst mit Böhmen und Polen knüpften sie Verbindungen an. Aber die rasche Energie Ottos warf den Aufstand alsbald nieder: die Hauptschuldigen wurden in sicheren Gewahrsam gebracht; Judith, welche die Seele des Unternehmens gewesen, mußte sich in ein Kloster zurückziehen.

Während aber der Kaiser in der nächsten Zeit, die Grenzen zu decken, erst gegen die Dänen und dann gegen Boleslaw II. von Böhmen zu Felde zog, erneute die bayrische Partei ihre Umtriebe und stürzte durch eine zweite Erhebung 975 ganz Süddeutschland in einen allgemeinen Bürgerkrieg. Zum zweitenmale warf Otto sie nieder. Nun mußte er sich freilich zur Zerstückelung der bayrischen Macht entschließen, die, ihren Ursprung verleugnend, der Herrschaft der älteren sächsischen Linie rücksichtsloser entgegentrat, als selbst die Vorkämpfer des Stammesherzogtums es gethan hatten. Das Herzogtum Bayern als solches hörte auf zu existieren. Seine östliche Mark an der Donau, die Vorhut Deutschlands gegen Ungarn, kam an Luitpold von Babenberg; die fränkische Nordmark zwischen der mittleren Donau und dem Böhmerwalde, die Schutzwehr gegen Boleslaw II. von Böhmen, erhielt Luitpolds Bruder Berthold von Babenberg; die Gebirgslande Kärnten und Krain, die einerseits nach Ungarn, anderseits nach dem nordöstlichen Italien hinwiesen, gab Otto an Heinrich, einen Sohn des ehemaligen Bayernherzogs Berthold. Ferner wurden das Erzbistum Salzburg und das Bistum Passau, wo Pilgrim die Treue bewahrt hatte, reich mit bayrischen Gebieten ausgestattet, der Rest aber unter Herzog Otto mit Schwaben vereinigt. Doch auch diese Maßregel hatte nicht den erwarteten Erfolg. Sie scheint selbst manchem von den Anhängern Ottos zu radikal gewesen zu sein und Sorge vor einem drohenden Willkürregiment, das aller Rechte gleichmäßig in Frage stellte, hervorgerufen zu haben. Auch widerstrebte es dem bayrischen Stamme, die bequeme Selbständigkeit, deren er sich bisher erfreut hatte, aufzugeben und sich fester in den Verband des Reiches eingefügt zu sehen. Nur so wird es erklärlich, wie zum Teil eben die Männer, welche durch den Sturz des bayrischen Hauses Gewinn gemacht hatten, bald danach mit dessen Vorkämpfern gegen Otto gemeinsame Sache machten. Des Kaisers Abwesenheit auf einem neuen Zuge gegen Böhmen, der 977 die Lehenshuldigung Boleslaws II. erzwang, veranlaßte eine dritte Erhebung, an der selbst Otto von Kärnten und Bischof Heinrich von Augsburg teilnahmen. Doch war ihnen das Glück nicht günstiger als früher: der ehemalige Bayernherzog Heinrich der Zänker wurde nun als Staatsgefangener festgesetzt; Kärnten kam an des Kaisers Neffen Otto, den Sohn Konrads von Lothringen und Luitgards. Aber natürlich blieb auch, nachdem in vierjährigen Kämpfen die Ruhe hergestellt und die Autorität des Königs zur Anerkennung gebracht war, in den Herzen der Besiegten Groll und Verbitterung zurück, eine Saat, die leicht einmal aufgehen und böse Früchte tragen konnte. Unrecht aber that, wer den jungen Kaiser für diese Wendung verantwortlich machte, des Undankes gegen das Andenken des Oheims und des willkürlichen Bruchs mit der Familienpolitik des Vaters beschuldigte. Jedoch seine Mutter Adelheid urteilte so, obgleich Otto doch nicht aus freien Stücken eine so tiefgreifende Umwälzung vollzogen hatte, sie ihm vielmehr durch mehrfachen Treubruch von seinen Verwandten aufgenötigt war. Es kam darüber zu einem förmlichen Bruch zwischen Mutter und Sohn: Adelheid zog sich von dem Hofe zurück und nahm ihren Aufenthalt in Italien.

Die wiederholten bürgerlichen Kämpfe hatten auch die Stellung des Reiches zu seinen Nachbarn geschädigt. Dänen und Böhmen hatte Otto II. erst wieder niederkämpfen müssen. Aber die Fortdauer der inneren Schwierigkeiten reizte schließlich auch den schwachen westlichen Nachbar zu dem Versuche, alte ehrgeizige Absichten auf Kosten Deutschlands zu verwirklichen. In Lothringen versuchten die Söhne Reginars vom Hennegau, die Neffen des 939 umgekommenen Giselbert, Reginar und Lambert, ihre vermeintlichen Rechte auf das lothringische Herzogtum durchzusetzen. Sie gewannen die Hilfe König Lothars von Frankreich (954—88), der im Sommer 978 plötzlich in Lothringen einfiel, geradeswegs nach Aachen marschierte und dort so plötzlich erschien, daß Otto nur mit genauer Not entkam. Aber noch in demselben Herbst zog er mit einem stattlichen Heere bis vor Paris, das er vom Montmartre aus, freilich vergeblich, angriff. Der Krieg kam jedoch bald zum Stillstand, da König Lothar sich daheim nur mühsam gegen Hugo von Francien behauptete. Um diesem die deutsche Bundesgenossenschaft zu entziehen, hielt er mit Otto 980 einen Kongreß am Chiers, wo er auf Lothringen verzichtete, sein Bruder Karl aber vom Kaiser mit Niederlothringen belehnt wurde. Denn Otto war bereits auf dem Wege nach Italien, wo große kirchliche und politische Interessen auf dem Spiele standen, da auch dort infolge der Kämpfe um Bayern alle Gegner der kaiserlichen Macht die Gelegenheit zur Zertrümmerung derselben gekommen wähnten.

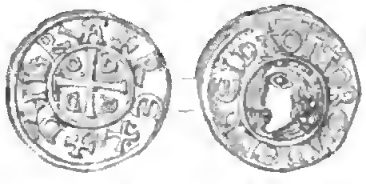
Die von Otto dem Großen mit Strenge aufrecht erhaltene Ordnung in der ewigen Stadt kam wieder zu Falle. Johanns XIII. Nachfolger, Benedikt VI., der noch von Otto I. 972 in seiner Würde bestätigt worden war, hatte durch den Aufstand einer römischen Adelsfaktion unter Crescentius, der Theodora Sohn, erst die Herrschaft und bald das Leben verloren; sein unwürdiger Nachfolger Bonifaz VII. war nach Konstantinopel entflohen. Da brachte die kaiserliche Partei in Benedikt VII. wieder einen der Ihrigen auf den Stuhl S. Peters, während die Araber sich in Unteritalien weiter ausausbreiteten und dabei durch die Feindschaft der Griechen gegen Pandulf von Kapua und Benevent gefördert wurden. So waren alle Gegner des ottonischen Kaisertums gleichmäßig zu erneutem Ansturme gegen dasselbe verbündet, als Otto II. im November 980 im Süden der Alpen erschien. Zu Pavia traf er mit Adelheid zusammen, und das durch die bayrische Frage gestörte Verhältnis zwischen Mutter und Sohn wurde wiederhergestellt. Bereits in Ravenna kam ihm Benedikt VII. als Flüchtling entgegen: er hatte vor Crescentius entweichen müssen. Aber als der Kaiser Ostern 981 vor der ewigen Stadt erschien, fand er willigen Gehorsam: Crescentius ging in ein Kloster; auf Grund der von Otto I. geschaffenen Ordnung stellte der Kaiser mühelos seine Autorität her. Dann eilte er südwärts, um im Bunde mit Landulf und Pandulf II., den Söhnen und Nachfolgern des unlängst verstorbenen Pandulf von Kapua und Benevent, Griechen und Arabern das unteritalische Erbe seiner Gemahlin zu entreißen. Anfangs war ihm das Glück hold und die wichtigsten festen Plätze fielen in

seine Hand, ja im Sommer 982 trug er bei Cotrone einen Sieg davon, der die Kraft des Gegners zu brechen schien. Aber der Übereifer, mit dem er ihn auszunutzen trachtete, wurde ihm verderblich. Am 13. Juli 982 stieß er mit geringer Mannschaft in den kalabrischen Küstenbergen — der Ort ist nicht sicher, eine an sich nicht unwahrscheinliche Angabe späteren Ursprungs verlegt ihn nach Squillace — auf die Araber und griff sie an. Zu spät stellte sich heraus, daß er es nicht mit einem Streifkorps, sondern mit der Hauptmacht des Feindes zu thun hatte: trotz heldenmütiger Gegenwehr unterlagen die Deutschen, Otto selbst mußte sich, um nicht gefangen zu werden, ins Meer werfen und durch Schwimmen zu retten suchen. Ein griechisches Fischerboot nahm ihn auf und brachte ihn, der zum Glück unerkannt blieb und für einen kaiserlichen Diener galt, nach dem Küstenort Rossano, der von seinen Leuten noch besetzt war und den er, ebenfalls schwimmend, glücklich erreichte.

Trotzdem hatte der Tag von Squillace die übelsten Folgen: der ganze Gewinn des Krieges war wieder verloren, und Kalabrien mußte den Griechen und Arabern überlassen werden. Schlimm war der Eindruck der Niederlage in den übrigen Teilen Italiens. In Rom, wohin Otto nun zurückeilte, erhoben die Gegner sich mit neuer Zuversicht. Otto konnte ihnen nicht sofort entgegentreten. Denn weiter im Rücken drohten ernstere Gefahren. In der Lombardei begann eine nationale Bewegung: unter Vortritt der erblühenden Stadtgemeinden rüstete man sich der Herrschaft der deutschen Barbaren ein Ende zu machen. Geschah das, dann war Otto von der Verbindung mit Deutschland abgeschnitten und befand sich mit den Resten seines Heeres, ohne die Möglichkeit, Verstärkungen an sich zu ziehen, inmitten eines rebellischen Landes, wo kirchlicher und politischer Eifer und nationale Leidenschaft die Gegner zu wetteifernder Energie entflammten. Sicherlich aber blieb der Sturm dann nicht auf Italien beschränkt: die erfolgreiche Erhebung im Süden der Alpen hätte im Norden Nachahmung gefunden, und binnen kurzem würden dort Heinrich der Zänker und seine alten Genossen und geheimen Gönner in Waffen gestanden haben, von Slawen, Dänen und Böhmen unterstützt. Otto II. würdigte die kritische Lage vollkommen und erkannte, daß nicht weniger als alles auf dem Spiele stand, daß mit der Zukunft seines Hauses des großen Vaters und seine eigenen Erfolge verloren zu gehen drohten. Was er zur Abwendung der Gefahr, zur Rettung des bisher Erreichten that, beweist besonders glänzend seine staatsmännische Größe, seine politische Einsicht, seine durch weises Maßhalten des Erfolges sichere Energie. Den hochfliegenden Plänen, die er eben in Unteritalien verfolgt hatte, die eine Waffnung des christlichen Abendlandes gegen den Islam in Aussicht gestellt hatten, entsagte er: nüchtern und selbstverleugnend stellte er sich auf den harten Boden der unerfreulichen Wirklichkeit. Aber auch in der Defensive, in die er jetzt genötigt war, in dem Verzicht auf bisher verfolgte Grundsätze, in dem Widerruf früher gegen erbitterte Opposition durchgeführter Maßregeln offenbart sich der geniale Zug, der ihn weit über alle Zeitgenossen erhebt. In Oberitalien, wo er in einer zentralen

Stellung zu Abwehr und Angriff nach Norden und Süden gleich bereit war, sammelte er die Kräfte des Reiches.

Auf einem glänzenden Reichstage vereinigte er im Juni 983 die kaiserliche Familie und die geistlichen und weltlichen Großen beider Reiche. Neben Theophano erschienen dort auch seine Mutter Adelheid und seine staatskluge Schwester Mathilde, die Äbtissin des Quedlinburger Nonnenklosters. An der Spitze der deutschen Fürsten kam sein Neffe Otto, der Herzog von Schwaben und Bayern, freilich nur um, von Otto schmerzlich beklagt, während des Reichstages einem vorzeitigen Tode zu erliegen. Die in Deutschland herrschende Spannung zu lindern und die Opposition zu beschwichtigen, gab Otto in etwas nach: Bayern kam an Heinrich den Jüngern zurück, der es schon einmal inne gehabt hatte und es nun mit Kärnten und der Mark Verona vereinigte; Schwaben erhielt Konrad, ein Vetter des verstorbenen Herzogs Otto. Neu aber und charakteristisch für seinen Standpunkt war die Art, wie Otto jetzt die Zusammengehörigkeit Deutschlands und Italiens zum Ausdruck brachte. Ohne Rücksicht auf die nationale Verschiedenheit und die politische Sonderung wählten auf sein Verlangen die italienischen und die deutschen Großen gemeinsam den erst dreijährigen Knaben Otto, den ihm Theophano geschenkt hatte, in Verona zum König: dem getreuen Willegis von Mainz (975—1011) wurde er anvertraut, um ihn über die Alpen zu geleiten und in Aachen krönen zu lassen. Zur Regentin Italiens bestellte der Kaiser seine Mutter. Denn er selbst wollte, nachdem dem drohenden Zusammenbruch Einhalt gethan war, durch einen neuen Feldzug nach dem Süden das Unglück von Squillace gut machen, Unteritalien zurückerobern und, den großen Kampf gegen den Islam aufnehmend, die höchste Pflicht eines römischen Kaisers erfüllen. Der Angriff sollte auch zur See unternommen werden. Aber gleich da erhoben sich Schwierigkeiten: Venedig, auf dessen Flotte Otto rechnete, weigerte die geforderte Hilfe. Es sollte dazu gezwungen werden: aber der Angriff, mit dem Otto die Inselstadt von der Landseite her heimsuchte, hatte keinen Erfolg. Das Ansehen Ottos und die Aussichten für den Kampf im Süden wurden dadurch nicht gesteigert. Dennoch wandte sich der Kaiser nach Rom und ließ dem eben verstorbenen Benedikt VII. in Johann XIV. einen Nachfolger geben. Da kam unheilvolle Botschaft aus Deutschland. Während Otto Byzantiner und Mohammedaner zu Paaren treiben und das Kreuz in Sizilien aufpflanzen wollte, sank dasselbe in den deutschen Grenzlanden unter den Streichen des sich erhebenden Heidentums zu Boden: das kostbare Ergebnis der mühseligen Kulturarbeit mehrerer Generationen stand dort auf dem Spiele. Die Abwesenheit des Herrschers, die vielfach herrschende



Münze von Otto III. und Adelheid.
Bs. Umschrift: † D-IGR-A † REX; im X vorn und unten ein Kügelchen; im Felde ein Kreuz, in dessen erstem Winkel ein O mit einem Kügelchen darunter, im zweiten ein D, im dritten ein O mit zwei Kügelchen darunter, im vierten ein D. Auf der Rückseite ein gekrönter Kopf; Umschrift: OTTO REX ADELhEIDA. (Nach Cappe.)

Elfenbeintafel, vordere Hälfte eines Diptychons oder eines Buchdeckels, mit allegorischer Reliefdarstellung der Heirat des abendländischen Kaisers Otto II. mit Theophano, Nichte des Tzimiskes.

Die Figuren sind durch Inschriften bezeichnet, auch der unter den Füßen des Kaisers liegende Donator dieser Tafel: „Herr, schütze Euren Diener Johannes Ch . . . .“. Byzantinische Arbeit des 10. Jahrh. Paris, Museum Cluny. (Nach Lenandre.)

Gärung und das Gerücht von den wachsenden Schwierigkeiten, die Otto noch lange fernhalten mußten, ermutigten die Dänen zu einem vernichtenden Einfall. Gleichzeitig erhoben sich die Wenden und ließen mit Mord und Brand ihren heidnischen Haß an dem langsam erstarkenden Christentume aus: Havelberg, Brandenburg und Hamburg sanken in Trümmer, und ein guter Teil von den kirchlichen Pflanzungen Ottos des Großen verfiel dem Untergang. Und wer konnte absehen, wie weit der entfesselte Sturm der heidnischen Reaktion sich noch ergießen würde!

Damit war Otto II. vor eine schwere Entscheidung gestellt. Denn den Süden und den Nordosten zugleich zu retten lag außer dem Bereiche der Möglichkeit. Entweder mußte Unteritalien, mußte die Kaiserpolitik preisgegeben oder alles in langen Jahrzehnten den Slawen Abgenommene geopfert werden, und wenn letzteres geschah, so war damit die Zukunft Deutschlands geopfert. Es wurde dem Kaiser in jenem erschütternden Augenblick klar, daß die Kaiserpolitik, die er eben zu ihrem letzten Ziele zu führen dachte, an einem inneren Widerspruch krankte und in dem Moment ihrer zuversichtlichsten Bethätigung zu Grunde zu gehen drohte. Die Fundamente wankten, auf denen der stolze Bau kaiserlicher Weltherrschaft hatte aufgeführt werden sollen. Im Rückblick auf die trotz aller Mühen und Gefahren erfolgreiche Regierung seines großen Vaters mußte dieser Ausgang Otto II. wie eine Verurteilung seiner Politik erscheinen. Es ist nicht zu verwundern, wenn das seine Kraft brach, ihn entmutigte und zugleich zu fieberhafter Überspannung seiner Thätigkeit reizte. Trotz des leidenden Zustandes, in den er verfiel, war er unermüdlich mit Vorbereitungen aller Art, zum Angriff im Süden, zur Abwehr im Norden beschäftigt. Ungeduldig wollte er die Genesung erzwingen und gebrauchte im Übermaß die ihm von den Ärzten verordneten Heilmittel. Das verschlimmerte seinen Zustand, und am 7. Dezember 983 erlag er erst achtundzwanzig Jahre alt in Rom der steigenden Gewalt der Krankheit. In einem antiken Marmorsarkophag wurden seine irdischen Reste in der Vorhalle der S. Peterskirche beigesetzt.

Der frühzeitige Tod Ottos II. war ein Verhängnis für Deutschland: selbst beim Ableben Arnulfs war die Lage nicht so kritisch gewesen wie jetzt. Von den auswärtigen Gefahren abgesehen ließ das weit verbreitete Widerstreben gegen Ottos zentralistische Richtung, dessen Hauptvertreter das bayrische Herzogshaus war, ein Erstarken der zentrifugalen und partikularistischen Tendenzen befürchten, deren Träger die Stammherzogtümer waren. Aber auch jetzt hatte die Kirche das größte Interesse an der Erhaltung der Reichseinheit: sie vertrat der deutsche Episkopat unter dem klugen Willegis von Mainz, einem im Dienste des Königshauses und der kaiserlichen Kanzlei zu den höchsten Ehren aufgestiegenen Sachsen, mit aller Entschiedenheit und erfolgreich bei der Ordnung der Regentschaft. Unter normalen Verhältnissen wäre die Berufung des nächsten Agnaten zum Vormunde des jungen Königs und Reichsverweser selbstverständlich gewesen: die Vergangenheit Heinrichs des Zänkers machte sie un-

möglich. Dennoch waren selbst die Erzbischöfe von Köln, Trier und Magdeburg für ihn. Auch war der ehemalige Bayernherzog auf die Nachricht von Ottos II. Tod aus der Haft in Utrecht entlassen und glaubte die Zeit gekommen, um statt der Regentschaft die Königsherrschaft selbst für die jüngere Linie der Ludolfinger zu gewinnen. Er brachte das königliche Kind in seine Gewalt und trat in Sachsen als Kronbewerber auf, aber er ging nicht bloß mit Böhmen und Polen, sondern auch mit den Slawen und mit Frankreich Bündnisse ein. Eine solche Politik machte ihn bei den Sachsen, die von den Slawen eben so Schweres erfahren hatten, unmöglich und trieb sie auf die Seite der Legitimität. Wie nur deren Wahrung dem deutschen Interesse dienen könne, lehrte die Thatsache, daß auch Lothar II. von Frankreich Ansprüche auf die Regentschaft erhob, sicher nur um im trüben zu fischen und sich den Weg zur Gewinnung Lothringens zu bahnen. Die Vorkämpfer der Legitimität aber hatten nach Lage der Dinge für die Regentschaft keine andere Kandidatin als die Kaiserin-Wittwe Theophano. Mochten auch gegen sie als Fremde Bedenken obwalten: die Rücksicht auf die Gefährdung von Reich und Dynastie brachte sie zum Schweigen. Daher standen zu den Sachsen auch die Bayern unter Heinrich dem Jüngern und die Schwaben unter Herzog Konrad; Franken zu gewinnen genügte der Einfluß des Mainzer Erzbischofs. Auch Lothringen widerstand den Lockungen des westlichen Nachbarn. Heinrich der Zänker überzeugte sich von der Aussichtslosigkeit seines ehrgeizigen Strebens und unterhandelte: im Juni 984 überlieferte er auf einem Tage in Rara bei Worms den jungen König in die Hände Adelheids und Theophanos, die aus Italien herbeigeeilt waren, und erhielt dafür nur das Versprechen der Wiederherstellung in seinem Herzogtume unter der Bedingung ferneren Wohlverhaltens.

Sieben Jahre lagen nun die Zügel der Reichsregierung in den Händen der Griechin Theophano, einer Frau von außerordentlicher Größe des Geistes und des Charakters, die sich in die so schwierigen Verhältnisse des ihr fremden Deutschlands erstaunlich eingelebt hatte und mit wahrhaft staatsmännischer Umsicht und Thatkraft und mit rühmenswertem Erfolge ihre verantwortungsvolle Aufgabe löste. Besonders hoch muß es ihr angerechnet werden, daß sie selbstverleugnende Entsagung übte, insofern sie, klüger und maßvoller als ihr Gemahl, nicht alle Kraft auf Italien und den Ausbau der kaiserlichen Herrschaft konzentrierte, wozu ihre Herkunft und ihr Interesse an Unteritalien sie doch einladen mußten. Ungeteilt ließ sie die Kraft namentlich des sächsischen Stammes sich der von Osten drohenden Gefahr entgegenwerfen. So wurden, dank vorzüglich der wilden Tapferkeit des streitbaren Markgrafen Ekbert von Meißen, die deutschen Kolonien an der Grenze gerettet. Dazu trug auch das freundschaftliche Verhältnis bei, das damals zu Polen gewonnen wurde. Ein Übriges that der Regentin kluge Versöhnlichkeit gegenüber den einheimischen Widersachern des sächsischen Hauses: die Herstellung Heinrichs der Zänkers im bayrischen Herzogtum gewann auch die jüngere ludolfingische Linie.

Aber auch Italien verlor Theophano nicht aus dem Auge. Auch dort

hielt ihr maßvolles und energisches Walten die kaiserlichen Rechte im wesentlichen ungeschmälert aufrecht, obgleich zwischen ihr und Adelheid, die in Pavia residierte, eine gewisse Gegnerschaft bestanden zu haben scheint. Der Verwilderung des römischen Adels und Klerus freilich vermochte auch sie nicht Einhalt zu thun. Im Jahre 984 nämlich kehrte der früher nach Konstantinopel geflohene Bonifaz VII. zurück; Johann XIV. wurde in der Engelsburg gefangen gesetzt und nach mehreren Monaten elender Haft getötet; Bonifaz selbst starb nach Jahresfrist, ein Gegenstand des Hasses und Abscheues selbst für seine Anhänger. In dieser Verwirrung gelang es dem jungen Crescentius, dem Sohne des vor Otto II. in das Kloster Entwichenen, sich der Herrschaft über die Stadt zu bemächtigen; auch der neue Papst, Johann XV. (985—96), war seine Kreatur und mit allen Gebrechen seiner Zeit behaftet. So kehrten in Rom Zustände wieder, wie sie vor dem rettenden Eingreifen Ottos I. geherrscht hatten. Die römische Kirche schien dem Untergang verfallen, und wo man dem kirchlichen Leben die Möglichkeit neuen Gedeihens und segensreichen Einwirkens auf die geistige und sittliche Kultur erhalten wollte, da schien Lösung von dem entarteten Papsttum geradezu als eine Pflicht. Namentlich in Westfranken dachten viele so, weil gerade dort die herrschenden politischen und dynastischen Streitigkeiten die Entartung der ihrem Berufe untreu gewordenen Kirche besonders offenbarten. Mit Ludwig V., dem „Nichtsthuer" (le fainéant), wie ihn der Volksmund nannte, war 987 die Scheinherrschaft des karolingischen Hauses zu Ende gegangen; als Gegner der Capetinger, die mit König Hugo (987—96) den Thron bestiegen, hatte Erzbischof Arnulf von Reims, ein natürlicher Sohn Lothars III., sich besonders hervorgethan: seine Absetzung durch den König und seinen geistlichen Anhang gab Johann XV. Anlaß zu drohendem Einschreiten, während Theophano sich der ihr zugemuteten Einmischung klug enthielt. Nun erhob die Mehrheit der französischen Bischöfe 991 auf einer Synode in Reims förmlich Anklage gegen Rom und suchte durch Aufzählung aller der Greuel, die dort seit Johann XII. verübt waren, Roms Primat als verwirkt und die Lossagung davon als berechtigt zu erweisen. Die Ausführung dieser Drohung hätte die Bedeutung des römischen Bistums vernichtet; in seinen Fall aber hätte es auch das auf ihm beruhende römische Kaisertum mit hineingezogen: so war Deutschland, war das sächsische Haus an diesen Vorgängen interessiert und zum Einschreiten berechtigt und berufen. Die Art, wie die Regentin, ohne Deutschlands Wohlfahrt zu schädigen, die kaiserlichen Rechte in Italien bisher gewahrt hatte, läßt vermuten, daß sie auch dieser Aufgabe mit gleicher Energie nahe getreten sein würde, zumal ihre anfangs angefochtene Autorität nun in Deutschland vollends durchgedrungen und alle Opposition zum Schweigen gebracht war. Glänzend bezeugte das der Reichstag, den sie Ostern 991 zu Quedlinburg versammelte: nicht bloß die sächsischen Edlen und die Reichsfürsten waren beinahe vollzählig erschienen, auch der neue Polenherzog Miecislav und Markgraf Hugo von Tuscien huldigten ihr dort. Die Krisis, in die Ottos II. vorzeitiger Tod das Reich gestürzt hatte,

ſchien endgültig überwunden, der Augenblick zu einer kraftvollen Aktion der unter der ſtaatsklugen Griechin geeinigten deutſchen Stämme, ihrer Fürſten und Biſchöfe ſchien gekommen, als die Regentin am 15. Juni 991 zu Nimwegen ſtarb — eine ſeltene Frau, deren Bedeutung und Wert die durch ihren Tod geriſſene Lücke erſt recht erkennen lehrte.

Das Schloß und die Schloßkirche zu Quedlinburg.

Der Wechſel in der Regentſchaft, welche, da der junge König erſt elf Jahre alt war, fortdauern mußte, übte einen nachteiligen Einfluß auf die Stellung der Reichsregierung. Theophano hatte dieſe in der Hauptſache geführt, wie ihr Schwiegervater und ihr Gemahl es gethan hatten, perſönlich, unter Beirat eines kleinen Kreiſes von Vertrauten, namentlich Biſchöfen. Jetzt drängten ſich auch die weltlichen Fürſten hinzu und verlangten Anteil an der Gewalt. Er konnte ihnen nicht verſagt werden. So wurde Kaiſerin Adelheid nicht ſowohl zur Regentin als vielmehr zu Vorſitzenden des Regentſchaftsrates beſtellt. Ihm gehörten neben Willegis von Mainz namentlich die

Herzöge Bernhard von Sachsen und Konrad von Schwaben an, später auch Heinrich, der Sohn und Nachfolger des Zänkers im bayrischen Herzogshaus, während Ottos II. Schwester, die Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, besonders auf die deutschen Angelegenheiten Einfluß übte und von ihrer Zelle aus zeitweilig als Regentin im Norden der Alpen waltete. Diese Ordnung minderte die Königsmacht, die nicht mehr nach einem großen, einheitlichen Gesichtspunkte geltend gemacht wurde, sondern zugleich den Interessen der im Mitbesitz der Gewalt befindlichen Fürsten Rechnung tragen, ja, in Fällen des Konfliktes vor diesen zurückweichen sollte. Das bewirkte weiterhin eine Lockerung des Reichsverbandes, die bald in der größeren Selbständigkeit der Herzöge zu Tage trat. Der Charakter eines Amtes, den Otto der Große dem Herzogtume zu geben gesucht hatte, entschwand vollständig, und in Bezug auf die Grafschaften, ja schließlich sogar die Bistümer griff bald genug dieselbe Entwickelung Platz. Die Zersplitterung des Reiches machte schnelle Fortschritte. Das wirkte auch nach außen hin: der Krieg gegen die Wenden an Elbe und Saale leistete eben nicht mehr als die Deckung der 983 beträchtlich zurückgeschobenen Grenze; das Verlorene zurückzugewinnen gelang nicht.

Manche mögen eine Besserung dieser Verhältnisse von dem Augenblick erhofft haben, wo der junge König selbst regieren würde. Ihn darauf vorzubereiten und dazu zu befähigen war jedenfalls nichts versäumt; aber die Entwickelung des Knaben in eine normale Bahn zu leiten, war, wie der Erfolg lehrte, nicht gelungen. Der Sohn eines von der alten Eigenart seines Stammes innerlich früh gelösten Sachsen und einer Griechin, der Enkel einer in Italien heimisch gewordenen Burgunderin, hat Otto III. von dem ihm so vermittelten griechischen, italienischen und romanischen Wesen zu viel in sich aufgenommen: das sächsische und damit das deutsche war ihm fremd. Dennoch hatte man bei seiner Erziehung auch diesem zu seinem Rechte verhelfen wollen: in Sachsen unter der Leitung eines Sachsen, des Grafen Hoiko, war Otto III. erzogen. Aber er scheint sich von dem harten und unfeinen Wesen des sächsischen Adels und der noch halbheidnischen Derbheit des sächsischen Volkes abgestoßen gefühlt zu haben. Neben Willegis von Mainz hatte an seiner Bildung namentlich Anteil der ebenfalls aus Sachsen gebürtige Bischof Bernward von Hildesheim (993—1022), ein Anhänger der Cluniacenser, der in seinem Zögling die Neigung zu kirchlicher Vertiefung, zu selbstquälerischem Sorgen um sein Seelenheil und zur Weltflucht genährt zu haben scheint. Dazu kam dann der starke Einfluß, den das ihm schon durch die Mutter vermittelte byzantinische Wesen durch seinen griechischen Lehrer auf ihn ausübte, den Kalabresen Johannes, der durch die Abtei Nonantula und dann das Bistums Piacenza belohnt wurde. So wuchs Otto III. auf, ein Fremdling in der Welt, auf die er wirken sollte, ein Verächter des Volkes, dessen Schicksal seiner Hand anvertraut war, ohne Verständnis für die Verhältnisse, die ihn umgaben und mit denen er rechnen sollte, ein jugendlicher Schwärmer, der in einer aller Realität entbehrenden Phantasiewelt lebte und sich voll Selbstüberhebung be-

rufen glaubte, die kranke Welt zu heilen und aus ihrer Unvollkommenheit auf die Höhe seiner von himmlischem Glanze umstrahlten Ideale zu erheben. Mit dem Augenblick, wo dieser Jüngling mit dem ganzen Dünkel des vermeintlichen Reformators die Kaiserin Adelheid, die ihm fremd und fern geblieben zu sein scheint, in der Regierung ablöste, nahm eine der unheilvollsten Episoden ihren Anfang, die je die Entwickelung Deutschlands aus ihren natürlichen Bahnen herausgerissen haben. Von den Erwartungen, die man von ihm gehegt, von den Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt, hat Otto III. auch nicht eine einzige erfüllt, und die zehn Jahre, die er die Krone trug, haben das große Werk seiner Ahnen, das Mutter und Großmutter staatsklug behütet hatten, zu Grunde gerichtet und durch ein allgemeines Chaos ersetzt.

Kaisersiegel Ottos III.
Nach einem Abdruck im brit. Museum zu London.

Bereits 996 zog Otto nach Italien, mehr wie ein Wallfahrer an der Spitze büßender Pilger als ein streitbarer deutscher König mit seinen Waffengenossen. In Pavia leisteten ihm die Lombarden Treueid und Huldigung; in Ravenna traf ihn die Meldung von dem Tode Johanns XV.: die Römer baten ihn, einen Nachfolger zu ernennen. So beugte sich alles in Gehorsam, und die deutsche Herrschaft schien so fest begründet, als ob es nie einen Tag von Squillace gegeben und der Bau der ottonischen Macht nie in seinen Grundfesten erschüttert gewankt hätte. Der Jüngling mag das dem imponierenden Eindruck seines Auftretens zugeschrieben haben: der Glaube an die Unwiderstehlichkeit seiner Macht, die Überzeugung von der Schrankenlosigkeit seines Rechtes wurde bestärkt; seine Ansprüche stiegen vollends ins Ungemessene. So ging Otto III. bereits weit hinaus über das, was zur Zeit des höchsten Standes seiner Macht sein Vater den Römern und der Kirche zu bieten gewagt hatte, indem er einen jungen deutschen Geistlichen, Bruno von Kärnten, einen Sohn Ottos von Kärnten und Enkel Konrads des Roten und Luitgards, einen Anhänger der Cluniacenser, als Gregor V. (996—99) zum Papste ernannte. Aus seiner Hand empfing er am 25. Mai 996 die Kaiserkrone. Eine neue Art der Verbindung zwischen Papsttum und Kaisertum wurde begründet: äußerlich erschien jenes untergeordnet, aber in Wahrheit machte sich

doch die höchste weltliche Autorität dem römischen Bistum als der höchsten geistigen und sittlichen Macht auf Erden dienstbar, mochte auch die intime persönliche Verbindung Ottos mit Gregor V. die Grenze zwischen beiden Machtgebieten zunächst verwischen und beide in ein weltlich-kirchliches Universalreich aufgehen lassen, an dessen Spitze, im Denken und Handeln fast zu einer Person verwachsen, die beiden schwärmenden deutschen Jünglinge in unbeschränkter Machtfülle walteten. Alsbald war die unwürdige Abhängigkeit vergessen, in der die Kirche so lange von lüderlichen Weibern und frevelnden Gewaltherren gehalten war, und die würdig erneute Form füllte sich wieder mit einem würdigen Inhalt. Mit Strenge wurden die hierarchischen Prinzipien ohne Ansehen der Person wieder zur Geltung gebracht. Die Beschlüsse der Reimser Synode von 991, die den Abfall der französischen Kirche von Rom in Aussicht gestellt hatten, wurden annulliert, der gelehrte Gerbert von Aurillac, obgleich er dem sächsischen Herrscherhause nahe stand, der erzbischöflichen Würde entsetzt, zu der ihn König Hugo an Stelle Arnulfs von Reims erhoben hatte; letzterer kehrte auf seinen Platz zurück. Gegen König Robert von Frankreich, der durch einen bösen Ehehandel Ärgernis gegeben, ergingen strenge kirchliche Zensuren, und Bischof Adalbert von Prag, einer von den fromm schwärmenden Freunden Ottos, der seinen Sitz verlassen und in Rom Aufenthalt genommen hatte, erhielt die Weisung nach Böhmen zurückzukehren und den Pflichten seines Amtes zu leben.

Alles das nahmen die Römer, Klerus, Adel und Volk, ruhig hin, solange der junge Kaiser mit seinen Deutschen in ihren Mauern weilte; kaum hatte er aber den Rücken gewandt, als der in der Stille schon lange gärende Unmut offen ausbrach und eine neue Rebellion im Frühjahr 997 alles über den Haufen warf. An der Spitze stand wiederum Crescentius; die unzufriedene Geistlichkeit setzte dem deutschen Gregor V. in des Kaisers ehemaligem Lehrer, dem Kalabresen Johannes, einen Gegenpapst entgegen. Aber schon im Februar 998 erschien Otto III. wieder vor Rom, das keinen Widerstand wagte. Johann XVI., der geflohen war, wurde gefangen genommen und durch Blendung und Ausreißen der Zunge unmenschlich verstümmelt, Crescentius, der sich in die Engelsburg geworfen, zur Übergabe gezwungen und enthauptet. Dann hielten der Kaiser und Gregor V. eine Synode: sie vollzog die Absetzung des verstümmelten Gegenpapstes, der verkehrt auf einen Esel gesetzt und unter Hohn und Spott durch die Stadt geführt wurde. Mit einem Schreckensregiment sondergleichen hielt das kaiserliche Papsttum seinen Wiedereinzug. In stummem Gehorsam beugte sich Rom Gregors Reformeifer, und die Erneuerung der Kirche schien sich ungehindert vollziehen zu sollen.

Aber dem ins Ungemessene schweifenden Sinne des jungen Kaisers war mit alledem noch nicht genug gethan: aus den Erfolgen des zu erhöhter Bedeutung aufsteigenden Papsttums leitete er für das demselben verbundene Kaisertum nur neue, weitergehende Ansprüche her. Gefördert wurde diese unheilvolle Entwickelung, die sich schließlich zu einer krankhaften Verirrung

Widmungsbild in dem Evangeliarium des Kai

Der Kaiser thront in einer Halle, umgeben von je
vier Frauen, die Roma, Gallia, Germania und Sclavinia, als Hero

Otto III.; in der königl. Bibliothek zu München.

...ertern des weltlichen und des geistlichen Standes;
...n ihrer Länder und Völker, schreiten tributbringend auf den Kaiser zu.

Digitized by Google

ſteigerte, durch einen Mann, der Otto gerade damals nahe trat, um bald danach, als Papſt neben ihn geſtellt, weit über Gregor V. hinaus den kaiſerlichen Weltherrſchaftsträumen zu ſchmeicheln und ihm das Trugbild ihrer wörtlichen Erfüllung vorzumalen. Das war Gerbert von Aurillac. Ein Südfranzoſe von Geburt, in ſeiner Vaterſtadt klöſterlich gebildet, hatte er durch einen Aufenthalt in Barcelona und bei dem gelehrten Biſchof Hatto von Vich einen Blick in das reiche Geiſtesleben der ſpaniſchen Araber gethan und ſich auf Gebieten Kenntniſſe erworben, die ſeinesgleichen damals verſchloſſen zu ſein pflegten. Später hatte er ſeine Studien in Reims fortgeſetzt, wo die Gelehrſamkeit damals beſonders blühte. In Italien war er 980 Otto II. bekannt geworden und hatte von ihm die Abtei Bobbio, die Stiftung des heiligen Columban, erhalten; vielfache Anfeindungen beſtimmten ihn zum Rücktritt und zur Heimkehr nach Reims. Nach dem Tode ſeines kaiſerlichen Gönners trat er in Lothringen beſonders eifrig für die Legitimität ein. Auch in den Streitigkeiten des Erzbiſchofs Arnulf von Reims mit Hugo und Robert, den erſten capetingiſchen Königen von Frankreich, hatte er eine bedeutende, wenn auch nicht ganz unbedenkliche Rolle geſpielt: erſt ein Vorkämpfer Arnulfs, war er nachher doch zu deſſen Nachfolger erhoben, aber von Gregor V. wieder entſetzt. Schlimmeres abzuwenden war er ſelbſt nach Italien geeilt und dort Otto III. bekannt geworden; bald danach berief ihn dieſer zu ſich an den Hof nach Sachſen. Der Gunſt Ottos verdankte Gerbert, der ehrgeizig war und nur ungern von dem Reimſer Erzſtuhl wieder herabgeſtiegen war, die Erhebung zum Erzbiſchof von Ravenna auf der römiſchen Synode 998. Als noch nicht ein volles Jahr ſpäter Gregor V., der erſte Deutſche auf dem Stuhl S. Peters, ſtarb, erhob der Kaiſer Gerbert an die Spitze der römiſchen Kirche. Nun ſollten die Ideale, mit denen beide ſchwärmend ihre Seelen erfüllt hatten, in großartigem Schaffen verwirklicht werden. Wie der Anteil eines jeden daran abzugrenzen, muß dahingeſtellt bleiben: doch gewinnt man bei Beobachtung ihrer merkwürdigen Experimente zur Umgeſtaltung von Staat und Kirche den Eindruck, als ob der größere Eifer, die ſtürmiſchere Schwärmerei, der heftigere Drang nach einer phantaſtiſch ausgemalten Zukunft dem Kaiſer eigen geweſen ſei, als ob Gerbert dieſen überſah, aber, von hierarchiſchem Eigennutz nicht frei, ſtatt zu zügeln in ſeinem der Wirklichkeit abgewandten Treiben vielmehr beſtärkte, weil dasſelbe der Herrlichkeit der Kirche und der päpſtlichen Macht den größten Gewinn verhieß.

Gerbert nannte ſich Silveſter II. (999—1003): mußte nicht der neben einem ſolchen ſtehende Kaiſer wie ein zweiter Konſtantin erſcheinen? Demgemäß nennt er Otto mit dem Titel der römiſchen Weltherrſcher, Imperator Cäſar Auguſtus; dieſer führt ein Siegel mit der Umſchrift „Renovatio imperii“ d. i. Erneuerung des Kaiſerreiches, d. h. im römiſchen Sinn als Herrſchaft über den Erdkreis. Dieſer Gedanke war ſelbſt Otto II. fremd geweſen: die weitere Deutung, die er im Vergleiche mit dem Vater der Kaiſerwürde gegeben, hatte doch ihren deutſchen Urſprung feſtgehalten und nach dem

Vorbild Karls des Großen als vornehmste Pflicht des Kaisers den Kampf gegen die Ungläubigen hingestellt, im Süden gegen die Mohammedaner, im Norden gegen die Slawen. Die Wendung, welche der Kaiseridee jetzt gegeben wurde, war undeutsch und entsprang den römischen Reminiszenzen, die auch in Not und Elend und wüster Barbarei in der ewigen Stadt den Sitz einer der Idee nach fortdauernden Weltherrschaft sahen. Bei Silvester II. verbanden sich damit mystisch gefärbte hierarchische Ideen, die sich mit denen der Cluniacenser berührten: von Christus eingesetzt, sollte die bischöfliche Gewalt allen anderen Gewalten, auch der weltlich-fürstlichen, übergeordnet, ihr Träger von makellosem Wandel sein. Das Kaisertum aber wurde auf die gleiche Höhe erhoben, als dem Wesen nach eins mit dem Papsttum, nur die andere Seite, gleichsam eine andere Erscheinungsform der einen, von Gott verordneten, zwischen Himmel und Erde vermittelnden höchsten Gewalt, und deshalb mit den geheimnisvollen Formen eines Oberpriestertums umkleidet. Denn in dem von ihm erneuten römischen Reiche sah Otto das letzte Weltreich, das nach Augustin das Ende aller Dinge und das tausendjährige Reich der Apokalypse vorbereiten sollte. Er meinte verantwortlich zu sein für das Heil der Welt, und wie der Priester sich durch Askese auf die durch ihn zu vollziehenden heiligen Handlungen vorbereitet, so wollte auch er durch makellosen Wandel und immer erneute läuternde Buße sich würdig machen, das Gefäß der göttlichen Gnade zu sein, zu dem er sich auserwählt wähnte. Mit dem frommen Einsiedler Romoald, der zu Peräum bei Ravenna hauste, und mit dem im Geruch der Heiligkeit stehenden Nilus bei Gaeta zog er sich deshalb oft plötzlich zu frommen Übungen zurück.

Auch in den äußeren Formen der kaiserlichen Herrschaft vollzog sich ein befremdlicher Wandel. Rom war zum Sitz der in der Doppelspitze von Papsttum und Kaisertum gipfelnden Weltherrschaft ausersehen; in einem prachtvollen Palast auf dem Aventin gedachte der „Knecht der Apostel" hinfort zu residieren. Das byzantinische Hofzeremoniell mit phantastischen Zuthaten wurde eingeführt; bis in die untergeordneten Kleinigkeiten hinein erhielt jedes Stück der fremden Prunktracht, die Otto statt der bisher gebrauchten fränkischen Tracht anlegte, seine geheimnisvolle Bedeutung. Als Kaiser der Kaiser ließ er sich anreden, mit den hochtönenden Beinamen Germanicus, Romanus, Italicus belegen. Eine Schar von Beamten, nach byzantinischer Art in peinlich abgestufte Rangklassen gesondert, mit wunderlichen fremden Titeln drängten sich in dem Hofhalt, der sich ehemals nicht wesentlich von dem eines großen sächsischen Ethelings unterschieden hatte. Die zum Haupt der Welt bestimmte Stadt Rom erhielt eine neue Verfassung, in der die mystische Siebenzahl eine Rolle spielte: sieben ordentliche Pfalzrichter sollten ihr vorstehen und Recht sprechen nach den justinianischen Rechtsbüchern, die für den ganzen Erdkreis gelten sollten; sie erhielten Anteil an der Wahl des Papstes und der Ordination des Kaisers, und die beiden im Range am höchsten stehenden sollten gar mit dem Kaiser regieren. Was für ein Bild Ottos phantastischer Sinn sich eigentlich von der

Zukunft des Kaisertums gemacht, wissen wir nicht. Ein Erbkaisertum aber wäre mit solchen wunderlichen Zuthaten doch nicht vereinbar gewesen, und man möchte vermuten, daß das Kaisertum hinfort in ähnlicher Weise wie das Papsttum durch einen halbgeistlichen Wahlakt vergeben werden sollte. Denn so wenig wie Otto wären seine Träger noch weltliche Herrscher gewesen: nur noch Papstkaiser hätte es in Zukunft gegeben.

Aber diese cäsaropapistische Weltordnung trug den Keim des Unterganges in sich. Sah sie doch ab von den nationalen Grundlagen des deutschen Königtums, ja untergrub sie planmäßig. Das entfremdete namentlich die Sachsen dem entarteten Sproß des großen Ludolfingerhauses: Thietmar von Merseburg hat später Ottos III. Verfahren kurzweg als eine Sünde bezeichnet, die Gott allein verzeihen könne. Wer das Werk der Sachsenkönige zerstören wollte, hätte nicht anders handeln können als dieser überspannt schwärmende Jüngling. Längst war er im Norden der Alpen ein Fremdling: aber der Tod erst der Regentin Deutschlands, der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, dann der Kaiserin Adelheid riefen ihn noch einmal dorthin. Dabei wallfahrtete er nach Gnesen an das Grabmal Adalberts von Prag, seines Freundes, der 997 als Missionar bei den heidnischen Preußen gefallen war. Indem Otto dort ein Erzbistum mit sieben Suffraganbistümern errichtete, schädigte er Magdeburg, seines Großvaters Lieblingsschöpfung, lockerte den kirchlichen Zusammenhang Polens mit dem Reiche und leistete auch dem politischen Unabhängigkeitsstreben dieses ehrgeizigen slawischen Stammes Vorschub. Ähnlich handelte Silvester II., indem er dem zum Christentum übergetretenen König Stephan von Ungarn eine Krone übersandte und zur Errichtung eines Erzbistums in Gran die Hand bot. Nach zwei Seiten hin wurde so die Zukunft Deutschlands preis gegeben. Das steigerte die Opposition des deutschen Episkopats, dessen Mehrheit von dem Reformeifer Silvesters II. schwere Beeinträchtigung fürchtete. Schon gerieten die Parteien hart aneinander. Ein Streit über die Stellung des Gandersheimer Nonnenklosters führte zu einem leidenschaftlichen Konflikt zwischen Bernward von Hildesheim, einem Anhänger der neuen strengen Richtung, und Willegis von Mainz, dem um Otto III. so hochverdienten bedeutendsten Vertreter der alten Ordnung. Gegen diesen nahmen Kaiser und Papst Partei; er wurde vom Amte suspendiert und sollte sich in Rom verantworten: da weigerte er den Gehorsam, und mit ihm erhob sich fast einmütig der deutsche Episkopat. Die deutschen Bischöfe leisteten der Ladung zu einer Synode nach Todi nicht Folge. Die Verbindung wurde gelöst, auf der seit den Zeiten Ottos des Großen das deutsche Königtum vornehmlich beruht hatte.

Otto war nach Italien zurückgekehrt, nachdem er noch in Aachen die Gruft Karls des Großen geöffnet hatte, des Herrschers, mit dessen weisem, maßvollem Walten verglichen die Verkehrtheit seines eigenen Treibens ihm am ersten hätte klar werden können. Nun saß er wieder in seinem Palast auf dem Aventin: aber wohin er blickte, überall herrschte Verwirrung und Auflösung. Während man in Deutschland bereits an die Wahl eines andern

Königs dachte und dabei Heinrich von Bayern, des Zänkers Sohn, im Auge hatte, mehrten sich auch in Italien die Anzeichen einer drohenden nationalen Erhebung. Unteritalien fiel ab; Rom, das Otto schon im Februar 1001 durch eine plötzliche Empörung in große Gefahr gebracht hatte, aber ungestraft geblieben war, benutzte seine Abwesenheit zu neuem Treubruch; Venedig verweigerte Schiffe zum Angriff auf Sizilien. In unruhiger Hast, sich bald hierhin, bald dorthin wendend, suchte Otto den drohenden Zusammenbruch aufzuhalten. Dazwischen barg er sich dann wieder in der Einsamkeit, um sich durch fromme Übungen zu neuen Großthaten vorzubereiten, trug sich gelegentlich auch wohl mit dem Gedanken, sich von der Welt zurückzuziehen. Zu der Synode, die er nach Todi ausgeschrieben hatte, erschienen nur drei deutsche Bischöfe: die deutsche Kirche ließ Otto im Stich. Aber viel näher als alles dies ging ihm offenbar der andauernde Widerstand der undankbaren Römer: mit der Herrschaft über die ewige Stadt stand und fiel sein ganzes cäsaropapistisches System. Dort meinte er dasselbe siegreich durchsetzen zu müssen. So eilte er von Todi zu den Truppen zurück, die er zur Beobachtung der Stadt in Paterno, am Fuße des Berges Sorakte, gelassen hatte. Er richtete nichts aus, ja, sah sich von den Römern angegriffen. Darüber erfaßte ihn ein Fieber; seine Kräfte verfielen schnell, und als endlich Zuzug aus Deutschland eintraf, so daß die Bedrängnis durch die Römer ein Ende hatte und man zum Angriff hätte übergehen können, da war sein Zustand hoffnungslos. Ruhig sah er dem Tode ins Auge; würdig bereitete er sich auf die letzte Stunde vor. Eine Bestimmung über das Reich traf er nicht: er war demselben völlig entfremdet, und Deutschland stand ja bereits im Begriff sich von ihm abzuwenden und sich selbst zu helfen. So begnügte sich Otto damit, die Reichsinsignien dem Erzbischof Heribert von Mainz zu übergeben. Am 23. Januar 1002 schloß er sein Leben, das an dem unausgleichbaren Widerspruch zwischen einer von himmelstürmenden Idealen erfüllten Phantasie und der harten Realität der thatsächlich gegebenen Verhältnisse elend Schiffbruch gelitten hatte. Das Verhängnis war nur, daß Deutschland und Italien mit in denselben hineingerissen waren und ihrerseits für das von ihm Gefehlte die Buße leisten mußten, der der unheilvolle Jüngling durch ein gnädiges Geschick entrückt war.

Königssiegel Ottos III.
Nach einem Abdruck im brit. Museum zu London.

Viertes Kapitel.

Die Erneuerung des deutſchen Königtums und römiſchen Kaiſertums durch Heinrich II. und Konrad II.

1002—1039.

Wohin Otto III. ſterbend ſein Auge wenden mochte, überall ſtieß er auf die verhängnisvollen Folgen ſeiner verkehrten Politik. Sie noch abzuwenden hätte er nicht vermocht, auch wenn ihm ein längeres Leben beſchieden geweſen wäre. Aber ſein Tod entband die ringsum zur Erhebung bereiten Gegner von der letzten Rückſicht und beſchleunigte die Kataſtrophe, in der die Herrlichkeit der ottoniſchen Herrſchaft ruhmlos zu Grunde ging.

Sofort erhob ſich die nationale Partei in Italien. Im Norden fand ſie in dem Markgraf Arduin von Ivrea einen Führer, der zunächſt alle Parteien um ſich vereinigte. Bereits im Februar 1002 empfing er die Krone als König von Italien. In Rom gelang es Silveſter II., die Gärung noch niederzuhalten; aber als er im Mai 1003 ſtarb, bemächtigte ſich Johannes Crescentius der Gewalt und brachte das Papſttum, das mit dem Kaiſertum eben nach der höchſten Macht auf Erden gegriffen hatte, wieder in unwürdige Abhängigkeit zurück, in der es nur noch dazu diente, die Uſurpation eines römiſchen Adelshauſes mit dem trügeriſchen Schein der Rechtmäßigkeit zu umgeben.

In Deutſchland hatte ſich faſt der geſamte Epiſkopat gegen den Cäſaropapismus Ottos III. erhoben, obenan Willegis von Mainz, deſſen Treue und Umſicht 983 der Sache des legitimen Königtums zum Siege verholfen hatte. Überhaupt war der Reichsverband bedenklich gelockert. Die Bayern hatten weder die bevorzugte Stellung, die ſie einſt eingenommen, vergeſſen, noch die Feindſeligkeit Ottos II. Sachſen, deſſen Intereſſen nach dem Oſten gravitierten, war dem Königshauſe entfremdet: hatte dasſelbe doch ſchließlich durch die Jagd nach dem Phantom kaiſerlicher Weltherrſchaft den Zuſammenbruch der Marken gegen die Slawen verſchuldet, die Errungenſchaften der Wendenmiſſion zu Grunde gerichtet und obenein die Wiedergewinnung dieſer Stellung unendlich erſchwert durch die kirchliche Emanzipation Polens von Deutſchland, der die nationale Erhebung alsbald folgte. Boleslaw III. von Polen ſah die Zeit gekommen, um der deutſchen Vorherrſchaft ein Ende zu machen und die ver-

lorene Machtſtellung an Elbe und Saale für das Slawentum zurück zu gewinnen. Ähnliche Gefahren drohten an der Donau von Ungarn. Die Intereſſen der einzelnen Landſchaften und der einzelnen Stämme gingen weit auseinander; die Begriffe der Reichseinheit und einer auf ihr beruhenden Reichspolitik waren ſo gut wie verloren gegangen.

Und dabei war die Frage nach der Thronfolge durch den kinderloſen Tod Ottos III. offen gelaſſen. Von einem Erbrecht konnte füglich kaum die Rede ſein: wieder war der Augenblick gekommen, wo das deutſche Volk von ſeinem Rechte Gebrauch machen und ausſchließlich nach der Tüchtigkeit ſich den Mann zum Oberhaupt ſetzen ſollte, der die von allen Seiten andringenden Gefahren abzuwehren befähigt ſchiene. Nur trieben gerade die zur Zeit vorwaltenden partikularen Intereſſen die Vorteile und Wünſche nach entgegengeſetzten Richtungen auseinander, denn jeder Stamm hielt das, was ihn drückte, für das Unerträglichſte und erachtete das von ihm Gewünſchte als das auch für das geſamte Reich Erſtrebenswerteſte. Namentlich trat dieſer Zug bei den Sachſen hervor. Ihr Thronkandidat war Markgraf Eckard von Meißen, der ſich gelegentlich wohl Herzog der Thüringer nannte, ihr bewährter Vorkämpfer gegen die Slawen, dem die erneute Abhängigkeit Böhmens vom Reiche oder eigentlich von Sachſen zu danken war, der als Schwiegerſohn Hermann Billings und durch ſeine Verſchwägerung mit Boleslaw III. von Polen vorzugsweiſe berufen erſchien, als König die Wohlfahrt Sachſens zu verbürgen. Andere dachten an die Erhebung des Herzogs Hermann II. von Schwaben, während auch der Bayernherzog Heinrich, der Sohn des Zänkers, nunmehr das Haupt des ludolfingiſchen Hauſes, um die Krone warb und dabei ein gewiſſes Erbrecht geltend machte. Zunächſt drang er damit nicht durch. Ein längeres Interregnum trat ein, während deſſen zwiſchen den verſchiedenen Bewerbern hin und her unterhandelt und zwiſchen ihren Anhängern eine Verſtändigung erſtrebt wurde. Daß das Königtum als Gegenſtand des Wettbewerbs ehrgeiziger Großer, von denen jeder doch nur mit Hilfe ſeiner Mitfürſten, alſo durch Werbung um deren Gunſt an das Ziel gelangen konnte, an Macht und Anſehen Einbuße erlitt, war unvermeidlich. Ausſchlaggebend wurde aber auch diesmal die Haltung des Epiſkopats, beſonders nachdem der Tod Eckards von Meißen, der im April 1002 zu Pöhlde am Harz als Opfer blutiger Privatrache fiel, den den Sachſen genehmſten Bewerber in Wegfall gebracht hatte. Wiederum trat namentlich Willegis von Mainz für das Feſthalten an dem ludolfingiſchen Hauſe ein. Ihm und Biſchof Burkhard von Worms (1002—25) gelang es auch, zwiſchen Bayern, Franken und Lothringern ein Einverſtändnis herbeizuführen, nach dem ſie im Juni 1002 in Mainz zuſammentrafen und Herzog Heinrich von Bayern zum König wählten und ſalben und krönen ließen. Der vollendeten Thatſache fügten ſich auch die Sachſen, zumal Heinrich ihnen ihr altſächſiſches Recht beſtätigte; die Thüringer gewann der König durch den Verzicht auf den läſtigen Schweinezins. Auch in Schwaben beugte man ſich ſeiner Hoheit.

Es war schon ein Glück, daß der Friede im Reiche gewahrt und die Krone nicht Gegenstand eines Kampfes wurde. Dennoch erlitt sie damals bedeutende Einbuße. Heinrich II. (1002—24) war wieder ein gewählter König, mochten auch bei seiner Wahl erbrechtliche Momente mitgewirkt haben: sein Königtum beruhte auf einem Kompromiß und entbehrte der stolzen Unabhängigkeit, deren sich das seiner Vorgänger erfreut hatte. Er war genötigt Rücksichten zu nehmen, fremde Interessen zu respektieren und durch immer neue Kompromisse seinen Wirkungskreis allmählich zu erweitern. Dem entsprach das behutsame, vorsichtige Auftreten Heinrichs II. während der ersten größeren Hälfte seiner Regierung, sein freiwilliger Verzicht auf Rechte, die ihm, hätte er sie beansprucht, sicher bestritten worden wären und deren Anerkennung zu erzwingen er zunächst noch nicht stark genug war. Daher erinnert die ganze Art seines königlichen Waltens an die Regierung des ersten Heinrich, mit der es auch verglichen werden kann nach der Verdienstlichkeit des Geleisteten

Münzen Heinrichs II.

1. Bs. HENRICVS; im Felde A und Ω, oben ein Dreieck, unten ein liegendes S. Rs. DAVANTRIA (Prägort Deventer in der niederländischen Provinz Ober-Yssel); im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. 2. Bs. HEINRCVS; im Felde die rechte flache Hand auf einem mit Perlen besetzten Bogen zwischen RE-X. Rs. DAVENTRE; im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. (Nach Cappe.)

und nach der Größe des schließlich Erreichten. Denn Heinrich II. that dem Verfall Einhalt, der mit dem Ausgange Ottos III. über das Reich hereinbrach, er hinderte die äußeren Feinde wenigstens an weiterem Gewinne auf Kosten Deutschlands und behauptete damit für das Reich diesseits und jenseits der Alpen eine Stellung, von der aus es das Verlorene später zurückerobern und neuen Gewinn hinzufügen konnte. Freilich hat Heinrich II. die innere Entwickelung des Reiches nicht auf den Weg der Zentralisation zurücknötigen können, den sie unter Otto dem Großen verfolgt und erst mit der Steigerung des fürstlichen Einflusses unter der Regentschaft Adelheids verlassen hatte. Um so mehr brachte ihn die spätere Aufnahme der ottonischen Weltherrschaftspolitik mit eben den Mächten im Reiche in feindlichen Gegensatz, auf deren gutem Willen sein Königtum von Anfang an beruht hatte, namentlich mit dem Episkopate. Durch seine Hingabe an die von diesem abgelehnte hochkirchliche Reformrichtung wurde er zum Werkzeug einer kirchlichen Partei, die sein Verdienst um sie dadurch belohnt hat, daß sie ihn nicht bloß der Ehre der Kanonisierung teilhaftig machte, sondern ihn auch in der geschichtlichen Überlieferung mit dem erborgten Nimbus eines Heiligen umgab, der von seinem arbeitsvollen und mühseligen, aber höchst verdienstvollen Walten kaum noch etwas erkennen ließ.

Auch Heinrich II. hat mit der Oppoſition der eigenen Familie zu ringen gehabt. Der unruhige Ehrgeiz ſeiner Schwäger, der Brüder ſeiner Gemahlin Kunigunde, aus dem ſpäter nach ihrem Stammſitz benannten rheiniſchen Grafenhauſe der Luxemburger, bereitete ihm mehrfach Verlegenheiten. Der eine, Heinrich, dem er das Herzogtum Bayern überlaſſen hatte, verwirkte dieſes durch einen Aufſtandsverſuch; der andere, Dietrich, der 1006 Biſchof von Metz wurde, unterſtützte den dritten, Adalbert, als er 1008 ſich des Erzbistums Trier zu bemächtigen ſuchte, das der König einem ſeiner Getreuen, Megingoz, gegeben hatte. Erſt nach längerem Widerſtande erlagen ſie mit ihrem unruhigen Anhange dem gewaffneten Einſchreiten des Königs. Überhaupt hat Heinrich II. das Aufkommen ſeines Hauſes und die Erwerbung einer feſten Machtſtellung durch dasſelbe nicht begünſtigt: was man nachmals Hausmachtspolitik nannte, lag ihm ganz fern. Und auch darin wird man eine kluge Rückſichtnahme auf die gegebenen Verhältniſſe erblicken dürfen, denen er ſich nachgiebig anpaßte, da er ſie nicht in eine dem Königtum erwünſchtere Form zwingen konnte. Auch die Erblichkeit der Reichslehen hat er nicht angetaſtet. Nur in Kärnten wich er davon ab, indem er nach dem Tode des Herzogs Konrad (1011) nicht deſſen Sohn, ſondern Adalbert von Eppenſtein damit belehnte, der ſich freilich nur mühſam gegen des jungen Konrad Anfeindungen behauptete. Der größeren Unabhängigkeit des Fürſtentums entſprach nun auch eine Steigerung ſeines Einfluſſes auf die Reichsregierung, deren Formen eine Änderung erfuhren. Während die Ottonen nur von einem kleinen Kreiſe perſönlicher Vertrauensmänner Rat genommen und den Fürſten als ſolchen eine regelmäßige Beteiligung an den Staatsgeſchäften nicht eingeräumt hatten, traf König Heinrich kaum eine wichtige Entſcheidung, ohne die Fürſten zu Rat um ſich verſammelt, ihre Meinung gehört und ſich ihrer Zuſtimmung verſichert zu haben. Nicht mehr bei dem König und ſeinen Räten lag die Entſcheidung, ſondern in den immer häufiger gehaltenen Reichstagen, die zu einer wichtigen politiſchen Inſtitution emporwuchſen. Die Einbuße, welche das Königtum ſo unter Heinrich II. erlitt, wurde doch nur zum Teil ausgeglichen durch die Fortdauer der ſtraffen Abhängigkeit, in der ſich die Kirche von der Krone befand. Das einſeitig kirchlich gefärbte Bild, das die ſpätere Überlieferung von Heinrich II. entwirft, hat in dieſer Hinſicht aus des Königs Namen „der Fromme“ eine Reihe durchaus unrichtiger Züge entnommen. Weit davon entfernt, ein Diener der Kirche oder gar ein Werkzeug der Biſchöfe zu ſein, hat Heinrich II. vielmehr beiden gegenüber die Rechte ungemindert feſtgehalten und im Intereſſe allein des Staates geübt, die Otto I. erworben hatte. Auch er ernannte die Biſchöfe, die geiſtliche Reichsbeamte waren, und bediente ſich ihrer als ihm zu dienen verpflichteter Untergebener und ihrer Güter als eines ihnen nur geliehenen Beſitzes des Reiches. Ebenſo hielt er es mit der Kloſtergeiſtlichkeit, und die Reichsabteien wurden von ihm in ſtrenger Abhängigkeit gehalten, um ihre reichen Güter zu jeder Zeit den Zwecken des Reiches dienſtbar machen zu können. In einem ganz andern Sinne als der

ſchwache Nachfolger Karls des Großen trug der letzte König aus dem ſächſiſchen Hauſe den Namen des Frommen: er bethätigte ihn höchſtens durch die Gunſt, die er der ſtrengen cluniacenſer Richtung erwies, zum Verdruß der deutſchen Biſchöfe. Der feindliche Gegenſatz, in den Heinrich zu Ausgang ſeiner Regierung zu dem deutſchen Epiſkopat geriet, hatte vornehmlich hierin ſeinen Urſprung.

Erwägt man die Schwierigkeiten, welche dieſe inneren Verhältniſſe jeder auswärtigen Aktion bereiteten, ſo erſcheint, was Heinrich II. geleiſtet, erſt recht bedeutend und verdienſtlich. Am wenigſten freilich war ihm der Erfolg auf dem Gebiete günſtig, wo dies für die Zukunft Deutſchlands vornehmlich zu wünſchen geweſen wäre. Der gewaltige Aufſchwung, den das Slawentum zu Ausgang der Regierung Ottos III. genommen hatte, hielt noch an. Boleslaw III. von Polen hatte ſich 1003 Böhmens bemächtigt und plante die Gründung eines großen ſlawiſchen Reiches: bis an die Elbe breitete er ſich auf Koſten Deutſchlands ſiegreich aus, und Heinrich II. mußte immer wieder von neuem in einen mühſamen Verteidigungskrieg gegen ihn eintreten, der ihn mehrfach in der Fortführung anderer, ausſichtsreicherer Unternehmungen unterbrach. Ja, er ſah ſich zu höchſt bedenklichen Maßregeln genötigt, um die Kräfte des überlegenen Feindes zu teilen. Dahin rechneten die Zeitgenoſſen namentlich ſein Bündnis mit den heidniſchen Liutizen. Durch unſicheren Stillſtand mehrfach unterbrochen, dauerte der Polenkrieg im ganzen fünfzehn Jahre, und dennoch erreichte Heinrich 1018 im Frieden von Bautzen nichts weiter, als daß Boleslaw III. die deutſchen Grenzlande, die er behielt, als Lehen des Reiches anerkannte, alſo eine ziemlich wertloſe theoretiſche Oberhoheit Deutſchlands zuließ.

In der Hauptſache war es wiederum die Zweiteilung der deutſchen Politik, welche die im Oſten drohende Gefahr ſo anwachſen ließ, indem ſie die Kräfte, die große nationale Intereſſen dort zu konzentrieren geboten, nach dem Süden ablenkte und in den Dienſt der Kaiſeridee ſtellte. Um eine That der Willkür freilich handelte es ſich dabei jetzt ſo wenig als damals, als Otto der Große das Schickſal Italiens in ſeine Hand nahm, um von da aus auf die Geſtaltung der Reichskirche beſtimmend einzuwirken. Es hatten ſich daraus für Deutſchland nicht bloß Pflichten, ſondern auch Rechte ergeben, die nicht einfach fallen gelaſſen werden konnten, ſondern teils aufrecht erhalten, teils wiedergewonnen werden mußten.

Die Einigkeit, mit der ſich die nationale Partei in Italien nach Ottos III. Tode gegen die deutſche Herrſchaft erhoben hatte, war ſchnell wieder entſchwunden, und wie früher Berengar von Ivrea, ſo hatte jetzt auch Arduin ſeine Krone gegen einheimiſche Widerſacher zu verteidigen. Sein Regiment war in Deutſchland kaum notdürftig befeſtigt, als Heinrich II. von dieſen um Hilfe angegangen wurde. Schon 1004 zog er nach dem Süden. Nachdem er Arduin, der ihm bei Verona den Weg verlegte, umgangen hatte, wurde er am 14. Mai in Pavia zum König gewählt, eine Neuerung, die das Verhältnis Ober-

italiens zu Deutſchland weſentlich änderte und die Autorität des italieniſchen Königtums minderte. Otto I. hatte ſich König von Italien genannt nach dem Rechte der Eroberung, ohne Wahl und ohne Krönung, noch ehe er durch die Ehe mit Adelheid deren Kronrechte erworben hatte; Otto II. hatte auch dort als ſein Erbe gegolten, und eine Anerkennung oder Beſtätigung ſeiner Rechte hatte nicht ſtattgefunden. Otto III. war 982 zu Verona von den Großen beider Reiche als König von Italien und von Deutſchland, welche als eins erſchienen, anerkannt worden, ſo daß die italieniſche Krone in die deutſche, zu deren Empfang man das Kind über die Alpen geleitete, aufgegangen zu ſein ſchien. War bei Heinrichs II. Erhebung in Deutſchland das Wahlrecht der Großen bereits wieder der maßgebende Faktor geweſen, ſo wurde es in Italien jetzt noch ausdrücklicher anerkannt. In der Nacht nach der Krönung Heinrichs brach in Pavia ein Aufſtand aus, deſſen die überraſchten Deutſchen nur mühſam Herr wurden und der zu einer teilweiſen Zerſtörung der in Brand geſteckten Krönungsſtadt führte. Die Kunde von Unruhen in Deutſchland nötigte Heinrich zu ſchleuniger Heimkehr: ſeine Pläne auf Rom mußte er aufgeben.

So wuchs die Verwirrung in der ewigen Stadt. Johannes Crescentius gebot dort: drei Päpſte nacheinander, Johann XVII. (1003), XVIII. (1003—9) und Sergius IV. (1009—12) ſetzte er ein und bediente ſich ihrer zur Beherrſchung und Ausbeutung der Stadt und des Kirchenſtaates. Die Feindſchaft der Grafen von Tusculum gegen ihn brachte Rom eine lange Reihe wilder bürgerlicher Kämpfe. Erſt als 1012 Johannes Crescentius und Sergius IV. gleichzeitig ſtarben, wurde die Macht der Crescentier erſchüttert. Der von ihnen anfangs eingeſetzte Gregor VI. mußte weichen, die Tusculaner brachten Rom in ihre Gewalt, und von den drei damals an ihrer Spitze ſtehenden Brüdern wurde der eine, Theophylakt, als Benedikt VIII. auf den päpſtlichen Stuhl erhoben, während die beiden anderen, Alberich und Romanus, als Senator und Konſul die weltliche Gewalt in ihre Hand nahmen, Heinrich II. aber ſich mit der ſchattenhaften Würde eines Patricius begnügen ſollte. Gregor VI. erſchien Hilfe bittend in Deutſchland. Aber Heinrich war durch die Händel mit ſeinen Schwägern und den polniſchen Krieg beſchäftigt und nahm eine unentſchiedene und abwartende Haltung an, um, als die Macht der Tusculaner ſich als dauerhaft erwies, ſich auch hier den Thatſachen anzupaſſen und Benedikt VIII. als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen, zumal derſelbe trotz des illegalen Urſprungs ſeiner Würde und ſeiner weltlichen Vergangenheit in Bahnen einlenkte, die den Beifall aller ſtreng kirchlich Geſinnten fanden und ihm namentlich die Cluniacenſer gewannen. Hierin traf auch Heinrich mit ihm zuſammen: in engſter Bundesgenoſſenſchaft betrieben Papſt und König bald eine Erneuerung der entarteten Kirche im Sinne der Cluniacenſer.

Deshalb zog Heinrich, als Deutſchland beruhigt und der polniſche Krieg durch einen Stillſtand vorläufig beendet war, 1013 zum zweitenmale über die Alpen. Er fand gute Aufnahme; in Ravenna traf er mit Benedikt VIII. zuſammen: auf einer Synode berieten ſie die Reform der Kirche unter Teil-

nahme des Abtes Odilo von Clugny. Dann zogen sie nach Rom; am 14. Februar 1014 empfing Heinrich dort aus der Hand des Papstes die Kaiserkrone. Die Verbindung mit den Tusculaner Grafen erwies sich also als gleich vorteilhaft in weltlicher wie in kirchlicher Hinsicht. Um so fester zog Heinrich sie an und stärkte die Stellung des mächtigen Dynastengeschlechtes. Auch nach seinem Aufbruch zur Heimat blieb daher die Ordnung gewahrt. Italien war wie gewandelt: in der Lombardei hatte die nationale Opposition die Waffen gestreckt, über die Kirche verfügte Heinrich dort unumschränkt: deutsche Geistliche, vielfach Anhänger der Reform, setzte er den lombardischen Bistümern vor. Ein neuer Geist der Zucht und der Ordnung gewann die Herrschaft in der Kirche, und das Zusammenwirken des Kaisers mit dem kraftvollen Benedikt VIII. stellte eine friedliche Verjüngung derselben in Aussicht. 1020 kam der Papst selbst nach Deutschland und weihte auf des Kaisers Wunsch den Dom zu Bamberg, wo Heinrich 1007 ein glänzend ausgestattetes Bistum, seine Lieblingsstiftung, errichtet hatte. In dem deutschen Episkopate, wo der Sieg der cluniacenser Reformrichtung verstimmte, fand diese Schöpfung freilich wenig Beifall. Einmal hatte die neue Kirchenprovinz sich nur auf Kosten der älteren herstellen lassen, die in ihren Gebieten verkürzt worden waren, und dann verstimmte die Ausnahmestellung, die der Bamberger Kirche insofern eingeräumt wurde, als sie zwar in geistlichen Dingen dem Mainzer Erzbischof als Metropoliten untergeordnet blieb, in weltlicher Hinsicht aber gleichsam aus dem deutschen Reiche ausschied, da sie als unmittelbares Eigentum der römischen Kirche anerkannt wurde. In Bamberg erschien damals Herzog Melus, unter dem die Einwohner des unteritalischen Bari, von den Byzantinern verlassen, auf eigene Hand die Araber zu bekämpfen versucht hatten, von Benedikt VIII. durch Entsendung normännischer Ritter unterstützt, die als Pilger in Rom erschienen waren. Dieser trug sich mit großen Entwürfen: im Bunde mit Genua und Pisa hatte er bereits Sardinien den Arabern entrissen, war dann aber auf den Widerstand der Griechen gestoßen, die Herzog Melus bald hart ins Gedränge brachten, so daß er durch Vermittelung des Papstes Heinrich II. um Hilfe anging. Melus starb jedoch in Bamberg. Aber Heinrich nahm die gegebene Anregung zu neuem Einschreiten in Italien bereitwillig auf.

Im Herbst 1021 zog der Kaiser zum drittenmale auf der Brennerstraße über die Alpen. Nach längerem Aufenthalt in Ravenna teilte sich das Heer, das 60 000 Mann stark geworden war. Unter Piligrim, einem im Dienste der kaiserlichen Kanzlei in die Höhe gekommenen Bayern, den Heinrich unlängst als Nachfolger Heriberts auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln erhoben hatte, erreichte ein Teil auf der westlichen Straße über Rom das zum Sammelplatz bestimmte Benevent; ein zweiter unter dem Patriarchen Poppo von Aquileja verfolgte den mittleren Weg; das Hauptheer unter dem Kaiser selbst hielt sich längs der adriatischen Küste. In Benevent wurde Heinrich vom Papste bewillkommnet. Während er dann das feste Troja einschloß und nach einem Vierteljahr zur Übergabe nötigte, beugte Piligrim von

Köln Kapua, Salerno, Amalfi und Neapel unter die kaiſerliche Herrſchaft. Dieſe Gebiete wurden als Reichsmarken gegen die Araber und Griechen eingerichtet. Auch die normänniſchen Ritter, die Benedikt Herzog Melus zu Hilfe geſchickt hatte, wurden dort mit Land ausgeſtattet.

Auch in Italien waren, als Heinrich Ende des Jahres 1022 nach Deutſchland zurückkehrte, die üblen Folgen von Ottos III. verkehrter Politik ausgeglichen: die Weiterführung der Pläne war ermöglicht, welche Otto II. in den letzten Wochen ſeines Lebens beſchäftigt hatten. Aber eins hatte ſich in dieſen dreißig Jahren doch weſentlich geändert: die Kirche hatte die Abhängigkeit vom Kaiſertum abgeſtreift; ſie ſtand als gleichberechtigte Macht neben demſelben und übte durch die Cluniacenſer auf Heinrich II. auch in politiſchen Dingen vielfach beſtimmenden Einfluß. So ergaben die Waffenerfolge Heinrichs auch einen Machtzuwachs für die Kirche, der Benedikt VIII. die Durchſetzung ſeiner Reformpläne erleichterte. In Gemeinſchaft mit dem Kaiſer, der, ohne den ſtaatlichen Rechten etwas zu vergeben, doch die ſittliche Autorität der Kirche dem Staate gegenüber unbedingt anerkannte, wollte Benedikt nun die deutſche Kirche nach den Ideen der Cluniacenſer umgeſtalten. Aber auch jetzt verhielt dieſe ſich dagegen ablehnend, und als ſie mit Zwang bedroht wurde, erhob ſie ſich offen zur Abwehr. An ihrer Spitze ſtand dabei Aribo von Mainz, eine herriſche, gewaltthätige Perſönlichkeit, die nicht allein von kirchlichen Geſichtspunkten beſtimmt wurde. Dabei begnügten ſich die deutſchen Biſchöfe nicht mit der Abwehr der cluniacenſer Neuerungen, ſondern machten den Verſuch, die ganze auf den pſeudoiſidoriſchen Dekretalen beruhende Machtſtellung des römiſchen Biſchofs zu Fall zu bringen und die Metropolitangewalt zu der alten Unabhängigkeit nach oben und der alten Geltung nach unten zu erheben. Mit ſeinen Suffraganen beſchloß Aribo 1022 auf einer Provinzialſynode zu Seligenſtadt die Herſtellung der biſchöflichen Sendgerichte und verbot die Appellation nach Rom, durch die den Biſchöfen die Kirchenzucht allmählich entwunden war. Und an dieſer Synode nahm nicht bloß Eberhard, der Vorſteher von Heinrichs Lieblingsſtiftung zu Bamberg, teil, ſondern auch Bruno von Augsburg (1008 bis 29), des Kaiſers eigener Bruder. Heinrich, eben aus Italien heimgekehrt, berief ein Nationalkonzil; ſein Verlauf iſt nicht bekannt; den gehofften Eindruck hat es jedenfalls nicht gemacht. Bald nahm die biſchöfliche Oppoſition gegen Papſt und Kaiſer noch ſchroffere Formen an. Wieder war es ein Ehehandel, der zu neuem, leidenſchaftlichem Zuſammenſtoß der ſtreitenden Prinzipien den Anlaß gab. Ein rheiniſcher Graf, Otto von Hammerſtein, war wegen der mit einer Verwandten, Irmengart, eingegangenen Ehe ſchwerer kirchlicher Cenſur verfallen und endlich von Aribo zur Unterwerfung gebracht worden; ſeine Gattin aber appellierte an Benedikt VIII. und dieſer nahm ſich ihrer, ſo wenig die Sache an ſich dazu geeignet war, mit größter Entſchiedenheit an, obgleich der Kaiſer früher den Spruch der deutſchen Kirche gebilligt und dem Grafen gegenüber ſelbſt mit Waffengewalt durchgeſetzt hatte. Daß Rom den deutſchen Epiſkopat in einer Sache zum Gehorſam zwingen wollte, wo er

zweifellos den bisher für die Kirche allein maßgebenden Standpunkt vertrat, Rom aber die entgegengesetzte Partei ergriff und eine nach dem strengen Recht der Kirche verworfene Sache zu der seinigen machte, überzeugte die deutschen Bischöfe vollends, daß es der Kurie nicht um die Sache, sondern nur um ihre Unterwerfung zu thun sei, und bestärkte sie in ihrem Widerstande.

Dieser Konflikt drohte auch Heinrich II. verhängnisvoll zu werden: auch von ihm, dem Bündner Benedikts VIII. und der Cluniacenser, wandte der deutsche Episkopat sich ab. Außerdeutsche Interessen spielten dabei mit, die in des Kaisers Beziehungen zu Burgund und Frankreich wurzelten. Auf ersteres hatte Heinrich bei der Kinderlosigkeit König Rudolfs III., des Bruders seiner Mutter Gisela, frühzeitig ein Nachfolgerrecht geltend gemacht und durch einen Vertrag anerkannt erhalten. Als dann aber Rudolf III. unter dem Einfluß des burgundischen Adels davon zurücktreten wollte, hatte Heinrich seine Anrechte energisch vertreten und bereits 1016 zu Straßburg die Belehnung mit Burgund empfangen, dessen Regierung Rudolf damals niederlegte. Alsbald erhob sich der burgundische Adel gegen die deutsche Herrschaft, Rudolf nahm die königliche Würde wieder an und erklärte den Erbvertrag für aufgehoben. Dieses Spiel wiederholte sich noch mehrfach und stürzte Burgund, gegen das die deutschen Feindseligkeiten fortdauerten, in wüste Fehde, der endlich die Geistlichkeit mit kirchlichen Friedensgeboten und der Verhängung kirchlicher Censuren gegen deren Übertreter Einhalt that. In diesem strengen Geiste, der den Klerus von Burgund, der Heimat der Cluniacenser, erfüllte, suchte nun der Kaiser einen Rückhalt gegen die deutschen Bischöfe. Auch die Kirche Frankreichs dachte er auf seine Seite zu ziehen, und eine persönliche Begegnung, die er im Sommer 1023 mit König Robert von Frankreich hatte, diente dem gleichen Zwecke. Heinrich II. plante nämlich die Berufung eines allgemeinen Konzils, welches die Reform der Kirche im Sinne der Cluniacenser durchführen sollte, bot also geradezu die Kirche Italiens, Burgunds und Frankreichs gegen die deutsche Kirche auf, um diese unter die pseudoisidorischen Prinzipien zu beugen, ihrer nationalen Sonderstellung zu berauben und Rom unterthänig zu machen. Wenn Heinrich II. gleichzeitig durch die Vereinbarungen mit Robert von Frankreich die Herstellung eines allgemeinen Friedenszustandes anbahnen und das Ideal eines Weltfriedens verwirklichen wollte, so war das augenscheinlich nur ein Mittel, um in Deutschland seine kirchlichen Reformpläne durchzusetzen. Für diese trat auch Benedikt VIII. ein: Aribo von Mainz verlor die Ehre des Palliums; seine Entsetzung wurde eingeleitet. Er blieb die Antwort nicht schuldig: im Frühjahr 1024 hielt er mit seinen Suffraganen eine Synode zu Höchst. Als Nationalsynode hatte er sie ausgeschrieben, aber die übrigen Kirchenprovinzen hielten sich fern; doch machte die dort beschlossene feierliche Verwahrung gegen die Übergriffe der Kurie um so tieferen Eindruck, als nun auch der Kaiser gegen die widerstrebenden Kirchen mit weltlichen Strafmandaten vorging, um sie durch Minderung ihres Besitzes zur Unterwerfung zu nötigen. Aber inzwischen war am 4. April 1024 Benedikt VIII.

geſtorben; ihm folgte ſein Bruder, der bisherige Senator Romanus, als Johann XIX., der bloß weltliche Intereſſen kannte und die reformatoriſche Richtung alsbald aufgab. Aribo und die Seinen hatten nun nichts mehr zu fürchten: das Papſttum gab den univerſellen Standpunkt wieder auf, zu dem es ſich eben erhoben, und beſchränkte ſich freiwillig auf die Stadt und den Kirchenſtaat als den Kreis ſeiner Wirkſamkeit. Das war auch für Heinrich II. eine Niederlage: mochte er nun ſehen, wie er ſich mit dem deutſchen Epiſkopat verſtändigte. Ohne ſchwere Opfer von ſeiten des Königtums war das gewiß nicht möglich, denn die deutſchen Biſchöfe hatten allen Grund, ſich gegen ähnliche Gefahren für die Zukunft durch wirkſame Bürgſchaften zu ſichern.

Heinrich II. iſt dieſe Demütigung erſpart worden. Er war ſchon körperlich leidend: der Zuſammenbruch ſeiner Hoffnungen, das Scheitern ſeines kirchlichen und politiſchen Syſtems muß ihn ſchwer getroffen haben. Schnell ſchwanden ſeine Kräfte, und am 13. Juli 1024 beſchloß er in der Pfalz zu Grona in der Nähe von Göttingen ſein Leben. In Bamberg wurde er beſtattet. Neben ihm hat man neun Jahr ſpäter ſeiner frommen Gemahlin Kunigunde die letzte Ruhe bereitet. Das Grabmal, das, mit den Bildniſſen beider geſchmückt, im Bamberger Dom bewundert wird, iſt ein Werk des ſechzehnten Jahrhunderts; das urſprüngliche hat bei dem Brande des Doms 1081 ſeinen Untergang gefunden.

Königsſiegel Heinrichs II.
Nach einem Abdruck im Brit. Muſeum zu London.

Heinrich II. war zur rechten Zeit geſtorben. Welche Anfeindung ſeiner gewartet hätte, läßt der vollkommene Umſchlag erkennen, der jetzt in der deutſchen Politik eintrat, veranlaßt und geleitet von dem deutſchen Epiſkopat, mit der ausgeſprochenen Abſicht, das Lebenswerk des letzten ſächſiſchen Herrſchers zu zertrümmern und ſeine Wiederaufrichtung in Zukunft unmöglich zu machen. Im Gegenſatz zu der hochkirchlichen Richtung, die Heinrich II. dem Reiche hatte aufnötigen wollen, wurde die Entſcheidung über deſſen Zukunft jetzt gefliſſentlich von durchaus unkirchlichen, den Cluniacenſern feindlich entgegengeſetzten Geſichtspunkten getroffen. Die deutſche Kirche wollte ſich nicht entweltlichen laſſen, wollte ihren reichen Beſitz ungeſchmälert bewahren und die politiſche Rolle nicht aufgeben, in die ſie ſeit Otto I. hineingewachſen war, die ſie vor den Kirchen Italiens und Frankreichs voraus hatte und die nicht bloß die Eigenart, ſondern auch die Größe und Bedeutung ihrer Stellung begründete.

Von dieſem Geſichtspunkte aus wurde die Wahl eines Königs eingeleitet,

bei der es sich zugleich um die folgenschwere Berufung eines neuen Geschlechtes auf den Thron handelte. Doch scheint auch diesmal eine gewisse Rücksicht auf die verwandtschaftlichen Verhältnisse genommen zu sein. Die beiden Männer, um die es sich von Anfang an allein handelte, entstammten beide einer Seitenlinie des sächsischen Hauses und leiteten ihre Abkunft gleichmäßig von Konrad von Lothringen und Luitgard, Ottos I. Tochter, ab. Otto, der Sohn des herzoglichen Paares, dem das dem Vater bei seiner Absetzung gelassene Familienerbgut bei Worms und Speier zugefallen war, hatte dem Sohne seines frühverstorbenen älteren Sohns Heinrich, Konrad, davon nur einen Teil zugewandt und die Hauptmasse seinem jüngeren Sohn Konrad überwiesen, der außerdem noch das Herzogtum Kärnten erhielt. Jener ältere Konrad war darüber mit seiner Familie zerfallen: aber Bischof Burkhard von Worms hatte sich seiner angenommen und ihn erzogen; auch mit Heinrich II. hatte er in Feindschaft gelebt, wozu auch die von der Kirche angefochtene Ehe mit seiner Verwandten Gisela beigetragen hatte, der Witwe Herzog Ernsts I. und von diesem Mutter des jungen Ernst II. von Schwaben. Die Verfeindung mit Heinrich II., die Freundschaft mit Burkhard von Worms und die durch beides bethätigte Ablehnung der cluniacenser Reformen ließen diesen Konrad jetzt den deutschen Bischöfen als den geeignetsten Thronkandidaten erscheinen. Ein nüchterner, praktischer Mann von straffem, soldatischem Wesen, aller Schwärmerei abgewandt, gewohnt, Menschen und Dinge ausschließlich nach weltlichen Gesichtspunkten zu beurteilen und ohne alle Idealität, bestrebt, den ihm umgebenden Verhältnissen möglichst vorteilhafte Seiten abzugewinnen, bildete er einen scharfen Gegensatz zu dem verstorbenen König. Mitbewerber war sein Vetter Konrad der Jüngere, ein Sohn Konrads von Kärnten, für den Piligrim von Köln und die Lothringer durch seine Mutter gewonnen waren, eine Schwester Giselas, die Gattin des älteren Konrad, die in zweiter Ehe mit Friedrich von Oberlothringen vermählt war. Da es aber in aller Interesse lag, eine einstimmige Wahl herbeizuführen, so kam es im September 1024, wo die Fürsten und Großen mit ihren Mannen bei Kamba am Rhein zusammentrafen, schnell zu einer Verständigung. Der jüngere Konrad war klug genug, sich in das Unabänderliche zu fügen, mochte auch sein lothringischer Anhang die Wahlstatt unzufrieden verlassen. Was von einem förmlichen Vertrage oder auch nur von Verhandlungen zwischen den beiden Kandidaten berichtet wird, entbehrt der historischen Beglaubigung.

Aber trotz seiner einstimmigen Wahl hatte auch Konrad II. (1024—39) bald mit allerlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Aribo von Mainz, der den Neugewählten krönte, verweigerte doch seiner Gemahlin Gisela, deren Ehe kirchlich angefochten wurde, die Ehre der Krönung. Durch ihre Gewährung setzte sich sein Nebenbuhler Piligrim von Köln in der Gunst des Königs fest. Die Lothringer verweigerten Konrad II., dem man fast überall bereitwillig huldigte, den Gehorsam und beugten sich ihm erst 1025. Dann aber wurde die Ruhe im Innern unter Konrad nicht weiter gestört, wenigstens nicht aus

Feindſchaft gegen die beſtehende ſtaatliche Ordnung, ſondern bloß aus irregeleiteter perſönlicher Leidenſchaft. Denn nun wurde den deutſchen Intereſſen wieder ihr Recht und der Gegenſatz kam in Wegfall, den das Vorwalten kirchlicher Intereſſen und univerſeller Tendenzen in die deutſchen Angelegenheiten gelegt hatte. Das beſſerte auch die Stellung des Reiches ſeinen Nachbaren gegenüber, denen Konrad, wo er ſich zur Gewalt nicht ſtark genug fühlte, zur Sicherung ehrlichen Friedens auch Zugeſtändniſſe zu machen kein Bedenken trug. So ſchloß er im Norden mit Knud dem Großen, dem Herrſcher Dänemarks, Norwegens und Englands, einen Frieden, der die ehemalige Mark Schleswig, die ja thatſächlich längſt verloren war, demſelben überließ, aber die zurückgenommene deutſche Grenze endlich ſicherte und den ſchwer heimgeſuchten deutſchen Landen an der unteren Elbe Ruhe verſchaffte. Jetzt erſt erholten ſich dieſelben von den Schlägen, die ſie gegen Ende der Regierung Ottos II. getroffen hatten. Auch an der Oſtgrenze gegen Polen wurde Abhilfe geſchafft. Dort ſetzte Boleslaws III. Nachfolger Miecislaw, der ſich König nannte, ſeines Vaters Großmachtsſtreben fort, und erſt im dritten Jahre, 1031, brachte der gegen ihn geführte Krieg die Lauſitz wieder in deutſchen Beſitz. Ein Übriges thaten Familienſtreitigkeiten, die in dem polniſchen Herrſcherhauſe ausbrachen: Miecislaw, von ſeinem Bruder Bezbriem verjagt, erſchien als Flüchtling bei Konrad, der ihn durch einen ſiegreichen Feldzug wieder herſtellte, nun aber ſeine Lehenshuldigung empfing. In Weſten machte Konrad Rudolf III. von Burgund gegenüber die Anſprüche nachdrücklich geltend, die Heinrich II. durch ſeinen Erbvertrag für das deutſche Königtum erworben hatte. Durch Beſetzung des burgundiſchen Baſel erzwang er ihre Anerkennung und ſicherte die künftige Erfüllung des Vertrages. Dadurch aber fühlte ſich nicht bloß der größte Teil des burgundiſchen Adels beſchwert, der das ſelbſtändige nationale Königtum erhalten wollte, ſondern auch Konrads Stiefſohn Ernſt II. von Schwaben erblickte darin eine Beeinträchtigung des Erbrechts, das ihm durch ſeine Mutter, die Tochter der burgundiſchen Prinzeſſin Gerberga, zuſtehen ſollte. Zur Bethätigung kam die Feindſchaft zuerſt, während Konrad in Italien weilte, wo er im März 1027 von Johann XIX. die Kaiſerkrone erhielt. Natürlich regten ſich alsbald auch alle anderen Unzufriedenen. Mit Ernſt von Schwaben ſtand namentlich auch Konrad der Jüngere, dann Welf II. von Ravensburg in Verbindung: aber Konrads ſchnelle Rückkehr nötigte ſie die Ausführung ihres Vorhabens zu vertagen.

Konrads Erfolg bei Rudolf III. von Burgund reizte Ernſt zu neuen Akten der Feindſchaft: er wurde deshalb in ſichern Gewahrſam genommen. Aber unter Vermittelung Giſelas kam eine Verſöhnung zu ſtande, vermutlich aus Anlaß der 1028 vollzogenen Wahl und Krönung des jungen Heinrich, des Sohnes Giſelas und Konrads. An der Geſinnung Ernſts aber änderte ſie nichts; auch gewann Konrad kein größeres Vertrauen zu ihm. So erneute ſich der Konflikt bald in leidenſchaftlicherer Weiſe: ein Anhänger Ernſts, Werner von Kyburg, der Graf im Thurgau, beharrte im Aufruhr gegen den König.

Daher ſtellte dieſer auf einem Reichstage zu Ingelheim, Oſtern 1030, ſeinem Stiefſohn die Wahl, entweder ſich von dem Grafen feierlich loszuſagen und ſelbſt die Acht gegen denſelben zu vollſtrecken oder als Mitſchuldiger auch die Strafe mit auf ſich zu nehmen. Aber weniger einen Beweis todesmutiger Freundestreue als vielmehr tiefſter Verbitterung gegen den Stiefvater und verzehrenden Ehrgeizes wird man darin erblicken, wenn Ernſt die Partei des landfriedensbrecheriſchen Grafen ergriff und ſo den Bann der Kirche und die Acht des Reiches auf ſich zog. Er entwich aus Deutſchland, warb erſt in Frankreich vergeblich, dann bei Odo von Champagne, dem Haupte der burgundiſchen Gegner Konrads II., um Waffenhilfe gegen den Vater. Zurückgekehrt ſah er ſich auch von ſeinen Lehensleuten verlaſſen und wird auf ſein Werben um Hilfe vielfach eine ähnliche Antwort erhalten haben, wie ſie die Überlieferung zwei ſchwäbiſchen Grafen in den Mund legt: ſie ſeien ihm zwar zu Treue und Dienſt verpflichtet, aber weit darüber ſtehe die Verpflichtung gegen den König, ihrer aller oberſten Schutz- und Schirmherrn, die nicht verletzt werden dürfe. Ernſts Sache war zum voraus verloren, und der Kampf, den er mit wenigen Leuten gegen des Vaters Anhänger unternahm, konnte die Kataſtrophe nur beſchleunigen: am 17. Auguſt 1030 fand der ritterliche Jüngling in dem Höllenthal im Schwarzwald unter den Schwertern der Königlichen ſeinen Tod, mit dem er wohl ſchweres Unrecht ſühnte, in den Augen des Volkes aber, für das ſich mit dieſen Vorgängen die Erinnerung an das Schickſal Ludolfs von Schwaben vermiſchte, zu einem von der Sage verklärten Märtyrer wurde, deſſen Bild mit um ſo größerer Vorliebe ausgemalt wurde, je mehr die weithin herrſchende Abneigung gegen das ſchroffe und ſtrenge Regiment Konrads mitwirkte.

Der Sicherung der ſächſiſchen Marken und dem glücklichen Polenkrieg der Jahre 1030 und 1031, welche die Lauſitz wieder an das Reich brachten, folgte dann die Erwerbung Burgunds. Dort erhob die nationale Oppoſition beim Tode Rudolfs III. 1032 alsbald Graf Odo von Champagne zum Gegenkönig. Aber Parteiungen unter dem burgundiſchen Adel und die Verſchiedenheit der Intereſſen der franzöſiſchen und deutſchen Landſchaften Burgunds lähmten den Widerſtand; auch blieb die gehoffte franzöſiſche Hilfe aus. So drang Konrad 1033 von Baſel aus in Burgund ein, brachte die deutſchen Landſchaften in ſeine Gewalt und ließ ſich in Peterlingen am Bodenſee zum König wählen und krönen: er übertrug alſo den in Deutſchland entwickelten ſtaatsrechtlichen Brauch nach Burgund. Im folgenden Jahre brach er auch im weſtlichen Teile des Landes den Widerſtand und konnte im Dom zu Genf, an der altüblichen Stätte, die Krönung als König von Burgund empfangen. Die Erwerbung Burgunds eröffnete glänzende Ausſichten nach Süden und Weſten. Frankreich, nun dauernd in der Flanke bedroht, hörte vollends auf dem Reiche gefährlich zu ſein, und Überraſchungen, wie noch Lothar III. ſie Otto II. bereitet hatte, waren unmöglich. Auch Italien gegenüber gewann Deutſchland, da es nun einen allezeit offenen Weg über die Weſtalpen hatte und ſich gerade der

Berglandſchaften bemächtigen konnte, die ſowohl zur Zeit Berengars wie Arduins von Ivrea die Hauptſtützen der nationalen Partei ausgemacht hatten. Dann ging von Burgund eine mächtige geiſtige Anregung auf Deutſchland aus: denn dort war die Heimat der Cluniacenſer. Der burgundiſche Klerus war von den jene Kongregation erfüllenden Ideen kirchlicher Reform durchdrungen; der Adel des Landes hatte bereits viel davon in ſich aufgenommen und hier und da ſogar ſeinen ritterlichen Brauch nach den Forderungen der Cluniacenſer gewandelt, namentlich durch das Inſtitut des Gottesfriedens, der die in des Heilandes Leidensgeſchichte vorkommenden Tage als dauernd geweiht der Fehde entzog und dieſe ſo auf die Tage von Montag bis Donnerstag beſchränkte. Dieſe Anſchauungen und Beſtrebungen waren dem deutſchen Epiſkopat und dem deutſchen Adel noch fremd. Jetzt erlangten ſie Einfluß und bahnten eine Wandelung der deutſchen Kirche an, die in ihren weiteren Folgen für die geſamte Reichsordnung entſcheidend wurde.

Es iſt nun merkwürdig, wie in derſelben Zeit, wo der Geiſt der cluniacenſer Reform von Burgund aus auch in Deutſchland eindringt, dort die Organiſation der Laienſchaft, die zu dieſer Strömung in offenem Gegenſatze ſtand, einen Fortſchritt machte, der dem Königtum eine Fülle der Mittel zuführte und es gegen alle möglichen klerikalen Prätenſionen endgültig ſicher zu ſtellen ſchien. Unberührt von dem ſchwärmeriſchen Geiſte der Cluniacenſer ſchuf Konrad II. durch ſeine Weiterbildung des Lehenswеſens dem Königtum die Waffen zur Abwehr der daraus ſchließlich drohenden Gefahren. Daß auch auf dieſem Gebiete bereits ein Wandel im Gange war, lehrt die Antwort jener beiden ſchwäbiſchen Grafen auf die Aufforderung Ernſts von Schwaben, ihm gegen Konrad Hilfe zu leiſten. Eine konſequente Durchführung der ihr zu Grunde liegenden Auffaſſung des Lehenswеſens beſeitigte den ärgſten Mangel, an dem dieſes und die auf ihm beruhende Verfaſſung des Reiches krankten. Dieſer beſtand darin, daß, wenn der Lehensmann ſeinem Lehnsherrn ausnahmslos gegen jedermann Hilfe zu leiſten verbunden war, dem an der Spitze der Lehensordnung ſtehenden König überhaupt niemand unbedingt verbunden blieb, ſobald die unmittelbar von ihm abhängigen Inhaber der großen Reichslehen ſich ihm entzogen und ihre Vaſallen bei Verluſt ihres Lehens ein Gleiches zu thun anhielten. Da nun die großen Reichslehen längſt erblich geworden, ihre Inhaber alſo in ihrem Beſitze ſicher waren, für die unteren Lehensſtufen aber das Prinzip der Erblichkeit durchzuführen ſich wohl hüteten, ſo waren die auf letzteren ſtehenden in derartigen Konflikten gezwungen, denen zu folgen, die ſie von der Seite des Beſitzes in der Hand hatten und durch Entziehung des geliehenen Gutes ruinieren konnten. Im Intereſſe des Königtums lag es, dieſe Kreiſe gegen ſolche Willkür zu ſchützen und ihnen die Möglichkeit zu geben, dem König die Treue zu wahren, auch wenn ihr Lehnsherr dieſem abſagte und ſich ihrer Waffen gegen ihn bedienen wollte. Das war erreicht, ſobald auch für die niederen Lehensſtufen die Erblichkeit des Lehens anerkannt wurde. Viele Tauſende von ritterlichen, waffentüchtigen Herren traten damit

in ein Verhältnis dankbar empfundenen Schutzes zu dem König, dessen Sache hinfort die ihrige war. Diese Neuerung hat Konrad II. eingeführt, in Deutschland, soweit wir sehen, nicht — wie in Italien — auf dem Wege der Reichsgesetzgebung, sondern indem er durch entsprechendes konsequentes Verfahren eine vollendete Thatsache schuf, der sich auch die großen Lehensinhaber nicht mehr entziehen konnten. Eine neue Parteigruppierung trat damit innerhalb des wehrfähigen Teiles der deutschen Nation ein: in dem Königtum, gegen das sie sich früher so oft hatten brauchen lassen müssen, verehrten die Aftervasallen hinfort eine Schutzmacht; dieses gewann in ihnen einen starken militärischen und politischen Rückhalt.

Diesen aber stärkte Konrad II. noch, indem er eine Entwickelung, die sich während des letzten Menschenalters in den Bistümern vollzogen hatte, auf das Königsgut und dessen Einsassen übertrug. Wie seit dem Anfange des elften Jahrhunderts die Bischöfe ihre Hofverwaltung in sich abgeschlossen und ihre Ministerialen zu besonderen Dienergemeinden organisiert hatten, indem sie Rechte und Pflichten derselben durch besondere Reglements, Hofrechte, festsetzten (eines der ältesten und lehrreichsten stammt vom Bischof Burkhard von Worms), so führte Konrad, was ihm sein Biograph Wipo als ein besonderes Verdienst nachrühmt, eine ähnliche, nur entsprechend umfassendere und politisch folgenreichere Organisation des Königsgutes und der königlichen Ministerialen durch. So wurden die Reichsministerialen, nach alter deutscher Auffassung unfreie Leute, zum Stamme eines Reichsbeamtentums, das bald in die Stellung einrückte, welche die Ottonen dem Episkopat angewiesen hatten. Indem er den Einsassen der Königshöfe bestimmte Pflichten im Dienste des Reiches und des Königs auflegte, machte er sie zu der Stütze, die das Königtum militärisch und finanziell bisher vorzugsweise bei den kirchlichen Lehensleuten und Kriegsmannen gefunden hatte, erhob sie aber zugleich durch die regelmäßige Teilnahme an den Reichsangelegenheiten auf eine höhere Stufe in der gesellschaftlichen Ordnung, welche ihre Unfreiheit allmählich vergessen machte. Völlige Gleichmäßigkeit war dabei natürlich nicht möglich, weil die aufzulegenden Pflichten sich in jedem einzelnen Falle nach der Besonderheit der auf dem betreffenden Königshofe betriebenen Wirtschaft richteten. Das Prinzip aber wird deutlich aus den Bestimmungen des Hofrechts, das 1029 für Weißenburg in Bayern erlassen wurde. Danach mußten die Söhne der dortigen Dienstleute dem König ein Jahr lang unentgeltlich dienen; erhielten sie dann das übliche Lehen von drei Hufen nicht, so durften sie ein Jahr andere Dienste nehmen; stand ein Zug nach Italien bevor, so mußten die Töchter der Dienstleute vom Montag bis Mittwoch Kleider u. a. m. verfertigen, wurden aber während der Arbeitszeit vom Hofe beköstigt; wenn er mit nach Italien zog, sollte der Dienstmann mit einem Reitpferd und einem Saumtier nebst Mantelsack und zwei Knechten und zehn Pfund ausgerüstet werden; bei anderen Zügen bekam er nur fünf Pfund, ein Pferd und zwei Ziegenfelle. Auf diese Weise machte Konrad nicht bloß die militärische Kraft der Ministerialen,

ſondern auch die Arbeitskraft ihrer Angehörigen, ſowie die auf den Königshöfen gewonnenen Naturprodukte für Königtum und Reich nutzbar. Es hängt damit zuſammen, daß er ſich der Kirche nicht entfernt ſo freigebig erwies wie andere deutſche Könige, ſondern auch ihr gegenüber darauf ausging, das Krongut zurück zu gewinnen und nach Hofrecht zu ſeiner unbedingten Verfügung zu erhalten. Die Laſten aber, welche die Kirche zu tragen hatte, wurden darum nicht erleichtert: auch die Biſchöfe mit ihren Mannen mußten Kriegs- und Hofdienſte leiſten, ohne im Reich eine ſo hervorragende Rolle zu ſpielen wie bisher; auch zu Naturallieferungen an den Hof und zur Übernahme finanzieller Beihilfen wurden ſie angehalten. Endlich trug Konrad II. kein Bedenken, bei der Vergebung kirchlicher Würden ſich den Dank der dazu Erhobenen durch reiche Geſchenke abſtatten zu laſſen, — Simonie zu üben, gegen die ſchon Benedikt VIII. geeifert hatte und die in den Augen der cluniacenſer Reformfreunde ein ſchweres Verbrechen war.

Nicht durch große, anſpruchsvoll auftretende geſetzgeberiſche Akte, ſondern durch ein unmerkliches, von Fall zu Fall gleichmäßig vorgehendes Verfahren, das durch die Schaffung einer Reihe von vollendeten Thatſachen dem neuen Prinzip Anerkennung verſchaffte, ſchuf Konrad II. dem deutſchen Königtume neue Grundlagen. Aber die Erblichkeit der Lehen wäre der Tod des Königtumes geweſen, wenn dieſes auch in Zukunft bei jedem Thronwechſel den Zufällen einer Wahl ausgeſetzt geblieben wäre: als logiſche Konſequenz erforderte ſie auch die Erblichkeit der Krone. Daher hat Konrad II. auch auf dieſes Ziel hingeſtrebt, ebenfalls nicht durch große Staatsaktionen, ſondern auf dem langſameren, aber ſichereren Wege der allmählichen Erwerbung aller dazu nötigen Poſitionen, ſo daß auch hier ſchließlich, ſcheinbar ungeſucht und deshalb auch nicht bekämpft, eine vollendete Thatſache vorlag. Dazu genügte die bereits 1028 erreichte Wahl ſeines Sohnes Heinrich zum Nachfolger nicht: wie wenig eine ſolche Deſignation ohne eine Macht bedeuten wollte, die ihr Anerkennung zu erzwingen gewillt und befähigt war, hatten die Vorgänge nach Ottos II. Tod gezeigt. So ſuchte Konrad in der Hand des deſignierten Nachfolgers eine Machtfülle zu vereinigen, die, wenn er ſelbſt ſtarb, jede Anfechtung des Thronrechtes des Knaben ausſchloß oder wenigſtens ausſichtslos machte. Dazu übertrug er die Herzogtümer, wie ſie im Laufe ſeiner Regierung zur Erledigung kamen, ſämtlich ſeinem Sohne, der ſo ſchließlich alle Stammgebiete, mit Ausnahme allein Sachſens und Lothringens, in ſeiner Hand vereinigte. Damit hörte das Herzogtum in ſeiner alten Bedeutung eigentlich auf: aus einer dauernden Gefahr für das Königtum wurde es, blieb dieſer Zuſtand, deſſen vornehmſte Machtquelle.

Ähnliche Gegenſätze nun, wie ſie das Lehnweſen ausgebildet und Konrad II. durch eine neue Ordnung teils ausgeglichen, teils vorläufig unſchädlich gemacht hatte, waren im Laufe der Zeit auch in Italien entwickelt, wo zudem die ausgleichende Einwirkung eines ſtarken Königtums fehlte. In Oberitalien ſtanden einander der hohe Adel der ſogenannten Kapitäne und der niedere der

Valvassoren feindlich gegenüber. Ersterer hatte auch hier die Erblichkeit der Lehen längst zur Anerkennung gebracht, hielt aber den niederen Adel in lästiger Abhängigkeit, weil er keine Sicherheit des Besitzes hatte, sondern wegen Verletzung seiner Lehnspflicht desselben beraubt werden konnte. Vielfache Parteikämpfe hatten häufigen Mißbrauch dieser feudalrechtlichen Satzungen veranlaßt, welche die niederen Lehnsleute der Willkür der großen preisgaben. Nun versuchte der ehrgeizige Erzbischof Aribert von Mailand diese Verwickelungen zu benutzen, um eine größere politische und kirchliche Macht zu gewinnen. Gestützt auf die waffentüchtige, auf den Ruhm ihrer Stadt und ihrer Kirche stolze Mailänder Bürgerschaft suchte er Oberitalien kirchlich unter seinem Patriarchate zu einigen und auch politisch größere Macht zu gewinnen. Die Kosten trugen die Valvassoren, die auch von den dem Erzbischof verbündeten Kapitänen vielfach geschädigt wurden, und dann das Reich, das an Gütern und Rechten gekürzt wurde. Darüber entbrannte ein erbitterter Bürgerkrieg. Die Valvassoren riefen Konrad II. zu Hilfe, indem sie erklärten, falls er sie im Stich ließe, sich einen andern Beschützer suchen zu müssen. Deshalb zog Konrad gegen Ende des Jahres 1036 zum zweitenmale über die Alpen. In Pavia versammelte er geistliche und weltliche Große um sich; auch Aribert war erschienen. Von allen Seiten wurden Klagen gegen ihn laut: die Valvassoren bezichtigten ihn widerrechtlicher Bedrückung, willkürlicher Eingriffe in des Reiches Rechte und Gut. Des Kaisers Aufforderung, das unrechtmäßig Okkupierte herauszugeben, beantwortete Aribert mit der Erklärung, was er im Besitz des mailändischen Erzbistums vorgefunden habe, sei er entschlossen gegen jedermann zu verteidigen. Da ließ Konrad ihn verhaften. Er sollte als Staatsgefangener nach Deutschland abgeführt werden; unterwegs aber entkam er, kehrte nach Mailand zurück und stand bald an der Spitze der Bürgerschaft, die sich auf die Kunde von dem Geschehenen gewaffnet erhoben hatte. Nun ergriff Konrad offen die Partei des niedern Adels, mit dessen Hilfe allein er hoffen konnte dieser Rebellion Herr zu werden. Am 23. Mai 1037 erließ er ein Reichsgesetz, welches das Lehnwesen nach den Wünschen der Valvassoren ordnete, die längst ein geschriebenes Recht erstrebt hatten, um gegen die Willkür der Kapitäne gesichert zu werden. Es sprach die Erblichkeit der Lehen aus: hinfort konnte ein Herr seinem Vasallen das Lehnsgut nur entziehen, wenn derselbe von einem aus seinesgleichen bestehenden Lehnsgerichtshofe des Bruches der Lehnstreue schuldig befunden war; dem Verurteilten stand zudem Berufung an den Kaiser frei; namentlich wurde auch die Verwandlung von Lehnsgütern in Zinsgüter verboten, die für den davon Betroffenen eine Minderung der Freiheit zur Folge hatte. Auch in der Lombardei stand nun der niedere Adel auf der Seite des Kaisers, der seine so gut wie verlorene Autorität in Italien wieder zurückgewann. Aber dieselbe dem Erzbischof und der Bürgerschaft von Mailand gegenüber zur Anerkennung zu bringen gelang ihm nicht. Aribert wurde abgesetzt, aber in Mailand achtete dessen niemand; auch war die Ernennung des Kaplans Ambrosius zu seinem Nachfolger so zweifellos

rechtswidrig, daß ſelbſt die Zuſtimmung des neuen Papſtes, Benedikt IX., keinen Eindruck machte, zumal gegen den Wandel des dritten Tusculaner Grafen, den die Macht ſeines Hauſes auf den Stuhl S. Peters erhob, vielfache Klagen laut wurden, welche die Cluniacenſer eifrig aufnahmen. In Rom ſelbſt gärte es. Dorthin eilte Konrad, zugleich den bedrohten Süden zu ſichern. Pandulf von Kapua wurde beſeitigt und die Grenzhut dem Normannen Raimund von Averſa anvertraut. In der Lombardei aber dauerte der Widerſtand Mailands fort. Auch ſonſt trat die Oppoſition kecker auf: ſelbſt viele Biſchöfe erwieſen ſich als unzuverläſſig; Konrad ließ ſie nach Deutſchland führen und ſteigerte ſo die Erbitterung. Schließlich mußte er wegen des ſchlechten Geſundheitszuſtandes im Heere auf die Fortſetzung des Kampfes verzichten: die Valvaſſoren ſollten ohne ihn den ſtolzen Mailänder bewältigen.

Dieſes Mißlingen, das ihn im Süden getroffen, machte jedoch, ſo ſcheint es, im Norden keinen Eindruck, — ein Beweis, wie feſt die königliche Macht dort begründet war. Konnte der Kaiſer doch gerade damals ſeinem Sohne, König Heinrich, dem er eben zu Franken, Bayern und Kärnten auch noch das Herzogtum Schwaben übertragen, in Solothurn zum König von Burgund krönen laſſen: die Erbmonarchie ſchien aufgerichtet, als Konrad II. am 4. Juni 1039 nach kurzer Krankheit in Utrecht ſtarb.

Fünftes Kapitel.

Der Höhestand des deutsch-römischen Kaisertums unter Heinrich III.

1039—1056.

Nicht bloß im Vergleich mit der Regierung des phantastischen Otto III., sondern auch mit der arbeitsreichen und mühevollen Heinrichs II., die sich, sobald sie einigermaßen Boden unter den Füßen fühlte, alsbald in den Dienst hochkirchlicher Bestrebungen stellte, erscheint Konrads II. Walten nüchtern und sozusagen prosaisch. Unberührt von den großen Ideen, die in der Zeit gärten und nach Gestaltung und Bethätigung rangen, hielt er sich an die gegebenen Verhältnisse, die er, ohne in den Mitteln und Wegen besonders wählerisch zu sein, rücksichtslos zum eigenen Vorteil ausbeutete und denen er eben deshalb so große Erfolge abgewann. Von Selbstsucht und Eigennutz erfüllt, militärisch durchgreifend und rücksichtslos erzeugte Konrad Furcht und erzwang Gehorsam, blieb aber allezeit unbeliebt: Trauer soll bei seinem Tode niemand empfunden haben.

In allen diesen Stücken war nun aber Heinrich III., der zweiundzwanzigjährig den Thron bestieg, das Gegenteil vom Vater. Im Besitz einer ausgezeichneten Bildung, erfüllt von tiefer Frömmigkeit, jeden Augenblick beherrscht von der Größe der auf ihm liegenden Verantwortung, gewohnt seinen Herrscherberuf als ein ihm von Gott anvertrautes Amt aufzufassen, für dessen Wahrnehmung er mit seinem eigenen Seelenheil einzustehen hatte, und dadurch zu einer Selbstbeherrschung gelangt, vermöge deren er schon in jüngeren Jahren die in ihm schäumende gewaltige Kraft bewunderungswürdig zu zügeln und zu harmonischem Wirken zu mäßigen wußte, ein Mann von durchaus idealer Gesinnung und seltener Fähigkeit, diese nicht bloß in Thaten umzusetzen, sondern durch deren Eindruck und das unwiderstehlich imponierende Wesen seiner glänzenden Persönlichkeit auch auf andere zu übertragen und selbst Widerstrebende durch sein sittliches Pathos mit sich fortzureißen. Die unvergleichliche Fülle der Macht, die Konrad II. seinem Hause erworben, erhielt in der Hand einer so außerordentlichen Persönlichkeit noch eine ganz andere Bedeutung: achtungsvoll beugte man sich einem Herrscher, der im Schmucke von drei Kronen und schließlich im Besitze einer des Namens würdigen Weltherrschaft selbstlos und uneigennützig blieb, in Leidenschaftlosigkeit und Friedfertigkeit, in Reinheit des

Wandels und Lauterkeit der Gesinnung allen ein Vorbild war und frei von den cäsaropapistischen Verirrungen Ottos III. seines Amtes wie ein in heiligem Eifer verklärter Priester waltete.

Als er zur Regierung kam, wurde der Thronwechsel überhaupt nicht als eine Änderung empfunden: seit Jahren hatte der frühreife Jüngling als Mitregent neben dem Vater gestanden, gelegentlich dessen hartes und gewaltthätiges Wesen mäßigend, freimütig seine abweichende Ansicht bekennend und bethätigend. Nirgends wurde der Friede gestört, doch wohl nicht bloß aus Furcht vor der Fülle der Macht, mit der Heinrich, König von Deutschland und Burgund und Herzog von Franken, Bayern, Kärnten und Schwaben, jeden Aufruhrversuch niederzuschlagen sicher gewesen wäre. Nicht der Übermacht des salischen Hauses, so scheint es, hatte die zu Ausgang der Regierung Konrads hier und da rege Opposition gegolten, sondern der Methode, mit der sie erworben war und gebraucht wurde. Denn als Heinrich III. im Januar 1040 in Augsburg Hof hielt, erschienen dort die lombardischen Großen, um ihm zu huldigen. Ostern geschah ein Gleiches zu Ingelheim von den Burgundern. Dort fand sich auch Aribert von Mailand ein und machte seinen Frieden mit dem jungen Herrscher, der die vom Vater erhobenen Forderungen fallen gelassen zu haben scheint. Vielleicht bestimmte ihn dazu die Rücksicht auf die Gefahren, welche dem Reiche nach wie vor von Osten drohten.

Denn während der Krieg gegen Ungarn, den im Auftrage des Vaters Heinrich geleitet hatte, ohne den gewünschten Erfolg geblieben war und die streitigen Grenzgebiete in dem Besitz der Feinde gelassen hatte, war in den slawischen Landen eine folgenschwere Änderung eingetreten, indem nach dem Tode Miecislaws, des von Deutschland wieder lehnsabhängig gewordenen Sohnes des großen Boleslaw III., Parteiungen im Königshause und wechselvolle Thronstreitigkeiten die Macht des polnischen Königshauses schnell zu Grunde gerichtet und Böhmen unter dem hochstrebenden Herzog Bretislaw die Möglichkeit zu einem gewaltigen Aufschwung gegeben hatten. Während um die Zeit des Thronwechsels in Deutschland in Ungarn die dem Christentume feindliche nationale Partei unter Aba die Gewalt an sich riß und den Nachfolger Stephans des Heiligen († 1030), seinen Neffen, König Peter, entthronte, eroberte Bretislaw von Böhmen einen großen Teil Polens und führte die Gebeine Adalberts von Prag von Gnesen nach der böhmischen Hauptstadt, die unter dem Schutze des Nationalheiligen Sitz eines Erzbistums und eines Königs werden sollte: die kirchliche und politische Emanzipation der Slawen von Deutschland that einen bedeutenden Schritt vorwärts, und die Politik Ottos III. drohte weitere verhängnisvolle Früchte zu tragen. Glücklicher als seine Vorgänger, durch keine innere Schwierigkeit gehindert, konnte Heinrich III. sich mit der ganzen Kraft des Reiches, die durch seines Vaters kluge Organisation der Reichsministerialen bedeutend verstärkt war, dieser nationalen Bewegung entgegenwerfen. Bereits im Frühjahr 1041 mußte Bretislav ihm für Böhmen, Meißen und Schlesien huldigen und Polen herausgeben, wo Kasimir, der

Sohn Miecislaws und Richenzas, einer Nichte Ottos III., unter deutscher Hoheit als Herzog hergestellt wurde. Mühsam und weniger dauerhaft im Erfolge gestaltete sich der Ungarnkrieg. Erst nach drei Feldzügen drang Heinrich dort vorläufig durch. Zuerst zog er, nun auch von Bretislaw von Böhmen unterstützt, 1042 gegen den Usurpator Aba zu Felde und drang bis Gran vor; aber der von ihm eingesetzte König aus einer Seitenlinie des Hauses Stephans des Heiligen, ein Schützling Bretislaws, vermochte sich nicht zu behaupten und mußte Aba wieder weichen. Deshalb brach Heinrich 1043 zum zweitenmale in Ungarn ein, von einer Donauflotille unterstützt. Am Zusammenfluß von Raab und Rabaniza lagerte Aba, wandte aber den deutschen Angriff durch rechtzeitige Friedensanträge ab: er wurde in der Herrschaft gelassen, gab aber das Grenzgebiet an Fischa, Leitha und March an Deutschland zurück, das seine schwer gefährdete Ostgrenze nun wieder besser gedeckt sah. Bald jedoch erhob sich gegen das Gewaltregiment Abas heftige Opposition; ihre Häupter flohen zu Heinrich III., dem gegenüber Aba seinen Verpflichtungen auch nicht nachgekommen war. Im Sommer 1044 stand der König zum drittenmale in Ungarn und brachte den Feinden, die ihn durch eiligen Rückzug in das unwirtbare Innere zu locken suchten, am 5. Juli an der Raab trotz der Minderzahl seines Heeres eine schwere Niederlage bei. Wie ein Wunder erschien dieser Sieg: Heinrich feierte ihn durch ein kirchliches Dankfest, bei dem er unter frommen Bußübungen die Seinen veranlaßte, seinem Beispiel folgend allen ihren Gegnern zu vergeben und einander unverbrüchlichen Frieden zu geloben. Dann zog er nach Stuhlweißenburg, wo nun der entthronte Peter als deutscher Vasall wieder auf den Thron erhoben wurde. Die wankende Herrschaft desselben zu stützen, mußte Heinrich bereits im Frühjahr 1045 wieder in Ungarn erscheinen: unter dem Sinnbild einer goldenen Lanze übergab ihm Peter sein Königreich, um es alsbald als Lehen zurück zu erhalten. Die ungarischen Großen mußten Heinrich und seinem künftigen Nachfolger Treue schwören: wie ein Besitz des salischen Hauses erschien damit die ungarische Krone und der Ungarnkönig wie ein auf Lebenszeit bestellter Vertreter des deutschen Oberherrn. Jene goldene Lanze aber sandte Heinrich nebst anderen kostbaren Gaben nach Rom: aus ihrem Besitz haben die Päpste nachmals die Lehnshoheit der Kirche über das ungarische Reich herleiten wollen.

So beugten sich damals die drei östlichen Nachbarreiche Polen, Böhmen und Ungarn der Hoheit des deutschen Königs. Das Ideal kaiserlicher Weltherrschaft näherte sich der Verwirklichung gerade von der Seite her, wo bisher seine gefährlichste Schwäche gelegen. Das wirkte auch auf das Innere des Reiches und bahnte eine weitere Wandelung des Verhältnisses zwischen Königtum und Fürstentum an. Die gemeinsam gewonnenen großartigen Erfolge nach außen kamen beiden gleichmäßig zu gute: sie minderten den Gegensatz, in dem sie bisher zu einander gestanden hatten. Doch läßt sich nicht behaupten, daß Heinrich III. andere Ziele als sein Vater verfolgt habe. Auch sein Sinn stand auf den Besitz uneingeschränkter Macht; aber nicht die Macht an sich

lockte ihn: er begehrte sie um der idealen Ziele willen, die er mit ihrer Hilfe zu erreichen dachte.

Daher wandte er andere Mittel an als der Vater. Er verzichtete auf die Vereinigung aller Herzogtümer in seinem Hause, aber um so schärfer brachte er in der den Herzögen angewiesenen Stellung den Charakter eines Reichsamtes zum Ausdruck. Bayern gab er 1042 seinem Neffen Heinrich von Luxemburg; Schwaben erhielt 1045 der rheinische Pfalzgraf Otto, der Bruder der Polenherzogin Richenza, und nach dessen Tod 1048 der ostfränkische Markgraf Heinrich von Schweinfurt. So hat er dem Reich ein Jahrzehnt ungestörten inneren Friedens verschafft. Treubruch und Aufruhr, sonst regelmäßig wiederkehrende Erscheinungen, kamen außer Übung, und in wetteifernder Dienstbereitschaft scharten sich Fürsten, Edelleute und Dienstmannen um den Herrscher, der ihnen allen ein leuchtendes Vorbild war in gewissenhafter Pflichterfüllung und selbstloser Hingabe an das Gemeinwohl.

Aber auch dieses gewaltig gebietende Königtum hatte seine schwache Seite, von der aus sein Bestand gefährdet werden konnte. Seine Grundlagen waren nicht zu völliger Einigkeit und Einheit zusammengefügt: denn zwischen Laienfürstentum und Episkopat waltete ein Gegensatz ob, der zwar das natürliche Ergebnis aus der bisherigen Entwickelung von Staat und Kirche war, aber doch den Keim ernster Zwietracht enthielt und namentlich Heinrichs idealer Denkweise anstößig sein mußte. Während im ottonischen Zeitalter das Königtum im wesentlichen auf dem deutschen Episkopate beruhte und in großen Krisen seiner unwandelbaren Treue die Rettung zu danken hatte, war in diesem Verhältnis mit Konrad II. eine Wandelung eingetreten. Obgleich dieser die Krone den Bischöfen verdankte, hatte er sie und mit ihnen die Kirche überhaupt aus der leitenden Stellung verdrängt: ohne Anteil an der Gewalt war die Kirche zu einer willkürlich ausgenutzten Magd des deutschen Königtums geworden, neben dem, sie in Rechten und Besitz vielfach verletzend, der Laienadel die erste Stelle einnahm. Ordnung und Sicherheit hatten dadurch nicht gewonnen: der deutsche Adel fühlte sich mehr als zuvor, er trat nicht selten mit herausforderndem Übermute auf, die willkürliche Selbsthilfe kam wieder in Übung und das Fehdewesen erreichte eine bedenkliche Höhe. Das war um so übler, als diese ritterlichen Kreise, deren Abbilder uns in den Helden des Nibelungenliedes und der Gudrun entgegentreten, nicht bloß an den Fortschritten, welche die geistige Kultur in Deutschland seit den Ottonen gemacht, wenig Anteil hatten, so daß ihnen ein Mann von der Bildung Heinrichs als ein Wunder von Gelehrsamkeit erschien, sondern noch vielfach an dem derben, oft rohen altdeutschen Brauch festhielten und daher sogar in manchen Stücken selbst das Heidentum noch nicht ganz losgeworden waren. Daraus entsprang ein Gegensatz zwischen Laientum und Geistlichkeit, der die Reichsordnung schädigte, wie vielfache Konflikte zwischen der kirchlichen Rechtsanschauung und der des Laienadels zeigten. Denn je mehr damals die Kirche unter dem Einfluß der Cluniacenser die großen Prinzipien christlicher Sittlichkeit auch im weltlichen Leben zur Herrschaft zu bringen

strebte, um so schwereren Anstoß mußte sie an der Art nehmen, wie in den Kreisen des Laienadels an dem gerichtlichen Zweikampf, an dem Fehderecht und dem furchtbaren Gebot der Blutrache festgehalten wurde, die, statt schwebende Streitigkeiten zu begleichen, immer neue und leidenschaftlichere Feindschaften erzeugten.

Niemand hat diesen Zwiespalt tiefer empfunden als Heinrich III. Wie sich aber in ihm außerordentlicher praktisch-politischer Sinn mit seltenem sittlichen Idealismus, hoher, thatenfreudiger Rittermut mit frömmster Sorge um sein Seelenheil vereinigte, so unternahm er es von sich aus in einer für seine originelle geistige Eigenart höchst charakteristischen Weise, ihn auszugleichen und der Nation die geistige und sittliche Einheit zu verleihen. In ihm war jener Widerspruch überwunden: denselben Weg innerer sittlicher Läuterung, der ihn in ernster Selbstprüfung dahin geführt hatte, wollte er jetzt den um ihn gescharten kriegerischen Adel Deutschlands führen, indem er ihm zugleich als König und Priester, als Feldherr und Erzieher gegenüber trat. Als im Oktober 1043 zu Konstanz der schwäbische Adel um ihn versammelt war und gleichzeitig eine Synode der deutschen Bischöfe tagte, scheint man sich vergebens mit der Auffindung von Mitteln abgemüht zu haben, durch die dem verderblichen Fehdewesen in Schwaben ein Ziel gesetzt werden könnte: es mußte als unmöglich erscheinen, weil niemand ein erlittenes Unrecht unvergolten lassen zu dürfen meinte, da er damit seiner Ehre etwas vergeben haben würde. Da trat am vierten Tage der Verhandlungen Heinrich selbst vor den in der Kirche versammelten geistlichen und weltlichen Großen auf die Kanzel, ermahnte mit beredten und allgemein verständlichen Worten zum Frieden und schloß mit dem Vorschlage, alle Anwesenden möchten, was sie einander etwa an Unrecht zugefügt hätten, vergeben und auf jede Genugthuung verzichten. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran und erklärte, allen denen, die sich irgendwie gegen ihn vergangen hätten, volle Verzeihung zu gewähren. Als man auch da noch zögerte, drang er mit stürmisch bittenden Worten in die Versammelten, und den Widerstand derer, die sich da noch weigerten ihm zu gehorchen, brach er endlich durch Drohungen. Der Vorgang ist einzig in seiner Art. Heinrichs Verfahren entsprang weder der in Burgund gezeitigten cluniacenser Idee des Gottesfriedens, noch läßt es sich aus den Landfriedensverträgen herleiten, durch die man bereits zur Zeit Heinrichs II. in einzelnen Gebieten dem Fehdewesen, das zu beseitigen der König nicht stark genug war, Einhalt zu thun versucht hatte. Hier trat der König als der Befehlende, als Herr und Gebieter auf, aber er stellte seine Autorität in den Dienst einer in dem göttlichen Gebote wurzelnden Forderung, die nur der christlichen Sitte zu ihrem Rechte verhelfen wollte. Noch von Konstanz aus erging die gleiche Anordnung in die anderen Reichsteile. Es handelte sich also nicht um eine landschaftlich beschränkte, sondern um eine allgemeine und auf das ganze Reich berechnete Maßnahme. Ob dabei Heinrich als letztes Ziel ein Weltfriede vorgeschwebt, wie ihn Heinrich II. erstrebt hatte, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls war der Gedanke

zu neu und für die damals herrschende Denkweise zu fremdartig, als daß er sogleich hätte durchdringen und den gewünschten Erfolg herbeiführen können. Obgleich Heinrich sein Friedensgebot und den Verzicht auf alle Vergeltung gegen die ihm Verschuldeten zu Ende des Jahres 1043 in Trier und dann aus Anlaß des Dankfestes nach dem Ungarnsieg an der Raab im Frühjahr 1044 wiederholte, dauerte hier und da das Fehdewesen noch fort. Namentlich in Lothringen lagen nach dem Tode Herzog Gozelos dessen Söhne Gotfried und Gozelo der Jüngere in Streit, weil, entgegen dem Anspruch des ersteren auf die Nachfolge in dem ganzen Herzogtume, der König dem jüngeren Bruder Niederlothringen zu Lehen gegeben hatte. Zur Verteidigung seiner vermeintlichen Rechte gewann Gotfried nicht bloß manche burgundische Große, sondern trat auch mit König Heinrich I. von Frankreich in Verbindung. Es bedurfte kraftvollen gewaffneten Einschreitens im Herbst 1044, um die Ordnung herzustellen und dem Friedensgebot auch dort im Westen Anerkennung zu erzwingen.

Indem er diesen Weg der Reform beschritt, bekannte sich Heinrich offen zu der Richtung der Cluniacenser. Dabei aber gelangte er bald an einen Punkt, wo der deutsche Episkopat sich ihm versagte, wie er sich früher dem verwandten Streben Heinrichs II. entgegengestellt hatte. Damals aber hatte in Benedikt VIII. ein reformeifriger Papst an der Spitze der Kirche gestanden, der dasselbe Ziel erstrebte; jetzt war in Rom die Reformpartei wieder um allen Einfluß gebracht und ein Zustand anstößigster Verweltlichung zur Herrschaft gelangt. Eine die Absichten Heinrichs fördernde Einwirkung der Kirche auf die deutschen Bischöfe war demnach nicht zu erwarten. Aber freilich hatte der König auch keinen Widerstand von dieser Seite zu befürchten, wenn er es von sich aus unternahm, die deutsche Kirche auf die Höhe des sittlichen Ideals zu erheben. Sein kirchlicher Sinn nahm Anstoß an der tiefen Verstrickung der deutschen Bischöfe in weltliche Interessen und weltliche Händel, die bei vielen auch eine Verweltlichung des Lebens erzeugt hatte. Auch die Bischöfe sollten sittlich veredelt und dazu erzogen werden, ihre Pflicht in dem idealen Sinne Heinrichs zu erfüllen. Diese Tendenz trat bei Heinrich III. besonders stark hervor, seit er sich im November 1043 mit Agnes von Poitou vermählt hatte, der jüngsten Tochter des Herzogs Wilhelm von Poitou, eines in seiner südfranzösischen Heimat hoch angesehenen Fürsten, der als Gönner der strengen kirchlichen Richtung und Beschützer der von ihr gepflegten ernsten wissenschaftlichen Bestrebungen gefeiert war. Es ist bezeichnend, daß diese Verbindung von seiten des deutschen Klerus bekämpft wurde: denn von einer solchen Nachfolgerin der blonden Gunhild, des großen nordischen Herrschers Knud schöner Tochter, der ersten Gemahlin Heinrichs, die 1038 auf dem Heimweg aus Italien gestorben war, versah er sich einer Stärkung der ihm anstößigen cluniacenser Richtung. Und wirklich gewann Heinrich in seiner Gemahlin eine ihm geistesverwandte Lebensgefährtin und verständnisvolle Mitarbeiterin und Beraterin auf dem Felde der kirchlichen Reform. Gewiß enthielt Heinrichs Thätigkeit auf diesem Gebiete die Gefahr, daß die Grenzen von Staat und

Kirche verwischt wurden und das Königtum oberpriesterliche Rechte übte, daß, wenn auch ohne phantastische Zuthaten und ohne eitle Selbstverherrlichung, doch ein gewisser Cäsaropapismus entstand, nicht der verzerrte, widersinnige Ottos III., sondern ein sittlich veredelter, ein idealisierter Cäsaropapismus. Wenn das nicht geschah, sondern trotz ihrer Unterwerfung unter den gewaltigen Herrscher und ihrer Reform durch denselben die Kirche ihre Würde wahrte und geistig die herrschende Macht blieb, so legt das nur des weiteren Zeugnis ab für den sittlichen Ernst und die Geistestiefe Heinrichs III., der die entwürdigte Kirche selbstlos aufrichtete und sie sich selbst wiedergab.

In Rom herrschte wüste Unordnung. Als Johann XIX. 1033 starb, machten die Tusculaner Grafen wiederum einen der Ihren, den Neffen des Verstorbenen, Theophylakt, Alberichs Sohn, als Benedikt IX. zum Papst. Er entehrte den Stuhl St. Peters durch ein lasterhaftes Leben, übte aber dennoch ein Jahrzehnt alle oberhirtlichen Rechte und wurde auch von Heinrich nicht angefochten. Aber schließlich erhob in Rom selbst eine Partei gegen ihn den Bischof Johannes von Sabina als Silvester III., der jedoch durch Benedikt IX. bald wieder verdrängt wurde. Endlich beschloß dieser, den geistlichen Stand aufzugeben und sich zu verheiraten und überließ seine Stelle durch einen förmlichen Kaufvertrag an den Erzpriester Johann Gratian von Porta Latina, einen ernsten und tüchtigen Mann, dem selbst die Cluniacenser die Sünde der Simonie nachsahen, die er auf sich nahm, um die Kirche von Benedikt IX. zu befreien: er nannte sich Gregor VI.; zu seinem Kaplan wählte er einen jungen, zu großen Dingen berufenen Geistlichen, Hildebrand. Benedikt trat jedoch von dem abgeschlossenen Handel zurück und nahm mit Hilfe der Bewohner von Trastevere und der Barone der Campagna, die immer seine Hauptstütze gebildet hatten, seine Stellung wieder in Besitz. Da aber auch Silvester III. nicht wich, so wurde die Kirche Gegenstand des Streites zwischen drei Päpsten. Da wandte sich eine Synode der römischen Geistlichkeit auf Anregung der Cluniacenser an Heinrich III. und lud ihn ein, als oberster Schutz- und Schirmherr die Ordnung herzustellen. An der entscheidenden Stelle konnte dieser nunmehr mit der Ausführung seiner Reformideen einsetzen: von dort aus war er sicher, auch den widerstrebenden deutschen Episkopat allmählich zu beugen. Auf einer Synode, die Pfingsten 1046 in Aachen stattfand, war es mit diesem bereits zu einem offenen Konflikt gekommen. Heinrich hatte die Absetzung des unlängst erst von ihm ernannten Erzbischofs Wigbert von Ravenna verlangt wegen der von diesem in Abänderung der kirchlichen Bräuche bewiesenen Eigenmächtigkeiten: sie wurde verweigert mit der Erklärung, einmal hätten die deutschen Bischöfe keine Jurisdiktion über die italienischen und dann sei die Aburteilung kirchlicher Vergehen überhaupt Sache des Papstes, nicht des Königs, der bloß weltliche Machtbefugnisse habe und dem sie nur Treue schuldeten, während sie dem Papste zum Gehorsam verbunden seien, — eine Erklärung, die sich dem von Heinrich bisher zur Geltung gebrachten Standpunkt prinzipiell entgegensetzte und die

königliche Autorität von dem Gebiete ausschloß, wo Heinrich sie in heiligem Eifer eben recht segensreich wirken zu lassen dachte. Ja, schuldeten die deutschen Bischöfe dem Könige wirklich nur Treue, dem Papst aber Gehorsam, dann hörte für den König überhaupt die Verfügung über die deutsche Kirche auf und die ganze Reichsordnung wurde in Frage gestellt. Eigentlich war damit bereits das Problem formuliert, um dessen Lösung dann im Investiturstreit Jahrzehnte lang mit Erbitterung gerungen worden ist.

Im Oktober 1046 erschien Heinrich in der Lombardei; alles beugte sich in Gehorsam: von weltlichen Sorgen frei, konnte er sich ganz der Ordnung der Kirche widmen. Diese wurde in strenge Zucht genommen: im Sinne der Cluniacenser sollte sie von ihrer Unwürdigkeit und der Notwendigkeit gründlicher Besserung überzeugt werden. Den zu Pavia um ihn versammmelten Bischöfen hielt Heinrich vor, wie sie, meist durch Simonie zu ihren Stellen gelangt, eigentlich alle entsetzt werden müßten; auch den eigenen Vater schonte er nicht, der ungescheut Simonie geübt hatte; doch möge diesmal noch Gnade geübt werden, die Bischöfe aber sollten des unrecht Erworbene möglichst gut anzuwenden bemüht sein. Er selbst gelobte, auf jeden Gewinn bei der Verleihung geistlicher Stellen zu verzichten; für die Zukunft wurde Simonie mit Acht und Bann bedroht. Danach konnten auch Silvester III. und Gregor VI. nicht in ihrer Würde belassen werden: am 20. Dezember hielt Heinrich auf dem Wege nach Rom zu Sutri eine Synode, die beide des unrechtmäßig erworbenen Amtes entsetzte. Benedikt IX., der nicht erschienen war, wurde am 23. Dezember in Rom, wo Heinrich tags zuvor eingezogen war, von dem gleichen Spruche betroffen. Auf den Stuhl St. Peters erhob man nun am 24. Dezember Bischof Liudger von Bamberg: am Weihnachtstage wurde er als Clemens II. geweiht und setzte alsbald Heinrich die Kaiserkrone auf. Die Römer aber übertrugen dem Kaiser für die Zukunft das Prinzipat bei der Papstwahl, welche damit eigentlich in seine Hand gelegt wurde. Denn daß ein anderer als der, dem er seine Stimme gab, gewählt werden würde, war nach Lage der Dinge doch ausgeschlossen: Heinrich hatte hinfort eigentlich der Kirche ihr Oberhaupt zu ernennen. Damit war nun aber auch die Herrschaft der Reformpartei in Rom, war die Unterwerfung der deutschen Kirche unter sie entschieden. Ein neues Zeitalter begann für die Kirche: auf einer römischen Synode im Januar 1047 wurde die Simonie bereits für Ketzerei erklärt, eine Anzahl ihrer überführte italienische Bischöfe beseitigt und durch reformfreundliche deutsche Geistliche ersetzt. Auch die weltliche Papstmacht stellte Heinrich sicher, indem er die Tusculaner Grafen unterwarf, dem übermächtigen Herzog Waimar von Salerno in Pandulf IV. von Kapua einen Nebenbuhler und Aufseher setzte und die normännischen Edelleute Raimund von Aversa und Drogo von Apulien mit ihrem eigenmächtig erworbenen Besitz als Reichsvasallen belehnte.

Diese Zeit bezeichnet den Höhestand des mittelalterlichen Kaisertums. Das Ideal der kaiserlichen Weltherrschaft, wie man es damals faßte, konnte

im weſentlichen für verwirklicht gelten. Im Reiche herrſchte Friede; Fürſten und Edelleute bemühten ſich wetteifernd im Dienſte des gewaltigen Herrſchers, dem Böhmen, Polen und Ungarn huldigten; ſtolz auf eine ſo ehrenvolle Verbindung ſcharten ſich um ihn die zahlreichen Reichsminiſterialen im Kriegs- und Hofdienſt; die cluniacenſer Reformpartei, die an der Spitze der die Zeit beherrſchenden geiſtigen Strömung ſtand, feierte ihn als ihren treueſten Bekenner und thatkräftigſten Vorkämpfer; die römiſche Kirche dankte ihm die Befreiung von Sünde und Schande, und der anfangs widerſtrebende deutſche Epiſkopat beugte ſich in der Erkenntnis ſeiner Beſſerungsbedürftigkeit gehorſam ſeiner ſtrengen Zucht. Aber nur kurze Zeit hat ſich das Kaiſertum auf dieſer gebietenden Höhe behaupten können: in der Natur der Dinge lag es, daß der ſich vollendenden Univerſalherrſchaft die vom Untergange bedrohten partikularen Gewalten in neuer Erhebung entgegen traten. In mühſamer Abwehr ihres Anſturmes mußte Heinrich III. ſeit 1047 ſeine Stellung verteidigen und dabei die Erkenntnis gewinnen, daß dieſe Machtfülle ihrem ganzen Umfange nach nicht behauptet werden könne, daß er ſuchen müſſe durch Nachlaſſen der allzuſtraff angezogenen Zügel die Gegner zu verſöhnen.

Namentlich an drei Stellen begann die Oppoſition. In Ungarn war Heinrichs Lehnsmann, König Peter, entthront und lag geblendet im Kerker: die nationale Reaktion hatte Andreas aus dem Stamm Arpads zum König erhoben, der aber doch mit der chriſtlichen Kultur zugleich das gute Verhältnis zu Deutſchland aufrecht zu erhalten ſtrebte und den Heinrich anerkannte, da er zur Zeit durch Schwierigkeiten im Weſten des Reiches an gewaffnetem Einſchreiten gehindert war. Denn in ſeiner Abweſenheit hatte ſich Gottfried von Oberlothringen von neuem erhoben, um das ganze väterliche Herzogtum zu erkämpfen, und da die Grafen vom Hennegau, von Flandern und Holland ſeine Partei nahmen, ſo war der ganze Nordweſten des Reiches in Aufruhr. Obenein gärte es in Sachſen, wo kirchliche und politiſche Neuerungen Unzufriedenheit erzeugten. Es ſcheint, daß der Kaiſer in Bezug auf dieſes Land beſondere Pläne verfolgt habe, welche die alte Sonderſtellung desſelben bedrohten. Noch Heinrich II. hatte dieſe durch Beſtätigung des altſächſiſchen Rechtes anerkannt, jetzt aber wurden die Sachſen in höherem Maße als bisher zu den Reichslaſten herangezogen, die auch Gemeinfreie und Bauern früher nur in beſonderen Fällen getroffen hatten. Beſonders ſcheint der von Heinrich III. begonnene Bau zahlreicher Burgen verſtimmt zu haben, in denen man Stützen einer drohenden Gewaltherrſchaft erblickte. Die Einzelheiten ſind unklar: vielleicht trifft die Vermutung das Richtige, Heinrich habe Sachſen zum Zentrum ſeiner Herrſchaft machen, dort dauernd Aufenthalt nehmen wollen. Dabei könnte dann die hohe Bedeutung mitgewirkt haben, welche die reichen Silbergruben des Harzes auch in politiſcher Hinſicht für das Königtum gewannen. In Verbindung damit ſtanden wohl auch die ſtolzen Entwürfe, mit denen der Heinrich eng verbundene Erzbiſchof Adalbert von Bremen und Hamburg (1043 bis 72) ſich trug: ihm ſchwebte ein nordiſches Patriarchat vor, das Nord-

deutschland und die skandinavischen Reiche umfassen sollte. Viel lästiger empfanden es die Sachsen, daß er sie aus dem Mitgenuß des Kirchengutes zu verdrängen suchte und den reichen Besitz des Erzstiftes sowohl wie der sächsischen Klöster nicht mehr zu Lehen austhun, sondern unter erzbischöflicher Vogtei zusammenfassen wollte; namentlich mit den Billingern lebte Adalbert daher in Feindschaft.

Dennoch behauptete Heinrich III. zunächst seine Stellung. Den Aufstand im Nordwesten bewältigte er, indem er mit Frankreich, England und Dänemark Bündnisse einging, die den Rebellen die gehoffte ausländische Hilfe abschnitten, ihm selbst aber solche zur See eintrugen. Doch wurde inzwischen die Ordnung auch in Italien und in der Kirche gefährdet. Als nämlich im Oktober 1047 Clemens II. starb, suchten sich die Tusculaner Grafen der Gewalt wieder zu bemächtigen und Benedikt IX. kehrte nach Rom zurück. Heinrich aber ernannte den Bischof Poppo von Brixen als Damasus II. (1047—48) zum Papst. Derselbe eilte nach Italien, mußte aber bald nach Deutschland zurückkehren, da Markgraf Bonifaz von Tuscien ihm das Geleit nach Rom verweigerte. Erst auf des Kaisers Befehl führte ihn dieser, als er zum zweitenmal über die Alpen kam, nach Rom, wo Damasus am 17. Juli 1048 geweiht wurde: drei Wochen später (9. August) war er tot. Ende des Jahres 1048 gab ihm der Kaiser in Bischof Bruno von Toul einen Nachfolger, den die mit der Bitte um die Ernennung eines neuen Papstes erschienenen römischen Gesandten nach Italien geleiteten. In seinem Gefolge befand sich Hildebrand, der Kaplan Gregors VI., der diesen in die Verbannung nach Deutschland begleitet hatte. Im Februar 1049 zog Bruno im Gewande des büßenden Pilgers in der ewigen Stadt ein und wurde am 12. als Leo IX. (1048—54) geweiht, ein Eiferer für die neue reformatorische Richtung, für die er rastlos thätig war und welche die Sicherung in der Herrschaft wesentlich seiner teils agitatorischen, teils organisatorischen Thätigkeit zu danken hatte, wenn er auch mit seinem Kampf gegen Simonie und gegen Priesterehe zunächst noch auf zähen Widerstand stieß. In politischer Hinsicht die Stellung des Papsttums zu bessern, trat Leo IX. dem Wachstum der normännischen Macht, die sich dem Reiche bereits entzog, mit gewaffneter Hand entgegen. Aber in dem Feldzuge, den er im Januar 1053 nach dem Süden unternahm, erlitt er bei Civitale eine Niederlage und war eine Zeitlang wie ein Gefangener in den Händen der Gegner. Damit waren die Erfolge, die Heinrich III. 1047 im Süden gewonnen hatte, wieder verloren. Aber schon rüstete sich dieser dem Verfall Einhalt zu thun und auch dort seine wankende Herrschaft herzustellen.

Das Jahr 1050 hatte ihm den höchsten Glanz des Glückes gebracht. Der lothringische Aufstand war niedergeworfen; am 11. November gebar ihm Agnes von Poitou den ersehnten Sohn, Heinrich, der bereits in der Wiege, ohne Wahl und Krönung, für den Nachfolger des Vaters galt: das salische Haus schien beim Erbkönigtum angelangt. Alsbald aber türmten sich von allen Seiten drohende Wolken auf. Denn die bisher vereinzelten Gegner

ſchloſſen ſich nun zuſammen zu gleichzeitigem Angriff von verſchiedenen Seiten her. Gotfried von Lothringen war nach Italien entwichen: ſeine Heirat mit Beatrix von Tuscien, der Witwe des inzwiſchen verſtorbenen Markgrafen Boniſaz, verknüpfte den Heinrich feindlichen Norden und Süden. In Lothringen griff Balduin von Flandern von neuem zu den Waffen. Im Oſten fiel Ungarn ab, und daß Heinrich von drei gegen dieſes unternommenen Feldzügen (1050—52) ohne durchſchlagenden Erfolg heimkehrte, gab allen Feinden der ſaliſchen Herrſchaft neuen Mut. Die Bewegung in Niederlothringen griff weiter um ſich. In Bayern rebellierte Herzog Konrad: er wurde entſetzt und floh nach Ungarn; der Kaiſer aber gab das Herzogtum ſeinem Sohn Heinrich, für den es der Biſchof Gebhard von Eichſtädt (1125—49) verwaltete. Dieſe Vorgänge zeigten, daß die ſaliſche Herrſchaft doch nicht ſo feſt ſtand und durch des Kaiſers Tod ernſtlich gefährdet werden konnte. So ließ Heinrich jetzt ſeinen dreijährigen Sohn zu Tribur ausdrücklich zum König wählen. Da kamen Unglücksbotſchaften aus Italien: der Kunde von des Papſtes Niederlage durch die Normannen folgte die von ſeinem Tode im April 1054. Aber die Kirche machte doch keinen Verſuch ſich der Herrſchaft des Kaiſers zu entziehen: wieder erbaten die Römer die Ernennung eines Nachfolgers. Von den deutſchen Biſchöfen aber mochte keiner eine Würde annehmen, die ihrem Inhaber ſo unheilvoll zu werden beſtimmt ſchien, und auch Gebhard von Eichſtädt ſtellte Bedingungen, die erkennen laſſen, daß ſelbſt er die Zukunft der Kirche nicht für hinreichend gewährleiſtet hielt, wenn ſie ausſchließlich in der kaiſerlichen Macht beruhte. Sie von dieſer unabhängiger zu machen und namentlich zu befähigen, ihre weltlichen Rechte in Italien ſelbſt zu vertreten, außerdem vielleicht auch die Abneigung zu entwaffnen, welche dem Deutſchen auf dem Stuhle S. Peters von den Römern entgegen gebracht wurde, forderte Gebhard von dem Kaiſer die Herausgabe aller S. Peter zuſtehenden Rechte — eine deutbare Wendung, die nicht bloß auf den weltlichen Beſitz bezogen zu werden brauchte, wenn ſie zunächſt auch wohl nur davon gemeint war —, dann die Überlaſſung von Camerino und Spoleto an ihn perſönlich und endlich ſeine Ernennung zum Statthalter Italiens. Gebhard, nun Viktor II., (1054—57) hielt, ſo ſcheint es, den Beſtand eines bloß univerſalkirchlichen Papſttums, das nicht gleichzeitig auch eine territoriale italieniſche Macht war, für unmöglich. Die Hauptſache aber war doch, daß der Kaiſer ſelbſt in Italien zu erſcheinen verhieß.

Dort fand Heinrich keinen Widerſtand. Gotfried von Lothringen ging nun über die Alpen zurück, um dort den Aufſtand zu erneuern. Seine Gemahlin Beatrix beugte ſich Heinrich, wurde aber nebſt ihrer Tochter Mathilde vorläufig nach Deutſchland abgeführt; der Tod ihres einzigen Sohnes Friedrich ſchien die Macht des tusciſchen Hauſes vollends unſchädlich zu machen. In Florenz empfing den Kaiſer Viktor II., der jetzt, der ihm erteilten Zuſage gemäß, die der Kirche entzogenen Güter zum großen Teil zurück erhielt. Wegen eines gemeinſamen Krieges gegen die Normannen wurden auch mit den Griechen

Unterhandlungen angeknüpft. In Oberitalien stellte Heinrich Besitz und Rechte des Reiches kraftvoll her, mußte aber seine erfolgreiche Thätigkeit unterbrechen und nach Deutschland eilen, um eine dort entstandene Fürstenverschwörung unschädlich zu machen, welche seine Entthronung und Tötung beabsichtigte und den verjagten Bayernherzog Konrad zum König machen wollte. Seine Rückkehr vereitelte solche Entwürfe; aber die Unsicherheit blieb und die fortdauernde Gärung ließ einen neuen und schlimmeren Ausbruch befürchten. Heinrich traute sich doch nicht die Kraft zu, das bisher durchgeführte System gegen die

Das Kaiserhaus zu Goslar.

sich von allen Seiten erhebenden Widersacher mit Gewalt aufrecht zu erhalten: er zog es vor, durch Nachgiebigkeit die Gemäßigteren zu beschwichtigen und zu versöhnen und die Zahl der Gegner durch Gewährung von Gnade an die weniger Schuldigen zu vermindern. Er entließ die tuscische Markgräfin in ihre Heimat. Mit dem ungarischen Reiche leitete er ein freundschaftliches Verhältnis ein, indem er seine Tochter Judith dem Thronerben Salomon, dem Sohne des zuletzt vergeblich bekämpften Königs Andreas, verlobte. Ähnliche Absichten verfolgte er mit der Verlobung seines Sohnes, König Heinrich, mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Susa, eines der mächtigsten Dynasten Oberitaliens, an dem er eine Stütze gegen die tuscischen Markgrafen gewinnen wollte. Dagegen trat in Sachsen keine Änderung ein, wuchs vielmehr die

Unzufriedenheit. Der König ſelbſt ging dorthin, um den trotzigen Stamm vollends der neuen Ordnung zu beugen. Goslar, den feſteſten Platz in der wichtigen Harzgegend, wählte er zum Aufenthalt. Auch Papſt Viktor II. erſchien dort an ſeinem Hofe. Gemeinſam zogen ſie nach der Pfalz Bothfelde. Dort erſchütterte die Meldung von einer Niederlage, welche die Liutizen ſeinem Heere an der Havelmündung beigebracht hatten, den ſchon kränkelnden Kaiſer tief. Ende September nahm ſein Leiden eine verhängnisvolle Wendung: frommen Sinnes und in würdigem Ernſt, wie er gelebt, ging Heinrich dem Tode entgegen und beſtellte ſein Haus als Vater und als Herrſcher. Den jungen Heinrich, den er von den Anweſenden noch einmal zum König wählen ließ, empfahl er insbeſondere der Obhut des Papſtes. Dieſem beichtete er; von ihm mit dem Abendmahle verſehen ſtarb er am 5. Oktober 1056.

Sechstes Kapitel.

Kulturgeſchichtlicher Umblick.

Initial mit Königsfigur in einer Abſchrift des Flavius Joſephus aus Kloſter Zwifalten. Anfang des 12. Jahrh. Stuttgart, kgl. Bibliothek.

Anderthalb Jahrhunderte waren vom Ausgange des tief gefallenen karolingiſchen Hauſes bis zum Tode Heinrichs III. verfloſſen, deſſen Regierung den Höheſtand des deutſchen Königtums und des ihm verbundenen römiſchen Kaiſertums bezeichnet, nicht bloß rückſichtlich des Umfanges ſeiner Machtſphäre, ſondern auch in Bezug auf die Art und die Ziele der darin geübten Gewalt, welche durch ihren religiöſen und idealſittlichen Inhalt die höchſten geiſtigen Kräfte der Zeit in ſich zuſammenfaßte. Großes iſt in dieſen anderthalb Jahrhunderten auch in Bezug auf die ſteigende Entwickelung der Kultur geleiſtet worden, und wenn man den Zuſtand, in dem ſich Deutſchland zu Beginn der ſächſiſchen Periode befand, mit dem um die Mitte des elften Jahrhunderts erreichten vergleicht, ſo erſcheint der Fortſchritt, der ſich in dem wirtſchaftlichen und dem geſamten geiſtigen Leben des deutſchen Volkes vollzogen hatte, als ein wahrhaft großartiger, zumal gegenüber der Thatſache, daß er nicht in gleichmäßigem Gange gemacht wurde, ſondern wiederholt durch lang andauernde Kriſen unterbrochen war, die alles bisher Erreichte wiederum in Frage ſtellten und mit dem Untergange bedrohten. Bewundernswert iſt, was das deutſche Volk damals inmitten großer innerer und äußerer Kämpfe geleiſtet hat, die Fülle phyſiſcher, geiſtiger und ſittlicher Kräfte, die es in ſich zeitigte, und die unverwüſtliche Jugendfriſche, mit der es die vor ihm ſich aufthuende neue Welt ſich zu eigen machte und bald ſelbſtthätig an ihrem Auf- und Ausbau mitarbeitete.

Zu Beginn des zehnten Jahrhunderts ſchien die leitende Rolle bereits wieder ausgeſpielt, deren Träger die deutſchen Stämme ſeit dem Anfang der Völkerwanderung geweſen waren. Selbſt die Bewahrung ihrer politiſchen Einheit war nach dem Zerfall des karolingiſchen Reiches infolge der ſchärferen Sonderung der Herzogtümer in Frage geſtellt. Die Ausbildung der Feudalität bedrohte durch die fortſchreitende Minderung der Freiheit des gemeinen Mannes die deutſchen Grundlagen von Staat und Geſellſchaft, und der Charakter des Königtums erfuhr eine fortſchreitende Umwandelung. Die Bildung, die ihrem Urſprunge gemäß in der Kirche wurzelte und eine kirchliche war, befand ſich in einem Verfall, der die Zeit Karls des Großen als eine Periode höchſten Glanzes zurückerſehnen ließ: Kirchen und Stifter lagen wüſt und ſtanden verödet, durch Normannennot an dem einen, den Ungarnſchrecken an dem andern Ende auch wirtſchaftlich ruiniert, und die Ausbreitung einer gewiſſen litterariſchen Bildung in den Kreiſen der Laien, auf die Karl der Große planmäßig hingearbeitet hatte, war wiederum völlig in Stillſtand geraten. Das Bild, welches Deutſchland, nach einem kurzen Anlauf zu höherem Aufſchwung in die Barbarei zurückfallend, damals darbietet, erſcheint vollends trüb und dunkel, wenn man ihm die erſtaunliche Regſamkeit und Produktivität gegenüberſtellt, welche um dieſelbe Zeit bei den nordiſchen Germanen herrſchte und ſich nicht bloß in der Ausbildung eines zukunftsreichen Königtums auf demokratiſcher Grundlage, ſondern auch in eigenartigen geiſtigen Schöpfungen im Anſchluß an den unverlorenen Schatz der alten Sagen glänzend bethätigte. Auch wirtſchaftlich war Deutſchland damals in trauriger Lage und gegen die vielverſprechenden Anfänge unter Karl dem Großen weit zurückgeblieben. Andere Erwerbsquellen als den Ackerbau kannte der Deutſche nicht, und auch dieſer bewegte ſich noch ausſchließlich in der altväteriſchen Form der Dreifelderwirtſchaft mit gemeinſamer Wald-, Moor- und Heidennutzung. Während in den weit fortgeſchrittenen Gebieten des Weſtens Handel und Verkehr bereits durch zu feſtem Kurſe umlaufendes Geld reguliert wurden und damit die Möglichkeit freierer Bewegung und größeren Umſatzes erhielten, war Deutſchland noch ganz befangen in den ſchwerfälligen Formen der Naturalwirtſchaft und des Tauſchhandels und entbehrte noch — in den ehemals römiſchen Landſchaften des Südens und Weſtens könnte man auch ſagen: wieder — der Städte als der Zentren des wirtſchaftlichen und zugleich des geiſtigen Lebens: dem Byzantiner und dem Araber mußte es damals als ein Land trauriger Unkultur erſcheinen, für den kampffrohen Nordgermanen aber hatte es in ſeiner Armut eine lockende Beute zu ſein aufgehört. Infolgedeſſen war nun mit der Zuverſicht auch die Kraft des Heidentums wiederum geſtiegen: die Miſſion war in Stillſtand geraten, die Marken im Norden und Oſten lagen verfallen und die nordiſchen und ſlawiſchen Heiden waren überall wieder im Vordringen begriffen, den chriſtlichen und deutſchen Beſitzſtand von allen Seiten her beunruhigend und bedrohend.

Heinrich I. hatte dieſem Verfall Einhalt gethan, Otto der Große die

Grundlagen für eine neue ſtaatliche und kirchliche Ordnung geſchaffen, welche, durch ſeinen Sohn der Vollendung ganz nahe gebracht, durch ſeines Enkels phantaſtiſches Treiben wiederum zerſtört, von Heinrich II. aber in mühevoller Arbeit gerettet und von neuem zuſammengefügt wurden. Konrad II. fügte, darauf weiter bauend, durch die Organiſation der Miniſterialen eine neue geſellſchaftliche Ordnung hinzu, welche dem Königtum größere Unabhängigkeit von der Kirche und damit wirkliche Vollgewalt verſchaffte. In dieſe neuen Formen hatte Heinrich III. den großen reformatoriſchen Geiſt ſeiner Zeit faſſen und zu gleichmäßiger Durchdringung von Staat, Kirche und Geſellſchaft ſtärken wollen. Es war ihm das nur teilweiſe gelungen: er war dabei auf Widerſtand geſtoßen, den zu überwinden er ſich zur Zeit ſelbſt als nicht ſtark genug erkannt hatte. Das hing zuſammen mit den Wandelungen, die ſich im Ausgang der ſächſiſchen Zeit vollzogen hatten. Zunächſt nämlich ſchieden ſich innerhalb des Volkes die Stände ſchärfer als bisher: namentlich ſonderte ſich ein Stand berufsmäßiger Krieger von dem Bauern, in dem auch die Wehrkraft des Reiches ehemals beruht hatte. Darüber verfiel des weitern die alte Grafſchaftsverfaſſung: der Bauer büßte die Verbindung mit dem öffentlichen Leben ein, die ihm bisher ſchon durch die Teilnahme am Kriegsdienſt vermittelt worden war, er wurde nicht bloß unkriegeriſch, ſondern wurde auch von dem Strome der fortſchreitenden Entwickelung nur noch ausnahmsweiſe berührt; er hielt infolgedeſſen an dem Althergebrachten feſt und bewahrte die einfache Sitte der Vorfahren. Aber dieſe Abſonderung führte weiterhin dann zu der geſchloſſenen Organiſation der Bauernſchaften zu eigenen Genoſſenſchaften auf Grund der hofrechtlichen Satzungen, die ihre geiſtlichen und weltlichen Herren ihnen verliehen: namentlich erſtere haben damit zum eigenen Vorteil frühzeitig den Anfang gemacht. Anderſeits erlangte der Adel, vermöge der Lehnsverfaſſung neben und unter der Kirche um das Königtum geſchart, eine höhere Bedeutung und wurde mehr und mehr der Wehrſtand, auf dem die kriegeriſche Leiſtungsfähigkeit des Reiches nach innen und außen beruhte. Dieſe Entwickelung brachte Konrad II. zum Abſchluß, indem er auch den Dienſtadel einer ſolchen bevorzugten Stellung teilhaftig werden ließ, denſelben von dem höheren Lehnsadel emanzipierte und auf das engſte mit den Intereſſen des Königtums verknüpfte. Geſteigert wurde die Wirkung dieſer Neuerungen durch Wandelungen, die ſich gleichzeitig in dem wirtſchaftlichen Gebiete vollzogen. Dem Ausgange dieſer Zeit gehören die Anfänge des ſtädtiſchen und gewerblichen Lebens an. Ihre Sitze waren vornehmlich die biſchöflichen Städte, wo die Biſchöfe ihre Dienſtleute durch hofrechtartige Satzungen zu einer Art von Gemeindeverbänden zuſammenfaßten, welche, zunächſt natürlich noch unfrei, doch durch die von ihnen gepflegte gewerbliche Thätigkeit allmählich wirtſchaftlich mächtig wurden und von da aus dann auch ihre Stellung den biſchöflichen Vögten und Beamten gegenüber beſſerten, um in ſpäterer Zeit vollends zur Freiheit aufzuſteigen.

So hatte ſich in den anderthalb Jahrhunderten von Heinrich I. bis zum Tode Heinrichs III. innerhalb des deutſchen Volkes eine neue ſoziale Gliederung

vollzogen, für deren vervielfältigende Weiterbildung auch bereits die Ansätze vorhanden waren. Aber auch nach der entgegengesetzten Seite hin war eine Änderung eingetreten, insofern die deutschen Stämme, die im Anfang dieses Zeitraumes auf dem Wege zu sein schienen sich vollends zu trennen, in dem Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit gestärkt und befestigt und eigentlich erst zu einem deutschen Volke verwachsen waren, ohne darum auf ein gewisses Sonderleben im einzelnen zu verzichten. Bekanntlich ist die Bezeichnung des Gesamtvolkes als des deutschen, ausgehend von der Gemeinschaft der Sprache, die trotz der dialektischen Verschiedenheit doch alle Stämme den umwohnenden Völkern als zusammengehörig entgegensetzte, erst im sächsischen Zeitalter aufgekommen: die gemeinsamen Großthaten der ottonischen Periode, die glückliche gemeinsame Abwehr der um die Wende des Jahrtausends von allen Seiten drohenden Gefahren, die mühsamen, aber erfolgreichen Kämpfe gegen Dänen und Slawen im Norden, Böhmen, Polen und Ungarn im Osten hatten den deutschen Stämmen eine solche Fülle gemeinsamer Erinnerungen, gemeinsamen Heldentums gewonnen, daß in den ritterlichen Kreisen die in der Stammessonderung begründeten Verschiedenheiten abgemindert wurden und an Wirksamkeit verloren. Nicht bloß ein stark ausgeprägter Korpsgeist hatte sich dort gebildet, auch eine stolze patriotische Gesinnung war dort entwickelt worden, die sich in Treue gegen den König und tapferem Kampf für Ehre und Recht des Reiches ruhmvoll bethätigte: sind es doch die deutschen Ritter dieser Zeit, welche den Heldengestalten des Nibelungenliedes als Original gedient haben. In den Formen freilich, in denen der diese Kreise erfüllende Geist zum Ausdruck kam, waren schon damals manche fremdländische Elemente vertreten, und seinen Anfängen nach findet sich schon um die Mitte des elften Jahrhunderts auch in dem deutschen Rittertum der sozusagen internationale Zug, der ihm wie dem Rittertum überhaupt in späteren Zeiten eigen war. Es fehlte ja nicht an mannigfachen Berührungen mit dem Auslande, das die ritterliche Eigenart auf Grund des Feudalwesens und der Vasallität schneller und vollständiger ausgebildet hatte als Deutschland. Auf der einen Seite vermittelte Lothringen eine dauernde Einwirkung des französischen Wesens, für das auf diesem Gebiete der normännische Einfluß bereits einen großen Fortschritt bewirkt hatte; mit Konrad II. begann die Verbindung mit Burgund, dem Lande, wo das ritterliche Wesen nach seinen romantischen Glanzseiten ebenso wie nach seinen Mißständen und Auswüchsen besonders entwickelt war, und dazu kam dann die immer erneute Verbindung mit Italien, das vermöge der Organisation der Romfahrten zur Kaiserkrönung vorzugsweise der Schauplatz wurde, auf dem das deutsche Rittertum sich in seiner Gesamtheit und nationalen Einheit selbstbewußt bethätigte.

Aber weit hinaus über diesen Kreis und das Gebiet, das er politisch und wirtschaftlich beherrschte, erstreckten sich die Wirkungen der namentlich durch ihn vermittelten Verbindung mit dem alten Kulturlande im Süden der Alpen. So tief Italien damals politisch zerrüttet sein mochte und so arg die sittliche

Verwilderung war, welche gerade die am höchsten stehenden Kreise ergriffen hatte, noch lebte auch in dieser verwilderten Gesellschaft ein kostbares geistiges Erbe des klassischen Altertums, das trotz seiner Zerstückelung und Entstellung für die von alledem noch unberührten Deutschen eine unerschöpfliche Fülle anregender, erweckender, bildender Elemente enthielt, welche auch an ihnen wie einst an ihren Vorfahren im Zeitalter der Völkerwanderung ihre siegreiche Kraft bewährten und die durch ihre Schwerter zu Herren Roms gewordenen Sachsen und Franken überwanden und zu dankbaren Schülern der römischen Kultur machten. Was Karl der Große in planmäßiger friedlicher Arbeit von dem Zentrum der Aachener Hofschule aus zu erreichen gedacht hatte, dessen vielversprechende Anfänge der Barbarei der nächsten Jahrzehnte erlegen waren, wurde durch die von Otto dem Großen erneute Verbindung Deutschlands mit Italien auf anderen Wegen zwar und vielleicht minder vollständig, aber doch in der Hauptsache mit dem gleichen Erfolge erreicht. Es ist dabei die merkwürdige Thatsache zu beobachten, daß gerade der von dieser höheren geistigen Kultur am wenigsten berührte Stamm der Sachsen durch die Vermittelung seines Herrscherhauses bei der Einbürgerung derselben in Deutschland eine hervorragende Rolle spielte, insofern namentlich der sächsische Klerus, dessen Glieder auch außerhalb ihrer engeren Heimat zu hohen kirchlichen Würden aufstiegen, sich ihrer mit Eifer annahm, angespornt durch die Vorliebe, welche die Ottonen und die hochgebildeten Frauen neben ihnen diesen wissenschaftlichen Bestrebungen zu teil werden ließen. Sächsische Kloster- und Kirchenschulen fingen damals an mit den altberühmten Pflegstätten kirchlicher Wissenschaft im Westen und Süden Deutschlands zu wetteifern, und sächsische Autoren nahmen unter den Geschichtschreibern der Zeit einen hervorragenden Platz ein. Dennoch ist diese Richtung damals dort nicht so erfolgreich durchgedrungen wie anderwärts, nicht bloß weil sie zu neu war und natürlich längerer Zeit bedurfte, um auf weitere Kreise zu wirken, sondern auch weil ihr ausgesprochen kirchlicher Charakter gerade in Sachsen bei der alten Vorherrschaft des Laienadels auf einen gewissen Widerstand stieß, jedenfalls weite Kreise ihr noch fern hielt. Späterhin aber wurde dieser Gegensatz noch durch andere Umstände verschärft. Seit Adalbert von Bremen und Hamburg in ernstem Zusammenwirken mit Kaiser Heinrich III. die in der Kirche herrschende Reformrichtung namentlich auch insofern zur Geltung brachte, als er den kirchlichen Besitz von der Ausnutzung durch den Laienadel befreite und unter die eigene Verwaltung und die ausschließliche Verwertung durch die Kirche zu bringen strebte, stieg die Spannung zwischen ihm und dem sächsischen Adel, obenan dem Hause der Billinger, und die Parteinahme des Kaisers für den Erzbischof trug nicht unwesentlich dazu bei, die Sachsen in die Opposition gegen das salische Herrscherhaus zu treiben. Schroffer als sonstwo im Reiche trat der Gegensatz zwischen Laienbildung und geistlicher Bildung auch in der Folge gerade in Sachsen zu Tage.

Darin aber stand doch Sachsen insofern im Einklang mit der Entwickelung der ganzen Zeit, als in den vierzig Jahren der Herrschaft der

erſten beiden Salier die eigentlich theologiſche Gelehrſamkeit, die in der ottoniſchen Zeit in raſchem Aufſchwung begriffen geweſen war, nicht bloß ſtillſtehen blieb, ſondern auch bald zurückging. Denn im Gegenſatz zu dem Vorwalten hochkirchlicher Tendenzen im Ausgang der ottoniſchen Periode, welche auch die deutſche Geiſtlichkeit tiefer in die gelehrten theologiſchen Studien gezogen hatten, waren dieſe mit dem Vorwalten der weltlichen Geſichtspunkte unter dem erſten Salier wieder zurückgedrängt worden, und die entſchiedene Oppoſition, welche die Mehrheit des deutſchen Epiſkopats den Beſtrebungen der Cluniacenſer entgegenſetzte, hat zur Minderung der im Erblühen begriffenen kirchlichen Gelehrſamkeit in Deutſchland beigetragen. Erinnert man ſich des ſtattlichen Kreiſes hervorragender Kirchenlehrer, der den ottoniſchen Hof umgab, ſo erſcheint das ſaliſche Haus gerade nach dieſer Seite hin ohne Intereſſe und ohne Verdienſt. Auf dieſem Gebiete wie in der Entwickelung des wiſſenſchaftlichen Lebens überhaupt bleibt Deutſchland weit zurück, und die Trägerinnen des Fortſchritts werden die gelehrten Schulen Italiens und Frankreichs, namentlich letzteres erhält durch die großartige Thätigkeit Lanfranks eine entſcheidende Bedeutung für die geſamte Kirche, und auch die höher ſtrebenden jungen deutſchen Geiſtlichen wanderten zu ihrer Ausbildung dorthin.

Was damals in Deutſchland an wiſſenſchaftlichem Betriebe vorhanden war, verfolgte eine entſchieden weltlich praktiſche Richtung, die auch in der nicht eben umfänglichen theologiſchen Litteratur vorwaltete: für die anderwärts ſo eifrig gepflegte theologiſche Spekulation hatte dieſes realiſtiſche Zeitalter in Deutſchland keinen Sinn. Wer von den jungen Klerikern, die höher hinauswollten, dergleichen Intereſſen verfolgte, der zog nach Frankreich und machte dort ſeine Studien. Ein lehrreiches Gegenſtück dazu liefert die Thatſache, daß anderſeits italieniſche Geiſtliche, die ſich für das Geſchäftsleben ausbilden wollten, alſo eine höhere kirchlich-politiſche Laufbahn im Auge hatten, dazu umgekehrt Deutſchland aufſuchten, und zwar womöglich an dem kaiſerlichen Hof ſelbſt, d. h. in der Kanzlei längere Zeit Dienſt nahmen. Bekanntlich trifft das auch bei Hildebrand zu, dem nachmaligen Papſt Gregor VII., der im Gefolge des nach dem Norden verbannten Gregors VI. über die Alpen gekommen war und dort eine für ſeine geſamte Entwickelung äußerſt wichtige Lehrzeit durchgemacht hat. Ein deutſcher Biſchof, Burkhard von Worms, war es, der zur Zeit Heinrichs II., zwiſchen 1012 und 1023, in Gemeinſchaft mit Biſchof Walter von Speier und mit Hilfe des Abtes Brunicho eine zwanzig Bücher umfaſſende Sammlung der alten Kirchengeſetze zu ſtande brachte, im engſten, unkritiſchen Anſchluß an die von ausgeſprochen hierarchiſchen Tendenzen erfüllten verwandten Arbeiten des karolingiſchen Zeitalters.

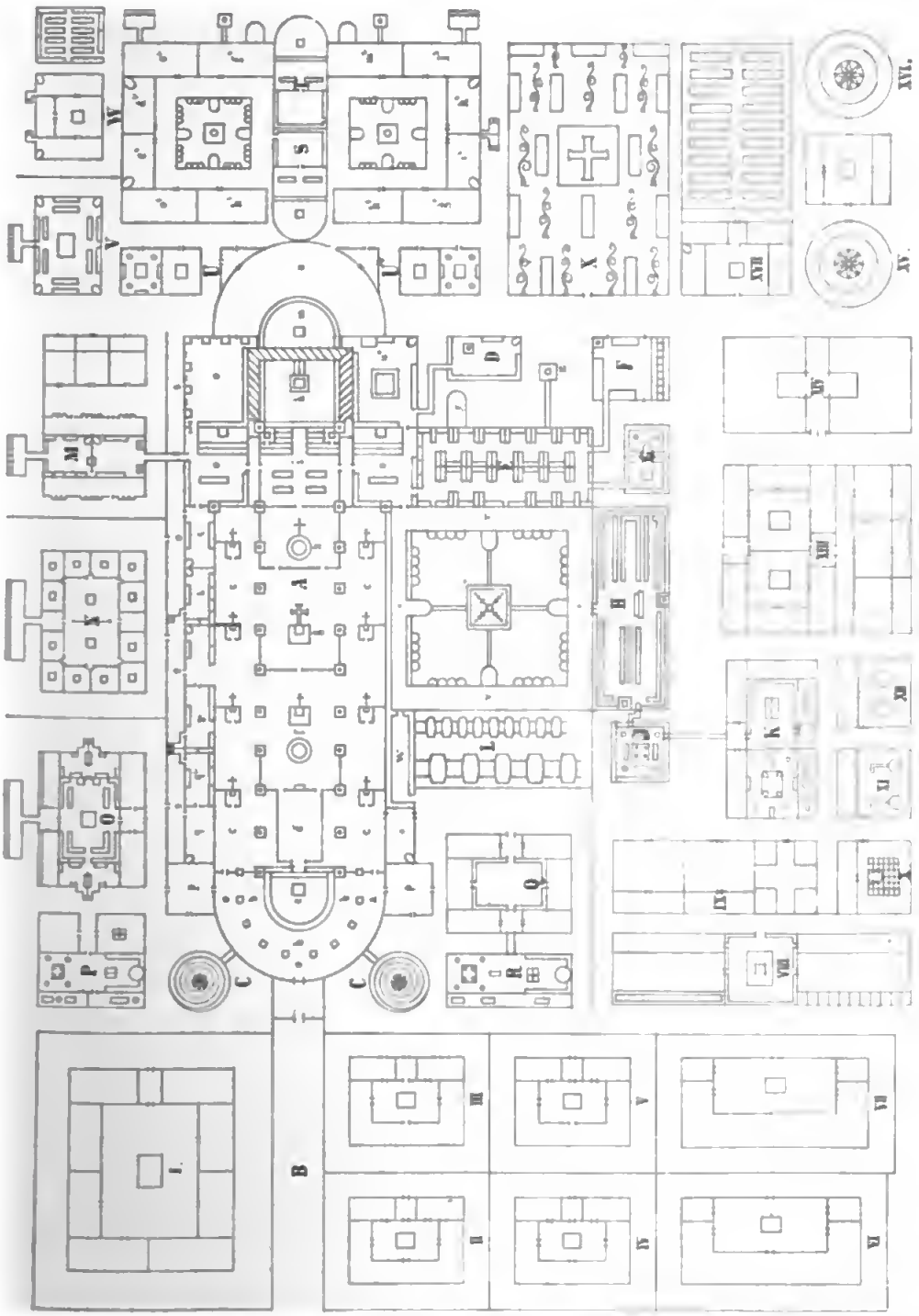
Dem Vorwalten weltlicher Intereſſen in Deutſchland während der erſten Hälfte des elften Jahrhunderts entſpricht es nun, daß man an Pflegſtätten der Wiſſenſchaften, namentlich alſo an den Kloſterſchulen, eigentlich nur diejenigen Disziplinen trieb, die nach dieſer Seite hin nützlich werden konnten. Selbſt in dem lateiniſchen Stil der Zeit ſpiegelt ſich dieſe Richtung

ab, inſofern er ſich im allgemeinen von allen Künſteleien, rhetoriſchem Pathos und bibliſchem Bilderreichtum, der ſo leicht zum Schwulſt wird, frei hielt und, im weſentlichen korrekt, einen nüchternen, klaren, leicht verſtändlichen Ausdruck erſtrebt und meiſtens auch erreicht. Namentlich den Geſchichtſchreibern der Zeit iſt das zu gute gekommen, ganz beſonders aber natürlich dem Kanzleiſtil, wie er uns in zahlreichen Urkunden und Briefen entgegentritt als beſonders geeignet zur Verhandlung über die in Frage ſtehenden praktiſchen Dinge. Auch die lateiniſche Dichtung trägt den gleichen Charakter an ſich, ja, ſie läßt den weltlichen Zug, der durch die ganze Zeit geht, noch beſonders darin erkennen, daß ſie mit Vorliebe nationale Stoffe behandelte und trotz des durch die Sprache gegebenen fremden Gewandes das deutſche Leben der Zeit bis in die Einzelheiten hinein der Wirklichkeit entſprechend mit liebenswürdiger Realität zur Anſchauung bringt. Auch die deutſche Sprache kam unter dem Einfluß dieſer nationalen Richtung mehr zu ihrem Rechte als früher: ſelbſt zu kirchlichen, zu gelehrt theologiſchen Zwecken ſuchte man ſich ihrer zu bedienen. Ein Mönch zu St. Gallen, Notker Labeo, verfaßte zu Anfang des elften Jahrhunderts (er ſtarb 1022) eine Überſetzung und Erklärung der Pſalmen, für uns eine unſchätzbare Quelle für die Kenntnis des althochdeutſchen Sprachſchatzes; auch des Boethius berühmtes Werk von den Tröſtungen der Philoſophie, das Alfred der Große einſt ſeinen Angelſachſen zugänglich gemacht hatte, ſowie das Organon des Ariſtoteles, die Grundlage und das Regulativ der geſamten wiſſenſchaftlichen Thätigkeit des Mittelalters, und des der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts angehörigen Afrikaners Martianus Capella im Mittelalter vielgeleſenes Gedicht von der Hochzeit der Philologie und des Merkur, die Einleitung zu desſelben Encyklopädie der ſieben freien

---

A Kirche: a unbedeckte Vorhalle. b Paradies. c Seitenkapellen. d Weſtlicher Chor. e Weſtliche Exedra mit dem Apoſtel Petrus geweihten Altar. f Taufſtein, davor Altar des Täufers und der des Evangeliſten Johannes. g Altar des Erlöſers. h Evangelienkanzel. i Öſtlicher Chor mit Treppe zum Presbyterium. k Presbyterium mit dem Altar des h. Gallus, auf drei Seiten von einem gewölbten Gang umgeben. l Eingang zur Krypta. m Öſtliche Exedra mit dem Apoſtel Paulus geweihten Altar. n Vorhof oder Paradies. o Flügel des Querſchiffs, zu Seitenkapellen beſtimmt. p Vorhöfe. q Wohnung des Pförtners. q¹ Schlafzimmer des Pförtners. r Wohnung des Schulvorſtandes, daneben deſſen Studierzimmer. s Höfe. t Gaſtwohnung für fremde Kloſtergeiſtliche. u Schreiberſtube, darüber die Bibliothek. u¹ Sakriſtei, darüber Aufbewahrungsort für Meßgewänder. v Großer Kreuzgang, deſſen nördliche Halle (an der Mauer des Langhauſes der Kirche) zugleich als Kapitelſaal in Gebrauch war. w Sprechzimmer. x Wohnung des Almoſenpflegers. B Zugang. C Türme, von welchen man die ganze Anlage des Kloſters überſchauen konnte. D Gebäude zum Backen des h. Brotes und Zurichten des h. Öles. E Wahnzimmer, darüber Schlafzimmer der Mönche. y Ofen für Wahn- und Schlafzimmer der Mönche. z Schornſtein dazu. F Latrinenhaus. G Waſch- und Badehaus. H Refektorium, darüber Aufbewahrungsort für Garderobe. J Küche. K Backhaus, daneben Brauhaus. L Kellerei, darüber Vorratskammer. M Wahnung des Abtes, daneben Ökonomie dazu. N Schulhaus. O Wohnung für vornehme Gäſte. P Ökonomie für O. Q Wohnung für Pilger und Arme. R Ökonomie für Q. S Krankenkirche. a¹ b¹ c¹ d¹ e¹ f¹ Krankenhaus der Mönche, einen Kreuzgang umſchließend. T Novizenkirche. g¹ h¹ i¹ k¹ l¹ m¹ Schulhaus für Novizen und Oblaten. U Bad und Küche für das Krankenhaus. U¹ Bad und Küche für die Novizenſchule. V Operationsraum. W Wohnung des Arztes, daneben Arzneigarten. X Begräbnisplatz.

I Beſtimmung dieſer Gebäude in der nordweſtlichen Ecke iſt nicht feſtzuſtellen, da die diesbezügliche handſchriftliche Notiz im Original zerſtört iſt. II Geſindehaus. III Schäferei. IV Schweineſtall. V Ziegenſtall. VI Geſtüt. VII Kuhſtall. VIII Wohnung der Hirten, daneben Pferde- und Ochſenſtall. IX Drechslerei, daneben Böttcherei und Vorratshaus. X Malzdarre und Wohnung der Knechte. XI Stampfmühle. XII Handmühle. XIII Wahnung für Handwerker aller Art. XIV Scheune. XV Hühner- und XVI Gänſeſtall, dazwiſchen Wahnung des Federviehzüchters. XVII Wohnung des Gärtners, daneben Gemüſegarten.



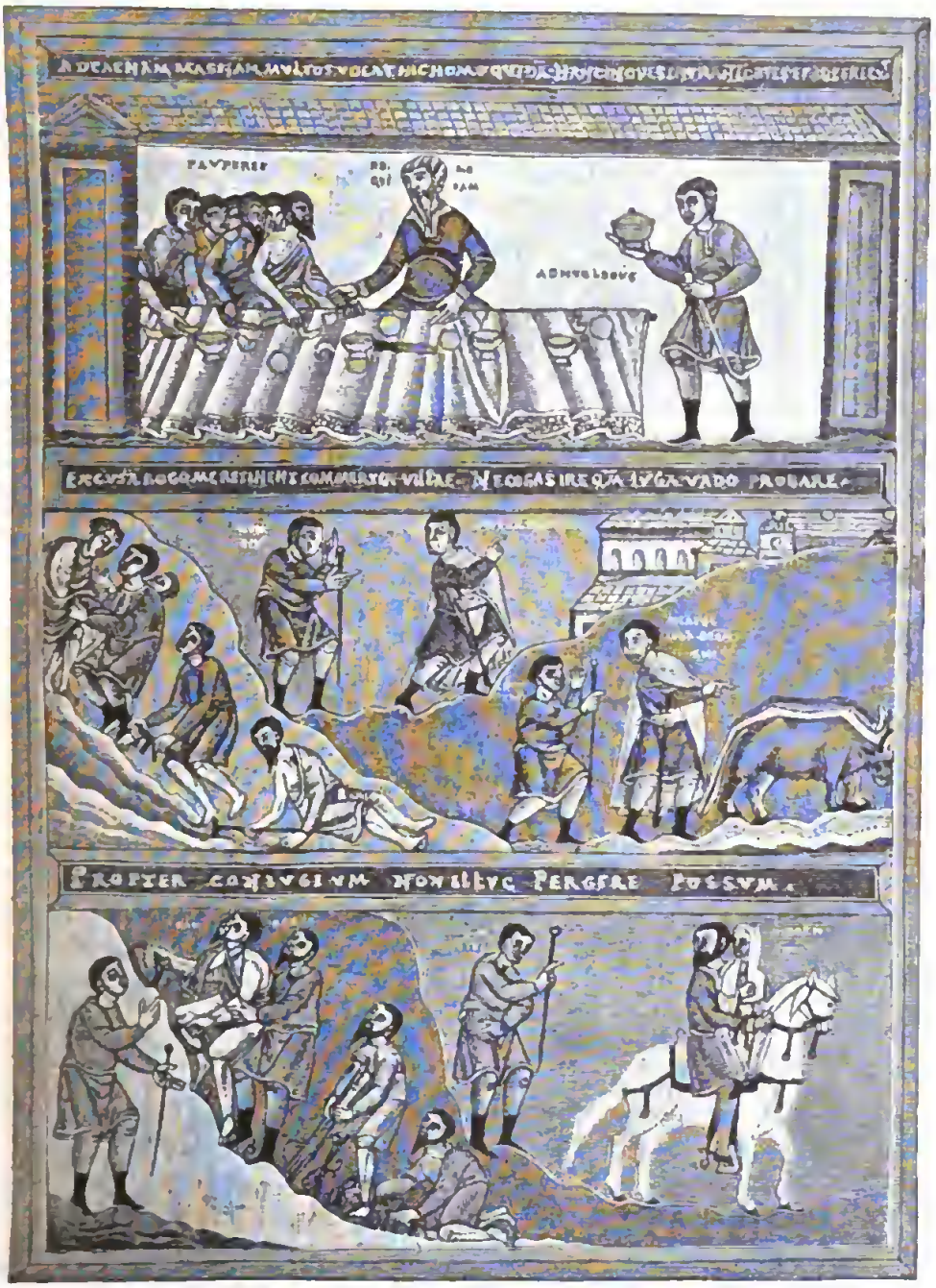
Plan des Klosters St. Gallen. (Nach Keller.)

Das mit handschriftlichen Notizen über die Bestimmung der einzelnen Räume versehene Original befindet sich in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen; wahrscheinlich 820 vom Mönch und Baumeister Gerung gefertigt.
Erläuterung auf Seite 296.

Künste, hat dieser St. Gallener Mönch in seine Muttersprache übertragen und so mit Recht von seinen Genossen den ehrenden Beinamen des Deutschen erhalten. Einem jüngeren Zeitgenossen Notkers, dem Abte des bayrischen Klosters Ebersberg, Willimer, der in Fulda und in Paris gebildet war, verdankte man eine Übersetzung und Erklärung des Hohenliedes, die in ihrer barbarischen Mischung lateinischer und deutscher Verse und Sätze an sich schon ein Beweis ist für die Berechtigung der von dem Verfasser erhobenen Klage über den Verfall der theologischen Gelehrsamkeit in Deutschland.

Das ganze Leben derjenigen Stände und Kreise des Deutschen Reiches, die zu Ausgang des sächsischen und zu Beginn des salischen Zeitalters als die eigentlichen Träger der deutschen und, was damit ja fast zusammenfällt, der allgemeinen Geschichte für uns in der Überlieferung in eine hellere Beleuchtung gerückt sind, wird gekennzeichnet durch Züge kraftstrotzender und kraftfroher Lebens- und Thatenlust, die oft recht unkirchlich, nicht selten voll kecken Übermuts, gewaltthätig und zuweilen auch noch roh, doch immer Zeugnis ablegt von der Jugendfrische und Freudigkeit, welche das Bewußtsein wohlverdienter Macht und Ehre und der Glaube an ihre Erhaltung und Mehrung in jedem rasch aufsteigenden Volke zu erzeugen und nicht selten zur Trägerin neuer Großthaten zu machen pflegt. Der wissenschaftliche Aufschwung, den Deutschland nahm, vermehrte auch die Mittel dieser Kreise, und auf Schritt und Tritt begegnen wir daher den Zeugnissen dafür, daß das ritterliche und fürstliche Leben sich damals außerordentlich glänzend und gelegentlich üppig gestaltete und daß auch der Klerus, namentlich die fürstlich waltenden Bischöfe, ungeachtet des Eifers der Cluniacenser daran ihren reichgemessenen Anteil hatten. In Speise und Trank, in Wohnung und Kleidung, in Waffen und Gerät aller Art trat mit dem wachsenden Reichtum eine Steigerung des Aufwandes ein und die Neigung zu Pracht und Prunk wurde herrschend: die Bekanntschaft mit dem verfeinerten Leben der Italiener und Südfranzosen hat dazu ebenfalls beigetragen.

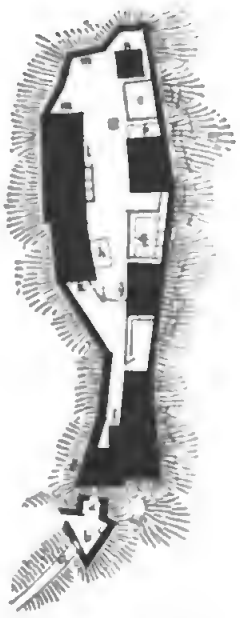
Von alledem, was die neu entstandenen und gesteigerten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen bestimmt war, ist ja sehr wenig oder nichts auf uns gekommen. Diese Seite in dem Charakter jener Epoche tritt uns unmittelbar nur noch entgegen in den der zerstörenden Wirkung der Zeit weniger ausgesetzten Werken der bildenden Kunst, namentlich der Baukunst. Aber auch da fehlt uns eine Anschauung von dem Wesen und der Leistungsfähigkeit der weltlichen Baukunst fast vollständig, und wenn wir von ganz allgemein gehaltenen, schatten- und schemenhaften Schilderungen absehen, scheint es an bedeutenden, von den Zeitgenossen selbst als bemerkenswert anerkannten Leistungen auf diesem Gebiete damals gänzlich gefehlt zu haben und in dem Bau der Städte sowohl wie in dem der Burgen und Pfalzen nur noch das Bedürfnis als Maßstab gegolten, eine reichere, zur Bethätigung erwachenden Kunstsinnes geeignete Entfaltung neuer Motive in Anlage und Dekoration jedoch nicht Platz gegriffen zu haben. Sehr bedeutendes hat dagegen bereits das sächsische



Aus dem Leben am Ende des 10. Jahrhunderts.

Darſtellungen zur bibliſchen Parabel vom Goſtmohl, in dem von Kaiſer Otto III. an das Kloſter Echternach geſchenkten Evangeliar, angefertigt zwiſchen 983 und 991. Die einzelnen Szenen ſind echte Kulturbilder der Zeit. Im oberen Abſchnitt die Armen zu Goſt bei dem Reichen; ein Speiſenträger beſetzt den Tiſch. In den beiden anderen Szenen links Krüppel und Siecht aller Art, der mehrfach vorkommende Bote und ein zu Pferd reiſendes Ehepaar. (Gotha, herzogl. Bibliothek.)

Zeitalter in dem Gebiete der Kirchenbaukunſt geleiſtet, nicht bloß was die Menge der Neu- und Erweiterungsbauten angeht, ſondern auch hinſichtlich der Entwickelung größerer Dimenſionen, künſtlicherer Kombinationen und reicherer Ornamentik. Vorzugsweiſe kommen dabei natürlich ſächſiſche Kirchen und Klöſter in Betracht. Es genügt an Quedlinburg, Pöhlde, Grona, Duderſtadt und Enger zu erinnern, wo vermutlich die Königin Mathilde als Bauherrin wirkte, an den prachtvollen Neubau des Fuldaer Kloſters, des 937 durch einen Brand zerſtört war, und die Errichtung des dem heiligen Moritz geweihten Domes zu Magdeburg durch Otto den Großen. Bei manchen dieſer Werke treten auch in der Technik Spuren hervor, welche die Bekanntſchaft der Baumeiſter mit der antiken Baukunſt erweiſen: zur Ausſchmückung des Magdeburger Domes ließ Otto prachtvolle Marmorſäulen aus Italien herbeiführen, die er, wie einſt Karl der Große, den Paläſten Ravennas entnommen zu haben ſcheint. Von alledem aber hat eine Feuersbrunſt, die den Dom 1207 zerſtörte, nur wenige dürftige Reſte übrig gelaſſen. Dem Beiſpiel ſeines kaiſerlichen Bruders folgte Erzbiſchof Bruno von Köln, der in ſeinem Sprengel ebenfalls als Kirchenbauherr eine reiche Thätigkeit entfaltete. Aber alle dieſe Anlagen erſcheinen nur als beſcheidene Anfänge gegen die erſtaunlich reiche Produktion, die mit dem Beginn des elften Jahrhunderts in allen Teilen Deutſchlands auf dieſem Gebiete ſich zu regen anfing und an der nicht ſowohl die Könige und weltlichen Großen als namentlich die Biſchöfe einen hervorragenden Anteil hatten, und noch heute bewundern wir ihre Denkmäler in den zahlreichen Werken des frühromaniſchen Stils, die damals aufgeführt worden ſind. Das gefeiertſte Werk der Zeit, der Bamberger Dom, iſt freilich in ſeiner urſprünglichen Geſtalt nicht mehr erhalten: er brannte 1081 bis auf die Mauern nieder; aber man nimmt mit viel Wahrſcheinlichkeit an, daß der neue Bau, der unter Biſchof Otto von Bamberg, dem Apoſtel der Pommern (1103—39), aufgeführt wurde, die berühmte Schöpfung Heinrichs II. im weſentlichen treu reproduzierte. Wie damals der Schwerpunkt der deutſchen Geſchichte von Sachſen wegverlegt war, ſo trat dieſes auch auf dieſem Gebiete im elften Jahrhundert weniger bedeutend hervor und die hervorragendſten Werke entſtanden in den fränkiſchen Landen, am Main und am Mittelrhein, demnächſt in Bayern und Schwaben.



Grundriß der Wartburg. 1067—1075.

a Fahrweg. b Äußeres Thor. c Mauer eines ſpäteren Außenwerkes. d Zugbrücke. e Thorturm. f Rittерhaus. g Dirnitz. h Hauptturm. i Abſchnitt. k Kemenate. l Landgrafenhaus. m Nebengebäude. n Südturm. o Brauhaus. p Zeughaus. q Garten. r Ringmauer mit Umgang. (Nach Jähns.)

Drittes Buch.

Das Zeitalter des Investiturstreites.

1056—1152.

Die Quellen.

Zeiten erbitterter Parteikämpfe sind der Geschichtschreibung niemals förderlich: mag sie in ihnen zuweilen rücksichtlich der Form Fortschritte machen, weil sie im Interesse der Partei auch durch einen ansprechenden Vortrag auf weitere Kreise zu wirken und der von ihr vertretenen Sache Anhänger zu gewinnen streben muß, so wird dabei die geschichtliche Wahrheit doch immer zu kurz kommen, selbst wenn eine absichtliche Entstellung dem Berichterstatter fern liegt. Denn je größer die Gegensätze sind, die miteinander ringen, und je mehr sie infolgedessen in alle Gebiete des politischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens hineingreifen, um so weniger ist selbst der nach Unparteilichkeit strebende Geschichtschreiber im stande, sich ihren befangenden Einwirkungen zu entziehen und über den Parteistandpunkt zu erheben. Dies steigt mit der Hitze der in solchen Zeiten entwickelten Leidenschaften und führt schließlich zu bewußter Geschichtsfälschung, welche die Gegner auch noch bei der Nachwelt um die Möglichkeit erfolgreicher Verteidigung zu bringen trachtet, im Falle des Sieges sogar dadurch, daß sie die das Gegenteil bezeugenden Denkmäler vernichtet und so die Überlieferung in die ungerechteste Einseitigkeit hineinzwängt.

Kaum in einem andern Zeitalter ist das in solchem Maße geschehen, wie in dem des gewaltigen Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum, der durch den Investiturstreit herbeigeführt wurde, namentlich in der Epoche, in deren Brennpunkten Heinrich IV. und Gregor VII. stehen. Der Sieg des hierarchischen Papsttums, das mit Hilfe des einheitlich von einem Willen geleiteten Heeres der Geistlichkeit und der durch sie rücksichtslos gehandhabten kirchlichen Machtmittel bis in die tiefsten Schichten und die geschlossensten Kreise einzuwirken vermochte, hat auch die gegnerische Litteratur nahezu dem Untergange preis gegeben, so daß fast der Schein erweckt wird, als ob Heinrich IV. keinen litterarischen Vorkämpfer, keinen opferfreudigen Anhänger gehabt hätte und von allen Zeitgenossen ebenso verurteilt worden wäre wie von den kirchlichen Eiferern. Von den entschiedenen Anhängern des Kaisers, deren es namentlich unter dem deutschen Klerus eine Menge gegeben hat, kommen infolgedessen in der geschichtlichen Überlieferung eigentlich nur zwei zu Worte, einmal der Verfasser des „Lebens Heinrichs IV.", der gleich nach dem Tode des von ihm aufrichtig verehrten Herrschers in kurzer, übersichtlicher Zusammenfassung von den Thaten desselben berichtete, ohne Ein-

gehen auf Einzelheiten mehr ein allgemeines Bild entwerfend, aber voll dankbarſter Liebe und mit vortrefflichem Verſtändnis für das Eigenartige und Bedeutende in ſeiner Perſönlichkeit und klarem Blick für die entſcheidenden Momente in der Entwickelung der Zeit, dabei mit einer ungewöhnlichen Kunſt der Darſtellung und in reiner und ſchöner Sprache — dann der dem Namen nach ebenfalls unbekannte Verfaſſer eines „Gedichtes auf die Thaten Heinrichs IV. (Gesta Heinrici IV. metrice), welches von dem Kampfe des Königs gegen die Sachſen bis zu dem Siege bei Hohenburg am 9. Juni 1075 ein anſchauliches Bild giebt, aber in der Beurteilung der dem Streite zu Grunde liegenden Anläſſe natürlich einen den Aufſtändiſchen ungünſtigen Standpunkt einnimmt. Man hat ſich viel Mühe gegeben, für beide Werke unter den bekannten litterariſchen Perſönlichkeiten der Zeit beſtimmte als Verfaſſer wenigſtens wahrſcheinlich zu machen: das Leben Heinrichs haben die einen dem dem Kaiſer naheſtehenden Biſchof Otbert von Lüttich (1092—1117), die anderen dem Biſchof Erlung von Würzburg (1106—21) zuſchreiben wollen; andere wieder betonen die darin enthaltenen Beziehungen, die auf Mainz als Entſtehungsort hinweiſen. Das Gedicht auf Heinrichs Thaten, das man wegen des Fehlens alter Handſchriften früher als unecht angefochten hat, iſt neuerdings als ein Werk des Mannes in Anſpruch genommen worden, der wegen einer andern großen Arbeit unter den Geſchichtſchreibern jener Zeit einen der hervorragendſten, wenn auch umſtrittenſten Plätze einnimmt, Lamberts von Hersfeld. Dieſer merkwürdige Mann, um deſſen Beurteilung ſich allmählich eine umfängliche Litteratur geſammelt hat, gehörte ſeit dem Frühjahr 1058 dem genannten Kloſter an, das er nur noch einmal zu einer Wallfahrt nach Jeruſalem verlaſſen hat. Im Anſchluß an ältere annaliſtiſche Aufzeichnungen, die in Hersfeld entſtanden waren, ſchrieb er die Geſchichte ſeiner Zeit von 1040 an mit von Jahr zu Jahr zunehmender Ausführlichkeit, die namentlich für die Zeit von 1069 und mehr noch von 1073 bis 1077 in ihrer Art geradezu einzig daſteht, aber wohl ſchließlich mit die Urſache wurde, daß das Werk unvollendet blieb und auch einen Fortſetzer nicht gefunden hat. Die große Genauigkeit von Lamberts Bericht, der tief in ſonſt von niemandem berührte Einzelheiten eingeht, hat den Anlaß gegeben, daß man ihn lange Zeit für beſonders gut unterrichtet hielt und ihm das größte Vertrauen ſchenkte. Erſt die neuere kritiſche Forſchung hat dargethan, daß Lamberts Autorität außerordentlich überſchätzt worden iſt und daß man ihn nur mit Vorſicht als Quelle benutzen darf. Lambert iſt nämlich ein entſchiedener Gegner Heinrichs IV., nicht einer von den leidenſchaftlichen, die durch wüſte Schmähungen und durch handgreifliche Verleumdungen ihren Standpunkt ſofort erkennen laſſen und dadurch den Benutzer ihrer Berichte alsbald auf die bei ihnen vorwaltende Tendenz aufmerkſam machen, ſondern ein viel gefährlicherer, inſofern als er durch den Schein ſtrenger Sachlichkeit und leidenſchaftsloſer Unparteilichkeit ſeinen Angaben eine vertrauensvolle Aufnahme ſichert. Lambert ſpielt nicht ſelten den tief Eingeweihten und giebt vor, von Dingen Kunde

zu haben, die ihrer Natur nach überhaupt von niemandem, alſo ſicherlich auch nicht von einem Hersfelder Mönch, in Erfahrung gebracht werden konnten, z. B. Unterredungen hochgeſtellter Perſönlichkeiten, die nach ſeinen eigenen Angaben unter vier Augen ſtattgefunden haben. Dieſe und andere Beiſpiele lehren, daß Lambert oft etwas zu wiſſen vorgiebt, wo er thatſächlich nichts weiß und einfach das meiſt völlig grundloſe Gerede wiedergiebt, das im Anſchluß an die nur halb bekannt gewordenen Zeitereigniſſe und dieſe noch weiter entſtellend, damals namentlich in den Klöſtern heimiſch war und von den hin und her wandernden Mönchen mit Wohlgefallen weiter getragen wurde. Das ſchließt nicht aus, daß von den thatſächlichen Angaben Lamberts viele richtig ſind und, durch andere Quellen beſtätigt, doch mehr Einzelheiten bieten als dieſe, während in allem, was der Geſchichtſchreiber an Eigenem hinzufügt, um den angeblichen urſächlichen Zuſammenhang der Dinge und die Motive und Abſichten der handelnden Perſonen zu erklären, ſeine durchaus päpſtliche Geſinnung offenbar wird, mag man auch zugeben müſſen, daß er für die Fehler ſeiner eigenen Partei nicht blind iſt und ſelbſt gegenüber ihren Häuptern mit dem Tadel nicht zurückhält. In der Hauptſache aber geht die für Heinrich IV. ungünſtige Auffaſſung jener Zeit, die lange unangefochten geherrſcht hat, auf die weit überſchätzte Autorität Lamberts zurück, und erſt die erfolgreiche Anfechtung und Einſchränkung derſelben hat das Urteil der Nachwelt zu gunſten des Königs gewandelt.

Daß Lambert ſo lange Zeit ſo großes Anſehen genießen und auf die geſchichtliche Darſtellung ſo beſtimmend einwirken konnte, findet ſeine Erklärung mit darin, daß ſein objektiv ſcheinender Bericht trotz ſeiner Parteilichkeit den Eindruck der Glaubwürdigkeit macht im Gegenſatz zu dem gehäſſigen, ja leidenſchaftlichen Tone, der ſonſt von den päpſtlich geſinnten Berichterſtattern in der Schilderung Heinrichs IV. und ſeiner Thaten angeſchlagen wird. Dieſe Richtung vertritt zunächſt Bernold, ein Mönch des Kloſters Reichenau, ſpäter zu Sankt Blaſien und Schaffhauſen, der im Anſchluß an Hermann von Reichenau von 1074 an alles, was ihm zur Zeitgeſchichte bemerkenswertes vorkam, aufzeichnete, in der Reihenfolge, wie ihm die einzelnen Notizen bekannt wurden, und ohne ſie zu einer zuſammenhängenden Darſtellung zu verarbeiten. Dabei iſt es bisher nicht gelungen, ſeine Arbeit von der eines ebenfalls auf Hermann zurückgehenden andern Reichenauer Mönches, Berthold, die er benutzt und fortgeſetzt hat, genau zu ſcheiden. Viel ſchlimmer noch iſt der der Magdeburger und dann der Merſeburger Kirche angehörige ſächſiſche Geiſtliche Bruno mit ſeinem Buche „vom Sachſenkrieg“, einer Arbeit, die im Intereſſe und in der Umgebung des Gegenkönigs Hermann von Salm entſtanden, durchaus unter dem Bann der blinden Leidenſchaft ſteht, die bei den Sachſen herrſchte, und ohne jeden Sinn für hiſtoriſche Wahrheit nur darauf ausgeht, Heinrich IV. als den Abſchaum der Menſchheit darzuſtellen und deshalb alles, was irgend niederträchtiges gegen ihn geſagt wurde, ſofort als zweifellos erwieſen weiter giebt, ja, damit nicht zufrieden, zu den ſchamloſeſten Lügen

greift, um seinem wilden Parteihaß genug zu thun. Mehr als irgend ein Werk veranschaulicht Brunos Sachsenkrieg die geistige und sittliche Verwilderung, welche die erbitterten Kämpfe jener Zeit über weite Kreise brachten. Natürlich blieb auch die kaiserliche Seite von solchen Auswüchsen nicht frei: das lehren namentlich des Bischofs Benzo von Alba „sieben Bücher an Heinrich IV.", die, zu verschiedenen Zeiten entstanden, in einem damals für besonders kunstreich geltenden Gemisch von gereimter und rhythmischer Prosa sich in den ärgsten Beschimpfungen der Gregorianer und den niedrigsten Schmeicheleien gegen Heinrich ergehen und für das Gebiet des kirchlichen Kampfes in ähnlicher Weise zu den handgreiflichsten Lügen und den verwegensten Fabeln als Waffen greifen, wie das Bruno für einen Verteidiger der sächsischen Freiheit für erlaubt hielt.

Von großem Nachteil für die geschichtliche Überlieferung ist die Thatsache geworden, daß, entsprechend den Schwankungen des großen Kampfes, innerhalb desselben Werkes, ja, bei derselben Person das Urteil über Menschen und Dinge vielfach geschwankt und kaum zu vereinigende Wandelungen durchgemacht hat. Ein lehrreiches Beispiel dafür bietet die höchst verdienstvolle Weltchronik des Abtes Ekkehard von Aura. Ihr Verfasser, vermutlich in Bamberg, dann in Korvei gebildet, hatte gleich nach dem ersten Kreuzzug die Pilgerfahrt nach Jerusalem gemacht, auf dem Heimwege Rom besucht und 1106 dem Konzil zu Guastalla beigewohnt, als er 1108 durch Otto von Bamberg (1102—39) zum Abt des neu gestifteten Klosters Aura bei Kissingen bestellt wurde. In den folgenden Jahren verfaßte er seine große Weltchronik, in der er die gesamte geschichtliche Entwickelung bis auf seine Zeit einheitlich zusammenzufassen versuchte, unter Benutzung eines erstaunlich reichen Apparates von älteren Arbeiten ähnlicher Art wie Hieronymus, Beda, Orosius u. a. und Geschichten einzelner Zeiträume und Völker wie Paulus Diakonus, Einhard, Widukind, Liutprand u. a., indem er die Geschichte der letzten Jahrzehnte und seiner eigenen Zeit im wesentlichen auf Grund mündlicher Überlieferung hinzufügte. Sowohl durch die Konsequenz in Durchführung des universal-historischen Standpunktes als auch durch die Reinheit und Klarheit der Sprache und Ordnung und Übersichtlichkeit der Darstellung übertrifft Ekkehards Werk, die erste mittelalterliche Arbeit dieser Art in großem Stil, alle späteren ähnlichen Leistungen, die meistens auf ihm als ihrer ziemlich unverändert entlehnten Grundlage beruhen — ein Umstand, welcher beweist, daß dieses auch nach dem Urteil jener Zeit die vollendetste Leistung war und blieb. Von Ekkehards Weltchronik liegen uns nun fünf verschiedene Ausgaben vor: denn der Abt von Aura hat die anfangs bis 1100 reichende Arbeit nachher einmal zum Zwecke der Widmung an Kaiser Heinrich V. etwas umgestaltet, dann die ursprüngliche Fassung bis 1106 fortgesetzt, weiter zu einer von Heinrich V. verlangten Geschichte des römisch-deutschen Reiches seit Karl dem Großen umgemodelt und endlich durch die Teilung in fünf Bücher und Fortsetzung bis 1125 noch einmal erneuert. Während er nun anfangs den

kaiſerlichen Standpunkt einnimmt, vertritt er nachher die päpſtliche Partei, kehrt aber in der letzten Ausgabe wieder zu der erſten Auffaſſung zurück, um dann ſchließlich wiederum über den von ihm ſonſt faſt ſchmeichleriſch geprieſenen Heinrich V. ein recht abfälliges Urteil zu fällen.

Eine ähnliche Arbeit unternahm gleichzeitig und unabhängig von Ekkehard ein Mönch des belgiſchen Kloſters Gembloux, Sigebert, ein Mann von gründlicher Gelehrſamkeit und vielſeitiger Bildung, der ſich die milde Heiterkeit ſeines liebenswürdigen Gemütes und die Freiheit ſeines menſchlich-unbefangenen Denkens durch den die Zeit erfüllenden kirchlichen Eifer nicht hat ſtören laſſen und bei aller Kirchlichkeit der Geſinnung doch die Rechtloſigkeit und die Gefährlichkeit der gregorianiſchen Hierarchie erkannte und freimütig bekämpfte. So iſt Sigebert von Gembloux denn auch in der Behandlung der neueren Geſchichte in dem letzten Teil ſeiner Weltchronik, die auf den beſten Quellen beruht, von wohlthuender Unparteilichkeit und hält mit ſeiner Mißbilligung des gregorianiſchen Syſtems nicht zurück. Das in ſeiner urſprünglichen Geſtalt 1106 endende Werk, das bereits Ekkehard von Aura für die dritte Ausgabe ſeiner Weltchronik benutzen konnte, führte Sigebert ſpäterhin durch eine eingehende Darſtellung der Jahre 1106—1111 weiter, wobei er auch manche intereſſanten Aktenſtücken einfügte. Es iſt namentlich in den niederlothringiſchen Gebieten weit verbreitet geweſen und hat für zahlreiche ähnliche Arbeiten die Grundlage und den Leitfaden abgegeben, ſo daß es bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts hin in belgiſchen Klöſtern zahlreiche und zum Teil ſehr wertvolle Fortſetzungen gefunden hat.

Von beſchränkterer, nur landſchaftlicher Bedeutung ſind einige andere Quellenſchriften, auf deren Verfaſſer, dem Zurücktreten der großen kirchlich-politiſchen Streitfrage entſprechend, auch die durch ſie entfeſſelten Leidenſchaften weniger eingewirkt haben. Dahin gehört des Adam von Bremen Hamburger-Kirchengeſchichte. Ihr Verfaſſer, der dem glänzenden Adalbert von Bremen (1043—72) nahe geſtanden haben muß, behandelt im Anſchluß an die Geſchichte ſeiner Kirche die von dort dem Chriſtentume gewonnenen nordiſchen Lande. Er beruft ſich dabei auf Erzählungen des Dänenkönigs Svend Eſtrithſon, bei dem er offenbar längere Zeit verweilt hat. Daneben benutzt er aber auch, was an älteren litterariſchen Arbeiten vorhanden war, ſowie die Urkunden des erzbiſchöflichen Archivs. Von beſonderem Wert für die Zeitgeſchichte iſt infolge von Adams Stellung zu dem Kirchenfürſten der letzte Teil, der Adalberts wechſelnde Schickſale behandelt. Die Geſchichte der Böhmen ſchrieb etwas ſpäter der 1125 geſtorbene Prager Geiſtliche Cosmas durchaus in volkstümlichem Sinn und Ton, indem er die nationale Sage ohne Kritik als beglaubigte Geſchichte behaglich erzählte; für die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts, die Geſchichte ſeiner Zeit, iſt Cosmas reich an wichtigen Nachrichten, deren Wert freilich nicht bloß durch ſeine ſtreng kirchliche Geſinnung, ſondern auch durch ſeine nationale Antipathie gegen die Deutſchen einigermaßen beeinträchtigt wird.

Zu diesen Quellen kommen dann zahlreiche Jahrbücher, welche je nach der Art und der Zeit ihrer Entstehung für die einzelnen Zeiträume und für einzelne Landschaften von verschiedenem Wert sind, zuweilen auch — wie die Niederaltaicher — nur in einer durch spätere Aufzeichnungen vermittelten Ableitung vorliegen. Nicht minder wichtig sind natürlich die zeitgenössischen historischen Aufzeichnungen, die damals ebenfalls überwiegend die Gestalt von Jahrbüchern einhalten: aber die späterhin so reich erblühte städtische Geschichtschreibnng war damals doch noch kaum den Anfängen nach vorhanden, und selbst in Italien waltete noch durchaus der kirchliche Gesichtspunkt vor, wie die Arbeiten der beiden Mailänder Geistlichen Arnulf und Landulf lehren, welche zugleich den Widerstreit der alt- und der neukirchlichen Richtung darstellen.

Noch immer bildet auch in dem Zeitraume bis zum Ende des ersten Viertels des zwölften Jahrhunderts die Biographie eine mit Vorliebe gepflegte Form historischer Darstellung. Aber die meisten der hierher gehörigen Denkmäler leiden an den allen mittelalterlichen Biographien anhaftenden Mängeln, nämlich der Vernachlässigung des weltlichen Gesichtspunktes über den der kirchlichen Erbauung. Das gilt sowohl von der Biographie des Erzbischofs Anno von Köln von einem Siegburger Mönch, als auch von denen der Bischöfe Benno von Osnabrück und Burkhard von Halberstadt. Augenscheinlich sind viele ähnliche Arbeiten verloren gegangen, wie überhaupt von der außerordentlich reichen Litteratur, die jene stürmisch bewegte Zeit hervorgebracht hat, nur ein kleiner Bruchteil auf uns gekommen ist.

Überaus reich ist das Material, das uns an Urkunden und Briefen aus der Zeit des Investiturstreites vorliegt. Zu den Gesetzen und Erlassen der Kaiser, den Beschlüssen der Konzilien und Synoden und den mit der steigenden Bedeutung des Papsttums zu immer größerer Massenhaftigkeit anwachsenden päpstlichen Urkunden aller Art kommt ein Schatz von Briefen sowie einige Sammlungen, die uns in den kirchlich-politischen Kampf mitten hinein führen. Dahin gehören zunächst die Briefe des Peter Damiani († 1072), des litterarischen Vorkämpfers Gregors VII., wenn er auch mit diesem nicht in allen Stücken einverstanden war und gewisse Konsequenzen seines Systems als eine Gefahr für die Kirche bekämpfte, wie er selbst sich nur widerstrebend aus der Stille seines fromm beschaulichen Lebens zu Fonteavellana bei Gubbio auf den Stuhl des Kardinalbischofs von Ostia hatte verpflanzen lassen. Vermöge seiner Stellung und seiner persönlichen Beziehungen tief eingeweiht, läßt uns dieser merkwürdige Mann nicht selten einen Blick in Vorgänge und Verhandlungen durchaus intimer Natur thun. Noch bedeutender aber ist für uns das sogen. „Register Gregors VII.“, welches in sieben Büchern nach Pontifikatjahren geordnet dreihundert Briefe des Papstes enthält, während ein augenscheinlich unvollendet gebliebenes achtes Buch noch sechzig Briefe ohne durchgeführte chronologische Ordnung bietet. Aus der Einhaltung der zeitlichen Folge bis zum Frühjahr

1081 hat man geschlossen, daß die Sammlung damals angelegt, und aus der mehr zufälligen Zusammensetzung der späteren Stücke, daß sie bald nach dem Tode Gregors VII. (1085) bereits in der vorliegenden Gestalt verbreitet, aber schon vorher — ohne das achte Buch — veröffentlicht gewesen ist. Daß es sich hier nicht um das schlechtweg sogenannte Register Gregors VII. handelt, d. h. um das Kopialbuch, in welches dem Brauche der päpstlichen Kanzlei gemäß die dort ausgefertigten Briefe und Erlasse, soweit ihre sachliche Bedeutung oder der Wunsch der Empfänger das nötig machte, unter Abkürzung der Formalien abschriftlich aufgenommen wurden, wird von keiner Seite mehr angezweifelt. Jedenfalls haben wir nur eine Auswahl vor uns, und zwar eine solche, die getroffen wurde, um durch Zusammenstellung der prinzipiell wichtigsten Äußerungen des Papstes seinen Anhängern und Vorkämpfern die Möglichkeit zu geben, auf Grund authentischer Materialien auch ihrerseits seinen Standpunkt mit den von ihm gebrauchten Argumenten zu vertreten. Abweichend von dem sonst im Mittelalter herrschenden Brauch ist es hier also einmal ein sachliches Interesse und nicht bloß das an der Form, was diese überaus wertvolle Sammlung veranlaßt hat. Daneben aber steht eine andere, deren Urheber, ein Bamberger Geistlicher Namens Udalrich, in der Absicht, jüngeren Kanzleibeamten Vorbilder für die Ausfertigung gewisser seltener vorkommender, aber besonders wichtiger Aktenstücke zu geben, in das von ihm angelegte Formelbuch, welches in buntem Durcheinander Briefe, Urkunden, Manifeste, Streitschriften u. a. m. vereinigt, namentlich auch eine Anzahl der wichtigsten Aktenstücke aus der Geschichte des Investiturstreites aufnahm: dieser 1125 entstandenen und dem kaiserlichen Gegenbischof Gebhard von Würzburg (1122—27) gewidmeten Sammlung verdanken wir die Kenntnis einiger der historisch bedeutsamsten Urkunden und Briefe. Im Fortgang der Forschung wird übrigens gerade diese Gattung historischen Quellenmaterials unausgesetzt durch neue Funde vermehrt.

Den Verhältnissen der Zeit entsprechend hat damals endlich auch die Publicistik eine sehr große Rolle gespielt. Denn obgleich die Vervielfältigung noch mühsam und ungenügend war, wurden die die Welt bewegenden großen Gegensätze doch auch litterarisch ausgefochten. Durch seine verschiedenen Stadien begleitet den Investiturstreit daher eine außerordentlich mannigfaltige Streitschriftenlitteratur, von der freilich auch nur verhältnismäßig dürftige Reste auf uns gekommen sind, da gerade auf diesem Gebiete die siegreiche Partei alles gethan hat, um die während des Kampfes so unbequemen Gegner nachträglich mundtot zu machen und mit ihren Ansichten gar nicht mehr an die Nachwelt kommen zu lassen. Daher hört diese gerade hier zumeist nur die Argumentation der Gregorianer und kann auf die von seiten der Gegner geltend gemachten Momente nur aus diesen schließen. Hierher gehört zunächst des Bischofs Bonizo von Sutri 1085 verfaßtes „Buch an einen Freund“: der Gräfin Mathilde von Tuscien gewidmet, will es das unbedingte Recht des Gregorianismus erweisen, indem es in durchaus tendenziöser Weise die

Geſchichte der Bedrückungen der Kirche durch die weltliche Gewalt erzählt und dabei natürlich von den wechſelnden Beziehungen zwiſchen Kaiſertum und Papſttum ein arg verzerrtes Bild entwirft. Aber auch dem Kaiſer und den von ihm eingeſetzten Gegenpäpſten hat es nicht an gewandten und überzeugungstreuen litterariſchen Vorkämpfern gefehlt. Mit den Sätzen des römiſchen Rechts ſucht Petrus Craſſus, ein juriſtiſch-gebildeter Laie am Hofe Wiberts von Ravenna, Heinrichs IV. Recht zu erweiſen, durch ein von ihm berufenes und geleitetes Konzil die durch Hildebrand frevelhaft verwirrte Kirche wieder gebührend zu ordnen. In ungewöhnlich maßvoller Weiſe, durch ernſt ſachliche Argumente und ohne das übliche Schmähen der Gegner verteidigt Biſchof Wido von Ferrara in einer Schrift „Über das Schisma des Hildebrand“ die Berechtigung des kaiſerlichen Gegenpapſtes Clemens und die kanoniſche Weihe der von ihm erhobenen Biſchöfe. Auch deutſche Geiſtliche nehmen an dieſen publiciſtiſchen Kämpfen teil. Biſchof Walram von Naumburg (1089—1111) ſchrieb die Bücher „Über die Erhaltung der kirchlichen Einheit“, von denen das erſte die von Gregor VII. in einem Schreiben an Biſchof Hermann von Metz (1073—90) ausgeſprochenen Anſichten bekämpft, das zweite aus Anlaß der Polemik gegen eine Streitſchrift gregorianiſchen Urſprungs eine außerordentlich lebendige und anſchauliche Schilderung entwirft von dem wüſten agitatoriſchen Treiben der Gregorianer in Sachſen, Thüringen und Heſſen während der Jahre 1081—1092, und das dritte, unvollendet gebliebene mit Leidenſchaft für die Rechtgläubigkeit des von den Gegnern der Ketzerei beſchuldigten Wibert von Ravenna eintritt.

Für die drei Jahrzehnte von dem Wormſer Konkordat bis zum Beginn eines neuen Aufſchwungs mit der Regierung Friedrichs I., des Staufers, kommen als Quellen, beſonders zur Geſchichte Lothars, mit dem noch einmal Sachſen eine leitende Stellung im Reiche gewann, namentlich ſächſiſche Aufzeichnungen in Betracht, Jahrbücher zunächſt, die, in dem St. Peterskloſter zu Erfurt (Annales S. Petri Erphesfurdenses) entſtanden, in der bekannten Weiſe nach anderen Klöſtern verpflanzt, dort eine eigenartige Fortſetzung gefunden haben, z. B. als Erfurter (A. Erphesfurdenses) und Pegauer Jahrbücher (A. Pegavienses). Von ehemals vorhandenen Paderborner Annalen haben wir nur ſpätere Ableitungen in den Hildesheimer und in Abſchnitten der großen Kölner Jahrbücher (A. Colonienses maximi). Dazu kommen ähnliche Aufzeichnungen aus Roſenfeld, Magdeburg und Stade. Von Biographien wären für die Zeit Lothars namentlich zu nennen die des Erzbiſchofs Norbert von Magdeburg, die Arbeit eines der erſten Schüler des großen Prämonſtratenſers und Miſſionars, die trotz des panegyriſchen Tones ſachlich ſehr inhaltreich iſt, und die des Pommernapoſtels Otto von Bamberg (1102—39), die in zwei freilich nur formal verſchiedenen Bearbeitungen vorliegt. Nach Mitteilungen von Schülern und Freunden des Biſchofs ſchrieb ein Bamberger Kleriker, Ebo, zu Beginn der zweiten Hälfte des

zwölften Jahrhunderts deſſen Lebensgeſchichte und legte ſie der römiſchen Kurie vor, um die Kanoniſation Ottos zu betreiben. Später hat ein anderer Bamberger Geiſtlicher, Herbord, dies Werk, indem er ſich den Anſchein einer ganz originalen Arbeit gab, in gelehrter Weiſe in die dialogiſche Form umgegoſſen. Die Thaten des Erzbiſchofs Adalbert von Trier (1132—52) erzählt warm und lebensvoll ein Geiſtlicher der Trierer Kirche, Baldrich. Gleichmäßig für die Zeit Lothars und Konrads III. wertvoll, wenn auch weniger zur Kenntnis der Thatſachen als der jene Zeit beherrſchenden merkwürdigen geiſtigen Strömung iſt die Chronik des Biſchofs Otto von Freiſing. Ein Enkel Heinrichs IV., ein Sohn von deſſen Tochter Agnes, der Witwe Friedrichs von Schwaben, aus ihrer kinderreichen Ehe mit Markgraf Leopold von Öſterreich, ſtudierte Otto in Paris, wurde Mönch in dem Kloſter Morimond, ſtand demſelben 1136 und 37 als Abt vor und wurde dann zum Biſchof von Freiſing erhoben. In der Chronik, die er zwiſchen 1143 und 46 verfaßte, zur Zeit der größten Ohnmacht des Staates und der Vorherrſchaft der auch bereits verfallenden Kirche, ſchloß er ſich eng an Auguſtin und Oroſius an, indem er das demnächſt erſcheinende Reich Gottes dem einem baldigen Untergange geweihten Reiche dieſer Welt entgegenſetzte, wie das Werk denn auch urſprünglich „von den beiden Reichen“ (de duabus civitatibus) genannt war. Die Geſchichte Lothars verdankt mannigfache Bereicherung der Kaiſerchronik, dem erſten Geſchichtswerke in deutſcher Sprache, und zwar in gebundener Rede, welches, um 1150 vermutlich in Regensburg entſtanden, einen Lothar und der Partei der Welfen beſonders geneigten Mann zum Verfaſſer hatte, der namentlich Heinrichs des Stolzen Lob verkündete. Einen ähnlichen Standpunkt nimmt natürlich die Geſchichte der Welfen ein, die um dieſelbe Zeit in dem Kloſter Weingarten, einer welfiſchen Familienſtiftung, entſtanden iſt. Endlich gehört hierher noch die Slawenchronik Helmolds, eines Schülers und Gehilfen des Biſchofs Vicelin von Oldenburg, der, als Pfarrer zu Boſau am Plöner See mit Land und Leuten aus eigener Anſchauung vertraut, im Anſchluß an Adam von Bremen und Ekkehard von Aura die Ausbreitung der deutſchen Herrſchaft

Königskoſtüm des 12. Jahrh.
Miniature in einer Handſchrift des 12. Jahrhunderts zu Brüſſel.
(Nach Lacroix.)

unter den Wenden, namentlich in Wagrien, bis zum Jahre 1170 höchst anſprechend dargeſtellt hat.

Unter den Briefen, die uns aus dieſer Zeit erhalten ſind, nehmen für die Geſchichte Lothars und namentlich Konrads III. die Bernhards von Clairvaux und Wibalds, des Abtes von Stablo und Korvei, eines in die Reichsangelegenheiten tief eingeweihten und ſelbſt handelnd daran vielfach beteiligten hochangeſehenen Staatsmannes, eine hervorragende Stellung ein.

Erſtes Kapitel.

Die hierarchiſche Reformation der mittelalterlichen Kirche durch Gregor VII. und die fürſtliche Revolution in Deutſchland.

1056—1076.

Zweimal war die römiſche Kirche aus tiefſter Erniedrigung durch den ſtarken Arm des deutſchen Königs emporgeriſſen und zu beſſerer Erkenntnis und getreuerer Erfüllung ihres Berufes angehalten worden, zuerſt durch Otto den Großen, dann durch Heinrich III. Nach Motiven, Zielen und Ergebniſſen waren beide Vorgänge weſentlich voneinander verſchieden. Der große Sachſe hatte das Papſttum unter ſeinen Willen gebeugt, nicht um von ſich aus eine geiſtige Hebung und ſittliche Veredelung der Kirche anzubahnen, ſondern weil er nur vermittelſt des römiſchen Biſchofs den deutſchen Epiſkopat in die Dienſtbarkeit bringen konnte, deren er zur Sicherung ſeiner Machtſtellung bedurfte. Ihm war es um freie Verfügung über die finanziellen und militäriſchen Mittel der Kirche und die Perſonen ihrer Würdenträger zu thun geweſen: wenn er ihnen dieſe ſchaffen und aufrecht erhalten half, trug Otto kein Bedenken, einen Jüngling von dem bedenklichen Wandel Johanns XII. auf dem Stuhle S. Peters zu belaſſen. Daher hat ſein Werk denn auch keinen Beſtand gehabt, ſondern die Kirche bald danach einen neuen, noch tieferen Fall gethan. Auf die Dauer konnte ihr doch nur durch eine Neugeſtaltung von innen heraus, eine geiſtige und ſittliche Wiedergeburt geholfen werden. Dieſe nahm von Clugny ihren Urſprung, und in demſelben Maße, wie die Cluniacenſer an Anſehen und Einfluß gewannen, indem ſie die Klöſter nach ihrem Vorbild wandelten und immer mehr von den Ihrigen zur biſchöflichen Würde aufſteigen ſahen, wurde die Kirche in immer weiteren Kreiſen mit der Erkenntnis von der Notwendigkeit einer gründlichen Erneuerung erfüllt. Der Sieg dieſer reformatoriſchen Richtung konnte als entſchieden gelten, als Heinrich III. ſich zu ihr bekannte und nicht bloß ſeine weltherrſchende Macht, ſondern auch ſeinen unwiderſtehlichen Idealismus in ihren Dienſt ſtellte. Nur ließ ſich eine ſolche geiſtige und ſittliche Bewegung nicht beliebig aufhalten, ſondern zog in gleichmäßigem Fortgange aus den in ihr wirkenden Ideen die letzten Konſequenzen und ſetzte ſie ſelbſt gegen den Widerſtand des bisherigen Beſchützers durch. Nun konnte aber eine Kirche,

welche die Ideale der Cluniacenſer verwirklichte, eine Unterordnung unter die weltliche Gewalt, wie ſie die aufſtrebende Reformpartei unbedenklich auf ſich genommen hatte, nicht ertragen, ſondern mußte erſt die volle Emancipation von der Staatsgewalt, dann die Herrſchaft über dieſelbe erſtreben. Das ergab ihre Lehre von der Unterordnung alles Weltlichen unter das Geiſtliche. Zudem wirkten hier nationale Momente mit. Die Herrſchaft des Staates über die Kirche ſtellte ſich zugleich dar als die Herrſchaft der Deutſchen über die Italiener und Römer und wurde dadurch natürlich nicht leichter. Nur widerſtrebend hatten die Kirche und die ewige Stadt ſich den deutſchen Päpſten gebeugt, die der geſtrenge Heinrich III. ihnen geſetzt und mit der Fülle ſeiner Macht aufrecht erhalten hatte.

Es iſt bezeichnend für die Natur und Richtung der Kräfte, die mit dem Tode des gewaltigen Herrſchers alsbald in eine ſeinem Lebenswerk feindliche Thätigkeit traten, daß, als Viktor II., von des kaiſerlichen Freundes Sterbebett nach Rom zurückgekehrt, im Sommer 1057 ſtarb, der Bruder Herzog Gotfrieds von Lothringen, des nie völlig niedergeworfenen Führers der reichsfürſtlichen Oppoſition, der als Gemahl der Beatrix von Tuscien zwiſchen den lothringiſchen und den italieniſchen Gegnern der Salier die Verbindung hergeſtellt hatte, Kardinal Friedrich von Lothringen, als Stephan X. (1057—1058) zum Papſt erhoben wurde, ein Anhänger zwar der Cluniacenſer, aber ohne Zuſammenhang mit dem in Rom mißliebigen deutſchen Epiſkopate, deſſen Einfluß ein Ende gemacht werden ſollte. Indem dieſer ſeinen Bruder Gotfried zum Statthalter Italiens machte, griff die deutſchfeindliche Bewegung auch auf das politiſche Gebiet hinüber. Das drohte unmittelbar einen Konflikt mit der Regentſchaft in Deutſchland, und leicht konnte damals deren Eingreifen alle Entwürfe der römiſchen Aktionspartei durchkreuzen. Doch erwirkte Hildebrand, der bereits unter Viktor II. eine leitende Stelle eingenommen hatte und mit den Verhältniſſen Deutſchlands und des kaiſerlichen Hofes aus eigener Anſchauung bekannt war, die Beſtätigung der Wahl Stephans X., obgleich ſie das Wahlprinzipat des deutſchen Königs verletzt hatte. Aber noch ehe er zurückgekehrt war, ſtarb Ende März 1058 Stephan X.: wenn er riet, mit der Neuwahl nicht vor Hildebrands Ankunft vorzugehen, ſo enthielt das nicht bloß das Eingeſtändnis, daß die Reformpartei ſich ohne deutſchen Schutz noch nicht behaupten konnte, ſondern auch den Hinweis auf Hildebrand als den Mann der Zukunft.

Aber die Ratloſigkeit der augenblicklich führerloſen Reformpartei gab den Gegnern gewonnenes Spiel. Der Anhang der Tusculaner Grafen erhob ſich von neuem, und mit Einſetzung des Kardinalbiſchofs Johann von Velletri, der ſich Benedikt X. (1058—1059) nannte, ging die Gewalt in Rom und im Kirchenſtaate wieder in deren Beſitz zurück, — nicht aber die Gewalt in der Kirche, wo ſich alsbald die Reformpartei erhob, um die großen Errungenſchaften des letzten Jahrzehnts zu verteidigen. Einer ihrer eifrigſten Vertreter, Biſchof Gebhard von Florenz, wurde auf Betreiben des herbeieilenden Hildebrand

zum Papſte erwählt. Schon der Name, den er ſich gab, — er nannte ſich Nikolaus II. (1058—1061) — enthielt ein ganzes Programm, das für die deutſche Herrſchaft ebenſowenig Platz ließ wie die bloß nach weltlichen Geſichtspunkten verfahrende Politik der Tusculaner. Da aber von Deutſchland aus eine Einwirkung nicht einmal verſucht wurde, ja nicht verſucht werden konnte, weil auch die Gegner der Cluniacenſer doch nicht einer Erneuerung der tusculaniſchen Macht Vorſchub leiſten mochten, ſo ging die Kriſis außerordentlich ſchnell vorbei. Gotfried von Lothringen zog gegen Rom, unterwarf es Nikolaus II. und verjagte Benedikt X. Nun gehörte der Reformpartei die Zukunft, und ſchon rüſtete ſie ſich, auch dem deutſchen Königtum gegenüber volle Selbſtändigkeit zu gewinnen. In der Vorbereitung derſelben und der planmäßigen Schaffung der zu ihrer Wahrung nötigen Inſtitutionen liegt die Bedeutung des Pontifikats Nikolaus' II; aber der leitende Geiſt war Hildebrand: ohne Papſt zu ſein, hat dieſer merkwürdige Mann ſchon damals die Kirche regiert und ihr, weitſchauenden Blickes und ſtarker Hand, den Weg vorgezeichnet. Das nächſte Menſchenalter hat unter dem Banne ſeines Geiſtes geſtanden.

Längſt iſt mit der völlig unhiſtoriſchen Anſchauung gebrochen, die, unter dem Einfluß der zu gerechter Würdigung der katholiſchen Kirche in ihrer welthiſtoriſchen Bedeutung unfähigen Aufklärung eingebürgert, Hildebrand zu einem nur von Selbſtſucht und Eigennutz geleiteten Intriganten machen wollte und als Lügner und Heuchler darſtellte, und auch die Gegner der von ihm vertretenen Prinzipien erkennen in ihm eine der gewaltigſten Figuren des Mittelalters, die neben Nikolaus I. und Innocenz III. die Trägerin war für die welthiſtoriſche Größe des Papſttums. Daß es Hildebrand mit dem, was er als göttliches Recht für die Kirche in Anſpruch nahm, heiliger Ernſt war, daß er, indem er es der widerſtrebenden Welt aufzwang, einem himmliſchen Gebote zu folgen glaubte, wird niemand mehr in Abrede ſtellen. Aber auch wer ſeine hiſtoriſche Berechtigung und ſeine hiſtoriſche Größe anerkennt, wird ſich der Einſicht nicht verſchließen, daß die Wirkungen, die von ihm ausgegangen, vielfach für die Kirche ſelbſt verhängnisvoll geworden ſind und ihre Entwickelung in Bahnen gelenkt haben, die in dem Aufſteigen zu ſchwindelnder Höhe auch ſchon den ſpäteren tiefen Fall vorbereiteten. Um ſo bedauerlicher iſt es, daß wir von dem allmählichen Werden dieſes merkwürdigen Mannes keine irgend genügende Kenntnis haben, ſondern nur einzelne dürftige und des rechten Zuſammenhanges entbehrende Bruchſtücke zu ſeiner Entwickelungsgeſchichte beſitzen.

Hildebrand kann noch nicht vierzig Jahr alt geweſen ſein, als er, von Nikolaus II. zum Archidiakonus der römiſchen Kirche beſtellt, thatſächlich die geſamte Leitung derſelben übernahm. Als Sohn eines tusciſchen Bauerngutsbeſitzers zu Sovana geboren, war er von einem Oheim, der dem Marienkloſter auf dem Aventin vorſtand, in der ſtrengen Richtung der Cluniacenſer zum Geiſtlichen gebildet worden. Als der gleich denkende Erzprieſter Johann Gratian von Porta Latina ſich der Simonie ſchuldig machte, um als Gregor VI. das

Papsttum den Verbrecherhänden ~~Johanns XIX~~ Benedikts IX. zu entreißen (S. 284), wählte er Hildebrand zu seinem Kaplan; als solcher begleitete ihn dieser nach der Synode von Sutri in die Verbannung nach Deutschland. So wurde Hildebrand aus eigener Anschauung mit den Verhältnissen des Reiches bekannt, die damals die volle Gewähr ungestörten Bestandes in sich zu tragen schienen. Wie alle Cluniacenser, so blickte auch er voll aufrichtiger Verehrung zu der Herrschergröße Heinrichs III. empor, den er noch mehrfach inmitten seines Hofes, umgeben von den huldigenden geistlichen und weltlichen Großen, von Antlitz zu Antlitz gesehen hat. Ob er nach dem Tode Gregors VI. nach Clugny gegangen und sich dort gleichsam an der Quelle von dem Geiste hochkirchlichen Reformeifers hat durchdringen lassen, ist zweifelhaft. Sicher ist, daß er erst zu Anfang des Jahres 1049 mit Bruno von Toul, als dieser als Leo IX. in härenem Büßergewande nach Rom pilgerte (S. 286), dorthin zurückkehrte, um neben diesem ersten echt cluniacensischen Papste alsbald eine einflußreiche Wirksamkeit zu entfalten. Denn wie er es veranlaßte, daß Leo IX. die kaiserliche Ernennung, der er seine Würde verdankte, durch einen nachträglichen Wahlakt bestätigen ließ, so scheint er auch in der Folge mehr als der fieberhaft thätige und rastlos hin und herziehende Papst der Träger der konsequenten Reformbestrebungen gewesen zu sein, welche die bisher von dem Kaiser geleitete Erneuerung der Kirche durch diese selbst nach ausschließlich kirchlichen Gesichtspunkten weiterführen sollte. Das war zwar der Anfang zur Emancipation der Kirche von der Autorität des Staates, aber nicht notwendig zur Unterordnung des Staates unter die Kirche, wie sie von ihm nachmals als die von Gott gewollte Ordnung verfochten worden ist. Daß Hildebrand bereits damals so weit hinausliegende Ziele vorgeschwebt hätten, ist nicht zu erweisen, auch nicht wahrscheinlich, da eine solche Verkehrung der bisherigen Ordnung bei der gegebenen Lage kaum für erreichbar gehalten werden konnte. Erst die Umwälzung, die mit dem Tode Heinrichs III. durch die Unmündigkeit seines Erben in Deutschland eintrat, hat Hildebrand weiter zu streben veranlaßt und ihn eine ganz andere Gestaltung des Verhältnisses von Staat und Kirche, von Kaisertum und Papsttum ins Auge fassen lassen. Erst die sich allmählich offenbarende Schwäche des Gegners ließ ihn die Kraft der Kirche voll erkennen, und die Unfähigkeit des unlängst noch der Welt gebietenden Staates zur Verteidigung ihm früher nie bestrittener Rechte hatte eine fortdauernde Steigerung der hierarchischen Ansprüche zur Folge, die schließlich darauf hinausliefen, daß — wie Pseudoisidor gewollt — das Papsttum an die Stelle des Königtums trat und alle weltliche Gewalt als ein Ausfluß der ihr übergeordneten geistlichen erschien.

Der erste Schritt in dieser Richtung geschah mit der Lateransynode von 1059, die den Sieg Nikolaus' II. auch äußerlich in imposanter Weise veranschaulichte: mehr als hundert Bischöfe waren um ihn versammelt, als Benedikt X. sich ihm reuig zu Füßen warf. Aber die Hauptsache war, daß eine Neuordnung der Papstwahl vorgenommen wurde, deren Spitze sich un-

mittelbar gegen das deutſche Königtum richtete und die Rechte aufhob, welche dieſem nach dem Heinrich III. eingeräumten Wahlprinzipate zuſtanden. Nach dieſer am 13. April 1059 verkündeten Beſtimmung ſollte die Wahl des Oberhauptes der Kirche hinfort nicht mehr durch das altübliche Zuſammenwirken des Klerus, des Adels und des Volkes von Rom vollzogen werden, ſondern einem rein geiſtlichen Wahlkörper zuſtehen, der die Biſchöfe der ſieben zum Sprengel des römiſchen Bistums gehörigen Bistümer, der ſogenannten Suburbikarbistümer, mit den Prieſtern der achtundzwanzig Hauptkirchen der Stadt und den achtzehn Diakonen der römiſchen Hoſpitäler vereinigte. Mit dem deutſchen Königtum hatten aber auch Rom und der römiſche Klerus Grund über Beeinträchtigung zu klagen, da die Wahl hinfort weder in Rom ſtattzufinden, noch auf einen Römer zu fallen brauchte, der ſtädtiſche Charakter des Papſttums alſo beſeitigt und aller Ton auf den univerſellen gelegt wurde. Auch ſollten Minderheitswahlen gültig ſein, wenn nur das dabei beobachtete Verfahren mit den neu erlaſſenen Vorſchriften im Einklange wäre. So fand Nikolaus' II. Wahlordnung auch bei dem römiſchen Klerus nicht durchweg Beifall: denn wenn auch in Zukunft die Zuſtimmung von Klerus und Volk zur Gültigkeit der Neuwahl erfordert wurde, ſo mußte das bald zu einer leeren Formalität werden. Der Vorzug, der den Kardinalbiſchöfen eingeräumt war, verſtimmte ſelbſt in den auch ferner zur Teilnahme an der Wahl berufenen geiſtlichen Kreiſen. Daher wurde in Italien frühzeitig, jedenfalls noch bei Lebzeiten Hildebrands, von der Wahlordnung Nikolaus' II. eine teilweiſe abgeänderte Faſſung in Umlauf geſetzt, die einen ſolchen Vorzug der Kardinalbiſchöfe ebenſowenig kannte, wie ein Recht von Klerus und Volk zu nachträglicher Zuſtimmung, ferner aber dem Kaiſer ſtatt des von der Lateranſynode zugeſtandenen Beſtätigungsrechts einen Anteil an der Wahl ſelbſt einräumte.

Dieſe Wahlordnung war freilich geeignet das Papſttum von dem Kaiſertum unabhängig zu machen. Doch blieb es fraglich, ob es damit gegen den Widerſtand des deutſchen Königtums durchzudringen vermöchte. Aber auch da hat der weitblickende Hildebrand klug vorgeſorgt, und die Art, wie er das that, macht in ſeinem Syſtem, das auf lange hinaus für die Kurie maßgebend blieb, einen ebenſo charakteriſtiſchen wie bedeutenden Zug aus. Die gewonnene Unabhängigkeit zu behaupten, bedurfte das Papſttum einer zuverläſſigen militäriſchen Schutzmacht. Dieſe in der Weiſe zu ſchaffen, wie Erzbiſchof Aribert unlängſt in der gewaffneten Bürgerſchaft von Mailand gethan (S. 275), verboten ebenſo die beſonderen Verhältniſſe der ewigen Stadt wie die Eigenart ihrer Bevölkerung. Deshalb knüpfte Hildebrand mit den dem Kirchenſtaate ſüdlich benachbarten Normannen an und gewann ſie zu Beſchützern des Papſttums zugleich gegen die Deutſchen und gegen das unzuverläſſige römiſche Volk.

Von unſcheinbaren Anfängen hatte ſich die normänniſche Macht in Unteritalien zu hoher Bedeutung entwickelt. Von Papſt Benedikt VIII. zur Unter-

ſtützung des Herzogs Melus von Bari gegen die byzantiniſche Herrſchaft gewonnen (S. 265) hatte eine kleine Schar der abenteuernden Ritter, die in aller Herren Ländern ihr Glück als Söldner verſuchten, ſich dort heimiſch gemacht und durch Zuzug verſtärkt in den wechſelvollen Kämpfen zwiſchen Griechen, Arabern und einheimiſchen Dynaſten in der Gegend des feſten Averſa unter Rainulf eine ſelbſtändige Herrſchaft begründet. Die Kunde davon lockte neuen Zuzug herbei: ſo kamen auch die zahlreichen Söhne des greiſen Tankred von Hauteville, um ihr Glück zu machen, ebenſo kühne Soldaten wie ſchlaue Diplomaten, weder hier noch dort wähleriſch in den Mitteln, voll rückſichtsloſen Eigennutzes und oft empörender Gewaltthätigkeit, den kleinſten Vorteil nicht verſchmähend und jederzeit bereit, an einen großen Gewinn ihr ganzes Daſein zu ſetzen, Eigenſchaften, die in den Brüdern Robert Guiscard und Roger in einer Weiſe zum Ausdruck kamen, die auf die entzündbare Phantaſie der ſüdländiſchen Zeitgenoſſen einen unwiderſtehlichen Reiz ausübte und die von fahrenden Rittern zu mächtigen Fürſten aufſteigenden Abenteurer mit dem blendenden Schimmer romantiſchen Heldentums umgab. Auf dem Feſtlande Verbündete bald der lombardiſchen Herzöge, bald des Papſtes gegen Araber und Griechen, fochten ſie in Sicilien für die Griechen gegen die Araber, um nachher die Beute für ſich zu behalten und ſich als Herren auf der herrlichen Inſel einzuniſten. Gleichmäßig waren ſchließlich Griechen und Päpſte durch dieſe zwiſchen ihnen emporgewachſene Macht gefährdet, die ſich auch der Lehenshoheit des Reiches, in die Heinrich II. Raimund von Averſa aufgenommen hatte, bald wieder entzog. Als dann endlich Leo IX. die gefährlichen Nachbarn niederzuwerfen verſuchte, war er 1053 von ihnen beſiegt und genötigt worden, ſie mit den bereits eroberten und den noch zu erobernden Landſchaften Unteritaliens als Vaſallen S. Peters zu belehnen. Unter der ſchützenden Autorität der Kirche, freilich nicht für dieſe und auch nicht zu ihrem Vorteil, vollendeten die Normannen nun unter Robert Guiscard und Roger in ſiegreichem Kampfe gegen Griechen und Araber die Eroberung Unteritaliens und Siciliens, ſo daß Robert auf dem Feſtlande, Roger über den größten Teil der Inſel gebot. Als Streiter der Kirche fechtend gaben ſie dieſen Unternehmungen zugleich den Charakter eines Kampfes für den Glauben und führten ſo eine Idee ins Leben, die, bereits in den Entwürfen Ottos II. aufgetaucht, nachmals in den Kreuzzügen zu welthiſtoriſcher Bethätigung gelangen ſollte. Nikolaus II. erneute nun die Verbindung mit dieſer militäriſch außerordentlich leiſtungsfähigen Macht, indem er den Bann, dem Robert Guiscard wegen Kirchenfrevels verfallen war, löſte und ihn als „von Gottes und des heiligen Petrus Gnaden Herzog von Apulien“ abermals belehnte, obgleich ihm über die bisher den Griechen und den lombardiſchen Dynaſten gehörenden Gebiete doch ein Recht der Verfügung eigentlich gar nicht zuſtand und der als Anerkenntnis der kirchlichen Oberhoheit von den Normannen gezahlte Lehenszins nicht der päpſtlichen Kaſſe gebührt hätte.

Unsicher freilich war und blieb das Bündnis mit den Normannen. So suchte die Kurie unter Hildebrands Leitung auch nach der anderen Seite hin Rückhalt auf Grund einer dauerhafteren Interessengemeinschaft, die nicht durch die Launen abenteuerlustiger Eroberer jeden Augenblick in Frage gestellt werden konnte. Eine solche aber bestand zwischen ihr und der nationalen Partei in Italien, die sich gegen Ende der Regierung Heinrichs III. um Beatrix von Tuscien und ihren Gemahl, Gotfried von Lothringen, gesammelt und durch Stephan X. bereits kurze Zeit über den Stuhl Petri verfügt hatte. Eine wertvolle Verstärkung gewann diese jetzt durch den Anschluß der lombardischen Städte, wo das Bürgertum zum Bewußtsein seiner Bedeutung und seiner Kraft gelangte und, um die weltliche Herrschaft der Bischöfe los zu werden, sich mit Eifer der reformatorischen Richtung anschloß, welche auch die Bischöfe ausschließlich dem Dienste der Kirche zurückgegeben sehen wollte. Dadurch wurden die eben in mächtiger Entfaltung begriffenen populären Kräfte, namentlich des wirtschaftlich erblühenden, waffentüchtigen und geistig regsamen Stadtbürgertums der Sache des Papsttums gewonnen, so daß dieses vollends als der Träger der Zukunft Italiens überhaupt erschien — eine Politik, welche die Päpste in allen ähnlichen großen Krisen nachgeahmt haben, die aber für Italien selbst mehr als einmal verhängnisvoll geworden ist.

Die neue Ordnung der Kirche blieb freilich nicht unangefochten. Namentlich empfanden die bisher selbständigen kirchlichen Autoritäten lästig die ihnen drohende Abhängigkeit. Am meisten war das in Mailand der Fall: die Nachfolger des heiligen Ambrosius hatten von jeher den Anspruch erhoben, denen des heiligen Petrus nicht allzu viel nachzustehen, und die glänzende Rolle, die noch unlängst Aribert gespielt hatte, war demselben förderlich gewesen. Nun waren aber alle die Mißbräuche, gegen welche die in Rom siegreiche Cluniacenser Reformpartei ankämpfte, in der Mailänder Kirche besonders im Schwange, und ihre Beseitigung drohte dort eine Menge altbegründeter Interessen zu schädigen. Die kirchlichen Ämter waren dort zum Teil seit Generationen im Besitz bestimmter Familien und machten mit ihren reichen Einkünften einen Teil von deren Vermögen aus. Dem entsprach die sittliche Lockerheit, die bei dem höheren Mailänder Klerus herrschte: nirgends sollte die Simonie offener geübt, nirgends das Gebot der Keuschheit schamloser verletzt worden sein. Hier setzte Nikolaus II. ein: die Unterwerfung des Mailänder Erzbistums unter das Gebot S. Peters und die strenge Zucht der Cluniacenser sollte ihn zum Herrn der Kirche Italiens machen. Bei dem niederen Klerus und bei dem Volke, die an den kirchlichen und politischen Mißbräuchen gleichmäßig Anstoß nahmen, war er thatkräftiger Beihilfe gewiß, zumal gerade in seinen niederen Schichten die Cluniacenser zahlreiche Anhänger hatten. So wurde Mailand bald der Schauplatz eines erbitterten kirchlich-politischen und zugleich sozialen Kampfes. Unter der Führung von zwei reformeifrigen Geistlichen, Arialb und Landulf, in denen religiöse Begeisterung und demagogisches Talent gleich mächtig waren, erhob sich die Partei der

Neuerer, die namentlich in den oberitalieniſchen Zünften der Tuchweber, der Patari, ſtark vertreten war und von den Gegnern daher, freilich mit einem üblen Nebenſinn, Patarener oder die Pataria genannt wurden, gegen den mit dem höheren Klerus für das Alte eintretenden Erzbiſchof Guido und trotzten auch dem Bann, den dieſer gegen ſie ausſprach. Von ihnen angerufen, griff Nikolaus II. ein: in ſeinem Auftrage erſchienen zwei der eifrigſten und talentvollſten Vorkämpfer der Reform, Anſelm, der ſpäter Biſchof von Lucca wurde und ſchließlich den päpſtlichen Stuhl beſtieg, und Petrus Damiani, der, wie ein Heiliger verehrt, als Einſiedler zu Fontavellana bei Gubbio gelebt, aber auf Andringen Stephans X. die Würde eines Kardinalbiſchofs in Oſtia angenommen hatte. Mit Hilfe der hoch aufwogenden populären Bewegung, die zugleich die Formen einer politiſchen und ſozialen Revolution annahm, brachen ſie im Bunde mit Arialb und Landulf den Widerſtand der Gegner und nötigten Erzbiſchof Guido und ſeinen Anhang ſich dem römiſchen Biſchof zu unterwerfen. Freilich dauerte die Gärung fort und die Beſiegten warteten nur auf einen günſtigen Zeitpunkt, um zu der alten Ordnung zurückzukehren und die läſtige cluniacenſer Strenge wieder abzuſchütteln. Jede Erſchütterung der päpſtlichen Macht drohte auch eine neue Erhebung in der Lombardei hervorzurufen: für den Fall eines Konfliktes mit Rom hatte das deutſche Königtum dort nicht bloß ſichere Bundesgenoſſen, ſondern auch eine feſte Operationsbaſis zu andauerndem Kampf.

Großes hatte die Politik Hildebrands unter Nikolaus II. innerhalb weniger Jahre erreicht: die Abhängigkeit des Papſttums von dem deutſchen Königtum war zu einem weſenloſen Schein verflüchtigt; der Sieg über die Mailänder Kirche hatte Roms Anſehen weit über die Grenzen Italiens hinaus geſteigert; aus der populären Bewegung, namentlich in den oberitalieniſchen Kommunen, ſtrömte ihm eine Fülle der Kraft zu; der Bund mit den Normannen ſtellte ihm für den Fall der Not ein krieggeübtes Heer zur Verfügung, das zuſammen mit den Mannen der für die nationale Unabhängigkeit Italiens eintretenden Fürſten unter Gotfried von Lothringen und Beatrix von Tuscien jedem Gegner gewachſen war. Und alles das war geſchehen, ohne daß von Deutſchland, auf deſſen Koſten doch dieſe ganze Entwickelung ging, auch nur der Verſuch gemacht worden wäre, Einhalt zu gebieten und die Rechte des Reiches wahrzunehmen. Und als verſpätet ein Anlauf dazu genommen wurde, da offenbarten ſich die innere Zerfahrenheit und der tiefe Verfall, die ſeit Heinrichs III. Tod über das Reich hereingebrochen waren.

Heinrich III. hatte das Reich bereits in einer gewiſſen Gärung hinterlaſſen. Die Begünſtigung des durch die Erblichkeit der Lehen zu größerer Unabhängigkeit gelangten niederen Adels hatte die Macht und den Einfluß der weltlichen Fürſten gemindert, die ohnehin ſchwer an der Strenge des gewaltigen Herrſchers zu tragen gehabt hatten und eine Änderung herbeiſehnten. Mit dem Epiſkopat ſtand es ähnlich: in ſeiner Mehrheit lehnte dieſer die cluniacenſer Richtung nach wie vor ab, weil er ſich durch ſie nicht bloß mit

unbequemer Abhängigkeit von Rom, sondern auch in seinen weltlichen Interessen bedroht sah, in denen die Bedeutung und der Reiz seiner Stellung beruhten. In diesen Kreisen wurde dem großen Kaiser daher kaum nachgetrauert und fand man auch wenig Gefallen an der Entwickelung der Dinge in Rom unter Nikolaus II. So standen eigentlich nur die Ministerialen zu dem salischen Königtum, mit dem im Bunde sie in die Höhe gekommen waren und allein die Behauptung ihrer Bischöfen und Fürsten gleich anstößigen Stellung hoffen durften. Es bestand also ein Widerstreit der Kreise, die für die Erhaltung und Weiterbildung der staatlichen Ordnung gleichmäßig in Betracht kamen und deren Zusammenwirken, durch ein starkes Königtum erzwungen, den Aufschwung Deutschlands während der letzten Regierung bewirkt hatten.

Unter solchen Umständen war die Stellung der Regentin Agnes von Poitou von vornherein schwierig. Denn ohne zuverlässigen Anhang über den Kreis der königlichen Ministerialen hinaus sah sie sich genötigt, meist Leute niederer Herkunft in die Regierung zu ziehen, da auch die Bischöfe, der Gönnerin der Cluniacenser grollend, sich dem Hofe demonstrativ fernhielten. Daß Heinrich II. von Augsburg (1047—1065) eine Ausnahme machte, gab bösen Zungen Anlaß zu ehrenrühriger übler Nachrede. So schien Agnes schon viel gewonnen zu haben, wenn sie die Opposition durch mäßige Zugeständnisse beschwichtigte und von Feindseligkeiten abhielt, denen erfolgreich entgegenzutreten ihr doch die Mittel fehlten. Als Fremde von Anfang an beargwöhnt, hatte sie vollends Grund zu behutsamem Auftreten. Eine Verständigung mit dem frondierenden Episkopat schlossen die Ereignisse in Rom aus: Agnes hat sich dort jeder Einwirkung enthalten, wohl weil sie die Reformen Nikolaus' II. als berechtigte Konsequenzen des cluniacenser Systems billigte. Aber die deutschen Bischöfe, die der Sieg der strengen Reformpartei in Rom mit Sorge erfüllte, legten unter Leitung Hannos II. von Köln (1056—1075) gegen die neue Ordnung der Papstwahl Verwahrung ein. Die Regentin mußte daher bei den weltlichen Fürsten einen Rückhalt suchen: aber das war nur möglich um den Preis von Zugeständnissen, welche die schon erschütterten Grundlagen des salischen Erbkönigtums völlig auflösten, und geschah zum Teil in Formen, welche das Ansehen der Reichsregierung schwer schädigten. Dem Entführer ihrer Tochter Bertha, Rudolf von Rheinfelden, mußte Agnes das Herzogtum Schwaben nebst Burgund austragen und deshalb Berthold von Zähringen, dem Schwaben verheißen war, anderweitig entschädigen: er erhielt Kärnten und die Mark Verona. Geradezu verhängnisvoll aber wurde die Vergebung Bayerns an einen sächsischen Edelmann, Otto von Nordheim, der, echt sächsisch verschlagen, ränkevoll und von brennendem Ehrgeiz beseelt, in verwegenem Wechsel zwischen kecker Rebellion und scheinbar opferfreudiger Anhänglichkeit auf geheimnisvoll verschlungenen Schleichwegen eine leitende Stellung zu gewinnen trachtete und das Vertrauen des salischen Königshauses wiederholt in der schnödesten Weise mißbrauchte. Überall erhob sich das Reichsfürstentum zu neuer Selbständigkeit; durch kein königliches Friedensgebot

mehr gebändigt, regte sich vielfach wieder gewaltthätige Selbsthilfe und stürzte das Reich in bürgerliche Kämpfe. Namentlich in Sachsen entbrannte der Streit zwischen dem billingischen Herzogshause und Erzbischof Adalbert von Bremen heftiger und verschärfte auch den Gegensatz zwischen dem König und dem sächsischen Stamme. Unter solchen Umständen schwand natürlich auch Deutschlands Ansehen dem Auslande gegenüber, und die gebietende Stellung, die es zu Böhmen, Polen und Ungarn eingenommen hatte, geriet in Vergessenheit. Namentlich die Entthronung und Tötung des Ungarnkönigs Andreas durch seinen Bruder Bela traf unmittelbar das Ansehen des salischen Hauses, weil sein Sohn Salomon, der nun in Deutschland eine Zuflucht suchte, mit der Schwester des jungen Königs verlobt war, der diese Beleidigung ruhig hinnehmen mußte.

So drängte im Reiche bereits alles einer gewaltsamen Krisis zu, als neue kirchliche Verwickelungen eintraten. Im Juli 1061 starb Nikolaus II.: in Opposition gegen das Wahldekret von 1059 wandte sich der römische Adel um die Ernennung eines Papstes an die Regentin. Die lombardische Kirche glaubte den Augenblick gekommen, die Sonderstellung des Mailänder Erzbistums zu erneuern und die Herrschaft der Reformpartei abzuschütteln, die unter Hildebrands Leitung gerade ihren Besieger, Bischof Anselm von Lucca, als Alexander II. zum Papst erhob (1061—1073). Ihm stellte man Bischof Cadalus von Parma unter dem Namen Honorius II. (1061—1064) entgegen: ein Schisma zerriß die Kirche und drohte sie in die alte Abhängigkeit von dem deutschen Königtum zurückzuliefern, sobald nur die deutschen Bischöfe Cadalus' Partei nahmen. Aber trotz seines Gegensatzes zu der von Hildebrand geführten Reformpartei hielt sich der deutsche Episkopat dieser Sache ganz fern, ja trat der Regentin in offener Auflehnung entgegen, als sie den Willen und die Möglichkeit hatte, die römische Kirche wieder unter die deutsche Autorität zu beugen. Denn mit einer Synode der lombardischen Bischöfe, die sie 1061 in Basel hielt, erklärte Agnes sich für Honorius II. Ein Bürgerkrieg entbrannte in Italien, der namentlich die Lombardei mit allen Schrecknissen entfesselter kirchlicher und politischer Leidenschaften erfüllte. Alexander II. geriet in die höchste Bedrängnis; nur das kraftvolle Eintreten Gotfrieds von Lothringen wandte ein Äußerstes ab und ermöglichte einen Stillstand, während dessen — ein schmerzliches Zugeständnis für die Reformpartei — die beiderseitigen Ansprüche untersucht werden sollten. Sehr im rechten Augenblick für die bedrängte Reformpartei trat da in Deutschland ein Ereignis ein, welches die Regentin mit einem Schlage der Gewalt beraubte.

Obgleich sie sich freiwillig dem Hofe fern hielten, betrachteten die Bischöfe ihre Ausschließung von der Staatsleitung doch als ein ihnen zugefügtes Unrecht. Auch die weltlichen Fürsten sahen mit wachsendem Unmut niedrig geborene Leute im Rate der Regentin. Leicht fanden sich die Unzufriedenen zusammen: um Hanno von Köln, der sich herrschsüchtig nach dem Besitze der Gewalt drängte, vereinigten sich sein Neffe Bischof Burkhard von Halberstadt

(1059—1088) und Günther von Bamberg (1057—1065), dann der verwegen aufstrebende Otto von Bayern und Markgraf Eckbert von Braunschweig. Natürlich hatte auch der Lothringer Gotfried die Hand dabei im Spiele. Durch einen hinterlistigen Überfall brachten sie Pfingsten 1062 zu Kaiserswerth den königlichen Knaben in ihre Gewalt, um auf seinen Namen hin die Zügel der Regierung zu ergreifen. Aber alsbald kam es zu Streitigkeiten unter ihnen: Hanno sollte nicht allein herrschen; die anderen Bischöfe verlangten ihren Anteil an dem ohne sie gewonnenen Sieg. So kam es zu einem höchst bedenklichen Vergleich: während die Erziehung des jungen Königs dem harten und strengen Hanno befohlen wurde, sollte die Leitung der Staatsgeschäfte bei dem Bischof sein, in dessen Sprengel Heinrich IV. sich gerade aufhielt. Das mußte in kurzer Zeit der Ruin des Königtums werden, dessen Autorität so von dem es augenblicklich vertretenden Kirchenfürsten rücksichtslos zu seinem und seiner Kirche Vorteil ausgenutzt wurde. Nun sahen sich die Laienfürsten vollends von der Gewalt ausgeschlossen und auch die reichen Kirchengüter mehr und mehr ihren Händen entzogen, der königliche Dienstadel aber sah die Errungenschaften von Jahrzehnten gefährdet. Kurz, die neue Regentschaft, einseitig dem Interesse einer Partei dienend und dabei unbeständig und wechselnd, machte es niemandem recht. Hannos streng kirchliche Richtung erregte selbst bei den Bischöfen Anstoß: schickte er doch im Herbst 1062 Burkhard von Halberstadt nach Italien, um für die Anerkennung Alexanders II. thätig zu sein und der Reformpartei zum Siege zu helfen.

Bald von allen Seiten angefeindet suchte Hanno seine Stellung durch Heranziehung einflußreicher Bündner zu stärken. Erst gewährte er Erzbischof Siegfried von Mainz (1060—1084) einen Anteil an der Gewalt, dann zog er Adalbert von Bremen in die Regierung. Das bedeutete fast einen Systemwechsel: denn wie Adalbert im engsten Anschluß an das salische Haus in die Höhe gekommen war, Heinrich III. nahe gestanden hatte und wohl an dessen Sachsen betreffenden Plänen Anteil gehabt hatte, so hatte er auch seit des großen Kaisers Tod in harter Bedrängnis zwar, aber doch erfolgreich in seinem Geiste ein straffes Regiment geführt und seine Diöcese vor dem Zerfall bewahrt, der seit Einführung des bischöflichen Wechselregiments sonst überall herrschte. Im Gegensatz zu dem mönchisch finstern Kölner wird der prunkvoll glänzende Adalbert, der, selbst von makellosem Wandel, doch ein Freund stattlichen fürstlichen Lebens war, sich mit dem jungen König um so leichter verständigt haben, als dieser in ihm einen Vertrauensmann des Vaters und Träger der Traditionen aus der Zeit eines machtvoll gebietenden Königtums begrüßte. Bald hatte er alle anderen im Rate des Königs überflügelt und war die ausschlaggebende Persönlichkeit. Davon zeugte die zunehmende Energie des königlichen Waltens nach innen und außen. Ungarn wurde 1063 wieder abhängig gemacht und Heinrichs Schwager Salomon hergestellt. Die Mündigsprechung des jungen Königs im folgenden Jahre (1064) machte der Regentschaft förmlich ein Ende. Agnes von Poitou ging in ein Kloster;

Heinrich regierte, von Adalbert beraten, nach Willkür. Dieſer Wandel machte ſich auch in der kirchlichen Politik bemerkbar. Die durch Hanno herbeigeführte Entſcheidung des Reiches für Alexander II. konnte zwar nicht rückgängig gemacht werden; aber der geplante Romzug wurde durch Adalbert hintertrieben. Das trug ihm die erbitterte Feindſchaft der Reformfreunde ein. Sie verbanden ſich mit den Fürſten, die, von der Gewalt ausgeſchloſſen, allmählich um ihre Unabhängigkeit ſorgten, und mit den Biſchöfen, die den Gewinn des Staatsſtreiches von 1062 verloren ſahen, zum Sturze Adalberts, der zum allmächtigen erſten Miniſter aufgeſtiegen war; die Sachſen drohten bereits ihren Forderungen durch offenen Aufruhr den nötigen Nachdruck zu geben. Im Januar 1066 kam das weitverzweigte Komplott zum Ausbruch. Auf einem Hoftage in Tribur traten die Fürſten, obenan Hanno von Köln, Siegfried von Mainz und Otto von Bayern vor den König mit dem Verlangen, entweder Adalbert vom Hofe zu entfernen oder die Regierung niederzulegen. So ſchwer es dem zum Bewußtſein ſeines königlichen Rechtes gelangten Jüngling ankam, er mußte ſich dem demütigenden Zwange fügen und den Mann ſeines Vertrauens, den Träger des an des großen Vaters Erfolge anknüpfenden Syſtems, das ſich eben glücklich zu entfalten begonnen hatte, aus ſeiner Umgebung verweiſen. Niemals hat der König das verwunden. Das Verlangen, dafür Vergeltung zu üben, beeinflußte hinfort all ſein Handeln und prägte ihm einen Zug der Erbitterung und der Leidenſchaft auf, der ſelbſt berechtigte und wohlgemeinte Handlungen in ein ungünſtiges Licht rückte und den jede Blöße erſpähenden Gegnern erwünſchte Gelegenheit zu neuen verhetzenden Angriffen bot. Denn auch diesmal überdauerte die Einigkeit der Sieger von Tribur den Sieg nicht, und ihr Hader machte den König thatſächlich bald wieder unabhängig: trotz der Entfernung Adalberts wurde die Regierung in ſeinem Geiſte weitergeführt, nur daß ſtatt des ſtaatsklugen, weitblickenden und von hohem Streben erfüllten Erzbiſchofs wiederum Leute von untergeordneter Stellung, junge Genoſſen des leichtfertigen Königs bei ſeinem zügelloſen Leben, das entſcheidende Wort führten und über Staat und Kirche verfügten. Namentlich Sachſen, wo Heinrich meiſtens Hof hielt und die Burgen mit ſtarken Beſatzungen belegte, klagte bald bitter über den geſteigerten Druck.

Freilich iſt ja gerade in dieſen Dingen die Überlieferung eigentlich ungenügend, weil beherrſcht von den nachmals ſiegreichen Gegnern des Königs, die deſſen Haltung in ein möglichſt ungünſtiges Licht zu rücken ſtrebten und, mögen ſie auch die Zuſtände richtig geſchildert haben, doch die Motive, die Heinrich IV. leiteten, gefliſſentlich entſtellten, namentlich aber verſchwiegen, was ſie ſelbſt gegen den König gethan, wie ſie ihn gereizt, herausgefordert, bedroht haben. Denn angeſichts ſeiner ſpäteren beſonnenen und verſöhnlichen Haltung, von der man freilich etwas den gemachten ſchweren Erfahrungen und der Reife des Alters zurechnen mag, wird man nicht annehmen können, daß Heinrich und ſeine Räte bloß aus Laune und Luſt am Tyranniſieren ein ſo hartes Regiment geführt haben, wie ihnen ſchuld gegeben wird.

Wird doch unter den am Hofe besonders einflußreichen Leuten an erster Stelle der Bayernherzog Otto von Nordheim genannt, ohne daß wir zu sagen vermöchten, wie der bewegliche und verwandlungsfähige Mann dazu gekommen, was er damit bezweckt, wie sich seine Stellung zu der fürstlichen Opposition dadurch geändert haben mag. Schlecht kann es um die Aussichten des Königtums nicht gestanden haben, wenn der Nordheimer, dem der eigene Vorteil über alles ging, sich ihm so eng verband. Auch wird er mit seinen alten Genossen nicht endgültig gebrochen, sich die Rückkehr zu ihnen nicht unmöglich gemacht haben: das Unrecht kann demnach nicht in dem Maße allein bei Heinrich gewesen sein, wie die Gegner glauben machen wollen.

Siegel Heinrichs IV.

Der König sitzend auf einem Throne ohne Rücklehne, unten zwei Rundbogen; auf dem Haupte die Perlenkrone, in der Rechten Adlerscepter, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umschrift: † HEINRICUS DI GRA REX. (Nach Heffner und einem Abdruck im brit. Museum zu London.)

Aber gleich unwürdig erschien ihre Lage den geistlichen wie den weltlichen Fürsten. Ohne Einfluß im Reich waren erstere rücksichtsloser Maßregelung durch die kirchliche Reformpartei preis gegeben. 1068 mußte Hanno von Köln als Büßer in Rom erscheinen: mit dem Erzbischof von Mainz und dem Bischof von Bamberg wurde er vor die Fastensynode 1070 geladen, um sich wegen Simonie zu verantworten. Heinrich IV. überließ sie ihrem Schicksal, obgleich er und seine Räte ungescheut Simonie übten. Dem Mainzer Erzbischof wollte er durch Überlassung des Zehnten in Thüringen seine Beihilfe zur Lösung der Ehe mit Bertha von Susa abkaufen, der er vom Vater als Kind aus politischen Rücksichten verlobt und von den Fürsten, kaum dem Knabenalter entwachsen, ungefragt vermählt worden war. Da stieß er in Rom auf Widerstand: im Auftrage Alexanders II. nötigte ihn Petrus Damiani auf sein Vorhaben zu verzichten. Aber es blieb eine tiefe Verbitterung der Thüringer, die nicht bloß in Sachsen den Unmut gegen den König steigerte. Heinrich glaubte sich jetzt stark genug, solchen Regungen gewaltsam

zu begegnen. Ein Aufstand des thüringischen Markgrafen Dedi wurde hart bestraft, dann plötzlich gegen Otto von Nordheim die Anklage erhoben, er habe dem König nach dem Leben gestanden. Ob dafür auch nur ein scheinbarer Anhalt vorhanden gewesen ist oder ob es sich wirklich nur um die Vernichtung des vielgehaßten Mannes um jeden Preis gehandelt hat, bleibt völlig dunkel. Otto stellte sich zu dem gerichtlichen Zweikampfe nicht; Bayern wurde ihm abgesprochen und an Welf III. gegeben, den Sohn des mit der letzten deutschen Welfin, Kuniza, vermählten Markgrafen Azzo von Este. Otto ergriff die Waffen, mit ihm Magnus, der Sohn des Sachsenherzogs Ordulf. Aber schon Pfingsten 1071 mußten sie sich unterwerfen: Otto verzichtete auf Bayern und blieb in Haft. Vermutlich entsprang dieses energische Verfahren des Königs dem Einfluß, den der um jene Zeit wieder am Hofe erschienene Adalbert von Bremen ausübte. Offenbar wurde an das 1066 durch das Attentat von Tribur Unterbrochene angeknüpft, und auch nach Adalberts Tod im März 1072 behielt Heinrich IV. sein System bei. Fürsten und Bischöfe waren ohne Einfluß am Hofe; die alte salische Antipathie gegen die unbequemen Sachsen wurde nachdrücklichst bethätigt: der Bau von Burgen an den Abhängen des Harzes nahm seinen Fortgang; was Heinrich III. geplant, ging seiner Verwirklichung entgegen: der König weilte meistens in Sachsen und hielt auf der Harzburg bei Goslar mit seinen lockeren Genossen prunkend Hof; das zügellose Treiben seiner in den Burgen lagernden Dienstleute und die schweren Naturallieferungen zu ihrem und des Hofes Unterhalt erzeugten auch in der großen Masse, bei den kraftvollen, waffenfähigen Bauern wachsende Unzufriedenheit: man sah die Freiheit bedroht und fürchtete hofrechtlicher Dienstbarkeit zu verfallen. Nun wurde gar nach dem Tode Herzog Ordulfs der junge Magnus nicht zur Nachfolge in dem väterlichen Herzogtum zugelassen, sondern blieb in Haft, während der König die Hauptfeste der Billinger, Lüneburg, okkupierte und die lange geplante Überlassung des thüringischen Zehnten an Siegfried von Mainz verfügte und dabei schon die Appellation dagegen mit dem Tode bedrohte. Als nun Heinrich gar für den Sommer 1073 den sächsischen Heerbann zum Krieg gegen Polen aufbot, da witterten die Sachsen darin nur neue Tücke: durch die Strenge des Kriegsrechtes sollte ihr Widerstand vollends gebrochen, durch die Sammlung des Reichsheeres in ihrem Lande dessen volle Unterwerfung unter des Königs Gebot angebahnt werden. Sich dem zu entziehen, erbaten die Sachsen Dispens von dem polnischen Zuge, indem sie auf die Belastung hinwiesen, die der andauernde Grenzkrieg gegen die Slawen für sie mit sich brachte. Sie wurden abgewiesen: das gab das Signal zur Erhebung. Bei Eisleben tagten Edelleute und Bauern und lauschten den Worten Ottos von Nordheim, der, bisher scheinbar resigniert sein Schicksal zu tragen entschlossen, jetzt als erfindungsreicher und zu allem bereiter Führer an die Spitze trat und die Sachsen durch den Ruf zur Freiheit mit sich fortriß. Dem Wort folgte die That: am 7. August 1073 erschien plötzlich das sächsische Volksheer vor der Harzburg, wo der König mit

geringem Gefolge weilte: nur nächtliche Flucht über unwegsame Waldberge rettete ihn vor der Gefangennahme — eine Demütigung, die er ebensowenig wie den Tag von Tribur vergessen, sondern den Sachsen unversöhnlich nachgetragen hat.

Aber noch übleres stand Heinrich bevor. Als er nun die gegen Polen aufgebotenen Fürsten gegen Sachsen führen wollte, erklärten diese, dazu seien sie nicht gerüstet. So blieb er zur Unthätigkeit verurteilt. Aber auch den Sachsen glückte es nicht ganz nach Wunsch, da die wichtigsten königlichen Burgen unbezwungen blieben. Da erboten sich die Fürsten zur Vermittelung. Aber auf einem Tage zu Gerstungen im November 1073 forderten sie vom König für die Sachsen Genugthuung und Straflosigkeit, ja, sollen sie bereits Heinrichs Absetzung erwogen haben. Ehemals hätte gegen solche Zumutungen dem König der Episkopat einen Rückhalt gewährt. Aber auch dieser versagte jetzt, obgleich eben in Rom eine Wandelung eingetreten war, die ihn um seiner eigenen Zukunft willen zu entschlossenem Zusammenstehen mit dem König antreiben mußte.

Im April 1073 nämlich war Alexander II. gestorben und unter offenbarster Verletzung der Wahlordnung von 1059 in durchaus tumultuöser Weise der bisherige Archidiakonus der römischen Kirche, Hildebrand, angeblich durch Inspiration zum Nachfolger erhoben worden; ein nachträglicher Wahlakt der Kardinäle suchte die Sache zu legalisieren. Von Heinrich IV., der für die große kirchliche Bewegung kein Verständnis hatte und die von dieser Seite drohenden Gefahren völlig übersah, bestätigt, empfing er als Gregor VII. am 29. Juni die Weihe in Gegenwart der Kaiserin Witwe Agnes von Poitou und der Markgräfin Beatrix von Tuscien. Die den deutschen Bischöfen so unbequeme Reformpartei ergriff damit in der Person ihres rücksichtslosesten Vertreters die Zügel zur Regierung der Gesamtkirche. Dennoch überließen die deutschen Bischöfe den König seinem Schicksal. Heinrich zog sich nach den oberrheinischen Landen zurück, in das Zentrum seiner Hausgüter, um auf Worms und die anderen Städte gestützt seine Krone zu verteidigen. Gerade in den aufstrebenden Bürgerschaften jener Städte regte sich damals ein lebhaftes Gefühl für die von geistlichen und weltlichen Fürsten so übel behandelte königliche Würde, in deren Träger sie ihren natürlichen Beschützer erblickten. Eine populare Bewegung wogte auf: trat Heinrich an ihre Spitze, so drohte ein politischer und sozialer Umschwung zum Nachteil des geistlichen und des weltlichen Fürstentums. Ihn zu vermeiden, bewilligte man nun dem König Hilfe. So drang Heinrich mitten im Winter bei eisiger Kälte verwüstend bis nach Hersfeld in Sachsen ein. Da riefen die Bischöfe ihre Mannschaften zurück, und im Februar 1074 kam durch fürstliche Vermittelung in Gerstungen ein Vertrag zu stande, der den Sachsen Straflosigkeit verbürgte, dem König aber, als ob er besiegt wäre, die Schleifung der sächsischen Burgen zur Pflicht machte: das deutsche Fürstentum nahm offen die Partei der Rebellen.

Heinrich wird es unter diesen Umständen als ein Glück angesehen haben, daß die Sachsen bei der vertragsmäßigen Schleifung der Harzburg sich ruch-

loſer Greuelthaten ſchuldig machten, indem ſie ſelbſt Kapellen und Gräber entweihten, und ihn dadurch von dem Vertrag alsbald wieder löſten. Energiſch nahm er nun die alten Entwürfe wieder auf, nachdem er noch im Herbſt 1074 zur Herſtellung ſeines Schwagers Salomon nach Ungarn gezogen war. Durch ihren Frevel hatten die Sachſen den Fürſten die Parteinahme für ſie unmöglich gemacht: ſie mußten nun dem König beiſtehen. So konnte dieſer auf Grund einer Weihnachten 1074 zu Straßburg getroffenen Vereinbarung im Frühjahr 1075 mit einem ſtattlichen Reichsheer in Sachſen einfallen. Im Juni brachte er den überraſchten Aufſtändiſchen an der Unſtrut eine ſchwere Niederlage bei, für die die adlige Reiterei und das bäuerliche Fußvolk einander gegenſeitig verantwortlich machten, ſo daß ihre Einigkeit zu Ende war und ein weiterer Einfall des Königs im Herbſt ihre Widerſtandskraft vollends brach. Zu Spier bei Sondershauſen unterwarfen ſich die Sachſen bedingungslos: die Führer wurden in Haft genommen. Heinrich IV. war damit Herr nicht bloß Sachſens, ſondern auch des Reiches und hatte für das zu Tibur und Goslar Erlittene Genugthuung. Freilich lag die Gefahr eines Mißbrauchs des Sieges nahe, und ihn zu hindern hatten die Fürſten den Sachſen zugeſagt. Aber wie hätten ſie das jetzt wohl thun ſollen, wenn der König ſich nicht ſelbſt mäßigte? Das aber geſchah nicht: menſchlich entſchuldbar, war es politiſch vom Übel, daß Heinrich nichts von Gnade wiſſen wollte. Mit den eingezogenen Gütern der Rebellen verſorgte er ſeine ſchwäbiſchen und rheiniſchen Getreuen, die er wie eine Beſatzung über das ganze Land verteilte. Die zerſtörten Burgen ſtellte er wieder her und führte neue in großer Zahl auf. Schwer lag wieder auf dem Lande der Goslarer Hofhalt: nach der kurzen Zeit der Freiheit wurde die erneute Deſpotie doppelt ſchwer empfunden. Zudem ſollte das ſo unterworfene Sachſen, wie es ſchien, der Grundſtein werden zu einer neuen Art königlichen Regimentes im ganzen Reiche, die ſtark abſolutiſtiſch gefärbt war, aber einer Richtung der Zeit entſprach und in der Herrſchaft ihr Seitenſtück fand, welche eben die Normannen mit ähnlichen Mitteln und in ähnlichen Formen in England und in Unteritalien errichteten. Die Zukunft dieſes neuen Fürſtentums ſchien geſichert, als unter dem Eindruck ſeines Sieges Weihnachten 1075 die Fürſten auf einem Tage zu Goslar den erſtgeborenen Sohn Heinrichs von Bertha von Suſa, den Knaben Konrad, zum Nachfolger wählten.

Aber ſchon war die Verwickelung in ihr erſtes Stadium getreten, die Heinrichs, ſeines Hauſes, Deutſchlands Verhängnis werden ſollte. Gregor VII. entfaltete das hierarchiſche Syſtem bald in den letzten Konſequenzen und ſtieß da mit dem abſolutiſtiſchen Syſtem zuſammen, dem Heinrich eben auch die deutſche Kirche beugen wollte. Daß einer von beiden den Konflikt geſucht hätte, iſt nicht zu behaupten. Gregors VII. Vorgehen war anfangs maßvoll und verſöhnlich. Aber auch nicht die überſtürzte Heftigkeit des im Vollgefühl der wiedergewonnenen Macht ſchwelgenden jungen Königs trug allein die Schuld: ſie lag in den Verhältniſſen, zumal mit der wachſenden Einſicht in

die erstaunliche Gunst des Augenblicks Gregor seine Forderungen ins Ungemessene steigerte und der ausbrechenden Leidenschaft seines Gegners einen unglücklichen Schein der Berechtigung gab. Mit den Erfolgen wuchsen seine Ansprüche, und so wurde er schließlich zu einem Revolutionär größten Stils, der Staat und Kirche gleichmäßig umstürzte. Wenn Gregor VII. auf der Synode, die er in den Fasten 1074 hielt, strenge Maßregeln gegen die der Simonie schuldigen Geistlichen verfügte, so befand er sich im Einklang mit den Bestrebungen, die einst Heinrich III. verfolgt hatte. Freilich war es geradezu demagogisch-revolutionär, wenn er nicht bloß die durch Simonie graduierten und die in Unkeuschheit lebenden Geistlichen vom Ministrieren ausschloß und zur Aufgabe ihrer Stellen aufforderte, sondern das Volk verpflichtete, den diesem Befehl ungehorsamen nicht mehr zu folgen. An Heinrichs Hof war die Simonie durchaus im Schwange, und schon Alexander II. hatte fünf königliche Räte deshalb gebannt. Aus gleichem Grunde schritt Gregor jetzt gegen König Philipp von Frankreich ein. Mit Heinrich aber unterhandelte er unter Vermittelung der Kaiserin Agnes, und nach dem Dank, den er dieser dafür ausspricht, daß sie den Sohn für die Gemeinschaft der Kirche gewonnen habe, muß auch eine Verständigung angebahnt sein. Heinrich wird sich nachgiebig gezeigt haben: aus der zweiten Hälfte des Jahres 1074 hören wir nichts von Konflikten zwischen König und Staat. Wohl aber entstanden solche in Menge zwischen Gregor und dem deutschen Episkopat, der in seiner Mehrheit die cluniacensischen Reformen nach wie vor ablehnte, während Hanno von Köln für sie eintrat. Ende des Jahres 1074 wurden Siegfried von Mainz und die Bischöfe von Straßburg, Speier, Bamberg, Magdeburg und Würzburg nach Rom citiert. Otto von Konstanz sollte sich wegen der Nachsicht verantworten, die er mit verheirateten Priestern gehabt hatte. Überhaupt sollten die Deutschen verheirateten Priestern den Gehorsam verweigern: das Cölibat warf bereits seine Schatten voraus. Durch den sächsischen Aufstand und die Treulosigkeit der geistlichen und weltlichen Fürsten hart bedrängt, nahm Heinrich das ruhig hin. Gregor dankt ihm in jener Zeit für den guten Empfang seiner Gesandten, für die Zusage der Mitwirkung gegen Simonie und Priesterehe, fügt aber doch den Wunsch hinzu, der König möge sich mit guten Räten umgeben. Bald darauf klagt er in einem Schreiben, das die Absicht zur Befreiung des heiligen Landes meldet und von den Rüstungen dazu berichtet, über Leute, die zwischen ihm und dem König Unfrieden zu säen trachteten. Er glaubte auf den König, dem eben neue Demütigungen drohten, einen Druck zu weiterer Nachgiebigkeit ausüben zu können. Jedenfalls aber meinte er von dieser Seite keinen Widerstand zu finden, wenn er mit der Ausbildung des hierarchischen Systems einen entscheidenden Schritt weiter ging. Das geschah durch die Fastensynode von 1075, an der nur burgundische und italienische Bischöfe teilnahmen, indem einmal das Verbot der Simonie in schärfster Weise erneut und wegen Übertretung desselben gegen fünf Räte Heinrichs, sowie König Philipp von Frankreich der Bann, gegen eine große

Anzahl von deutschen Kirchenfürsten und einige italienische Bischöfe die Suspension ausgesprochen wurde, dann das Gebot der Ehelosigkeit für die Geistlichen erging und endlich die Laieninvestitur unter Androhung des Bannes verboten wurde. War der Kampf gegen die Simonie berechtigt und verdienstlich, so drohten die beiden anderen Synodalbeschlüsse eine soziale und politische Revolution. Das Cölibatgesetz löste den Klerus aus der Verbindung mit seinem Volke und gab ihn widerstandslos dem Einfluß seiner Oberen preis. Ohne Rückhalt in der Familie, in der Gemeinde, in der bürgerlichen Gesellschaft, mit denen er hinfort nichts mehr zu teilen hatte, deren Denken und Fühlen er völlig fremd sein sollte, wurde der Geistliche ein willenloses Werkzeug im Dienste des die Gesamtkirche leitenden Willens: der päpstliche Absolutismus vollendete sich. Das hat man damals übersehen: angesichts der anstößigen Verhältnisse, welche die Priesterehen namentlich in Mailand hervorgebracht hatten, hieß man diese Neuerung im allgemeinen willkommen, wie ja noch während des Schismas des Cadalus die populare Partei unter dem als „Ritter der Kirche" gefeierten Erlembald Cotta gegen die Priesterfamilien und ihren Anhang gewütet hatte. Dennoch hat es lange gedauert, ehe das Gebot der Ehelosigkeit für die Geistlichen in allen Teilen der Kirche gleichmäßig durchgeführt wurde, und vielfach begegnet man auch noch weiterhin den Spuren der altchristlichen Anschauung, die an den Priesterehen keinen Anstoß nahm und nur von den zu den höheren Weihen gelangten eheloses Leben forderte.

Viel einschneidender wirkte, wenn es durchgeführt wurde, sofort das Verbot der Laieninvestitur, wonach hinfort kein Geistlicher ein Bistum, eine Abtei oder sonst eine geistliche Stelle aus der Hand eines Laien empfangen, kein Laie eine Vergabung derart vollziehen sollte bei Strafe des Ausschlusses vom Kirchenbesuch. Denn da ein Verzicht der Kirche auf alles weltliche Gut, der ja auch daraus gefolgert werden konnte, natürlich Gregor VII. ganz fern lag, so bedeutete das bei der Stellung der deutschen Bischöfe nichts anderes, als daß dem König die Verfügung über das gesamte Kirchengut genommen wurde. Nicht minder hart aber traf eine solche Verfügung den Laienadel, an den gegen Übernahme der entsprechenden Dienste das Kirchengut weiter zu Lehen ausgethan zu werden pflegte. Viele Tausende von Edelleuten und Ministerialen bedrohte das Investiturverbot gewissermaßen mit Depossedierung. Freilich scheint das nicht in Gregors VII. Absicht gelegen zu haben, sondern zunächst eine sozusagen theoretische Deklaration haben gegeben, ein Prinzip haben aufgestellt werden sollen, von dem aus gegen einzelne Mißbräuche vorgegangen werden konnte. Denn einmal hat Gregor damals nicht versucht, praktische Konsequenzen aus dem Investiturverbote zu ziehen, dann aber auch Heinrich IV. eine schwere Bedrohung darin nicht gefunden. Beide waren vielmehr auf dem Wege zu gütlicher Verständigung. Gregor belobt im Juli 1075 den König, weil er sich den Simonisten tapfer entgegenstelle. In Augsburg wurde heimlich zwischen ihnen verhandelt, sicherlich doch auch über

dieſe für Reich und Kirche gleich wichtige Frage, und wenn Gregor noch 1077 zu Forchheim, als der Kampf bereits heftigſt entbrannt war, ſich von dem Gegenkönig nicht mehr zugeſtehen ließ, als daß die kirchlichen Ämter hinfort bloß auf Grund kanoniſcher Wahl vergeben und die Regalien vom Könige ohne Gegenleiſtung und ohne den Gebrauch von Ring und Stab erteilt werden ſollten, ſo wird er zu Augsburg ſicherlich nicht mehr verlangt haben. Aber im September klagt Gregor über die Zweideutigkeit des Königs, der die Verhandlungen öffentlich fortgeführt zu ſehen verlange, verſichert jedoch auch Heinrich ſeines Wohlwollens, verheißt ihm den Schoß der Kirche zu öffnen, ihn als Herrn, Bruder und Sohn aufzunehmen und ihm gebührende Hilfe zu leiſten; ja, er wünſcht ihm Glück zur Niederwerfung des ſächſiſchen Aufſtandes. Offenbar rechnete man auf einen Vergleich, der beider Intereſſen verſöhnte. In ſo gemilderter Form war das Inveſtiturverbot Heinrich erträglich; anderſeits nahm Gregor VII. offenbar keinen Anſtoß an den abſolutiſtiſchen Neuerungen Heinrichs im Reiche.

Heinrich IV. aber war es offenbar gar nicht Ernſt mit den Bemühungen um Verſtändigung: er hatte, wie es ſcheint, nur hinhalten, nur Zeit gewinnen wollen. Dann ſollte die rückſichtsloſe Reſtaurationspolitik, die er im Reiche einleitete, auch der Kirche gegenüber durchgeführt werden. Die üblen Erfahrungen, die er eben mit dem deutſchen Epiſkopat gemacht, konnten ihn darin nur beſtärken. Einſicht in die Lage uud politiſchen Takt beweiſt es, daß er die Entſcheidung in der Lombardei ſuchte. Dort war die Oppoſition der Altkirchlichen nur mühſam niedergekämpft und herrſchte noch eine Erregung, die zu erneutem gewaltſamen Ausbruch nur eines Führers bedurfte. Dort war Heinrich einer ſtarken Bundesgenoſſenſchaft ſicher, mit deren Hilfe er die Reformpartei aus der Herrſchaft über die Kirche zu verdrängen und dieſe ſich zu unterwerfen hoffen durfte. Während er daher dem deutſchen Epiſkopat gegenüber die Zügel wieder ſtraff anzog, erſchien ſein Rat Eberhard von Nellenburg in der Lombardei, wo die Gregorianer eben durch Erlembald Cottas Tod führerlos geworden waren, und ſammelte alle Gegner der Reformpartei zu gemeinſamem Handeln. Für das Erzbistum Mailand, das durch Guidos Tod erledigt war, ebenſo wie für die Bistümer Fermo und Spoleto ernannte Heinrich neue Vorſteher. Mit dem Herzog von Apulien, Robert Guiscard, der ſeit Jahresfriſt wieder im Banne lag, trat er in Verbindung. In Rom brach unter dem Adligen Cencius ein Aufſtand aus, der Gregor für kurze Zeit in die Gewalt der Rebellen lieferte. Da erließ Gregor am 8. Januar 1076 ein Schreiben, worin er Heinrich über ſein Verhalten ernſte Vorſtellungen machte und ihn namentlich tadelte, daß er die ihm angebotenene Milderung des Inveſtiturverbotes (die demnach in Augsburg verhandelt ſein muß) nicht benutzt habe: er erinnerte ihn an die Geſchichte Sauls und Davids und ließ durch die Überbringer mündlich nicht bloß die Ladung vor eine Synode, ſondern auch die Bedrohung mit dem Bann hinzufügen, wenn er nicht gehorchen und namentlich die gebannten Räte nicht endlich entfernen würde.

Gewiß war das eine ernſte und ſtrenge Sprache. Aber man kann nicht behaupten, daß ſie über das nach den Anſchauungen der Zeit Erlaubte hinausgegangen wäre und eine Herausforderung an den König enthalten hätte: das frühere Entgegenkommen Heinrichs gab dem Papſt ein Recht, ſo zu ihm zu ſprechen. Heinrich aber empfand das als eine unerhörte Beleidigung: je ſtolzer er ſich eben im Vollbeſitz ſeiner wiedergewonnenen Macht fühlte und je eifriger er ſie zu einer unbeſchränkten zu erweitern dachte, um ſo mehr reizte ihn der Widerſtand von ſeiten einer Autorität, die mit ihm ſelbſt verſagten Waffen ſtritt und die er inſofern von vornherein als ihm überlegen erkennen mußte. Statt ſie zu bekämpfen, dachte er ſie deshalb zu vernichten. Er berief die deutſchen Biſchöfe zu einer Nationalſynode nach Worms; ihrer ſechsundzwanzig erſchienen. Auch einer der römiſchen Gegner Gregors, Kardinal Hugo, fand ſich ein: er wird das Material geliefert haben, deſſen man ſich zur Begründung der unerhörten, weit über das Ziel hinausſchießenden Beſchlüſſe bediente, zu denen Heinrich die Verſammlung mit ſich fortriß, welche durch den lange aufgeſammelten Groll gegen die Reformpartei zu einer ſolchen Überſchreitung ihrer Kompetenzen disponiert war. Aber nicht weil er Heinrich mit dem Bann bedroht hatte, auch nicht wegen des den Beſtand des Reiches gefährdenden Inveſtiturverbotes, ſondern wegen ſeiner geſamten Amtsführung und insbeſondere, weil er ſich einer Untergrabung der biſchöflichen Autorität ſchuldig gemacht habe, erklärte der König als Patricius der römiſchen Kirche im Einverſtändnis mit den um ihn verſammelten Biſchöfen Gregor für abgeſetzt und that ihm das in beleidigenden Worten kund; in einem Kollektivſchreiben kündigten die Biſchöfe demſelben den Gehorſam auf. Sofort wurde nach Italien Botſchaft geſandt: zu Piacenza traten die lombardiſchen Biſchöfe dem Wormſer Dekrete bei, Gregor VII. aber ſprach unmittelbar nach dem Empfang desſelben, am 22. Februar 1076, gegen den König den Bann aus und exkommunizierte und ſuſpendierte die an dem Beſchluſſe beteiligten Biſchöfe.

Daß die Kirche den Geiſt der Zeit beherrſchte, bewies der Erfolg dieſes päpſtlichen Spruches, der, wohl Gregors eigene Erwartung weit übertreffend, den eben im Vollbeſitz der Macht triumphierenden König mit einem Schlage zu Boden warf, wenn es auch nicht überall Ehrfurcht vor dem Worte der Kirche war, was ihm Gehorſam verſchaffte, ſondern man vielfach den erwünſchten Vorwand ergriff, um ſich der königlichen Autorität zu entziehen. Als ob mit dem Bann ſein königliches Recht erloſchen ſei, fiel der Laienadel einmütig von Heinrich ab, erhoben ſich die eben ſo demütigen Sachſen unter Otto von Nordheim, griff in Schwaben und den Rheinlanden Herzog Rudolf zu den Waffen. Auch Herzog Welf III., bisher des Nordheimers Gegner, und Berthold von Zähringen ſchloſſen ſich an: faſt das ganze Reich war der Gewalt des Königs entzogen. Wiederum zog ſich Heinrich auf die rheiniſchen Städte zurück, um mit ihrer Hilfe den Kampf um die Krone zu wagen. Da aber ſagten ſich die Biſchöfe von ihm los, die an dem Wormſer Tage teil genommen hatten, und machten kleinmütig ihren Frieden mit der Kirche. Völlig

vereinſamt mußte Heinrich ſein Heil in Unterhandlungen ſuchen. Von Oppenheim aus, wo er als Gebannter blieb, führte er ſie im Oktober 1076 mit den in Tribur verſammelten Fürſten. Dort wurden die alten Klagen über die königlichen Räte und deren unheilvollen Einfluß laut; man dachte an Heinrichs Abſetzung: nur des Abtes Hugo von Clugny Fürſprache wandte ſie ab, freilich um einen hohen Preis. Denn Heinrich mußte nicht bloß entwaffnen und Worms räumen, alſo ſeinen beſten Rückhalt aufgeben, ſondern auch die noch zu ihm haltenden Biſchöfe und ſeine Räte entfernen, ſich fürs erſte jeder Regierungshandlung enthalten und den Streit mit den Fürſten der Entſcheidung des Papſtes anheimſtellen, der dazu am 7. Februar 1077 in Augsburg zu erſcheinen gebeten werden ſollte. Falls er aber über Jahr und Tag noch im Bann liegen würde, ſollte er ohne weiteres für abgeſetzt gelten.

Tiefer als 1066 zu Tribur war Heinrich gedemütigt. Daß es auf ſeine Entthronung abgeſehen war, lag offen zu Tage; nur ſie förmlich auszuſprechen ſcheuten ſich die Fürſten noch und glaubten auf einem Umwege ſicherer ans Ziel zu gelangen. Sie nahmen an, daß Heinrich die Löſung vom Banne in der geſtellten Friſt nicht erreichen könnte. Dieſer aber ſah gerade hier die einzige Möglichkeit zur Behauptung der Herrſchaft, die ihm bleiben mußte, wenn er rechtzeitig wieder in die Gemeinſchaft der Kirche aufgenommen war. Bei ehrlicher Deutung des Triburer Abkommens traf das auch zweifellos zu; auch fiel ja, ſobald er vom Bann gelöſt wieder König war, nach Heinrichs Auffaſſung der päpſtliche Schiedsſpruch als gegenſtandslos fort, und gerade er mußte vermieden werden, ſollte das Anſehen des Königtums nicht aufs tiefſte geſchädigt werden. Heinrich ſtellte ſich demnach ehrlich auf den Boden des ihm aufgezwungenen Vertrages und ſuchte von da aus den in jähzorniger Übereilung zu Worms begangenen ſchweren Fehler wieder gut zu machen: ſeine Perſon gab er preis, um die Würde zu retten, die ſie darſtellte. So entſtand in Heinrich IV. der Entſchluß, zum Papſt zu eilen und die Löſung vom Banne und mit ihr Herſtellung in den Regierungsrechten zu erwirken. Mit ſeiner Gemahlin Bertha, dem kleinen Konrad und wenigen Getreuen pilgerte er im tiefſten Winter durch Burgund über den Mont Cenis nach Oberitalien, wo Gregor VII. bereits des Geleites zur Reiſe nach Augsburg harrte. Deſſen hatten ſich ſeine Feinde nicht verſehen: ſie erwarteten einen Gewaltſtreich. Und in der Lombardei empfingen den König mit lautem Jubel die zum Kampfe gewaffneten Gegner der kirchlichen Neuerungen: ſtellte er ſich an ihre Spitze, ſo ſchien der Sieg gewiß und ein vollkommener Umſchlag auch in den kirchlichen Machtverhältniſſen unabwendbar. Es gereicht Heinrich moraliſch zur Ehre, politiſch aber war es, wie ſich nachmals zeigte, ein ſchwerer Fehler, daß er dieſe Anträge abwies und den beſchrittenen Weg ſelbſtverleugnend bis zu Ende verfolgte. Denn ſeine Widerſacher dachten nicht daran, ihm die Vorteile auch wirklich zuzugeſtehen, die er dem ihm auferlegten Vertrag abzugewinnen gewußt hatte.

Auch Gregor VII. erwartete, daß der König die Gunst der Umstände rücksichtslos ausnutzen würde: sich in Sicherheit zu bringen, floh er nach Canossa, einer Burg der Markgräfin Mathilde von Tuscien, der Tochter und Nachfolgerin der Beatrix von Tuscien. Hugo von Clugny, des Königs Anwalt zu Tribur, und Adelheid von Susa, Heinrichs Schwiegermutter, teilten den sorgenvollen Aufenthalt, wo man sich eines baldigen Angriffs durch den König und die Lombarden versah. Aber die anfängliche Verzagtheit machte herausforderndem Übermut Platz, als Heinrich, statt mit Heeresmacht, mit wenigen Getreuen am 25. Januar 1077 als Büßer an dem Burgthor anlangte. Man ließ ihn nur in den ersten Vorhof; auch die beiden folgenden Tage blieb er ausgeschlossen: es scheint, Gregor VII. habe ihm die Möglichkeit abschneiden wollen, durch Lösung vom Bann wieder regierungsfähig zu werden. Aber damit setzte er sich selbst vor der Welt ins Unrecht und lud einen moralischen Makel auf sich. Das werden ihm der Abt von Clugny, Mathilde u. a. vorgestellt haben. Nun erst ließ er sich zu Verhandlungen mit dem König herbei, freilich nur darauf bedacht, zurückzugewinnen, was ihm Heinrich durch die überraschende Bußfahrt abgerungen hatte, und das Schicksal des salischen Königtums von seinem Spruch abhängig zu machen, indem er durch Verletzung der Triburer Abrede dem deutschen Fürstentum den Weg zur Entsetzung des Königs bahnte. Am 28. Januar kam ein Vertrag zu stande, von dem man freilich schwer begreift, wie Heinrich ihn hat annehmen können: sein Streit mit den Fürsten sollte durch den päpstlichen Spruch entschieden werden, Gregor dazu ungehindert nach Deutschland kommen und seine Gesandten dort frei verkehren dürfen; ein Bruch dieses Paktes von seiner Seite sollte für Heinrich ohne weiteres den Verlust des Thrones zur Folge haben. Nun erst erhielt Heinrich Einlaß in die Burg, beugte vor Gregor das Knie, legte ein Schuldbekenntnis ab und empfing die Absolution und wohnte der vom Papste celebrierten Messe bei. Eine gemeinsame Mahlzeit folgte: noch an demselben Abend verließ Heinrich Canossa wieder.

Er hatte sich vergeblich gedemütigt: durch dieses Abkommen war statt der Person des Herrschers die königliche Würde selbst erniedrigt. Dieser verbitternden Erkenntnis konnte Heinrich sich nicht mehr verschließen. Zweideutig und wortbrüchig hatten die Gegner ihn überlistet, und nach wie vor lag das Schicksal des deutschen Königtums in der Hand des römischen Bischofs. Zu spät entschloß sich Heinrich nun die Hilfe anzunehmen, welche ihm die Lombarden bei seiner Ankunft vergeblich angeboten hatten. Natürlich erhob man alsbald gegen ihn die Anklage des Vertragsbruches: er gab seinen Widersachern eine Waffe in die Hand, während sein verspäteter Anschluß die Kampflust der Lombarden natürlich etwas abgekühlt hatte. Aber auch Gregor war ebenso wie die reichsfürstliche Opposition in Deutschland mit dem in Canossa Vereinbarten nicht zufrieden und wünschte sich von den eingegangenen Verpflichtungen zu lösen. Die deutschen Fürsten hatten mit großem Unmut die Kunde von des Königs überraschender Bußfahrt vernommen: sie fürchteten eine

Verständigung desselben mit dem Papste, deren Kosten sie zu tragen haben würden. Die Wiedereinsetzung Heinrichs in die königlichen Gerechtsame sollte um jeden Preis gehindert werden: so brachen die Fürsten offen das Triburer Abkommen und schlossen damit auch jede Möglichkeit aus, daß der Pakt von Canossa irgendwie zu einer Heinrich günstigen Entscheidung führen konnte. Im Februar tagten die süddeutschen Fürsten zu Ulm. Dort erfuhren sie, was in Canossa geschehen war: sie wurden für die Notlage verantwortlich gemacht, in die Gregor geraten sein wollte, weil sie ihm das Geleit zur Reise nach Deutschland nicht rechtzeitig geschickt hätten; beigefügt freilich war eine vieldeutige Ermahnung zum Ausharren in dem Begonnenen. Ihren Sinn erfaßten die versammelten Fürsten wohl richtig, indem sie für Mitte März einen neuen Tag nach Forchheim ausschrieben und auch Gregor dazu einluden. Seine Legaten trafen rechtzeitig ein; zahlreich erschienen die weltlichen Fürsten, mit zwölf anderen Bischöfen Siegfried von Mainz. Offenbar ist in Forchheim nicht mehr ernstlich verhandelt worden, sondern nur ausgeführt, was die leitenden Persönlichkeiten in der Stille vereinbart hatten. Allein die Entsetzung des tyrannischen Königs, so hieß es, könne Sicherheit geben. Widerspruch scheint nicht erhoben, niemand für den nun unbequem gewordenen Pakt von Tribur eingetreten zu sein. Man beschloß, sofort einen neuen König zu küren, obgleich die Legaten das gern bis zur Ankunft des Papstes aufgeschoben hätten. Die geistlichen Fürsten nannten Rudolf von Schwaben als Kandidaten; von den weltlichen wollten einige nur um den Preis bestimmter Zusicherungen ihm ihre Stimmen geben, ließen das aber auf Mahnung der Legaten fallen, die ihrerseits freilich keinen Anstand nahmen, von Rudolf der Kirche einen wichtigen Vorteil auszuwirken, indem sie ihn verpflichteten, sich bei der Vergebung der deutschen Bistümer jeder Einwirkung zu enthalten und dieselbe ausschließlich durch kanonische Wahl geschehen zu lassen und die so gewählten mit den Regalien zu belehnen, ohne Gegenleistung ihrerseits und ohne dabei Ring und Stab zu gebrauchen, die Sinnbilder der bischöflichen Hirtengewalt. Dies Zugeständnis hatte mehr formalen als materiellen Wert und beeinträchtigte nicht unmittelbar die Verfügung des Königs über das Kirchengut. Bedenklich freilich war, daß dem König — wie es scheint — weder eine Aufsicht über die Wahl der Bischöfe, noch ein Einspruchsrecht irgend welcher Art eingeräumt wurde. Viel größer und unmittelbarer war der Machtgewinn, den die Fürsten zu Forchheim machten, indem unter Zustimmung der päpstlichen Legaten als ein für alle Zukunft maßgebender staatsrechtlicher Grundsatz ausgesprochen wurde, daß die deutsche Krone nicht anders als durch Wahl zu vergeben sei, da den Söhnen des jedesmaligen Königs ein Erbrecht nicht zustehe. Deutschland wurde förmlich als Wahlreich konstituiert. Die siegreiche kirchliche Revolution und das rebellische Reichsfürstentum teilten sich in die Spolien des gestürzten salischen Erbkönigtums.

Zweites Kapitel.

Die kirchlichen, politischen und sozialen Kämpfe im Reiche unter Heinrich IV.

1077—1106.

Heinrichs IV. Gang nach Canossa hatte seinen Zweck nicht erfüllt, sondern der Demütigung, die der König mit anerkennenswertem sittlichem Mute als Mensch auf sich genommen hatte, eine Demütigung auch des Königtums hinzugefügt, welche die Gegner Heinrichs in den Augen der Welt als Sieger erscheinen ließ. Denn eindrucksvoller und augenfälliger als irgend ein früherer Vorgang hatte der Tag von Canossa die hierarchische Behauptung von der Überordnung der päpstlichen Gewalt über alle weltliche Autorität erwiesen. Was dort gegenüber dem deutschen Königtum, das bisher eine Weltherrschaft für sich beansprucht hatte, als Recht des Papsttums geltend gemacht war, sollte konsequenterweise auch sonst überall zur Anerkennung gebracht werden. Eine neue Welt- und Staatsordnung begann damit ins Leben zu treten, die alles, was bisher in Kirche, Staat und Gesellschaft Rechtens gewesen, änderte, zertrümmerte oder in sein Gegenteil verwandelte. Der revolutionären Umgestaltung, welche das Verhältnis von Papsttum und Königtum soeben erfahren hatte, folgte rasch vorwärtsstürmend eine kirchliche und politische Revolution, die bald auch die bisherige soziale Ordnung aufs tiefste erschütterte.

Bedeutung und Verdienst Heinrichs IV. liegen nun darin, daß er sich dieser kirchlichen Revolution entgegen warf, das Recht des deutschen Königtums und die Zukunft des Deutschen Reiches und des deutschen Volkes gegen sie mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit und trotz vielfachen Mißglückens im einzelnen, doch in der Hauptsache erfolgreich verteidigte. Was er unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen geleistet, legt ein glänzendes Zeugnis ab nicht bloß für seine unverwüstliche Ausdauer, seine außerordentliche Gewandtheit und erfindungsreiche Klugheit, sondern auch für den hohen politischen Idealismus, der ihn erfüllte und selbst unter den härtesten Schicksalsschlägen und in der Zeit der hoffnungslosesten Trübsal den Glauben an das gute Recht und den endlichen Sieg der von ihm vertretenen Sache nicht verlieren ließ. So wenig man Heinrich IV. in dem ersten Stadium des gewaltigen Kampfes, der sein ganzes Leben ausfüllte, von dem Vorwurf leidenschaftlicher

Übereilung und despotischer Willkür freisprechen, so wenig man in Abrede stellen kann, daß er zuweilen dunkle Wege gegangen ist und bedenkliche Mittel angewandt hat, so entschieden muß für ihn während der späteren Jahre der Ruhm in Anspruch genommen werden, daß er sich mehr und mehr gleichsam über sich selbst erhoben, sich der persönlichen Interessen und Leidenschaften entäußert und in den Dienst der immer richtiger erkannten, immer liebevoller umfaßten gemeinsamen Sache des deutschen Volkes gestellt habe. Im Gegensatz zu der Unversöhnlichkeit des Hasses, in der ihn seine Widersacher mit den nichtswürdigsten Mitteln zu Grunde zu richten getrachtet und schließlich bis über das Grab hinaus verfolgt haben, hat er daher je länger je mehr die dankbare Liebe des gemeinen Mannes gewonnen und ist von ihm als der tapfere Verfechter seiner schwer bedrohten Rechte und der opferfreudige Vorkämpfer seiner Zukunft verehrt worden.

Denn wie die heillosen Wirren, die Deutschland dem unnatürlichen Bunde der kirchlichen Revolution und des rebellischen Reichsfürstentums preisgaben, im wesentlichen herbeigeführt waren durch den Zerfall der sozialen Ordnung, auf der das salische Königtum zu Ausgang der Regierung Heinrichs III. beruht hatte, so führte der große kirchliche Kampf, der mit dem Tage von Canossa seinen Anfang nahm, zugleich mit wilden politischen Streitigkeiten auch erbitterte soziale Kämpfe herbei, welche die letzten nahezu dreißig Jahre Heinrichs geradezu als ein Zeitalter der sozialen Revolution kennzeichnen. Dem Ringen zwischen Kaisertum und Papsttum im kirchlichen, dem von Königtum und Fürstentum im politischen Gebiete geben den rechten Inhalt und ihre folgenschwere Bedeutung erst die sich gleichzeitig abspielenden großen sozialen Kämpfe, in denen Heinrich an der Spitze der freiheitlich aufstrebenden und national denkenden Elemente des deutschen Volkes gestanden, aber auch die freiheitlich und national denkenden Elemente aus dem deutschen Klerus an sich zu ziehen gewußt hat. Hier waren es namentlich die Pfarrer, welche, durch das Cölibatsgesetz aus ihren natürlichen Verbindungen herausgerissen und durch die monarchisch-absolutistische Zentralisation der Kirche gleichmäßig in ihrer priesterlichen und ihrer menschlichen Würde bedroht, in ihrer überwiegenden Mehrheit mit ausdauernder Treue zu Heinrich standen, dort einmal der niedere Adel, dessen so wesentlich verbesserte Stellung im Reiche mit dem salischen Königtum stand und fiel, dann die Städte, besonders die rasch erblühenden bischöflichen Städte am Rhein und an der Donau, die sich damals der weltlichen Herrschaft ihrer geistlichen Hirten entzogen, und endlich die Masse der Bauern in den westlichen Landschaften, die unter dem Schutze des Königtums die schwer bedrohte Freiheit des gemeinen Mannes zu retten suchten. Diese Parteistellung des zahlreichsten, kraftvollsten und leistungsfähigsten Teiles des deutschen Volkes hat Heinrich die Ausfechtung eines Kampfes ermöglicht, in dessen Anfang sein ohnmächtiges Erliegen unabwendbar schien.

Jahre greuelvollen Bürgerkrieges hatte der Tag von Forchheim für das Reich zur Folge. Vergeblich forderte Heinrich von dem Papste unter Hinweis

auf die Abmachungen von Tribur und von Canossa ein Einschreiten gegen Rudolf von Schwaben, den die vertragsbrüchigen Fürsten als Gegenkönig aufgestellt hatten: er erhielt die fast wie Hohn klingende Antwort, erst müsse Rudolf doch gehört werden. Die Kirche maß eben durchaus mit zweierlei Maß, denn Heinrich rechnete sie sein Bündnis mit Gregors lombardischen Widersachern als schreienden Vertragsbruch an. So war das Reich bald erfüllt von einem verwüstenden Kampfe aller gegen alle, der sich in zahllosen kleinen Fehden abspielte und nur in einzelnen entscheidenden Momenten die Hauptgegner einander zu größeren Schlägen gegenübertreten ließ. Während der König namentlich Sachsen zu bewältigen suchte, strebten seine Gegner die wichtigste Position der Salier am oberen Rhein und am Neckar zu Fall zu bringen. Bereits im Sommer 1077 griff der Gegenkönig Würzburg an, richtete aber nichts aus. Bei einem zweiten Versuch auf die feste Stadt, der Heinrich zu Hilfe eilte, kam es am 7. August 1078 bei Melrichstadt zu einer zwar unentschiedenen, aber für den König doch vorteilhaften Schlacht. Auf dem einen Flügel siegte Otto von Nordheim, auf dem andern wurden Herzog Magnus und die sächsischen Bischöfe in die Flucht geschlagen und erlitten durch die nachsetzenden Königlichen und die zu deren Unterstützung zu den Waffen greifende Landbevölkerung schwere Verluste. Freilich wurde der Vorteil aufgewogen durch die vernichtende Niederlage, welche um dieselbe Zeit die Ritter Schwabens einem Heinrich zuziehenden Heere von 12000 Bauern am Neckar beibrachten. Um so mehr suchte der König in Schwaben Fuß zu fassen: statt Rudolf, der durch seinen Treubruch alle Rechte verwirkt hatte, verlieh er das Herzogtum dem tapfern Friedrich von Hohenstaufen, dem Grafen von Büren, dem er seine Tochter Agnes vermählte. Freilich schlug sich nun Berthold von Zähringen, der seine Ansprüche auf Schwaben abermals mißachtet sah, auf die Seite seiner Gegner. Bei einem neuen winterlichen Einbruch in Sachsen wurde Heinrich obenein am 27. Januar 1080 bei Flarchheim unfern Mühlhausen von Otto von Nordheim geschlagen. Das gab Gregor VII. Mut zu weiterem Vorgehen. Während der Synode, die er in den Fasten 1080 abhielt, erneute er auf Grund völlig unerwiesener Anklagen, die Rudolf von Schwaben vor ihm anbringen ließ, und ohne die Gesandten des Königs gehört zu haben, den Kirchenbann gegen Heinrich und alle seine Anhänger und sprach seine Unterthanen von dem Treueid los. Er wählte dafür eine ungewöhnlich feierliche Form, die ihres Eindruckes auf die um ihn versammelten Geistlichen gewiß nicht verfehlt hat, aber doch immer nur als eine künstlich zurecht gemachte und auf einen bestimmten Effekt berechnete theatralische Scene erscheinen wird. In der Einkleidung in ein Gebet, das er vor der Synode an den Apostelfürsten richtete, gab er eine durchaus wahrheitswidrige Darstellung von dem bisherigen Verlauf des Streites mit dem deutschen König und knüpfte daran die Darlegung des Programms für die Weiterführung der so glücklich begonnenen kirchlichen Revolution, welches das Heinrich IV. bereitete Schicksal allen anderen Fürsten in Aussicht stellte, indem er die

absolute Überordnung der Kirche und ihrer Organe über jede Art von weltlicher Gewalt proklamierte und zugleich das uneingeschränkte Recht der Verfügung über jede Art von weltlichem Besitz für sie in Anspruch nahm. Im Himmel zu binden und zu lösen berechtigt, so erklärte Gregor den versammelten Bischöfen, seien sie auf Erden befugt, Kaiser- und Königreiche, Fürstentümer und Herzogtümer, Markgrafschaften und Grafschaften, überhaupt jede Art von Besitz einem jeden zu geben und zu nehmen, wie er es verdiene; denn wenn sie Patriarchate, Erzbistümer und Bistümer Unwürdigen entzogen und Würdigen gegeben, also über geistliches verfügt hätten, so seien sie ohne allen Zweifel in noch viel höherem Maße befugt, ebenso mit weltlichem zu verfahren. Dessen, so schloß er mit einer verwegen allgemeinen Drohung, möchten die Könige und Fürsten dieser Welt sich bewußt werden, damit sie eingedenk dessen, was die Bischöfe seien und wie viel sie vermöchten, sich in Zukunft wohl hüteten ihre Befehle zu mißachten. In äußerster Schroffheit, in durchaus revolutionärem Radikalismus bis zu den letzten Konsequenzen vorwärtsdringend, enthüllte Gregor in diesen Worten die wahren Absichten des hierarchischen Papsttums. Wahrlich, nicht Heinrich und die Seinen waren die Neuerer, die Vorkämpfer einer alle Freiheit bedrohenden despotischen Weltordnung: so offen, so herausfordernd hatte noch kein Papst die Weltherrschaft für sich in Anspruch genommen. Und damit nicht genug: es scheint beinahe, als ob Gregor in dem berauschenden Gefühle der Macht, in dem Glauben, das, was er beanspruchte, bereits wirklich in seinem Besitz zu haben, von einer Art Schwindel ergriffen weit über die Grenzen menschlichen Vermögens hinaus gewachsen zu sein und überirdische Kräfte zu besitzen wähnte, wenn er bei der Wiederholung der Bannverkündigung in der Peterskirche die staunende Menge von der Unfehlbarkeit seines Siegs zu überzeugen dachte, indem er wie ein Prophet dem gebannten König die nahen Gerichte Gottes vorhersagte, nach denen derselbe bis zum nächsten Peters- und Paulstag entweder tot oder entthront sein würde.

Aber gerade gegenüber der Ungemessenheit solcher Ansprüche offenbarte sich recht schlagend die thatsächliche Beschränktheit der kirchlichen Machtmittel. Der Kampf, zu dem Gregor die um ihn versammelten Bischöfe aufgerufen hatte, galt nicht mehr Heinrich IV., nicht mehr dem deutschen Könige, sondern ohne Rücksicht auf Dynastien und Reiche der weltlichen Gewalt, allen Staaten, dem Staate überhaupt. Aber auch die Kirchen der einzelnen Länder sahen sich durch dies neueste Programm der weltherrschenden Hierarchie schwer bedroht, mit ihnen zugleich alle Weltlichen, die irgendwie an dem Kirchengute und seiner verschiedenartigen Verwertung Anteil hatten. Und wie wenige gab es, von denen sich hätte sagen lassen, daß sie daran ganz unbeteiligt waren. Welche bedrohliche Aussichten eröffneten sich allen diesen Tausenden, wenn das verschärfte Verbot der Laieninvestitur durchdrang, das Gregor in Gemeinschaft mit der Fastensynode mit Androhung des Bannes für jeden Zuwiderhandelnden an alle weltlichen Fürsten ergehen ließ, indem er nun neue Bestimmungen hinzufügte, die der schrankenlosesten Willkür Thür und Thor öffneten und selbst die geist-

lichen Wahlkörper auf Gnade und Ungnade in die Hand des Papstes gaben. Denn thatsächlich konnte keine Kirche mehr über ihren weltlichen Besitz verfügen, sondern that am besten, denselben einfach der römischen Kurie auszuantworten, wenn es hinfort wirklich so gehalten werden sollte, daß alle geistlichen Ämter, bei deren Vergebung die dazu zunächst berechtigten Geistlichen und die dabei beteiligten Laien sich von irgend welchen weltlichen Rücksichten bestimmen ließen, von dem römischen Stuhle oder dem ihnen übergeordneten Metropoliten vergeben werden sollten. Denn unter den unendlich dehnbaren Begriff von „weltlicher Rücksicht" ließ sich eigentlich alles und jedes einordnen, und unzählige Wege öffneten sich der römischen Kurie, sei es unmittelbar, sei es mit Hilfe in ihrem Sinne zuverlässiger und diensteifriger Metropoliten, die einzelnen Kirchen kurzerhand zu depossedieren. Nicht bloß für das Reich und den Laienadel, auch für den Klerus war eine solche Aussicht unerträglich: sie drohte eine radikale Umwälzung aller Besitzverhältnisse. So rief sie denn auch zahlreiche neue Gegner wider Gregor VII. auf den Plan, der jetzt erst auf einen energischen, organisierten, opferfreudigen Widerstand stieß und sich in dem Augenblick, wo er die reife Frucht des vermeintlichen Sieges zu pflücken dachte, mit einemmale von allen Seiten schwer bedroht und bedrängt sah.

Die kaum beschwichtigte Erhebung in der Lombardei brach mit erneuter Gewaltsamkeit aus. Überall, wo noch eine Erinnerung an die ehemalige größere Unabhängigkeit von Rom lebte, versuchte man jetzt die völlige Unterjochung noch abzuwehren. Auch im Erzbistum Ravenna lebten die alten Sondergelüste wieder auf; in der Romagna und in Tuscien kam die Bewegung zum Ausbruch. Vor allem aber bewirkte das Bekanntwerden der letzten Ziele Gregors in Deutschland einen Umschlag, namentlich in den Kreisen des Episkopats. Ostern 1080 erwogen die Bischöfe mit Heinrich in Bamberg bereits die Lossagung von Gregor; Pfingsten erfolgte sie auf einem Mainzer Tag. Die anwesenden Laienfürsten erklärten sich einverstanden; an die italienischen Bischöfe erging eine Einladung zum Anschluß. Der Bann brachte also keine Wirkung mehr hervor, niemand achtete seiner, niemand dachte daran, um seinetwillen Heinrich den Gehorsam zu versagen: die Autorität des Königs lebte wieder auf, und aus der Verteidigung konnte er zum Angriff übergehen. Denn die öffentliche Meinung war mit ihm. Tiefen Abscheu empfand das deutsche Volk, wenn es sah, wie die neue päpstliche Sittenlehre eigentlich alles in sein Gegenteil verkehrte, den treu zum König Stehenden der Untreue beschuldigte, den Eidbrüchigen wegen seiner Treue belobte und wie der Papst durchweg das Gegenteil von dem that, was man sonst für Aufgabe und Beruf eines Oberhauptes der Kirche zu halten gewöhnt war. Man nannte ihn einen Erschleicher des Papsttums, den fluchwürdigen Zerstörer göttlichen und menschlichen Rechts. Im Juni 1080 vereinigten sich die Bischöfe Deutschlands und Italiens, soweit sie — und das war damals die Mehrzahl — zum König standen, um Heinrich IV. zu einer Synode in Brixen. Gregors VII. alter Gegner,

Cardinal Hugo, der bereits an dem verhängnisvollen Wormser Beschluß teil gehabt hatte, erschien ebenfalls. Er wird auch hier den Unwillen geschürt und die mit einem dürftigen Schein kirchlicher Berechtigung umgebenen Anklagepunkte an die Hand gegeben haben. Von dem, was Gregor VII. mit Recht zum Vorwurf gemacht werden konnte, war darin freilich nichts enthalten; die wider den Papst erhobenen Anschuldigungen offenbarten nur die Wildheit des Hasses, so grundlos und maßlos waren sie: Plünderung, Mord, Brandstiftung und Meineid sollte Gregor begangen haben. Aber noch schlimmeres meinte man ihm vorzuwerfen, wenn man ihn des Zweifels an der Verwandlungslehre, heidnischen Aberglaubens und der Wahrsagerei und Zauberei beschuldigte. Einstimmig entsetzte ihn die Brixener Versammlung der päpstlichen Würde. Größere Schwierigkeiten machte die Erhebung eines Nachfolgers. Schon die Vorfrage, ob man überhaupt einen solchen Schritt thun solle, wurde sehr verschieden beantwortet. Welche Stürme auch die Kirche bereits erschüttert und welche außerordentlichen, mit Gesetz und Herkommen völlig unvereinbaren Thatsachen in ihr schließlich Anerkennung gefunden haben mochten, noch war doch niemals der Versuch gewagt, durch etwa zwei Dutzend lombardischer und deutscher Bischöfe, fern von Rom, ohne jede Beteiligung der römischen Kirche durch einen vorgeblichen Wahlakt über den Stuhl S. Peters zu verfügen. Ein solches Unternehmen war doppelt bedenklich, nachdem durch die Wahlordnung von 1059 und alles, was inzwischen geschehen, das Verhältnis zwischen Königtum und Papsttum so völlig verwandelt, zugleich aber ein beträchtlicher Theil der deutschen Kirche für die Reformpartei gewonnen war. Erst nach längerem Sträuben war daher die Brixener Versammlung zu diesem Schritt zu vermögen, mit dem sich der König durch eine neue Kompetenzüberschreitung ins Unrecht setzte. Die Wahl fiel auf Erzbischof Wibert von Ravenna, der sich Clemens III. nannte. Wandel und Begabung empfahlen ihn, aber schließlich war es doch nur der Ehrgeiz, der den eine erste Rolle zu spielen lüsternen ehemaligen Freund Hildebrands in das Lager der Gegner getrieben hatte und jetzt vermochte, sich zu einem so gewagten Spiel herzugeben. Daß er gegen den Brauch der Kirche seinem bisherigen Erzbistum nicht entsagte, erregte bei der eigenen Partei Anstoß: es schien fast, als ob er für den Fall des Mißlingens einen Rückhalt haben wollte. Zudem mußte ihm Heinrich versprechen, binnen Jahresfrist mit einem Heere zu seiner Unterstützung in Italien zu sein, während der junge König Konrad Wibert gleich nach Ravenna begleitete.

Am 29. Juni, eben dem Tage, bis zu welchem er nach Gregors VII. vermessenem Wort hatte entweder tot oder der Krone beraubt sein sollen, brach Heinrich von Brixen auf, um den Kampf gegen seine weltlichen Widersacher im Reiche aufzunehmen. Nachdem er mit den Erzbischöfen von Köln und Trier und zahlreichen Bischöfen zu Mainz die Absetzung Gregors bestätigt hatte, zog er mit dem Schwabenherzog Friedrich von Hohenstaufen und Bayern und Lothringern durch Hessen und Thüringen gegen die Sachsen, deren stattliches Heer, die adlige Reiterei und das bäuerliche Fußvolk, an der oberen

Bronzene Grabplatte Rudolfs von Schwaben; im Dom zu Merſeburg. (Nach Hefner.)

Unſtrut lagerte. Durch Entſendung plündernder Streifſcharen in ihren Rücken veranlaßte er einen Teil zum Abzug und brach dann mit Sengen und Brennen in die öſtlichen Landſchaften ein, wo ſich an der Saale die böhmiſchen Hilfsvölker mit ihm vereinigen ſollten. Da eilten ihm die Sachſen nach. An der Elſter, bei Hohenmölſen, nahe dem Schlachtfelde von Lützen und Großgörſchen, kam es am 15. Oktober 1080 zur Schlacht. Anfangs waren die Königlichen im Vorteil; aber Otto von Nordheim feſſelte den Sieg an die Fahnen der Sachſen, nahm das feindliche Lager und vollendete mit der Durchbrechung der lothringiſchen Abteilungen die Niederlage Heinrichs, der auf dem fluchtartigen Rückzug an der Elſter noch ſchwere Verluſte erlitt. Aber der Sieg war für die Sachſen ſo teuer erkauft, daß er politiſch einer Niederlage gleichkam. Der Gegenkönig Rudolf von Schwaben war tot: der Verluſt der rechten Hand und eine ſchwere Wunde im Unterleib hatten ihm das Leben gekoſtet. Ob er, wie die Überlieferung will, an-

gesichts des Todes die an seinem königlichen Schwager geübte Treulosigkeit bereut und die Bischöfe als seine Verführer bezeichnet hat, muß dahingestellt bleiben. Auf die Zeitgenossen machte sein Ende jedenfalls tiefen Eindruck: man sah darin ein Gottesgericht, dessen Spruch zugleich auch den mit seinen vermessenen Prophezeiungen so kläglich zu schanden gewordenen Papst getroffen habe. Daher hielt Heinrich den Augenblick für geeignet, um mit den Sachsen eine Verständigung zu versuchen und scheint ihnen mit seinen Anträgen so weit entgegengekommen zu sein, daß er die Schaffung eines besonderen sächsischen Reiches unter seinem Sohne Heinrich in Aussicht stellte. Aber selbst das genügte den Sachsen nicht: sie beharrten auf der Lösung von dem salischen Hause, da nach einem Worte Ottos von Nordheim auch Heinrichs IV. Sohn nicht besser regieren würde als der Vater, weil von einem bösen Bullen unmöglich ein gutes Kalb kommen könne. Immerhin waren die Gegner in Deutschland zur Zeit führerlos und zu energischem Handeln unfähig.

Deshalb eilte Heinrich nun nach Italien, indem er die Vertretung seiner Rechte in Deutschland Friedrich von Schwaben überließ. Auch dort waren die Aussichten günstig. Robert Guiscard, der Herzog von Apulien, war der Kirche zwar wieder versöhnt, aber er focht eben gegen die Byzantiner, denen er die ionischen Inseln zu entreißen dachte, und that nichts, um das deutsche Heer im Vormarsch gegen Rom aufzuhalten. So blieb Mathilde von Tuscien des Papstes einziger Schutz; aber sie war der eigenen Herrschaft nicht mehr sicher und sah den größten Teil des Landes zu ihren politischen und kirchlichen Gegnern abfallen. Beim Erscheinen Heinrichs stellten sich Lucca, Pisa, Siena und andere Städte auf die Seite des Königs und seines Gegenpapstes, der im Frühjahr 1081 von den lombardischen Bischöfen zu Pavia anerkannt worden war. Ungehindert zog Heinrich weiter südwärts: Pfingsten stand er bereits vor Rom. Aber Gregor VII. harrte mutig aus und die Bevölkerung hielt treu zu ihm. Die Stadt anzugreifen war Heinrich nicht stark genug: unverrichteter Sache mußte er Ende Juni wieder abziehen. Das hob den Mut seiner Gegner auch in Deutschland: in dem Grafen Hermann von Salm, einem in Lothringen und Franken begüterten tüchtigen Manne, gaben sie Rudolf von Schwaben einen Nachfolger im Gegenkönigtum, der trotz des anfänglichen Widerstrebens Ottos von Nordheim, der wohl gern selbst nach der Krone gegriffen hätte, noch gegen Ende des Jahres in Goslar die Krönung empfing, nachdem er im August den Schwabenherzog geschlagen, aber Augsburg erfolglos berannt hatte. Das Königtum Hermanns nahm also einen ausgesprochen sächsischen Charakter an, und man hat darin vielleicht eine Nachwirkung der Anträge zu sehen, die Heinrich bei den Verhandlungen nach dem Hohenmölsener Tage den Sachsen gemacht hatte.

Diese Vorgänge wirkten auch auf die italienischen Verhältnisse für Heinrich nachteilig ein. Über Mathilde von Tuscien trug der König einen entscheidenden Erfolg nicht davon, obgleich mit der Mehrzahl der lombardischen Bischöfe ein Teil der Städte und viele von den tuscischen Lehnsleuten zu ihm hielten.

Die Entscheidung lag doch nach wie vor in Rom: das wußte niemand besser als Gregor VII. Die Bedrängnis der großen Markgräfin und die Beschäftigung des pflichtvergessenen Normannen mit seinem byzantinischen Unternehmen ließen ihn auf Gewinnung anderweitiger Hilfe gegen Heinrich denken. Er richtete sein Augenmerk auf Wilhelm den Eroberer, den englischen König, der auf seiner Flotte mit Heeresmacht zur Deckung Roms herbeieilen sollte. Das mahnte auch Heinrich zu schnellem Handeln; gleichzeitig suchte er jetzt zur Bekämpfung der Hierarchie eine breitere Basis zu gewinnen. Um die Normannen Unteritaliens an dem von der Kurie gewünschten Einschreiten zu hindern, trat er nicht bloß mit dem griechischen Kaiser Alexius in Verbindung, sondern reizte auch die lombardischen Fürsten Unteritaliens zu Feindseligkeiten gegen Robert Guiscard auf. Er selbst zog mit den Kontingenten der oberitalienischen Bischöfe zu Beginn des Jahres 1082 wieder gegen Rom, das er in der Fastenzeit zu belagern begann, während der Gegenpapst in dem nahen Tivoli blieb. Dieser setzte den Angriff mit Hilfe der Barone der Campagna dann auch fort, als der König sich um Ostern unverrichteter Sache wiederum nach dem Norden hatte zurückziehen müssen. Nach Jahresfrist, Ostern 1083, erschien Heinrich zum drittenmale und griff die ewige Stadt von mehreren Seiten an. Die Kampflust und der Opfermut der Römer ließen nun doch allmählich nach. Weder die Normannen, noch Wilhelm von England, noch endlich Hermann von Salm waren im Anmarsch; dennoch wollte Gregor von Nachgiebigkeit nichts hören. Die Römer wurden des aussichtslosen Kampfes allmählich müde und ließen es an der anfänglichen Wachsamkeit fehlen. So gelang es den Königlichen, am 2. Juni in die unbehütete Leostadt einzudringen; schnell holten sie die Hauptmacht herbei, und der verspätete Versuch der Römer, sie wieder hinauszuwerfen, mißlang. Nun war Heinrich Herr der Peterskirche; wenn man von da aus die Engelsburg, in der der Papst selbst weilte, nicht berannte, so mußte man darin einen Zug klug berechneter Versöhnlichkeit erblicken. Auch die eigentliche Stadt ließ er unbehelligt. Das machte Eindruck auf die Römer: sie nahmen einen Vertrag an, wonach bis zum 1. November Waffenstillstand herrschen sollte; würde Gregor bis dahin nicht vermocht, Heinrich zum Kaiser zu krönen, so sollte ein neuer Papst erhoben werden, der dies zu thun bereit wäre. Gregor umzustimmen und so den Frieden herbeizuführen war nun Sache der Römer. Auf einen Erfolg ihrer Bemühungen freilich scheint Heinrich IV. nicht gerechnet zu haben, denn er ließ die Entscheidung vorwegnehmend vor seinem Abzug Wibert von Ravenna am 28. Juni zu S. Peter inthronisieren, die Leostadt aber entfestigen und neben der Peterskirche eine Burg aufführen, in der eine deutsche Besatzung unter König Konrad zurückblieb.

Diese halben Maßregeln hatten nicht den gehofften Erfolg. Sie steigerten bloß die Gegenwirkung der bedrängten päpstlichen Partei. Der Aufstand der lombardischen Großen in Unteritalien veranlaßte die Heimkehr Robert Guiscards. Seine finanzielle Beihilfe setzte Gregor in den Stand, die käuflichen Römer

von neuem an ſich zu feſſeln, und als der Waffenſtillſtand ablief und Heinrich wieder heranzog, konnte Gregor eine Synode halten und gegen alle diejenigen den Bann ausſprechen, die den Papſt am Verkehr mit den Gläubigen hinderten: damit wurde auch gegen Heinrich der Bann wiederholt, der ihn ſchon bei dem letzten Aufbruch vor Rom von neuem getroffen hatte. Dennoch unterhandelte man, als der König wieder bei S. Peter lagerte, über die mögliche Ausführung des vorjährigen Vertrages. Eine Verſtändigung aber war nach Lage der Dinge doch unmöglich, und es gab keinen Umweg, auf dem Gregor, ohne ſich ſelbſt gleichſam zu vernichten, die Kaiſerkrone hätte an Heinrich gelangen laſſen können. So wurde ſchließlich, nachdem koſtbare Zeit nutzlos verloren war, doch die Wiederaufnahme des Kampfes unvermeidlich. Da wurden die Römer ungeduldig: ſich für Gregor zu opfern, lag nicht in der Art dieſer Bürgerſchaft. Weil der Papſt den Vertrag, den ſie mit dem deutſchen König geſchloſſen hatten, nicht ausführen konnte, ſagten ſie ſich von ihm los und eilten, die drohende Belagerung durch verſpätete Fügſamkeit gegen Heinrich abzuwenden. Geldmittel, die damals eintreffende griechiſche Geſandte ihm von Kaiſer Alexius überbrachten, verwendete Heinrich namentlich, um die Partei des Friedens um jeden Preis in Rom zu ſtärken. Die Meldung, daß die Römer auf ſeine Anträge eingehen zu wollen erklärt hätten, veranlaßte ihn zu ſchleuniger Rückkehr von einem Zuge nach dem Süden. Am 21. März 1084 öffneten ſich ihm die Thore und er hielt ſeinen feſtlichen Einzug, angeſichts des in der Engelsburg ſitzenden Papſtes, deſſen adlige Parteigänger auch ſonſt noch einige von den feſten Punkten der Stadt in ihrer Gewalt hatten. Eine Synode wiederholte die Abſetzung Gregors, ſprach den Bann gegen ihn aus und erkannte Wibert von Ravenna als Papſt an. Am 24. März wurde Clemens III. geweiht, gegen alles Herkommen ohne Teilnahme auch nur eines einzigen von den ſieben Kardinalbiſchöfen. Am 31. März, dem Oſtertage, ſetzte er darauf Heinrich und ſeiner Gemahlin die kaiſerliche Krone auf, genau mit demſelben Zeremoniell, das bei der Krönung ſeines großen Vaters beobachtet worden war. Dann ſuchte der Kaiſer die Stadt vollends in ſeine Gewalt zu bringen: das Kapitol wurde genommen; aber die Beſatzung der Engelsburg dachte nicht an Übergabe. Denn ſchon konnte der Papſt ſie voll freudiger Zuverſicht auf die Nähe mächtiger Hilfe hinweiſen: vom Monte Caſino kam die Meldung, daß 30 000 Normannen unter Robert Guiscard im Anmarſch ſeien. Mit dieſen konnte es der Kaiſer nicht aufnehmen: die Römer ſollten die Engelsburg weiter belagern und für ihre Einnahme auch belohnt werden. Heinrich ſelbſt zog am 21. Mai nordwärts ab, indem er einen Teil ſeiner italieniſchen Mannen bei Clemens III. in Tivoli ließ.

Bereits am 26. Mai ſtand Robert Guiscard vor Rom; ſchon am 27. öffneten ihm ſeine Parteigänger drinnen zwei Thore. Ehe ſich die Römer deſſen irgend verſehen hatten, war die Stadt in der Gewalt der gefürchteten Krieger, die den befreiten Papſt nach dem Lateran geleiteten, dann aber in Rom hauſten, als ob ſie es nach verzweifeltem Widerſtand mit Sturm ge-

nommen und seine Einwohner nach Kriegsrecht Leben und Eigentum verwirkt hätten. Die Erinnerung an den vandalischen Schrecken lebte in den Römern auf, als sie einen Teil ihrer Stadt in Flammen aufgehen, Frauen und Jungfrauen mißhandeln, die sich verteidigenden Bürger niederhauen, kostbare Beute und zahlreiche Gefangene fortführen sehen mußten, auf Anlaß und im Interesse des Mannes, für den sie dem Kaiser so lange widerstanden und um dessentwillen sie den vorteilhaften Anschluß an den ihnen so versöhnlich begegnenden, selbst im Kampfe so milde und schonend handelnden Kaiser von sich gewiesen hatten. Nie waren sie von der Kirche mit schnöderem Undank belohnt worden. In ihrer Erbitterung werden sie mit Schadenfreude Zeugen davon gewesen sein, wie die Normannen das feste Tivoli, wo der kaiserliche Gegenpapst saß, vergebens berannten. Als von ihren Verwünschungen gefolgt Gregor VII., der es nicht wagen konnte, inmitten dieser gärenden Massen zu bleiben, mit seinen räuberischen Beschützern südwärts nach Apulien zog, öffneten sie — zu spät freilich — Clemens III. die Thore. In den Augen der Welt war das ein großer Erfolg der kaiserlichen Sache, eine schwere Niederlage der päpstlichen. Ob Gregor VII. das auch so empfunden? Sein Verhalten spricht nicht dafür. Er beharrte auf seinem extremen Standpunkte und rüstete sich, für denselben gleichsam Himmel und Erde in Bewegung zu setzen. In Salerno nahm er seine Residenz. Aber die letzten schweren Zeiten scheinen seine Kraft doch gebrochen zu haben. Er kränkelte, und mit dem neuen Jahre trat ein so schneller Verfall ein, daß er selbst schon am 18. Mai sich nur noch acht Tage zu leben gab. So richtete er denn sein Sinnen und Denken auf die Zukunft der Kirche. Nichts von dem, was er gethan, hat er bereut, nichts zurückgenommen, kein Wort des Friedens und der Vergebung für seine Gegner gehabt: Kampf und Streit atmend, starr und unversöhnlich ist er hinübergegangen, bis zuletzt nur darauf bedacht, die Kirche für alle Zukunft in die Bahnen zu bannen, die er sie geführt hatte. Dem entsprachen auch die Ratschläge, die er seiner Umgebung in betreff seines Nachfolgers gab. Ein besserer Prophet in Bezug auf sich selbst als einst auf Heinrich IV., starb Gregor am 25. Mai 1085 zu Salerno. „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt", sollen seine letzten Worte gewesen sein, „und deshalb sterbe ich in der Verbannung." Sich in den Augen der Nachwelt mit dem Glorienschein des Märtyrers zu umgeben ist ihm aber doch nicht gelungen. Selbst in der katholischen Kirche hat sein Andenken zunächst keine besondere Pflege gefunden. Von den welthistorischen Wirkungen seines gewaltigen Geistes hat sich dieselbe nicht losmachen können, wenn sie sie auch durchaus nicht bloß als einen Segen empfunden hat. Erst als im Kampfe gegen die erneute evangelische Lehre eine der seinen verwandte Geistesrichtung in der katholischen Kirche zur Herrschaft kam und unter Leitung der Gesellschaft Jesu die Gegenreformation begann, hat man fünfhundert Jahre nach Canossa über Gregors Gebeinen im Dome Robert Guiscards zu Salerno ein großartiges Grabmal errichtet und ihn selbst den Heiligen der Kirche zugesellt.

Teile der Stickerei von Bayeux,

mit der Darſtellung der Schlacht bei Haſtings zwiſchen Wilhelm dem Eroberer und Harald (14. Oktober 1066).

Die Bayeux-Stickerei iſt ein Leinenſtreifen von 70 Meter 34 Centimeter Länge nnd 50 Centimeter Breite; anf demſelben ſind die Darſtellungen, im Ganzen 1512 Objekte aller Art, mit der Nadel geſtickt. Das Werk befindet ſich in der Kathedrale zu Bayeux und iſt wahrſcheinlich auf Anordnung des Biſchofs Odo durch normänniſche Arbeiter in der nächſten Zeit nach der Schlacht bei Haſtings in Bayeux angefertigt worden. Die Darſtellungen beziehen ſich auf die normänniſche Geſchichte von Edward dem Bekenner bis zum Falle Haralds. Unſere Abbildung giebt die Schlußſcenen: die Schlacht bei Haſtings.

Die Ritter ziehen aus Haſtings aus, um König Harald eine Schlacht zu liefern (HIC : MILITES · EXIERVNT : DE HESTENGA : ET : VENERVNT AD PRELIVM : CONTRA : HAROLDVM : REGE :).

In der nächſten Gruppe richtet Herzog Wilhelm an Vital die Frage, ob er Haralds Heer geſehen habe (HIC : VVILLELM : DVX INTERROGAT : VITAL : SI VIDI · SSET HAROLDI EXERCITV).

Nunmehr nahen ſich beide Heere. Herzog Wilhelm ſendet Harald die Bogenſchützen entgegen. Gleich darauf kommt Haralds Heer; der Kampf mit Schwert, Axt, Kolben, Lanze und Wurfſpeer entbrennt. Gefallene bedecken den Boden. Normannen und Franken fallen zu gleicher Zeit (HIC CECIDERVNT SIMVL : ANGLI ET FRANCI : IN PRELIO :). Die Normannen halten einen Hügel beſetzt. Hinter demſelben zeigt ſich die Schlacht entſchieden; die Angeln fliehen; Harald wird getötet; die Truppen Wilhelms des Eroberers ſammeln auf dem Schlachtfelde die Waffen und ziehen den Gefallenen ihre Rüſtungen aus.

In denſelben Tagen, da ſein gewaltiger Gegner, fern von ſeinem rechtmäßigen Sitze, gehaßt von den durch ihn ins Elend geſtürzten Römern, als Schützling der unzuverläſſigen Normannen, aber ungebrochenen Mutes und in dem feſten Glauben an das göttliche Recht ſeiner Sache ſein Leben beſchloß, hielt Kaiſer Heinrich im Mai 1085 eine Synode zu Mainz, welche nochmals die Entſetzung Gregors VII. ausſprach und eine Reihe zu ihm ſtehender deutſcher Biſchöfe durch kaiſerlich geſinnte Männer erſetzte, außerdem aber den ſeit zwei Jahren in der benachbarten Diöceſe geltenden und ſegensreich wirkenden Gottesfrieden auch für das Mainzer Erzbistum verkündete. Heinrich IV. lenkte damit in eine Bahn ein, auf der ihm glückliche Erfolge und dem Reiche die endliche Befreiung von ſchwerſter Heimſuchung beſchieden ſein ſollten, und ſtellte ſich mit überaus richtigem Gefühl, zu eigenem und zu ſeines Volks Gewinn, an die Spitze einer Bewegung, die aus der Tiefe wahrhaft chriſtlichen kirchlichen Lebens quellend, faſt die ganze deutſche Kirche und mit ihr die überwältigende Mehrheit des von der Leidenſchaft des Kampfes noch nicht ganz verblendeten deutſchen Volkes ihm zu erneuter Gemeinſchaft in Treue verband und ſeine Herrſchaft auch auf ganz neuen, wahrhaft volkstümlichen Grundlagen aufzuführen und auszubauen verhieß.

Ein mächtiger Umſchwung hatte ſich mit dem Beginn der achtziger Jahre in dem Denken und Fühlen des deutſchen Volkes vollzogen. Die maßvolle, verſöhnliche, ritterliche Haltung Heinrichs gewann ihm in immer weiteren Kreiſen Sympathien. Die Unverſöhnlichkeit, die Gehäſſigkeit, die Perfidie ſeiner Gegner öffneten immer weiteren Kreiſen die Augen über die eigentlichen Beweggründe und die wahren Ziele der gregorianiſchen Partei und der reichsfürſtlichen Oppoſition. Man wurde deſſen allmählich inne, daß von dieſer Seite wirklich der Meineid als Treue geprieſen, die Treue als Frevel beſtraft wurde, daß die Kirche, ihres herrlichen Berufes uneingedenk, ſtatt Frieden zu predigen, Zwietracht und Kampf ſäte, daß eine heilloſe Verwirrung aller moraliſchen Begriffe hereingebrochen ſei, die ſchließlich alle Ordnung aufzulöſen und einen Zuſtand greulicher Verwilderung herbeizuführen drohte. Mit Sehnſucht gedachte man der Zeiten, da der dritte Heinrich, die impoſante Verkörperung kirchlicher Strenge und bürgerlicher Zucht, durch die ſieghafte Gewalt ſeines moraliſchen Idealismus die Streitenden einander zu vergeben genötigt und durch Beſeitigung aller Fehde einen nie gekannten Zuſtand allgemeinen Friedens herbeigeführt hatte. Durch die höchſte kirchliche Autorität entfeſſelt, ja gefliſſentlich genährt erfüllte das Reich in allen Teilen ein unerträglicher Zuſtand andauernden kleinen Krieges, dem mit der bürgerlichen Ordnung zugleich jede Art von bürgerlichem Wohlſtand und wirtſchaftlichem Gedeihen zum Opfer fiel. Mit dem gemeinen Manne zuſammen, auf den Feind und Freund gleichmäßig drückten, litt darunter namentlich die Kirche, die mit ihrer Würde die äußeren Bedingungen ihrer Exiſtenz dahinſchwinden ſah. Noch aber war die deutſche Kirche, wenn auch nicht mehr wie im ottoniſchen Zeitalter die vornehmſte Stütze des deutſchen Staates, doch zweifellos die eigentliche Trägerin

der deutschen Kultur: der Fortgang der seit drei Jahren herrschenden wüsten Kämpfe bedrohte diese mit dem Untergange, der dem wirtschaftlichen und sozialen Ruin notwendig folgen mußte. In dieser äußersten Bedrängnis raffte sich die deutsche Kirche zu mutvoller Selbsthilfe auf und rettete dadurch dem in seinem Gewissen beunruhigten Volk die Segnungen, die ihm dereinst namentlich von Rom gespendet, nun aber in einen schwer lastenden Fluch verkehrt worden waren. Sie knüpfte dabei an die um die Mitte des Jahrhunderts in Burgund gezeitigte Idee eines Gottesfriedens an, die unter dem Einflusse der Cluniacenser praktisch dahin gestaltet worden war, daß die in der Leidensgeschichte des Heilands vorkommenden Tage ein für allemal als besonders geweiht galten und deshalb durch Fehde nicht entheiligt werden durften, also allwöchentlich die Zeit von Donnerstag Abend bis Montag früh eines kirchlich gebotenen und durch kirchliche Censuren geschützten Friedens genoß. Eine naheliegende Weiterbildung dieses Gedankens war es, daß gewisse Stände und Berufsarten, deren dem allgemeinen Wohl dienende Thätigkeit des Friedens bedurfte, in ähnlicher Weise gegen Störung durch Fehde gesichert und unter besonderen kirchlichen Schutz gestellt wurden: ihn genossen die Ackerbauer für ihre Personen, ihr Vieh, ihre Geräte u. s. w. Anklängen an dieses Institut, das sich in Burgund bewährt hatte, begegnen wir in Deutschland vereinzelt bereits unter Heinrich II. und Heinrich III., dessen Gemahlin ja aus dem Lande des Gottesfriedens stammte. Dann that Bischof Heinrich von Lüttich (1076—91) den entscheidenden Schritt, indem er 1081 den Gottesfrieden für seine Diöcese verkündete. Heinrich IV. erklärte sich von Italien aus mit dieser Maßregel einverstanden, und ein durchgreifender Erfolg rechtfertigte sie aufs glänzendste. Der Lütticher Sprengel genoß hinfort eines fast ungestörten Friedens, der dem wirtschaftlichen Gedeihen und der bürgerlichen Wohlfahrt seiner Einsassen reichlich zu gute kam, so daß man an der Schöpfung Bischof Heinrichs auch in der Folgezeit noch dankbar festhielt. Der Lütticher Gottesfriede von 1081 ist bis in das 14. Jahrhundert von Zeit zu Zeit immer wieder von neuem verkündet worden. Der Erfolg lud zur Nachahmung ein: bereits 1083 verkündete Erzbischof Sigiwin von Köln (1079—89) den Gottesfrieden auch für seine Kirchenprovinz, indem er — eine eigentümliche und bedeutende Wendung, die Wert und Wirksamkeit des Instituts beträchtlich steigerte — die sonst in den Händen der Kirche liegende Obhut darüber dem gesamten Volke befahl, dieses also an der strengen Durchführung des Friedensgebotes zu eigenem Gewinn unmittelbar interessierte.

Diese Bewegung fand Kaiser Heinrich im Gange, als er 1084 aus Italien heimkehrte. Mit aller Entschiedenheit trat er alsbald auf ihre Seite und begründete dadurch in glücklichster Weise zwischen Kirche und Staat, Bistum und Königtum, welche die revolutionäre Umgestaltung der Kirche durch Gregor VII. aus ihrer alten Verbindung gerissen hatte, eine neue, in der gemeinsamen Pflege der nationalen Wohlfahrt beruhende Gemeinschaft, die im Gegensatz zu dem hierarchischen Papsttum beide auch dem Herzen des auf-

Zur Kultur des 12. bis 13. Jahrh.: Miniature in einer Pfalter-Handſchrift aus dem 13. Jahrh.: Krieger, Gelehrter, Kaufmann und Ackerbauer. (Nach Lacroix.)

atmenden Volkes wiederum nahe rückte. Sein König und seine Bischöfe wurden für das deutsche Volk die Verteidiger seiner wirtschaftlichen Wohlfahrt, seines sittlichen Gedeihens und seiner fortschreitenden geistigen Kultur, deren Gegner es in der reichsfürstlichen Opposition und den Gregorianern hassen lernte. Eine ganz neue Parteischeidung vollzog sich, die Heinrich und seiner Sache eine Fülle der besten populären Kräfte zur Verfügung stellte und die Bürgschaft des schließlichen Sieges in sich zu tragen schien. Denn bereits auf jener Mainzer Synode vom Mai 1085 wurde der Gottesfriede Sigiwins von Köln auch auf die Mainzer Diöcese ausgedehnt, an deren Spitze nach des unruhigen und machtbegierigen Siegfried Tode (18. Februar 1084) seit Jahresfrist der friedfertige Erzbischof Wezel (1084 bis 1088) stand.

In welchem Lichte mußte gegenüber diesem selbstlosen Friedensbemühen des gebannten Kaisers in Deutschland die Katastrophe erscheinen, die Gregor VII. durch seine normännischen Verbündeten über Rom gebracht hatte. Auch dem blödesten Auge mußte angesichts solcher Vorgänge klar werden, auf welcher Seite die höhere sittliche Berechtigung, die größere Menschlichkeit war. Selbst in den Reihen der Gregorianer erzeugte, allmählich durchdringend, diese Erkenntnis Unruhe und Mißbehagen, den Wunsch einzulenken und die Übertreibungen des Systems durch Gregor abzustellen. Gerade die wahrhaft kirchlichen Männer hatten daran längst Anstoß genommen, und selbst Petrus Damiani hatte vor dem verhängnisvollen Ehrgeiz dieses Mannes gewarnt, der für die Kirche nur verderblich werden könnte. Ein Sieg dieser gemäßigten Richtung war es auch, daß von den drei Kandidaten, die Gregor sterbend für die Tiara empfohlen hatte, keiner den Beifall der Kardinäle fand, sondern der zwar gregorianisch denkende, aber milde und versöhnliche Abt Desiderius von Monte Casino als Viktor III. gewählt wurde. Vergeblich suchte er sich der schweren Bürde, die man ihm auflegen wollte, selbst durch die Flucht zu entziehen: er wurde gezwungen, sich unter sie zu beugen, und ist schnell zu Grunde gegangen an dem unausgleichbaren Gegensatz zwischen seinem Wunsche nach Frieden und Versöhnung und der unbarmherzigen Logik der Thatsachen, die ihn in den Bahnen seines Vorgängers weiterzuwandeln nötigte. Die Zeit der Vermittelung war eben noch nicht gekommen, und als Viktor III. 1087 starb, kam mit dem Kardinalbischof Otto von Ostia, einem der drei von Gregor empfohlenen Kandidaten, wiederum die extreme Partei an das Ruder. Denn nur in den Mitteln, die er anwandte, unterschied sich Urban II. (1088—99) von Gregor, seine Ziele waren dieselben: statt in offener Gewalt, suchte er sie auf Umwegen, durch Ränke aller Art, Hinterlist und Verrat zu erreichen. Eine ähnliche Verbindung zwischen den deutschen und den italienischen Gegnern der Salier herzustellen, wie sie zur Zeit Heinrichs III. durch die Ehe Gotfrieds von Lothringen mit Beatrix von Tuscien zum größten Vorteil für die römische Kurie bestanden hatte, vermittelte er die Heirat des jugendlichen Welfs IV., des Sohnes des Bayernherzogs Welfs III., mit der ihm an Jahren

weit überlegenen Markgräfin Mathilde, der getreuen Dienerin und starken Beschützerin des hierarchischen Papsttums. Deshalb zog der Kaiser 1091 wiederum nach Italien: aber die nach langen Monaten gelungene Eroberung Mantuas wurde 1092 durch eine Niederlage wett gemacht, die er bei Canossa erlitt. Aber während er mit den lombardischen Städten zu neuem Angriff gegen die Markgräfin rüstete, traf ihn diese in Gemeinschaft mit Urbans II. im Dunkeln arbeitenden Aussendlingen mit einem Schlage, der ihn zu Boden zu werfen drohte. Durch sie verführt, erhob sich Ostern 1093 König Konrad im Aufruhr gegen den Vater und wurde von der päpstlichen Partei mit Jubel als Führer zum ferneren Kampf gegen den Gebannten begrüßt. Man begreift, daß der Kaiser bei dieser Kunde verzweifelnd Hand an sich selbst legen wollte. Und doch hatte sich die Niedertracht seiner Feinde noch nicht erschöpft: wie erst den Sohn, so machte man nun Heinrichs zweite Gemahlin, der edlen Bertha von Susa unwürdige Nachfolgerin, eine russische Fürstin, Adelheid oder Praxedis, an deren ehelicher Treue der Kaiser zu zweifeln Grund hatte und auf der der Verdacht der Buhlschaft mit dem Stiefsohne lastete, durch allerhand teils verlockende, teils ihr Gewissen beängstigende Einflüsterungen zum Werkzeug gegen Heinrich, indem man durch diesen wahrlich nicht glaubwürdigen Mund unter der beglaubigenden Autorität der Kirche die widerwärtigsten Anklagen in Bezug auf sonst schamvoll mit Dunkel gedeckte Vorgänge wider den Kaiser vorbringen ließ und dafür die Sünderin fast wie ein Gefäß der göttlichen Gnade feierte, die sich ihrer Verirrungen bediente, um den gottlosen König endlich zu Falle zu bringen.

Markgräfin Mathilde;
Bildnis in einer gleichzeit. Handschr. d. Vat. Bibl. zu Rom.
(Nach Lacroix.)

Aber selbst solche Mittel hatten nicht den gehofften Erfolg: vielmehr trat gerade in den folgenden Jahren eine für Heinrich günstige Wendung ein. Die Gottesfriedens-Bewegung im Reich nahm ihren Fortgang und gewann

all die Tausende und Abertausende, denen ihre Segnungen zu gute kamen, zu dankbaren Anhängern des Kaisers. Das aber waren vorzugsweise die niederen Klassen, bis hinab in die Schichten der Unfreien, für die nun bessere Zeiten aufzugehen anfingen. Dazu kam dann der Beginn der Kreuzzugsbewegung, welche, obgleich Deutschland verhältnismäßig weniger davon betroffen wurde, doch den Gemütern der bisher vorzugsweise dem Kampfe gegen Heinrich Lebenden vielfach eine andere Richtung gab, einen beträchtlichen Teil der unruhigen Elemente unter dem Zeichen des Kreuzes nach dem fernen Osten führte und dadurch Deutschland in wohlthätiger Weise entlastete. Selbst in den fürstlichen Kreisen vollzog sich ein Umschwung: der junge Welf löste die Ehe mit der tuscischen Markgräfin, Berthold von Zähringen gab seine Ansprüche auf Schwaben auf und machte mit Friedrich von Hohenstaufen Frieden, sogar Sachsen verzichtete auf weiteren Kampf und lebte thatsächlich mit dem Kaiser in ruhigem Verkehr. Ja, mehr noch, die Fürsten boten dem Kaiser die Hand, um den beispiellosen Angriff gebührend zurückzuweisen, den die Kurie durch die Verführung des Sohnes gegen ihn gemacht hatte, indem sie König Konrad absetzten und ihm jedes Nachfolgerecht absprachen. Konrad starb 1105. An seine Stelle aber neben dem Vater trat sein jüngerer Bruder Heinrich, der zu Beginn des Jahres 1099 zum König gewählt und gekrönt wurde. Die römische Kirche hatte, wie sie es verdiente, damals allen Einfluß in Deutschland verloren, das sie trotz ihrer gewaltthätigen störenden Einwirkung neu erblühen sehen mußte. Das Gedeihen auch von Handel und Wandel führte zu neuem wirtschaftlichen Aufschwung, in dem man die Jahre der Not und Trübsal schnell vergaß und dankbar darauf dachte die Segnungen des Friedens, die zunächst den Sprengeln von Lüttich, Mainz und Köln so zu gute gekommen waren, auch den anderen Teilen des Reiches zu erschließen. Die Ordnung der Dinge schien freilich verkehrt zu sein, wenn der gebannte Kaiser mit den aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßenen deutschen Bischöfen rastlos und erfolgreich bemüht war, dem Reiche einen seit Menschengedenken nicht gekannten Zustand des inneren Friedens zu sichern, der hoch und niedrig in gleicher Weise zu gute kam, das Oberhaupt der Kirche aber, das man bisher für berufen gehalten hatte, das Zerstreute zu sammeln, das Gebrochene wieder zu heilen und wie ein guter Hirte den Frieden zu erhalten, mit allen Mitteln dagegen anstürmte und den Bürgerkrieg von neuem zu entflammen trachtete. Denn des am 29. Juli 1099 verstorbenen Urbans II. Nachfolger Paschalis II. (1099—1118) blieb der Politik unversöhnlicher Feindschaft treu und wandte jedes Mittel an, das dem König irgend Abbruch zu thun verhieß. Mit dem Segen der Kirche versehen, erhob in Niederlothringen Graf Robert von Flandern eine grauenvolle Fehde gegen des Kaisers Anhänger, die er mit Mord und Brand heimsuchte. Heinrich aber hielt im Januar 1103 einen Reichstag zu Mainz: der für die Sprengel von Lüttich, Mainz und Köln verkündete Gottesfriede wurde dort für das gesamte Reich verkündet; mit Handschlag verpflichteten sich die Anwesenden, ihn die nächsten vier Jahre getreulich

Choransicht des Domes zu Mainz.

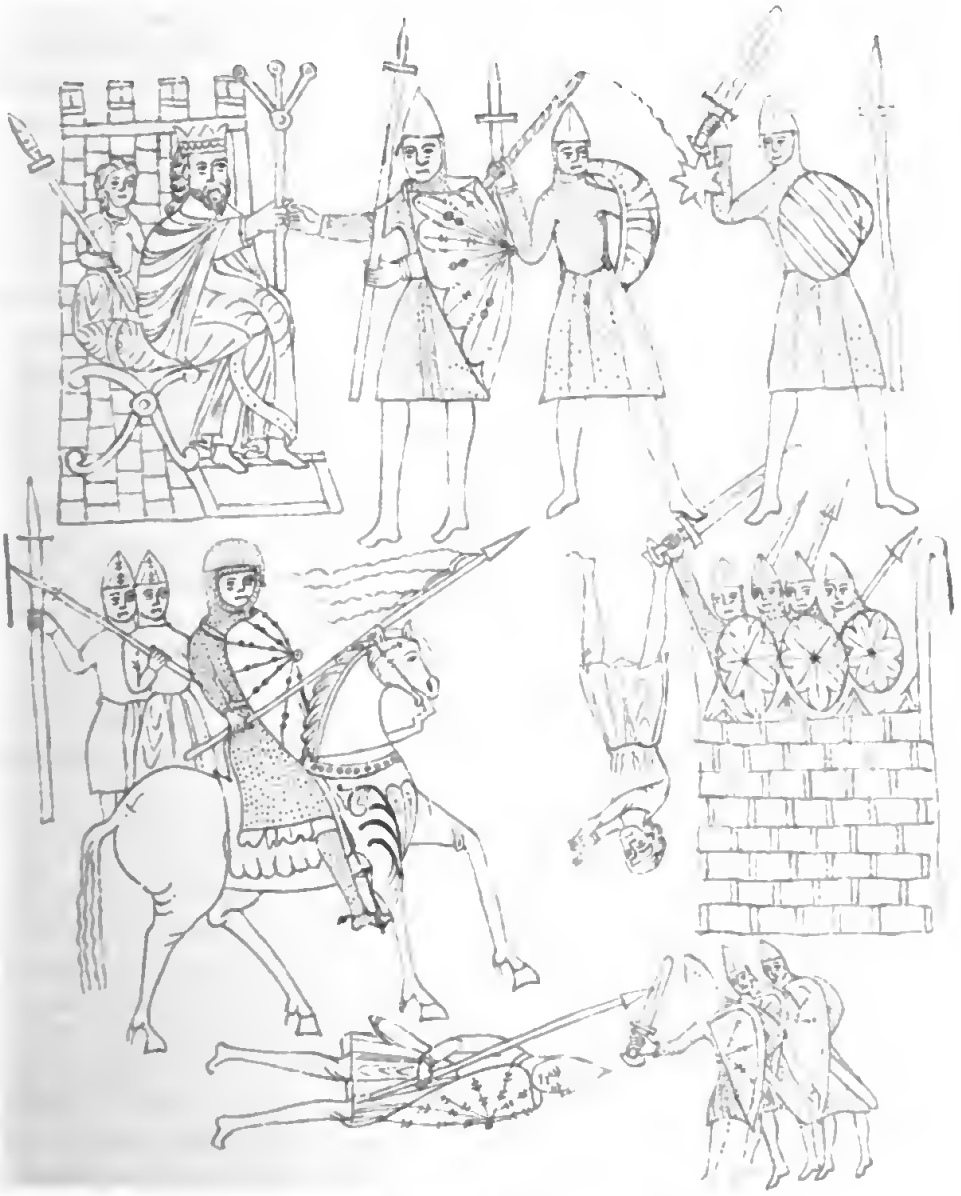
Älteste der heute in Deutschland noch erhaltenen „gewölbten Basiliken“; zuerst geweiht 1009, dann durch Feuer mehrfach zerstört; jetziger Bau 1081 begonnen, nach verschiedenen Unterbrechungen erst 1239 ganz vollendet. (Nach Lacroix.)

zu halten, und selbstverleugnend räumte der Kaiser das letzte Hindernis, das hier und da der Erfüllung dieses Gelöbnisses etwa entgegenstehen konnte, aus dem Wege, indem er, ähnlich wie einst sein Vater zu Konstanz und nach dem Ungarnsieg, allen, die gegen ihn gefehlt, vergab und die verwirkte Buße erließ. Und die päpstliche Antwort darauf? Am Gründonnerstag erneute Paschalis II. den Bann, indem er die alten, völlig unbegründeten Anklagen gegen Heinrich erhob.

Das Verhängnis aber des Kaisers und der um ihn als den Hort des Friedens gesammelten unteren und mittleren Schichten des deutschen Volkes, welche dankbar die Segnungen des Friedens genossen und unter ihrem Schutze mit wachsendem Gewinne ihrer bürgerlichen und bäuerlichen Erwerbsthätigkeit nachgingen, wurde der feindliche Gegensatz, der durch die politische und ständische Entwickelung der letzten zwei Menschenalter zwischen diesen Elementen und den allein der Führung der Waffen lebenden, gleichsam den Wehrstand bildenden Kreisen ausgebildet worden war. Die vielen Tausende von waffenfrohen Männern des deutschen Laienadels — auch die Ministerialen sind dazu zu rechnen —, die in dem öffentlichen Leben vermöge ihrer militärischen Leistungsfähigkeit eine Rolle spielen konnten, die nur im Krieg oder doch in der Fehde emporzukommen und Land und Leute zu gewinnen hoffen durften, seufzten unter dem Drucke des im Reich herrschenden Friedens, der ihnen, wie sie meinten, die ersten und vornehmsten Bedingungen standesgemäßen Daseins entzog. Der Verfasser des Lebens Kaiser Heinrichs IV. spricht es geradezu aus, daß diese Leute unter der neuen, von allen anderen dankbar begrüßten Ordnung der Dinge zu leiden hatten, da der Friede ihre Bedeutung minderte, ihre Existenzquellen verkürzte oder ganz abschnitt und sie der Verarmung entgegentrieb. Von prunkvollen Rüstungen, zahlreichen stattlichen Rossen, fast fürstlichem Leben war nicht mehr die Rede für sie, seit sie dem Kaufmann, der an ihrer Burg vorbeizog oder schiffte, nicht mehr eine Schatzung abpressen oder, zahlte er nicht, seine Waren wegnehmen und ihm in ihren Burgverließen ein hohes Lösegeld abnötigen konnten. Diese Elemente, die seit Konrad II. im Reiche eine leitende Stellung gewonnen hatten, aber durch die eiserne Hand seines Sohnes gebändigt worden waren, lehnten sich jetzt aus den allerniedrigsten Motiven des Eigennutzes gegen den Reichsfrieden auf und suchten auf die trügerischen Vorwände hin, welche ihnen die Kirche in schnöder Fälschung der Thatsachen an die Hand gab, in dem Kaiser den Hort des Friedens, das Hindernis der alten ritterlichen Fehdeherrlichkeit zu beseitigen. Die römische Kirche aber und die deutschen Fürsten entblödeten sich nicht zu solchem Unternehmen die Hand zu bieten, um nachher den Gewinn für sich allein zu behalten.

Der Mainzer Tag vom Januar 1103 mit seinem Reichsfriedensgebot bezeichnet den Höhepunkt Heinrichs IV. Ehemals verfolgten selbstsüchtigen Bestrebungen entsagend, frei von dem despotischen Zuge früherer Zeiten, der Vertreter des Friedens und der Versöhnung, hatte Heinrich damals das

Königtum, das in der sächsischen Periode auf dem Episkopate, in der salischen auf dem wehrhaften Laienadel beruht hatte, auf die breite Grundlage über-



Kriegerische Rüstung im 12. Jahrhundert.

Federzeichnung in einem Psalterium des 12. Jahrhunderts; Berlin, königl. Kupferstichkabinet. Die Illustration behandelt die Geschichte von David und Urias. Unten ist der Tod des Urias dargestellt; darüber David, wie er aus der Hand eines Kriegers den Botenstab mit der Nachricht hiervon erhält.

tragen, welche die große Masse der zur Freiheit aufstrebenden Bürger in den erblühenden Städten und der zum Bewußtsein ihrer Kraft erweckten Bauern

darboten: ſein Königtum war ein im beſten Sinne des Wortes volkstümliches geworden. Den Bürger aber wollten die Biſchöfe in der herkömmlichen Dienſtbarkeit erhalten; an der Niederhaltung der Bauern hatten ſie gemeinſam mit der Kloſtergeiſtlichkeit und dem Laienadel ein mehr als bloß finanzielles Intereſſe. Die im Bunde mit der Hierarchie einſt ſiegreiche ariſtokratiſche Revolution ſah alle ihre Errungenſchaften gefährdet durch die großen ſozialen und wirtſchaftlichen Reformen, die Heinrichs letzte Erfolge eingeleitet hatten und eben zu vollenden verhießen: eine Reihe von Jahren getrennt, erhalten ſie nun wieder ein gemeinſames Intereſſe. So erneut ſich der durch Heinrich ſchon einmal glücklich geſprengte Bund zwiſchen dem Laienadel und den kirchlichen Gegnern des Königtums: er führte die Kataſtrophe herbei.

Die römiſche Kurie hatte bereits den Führer für den Entſcheidungskampf gewonnen. Wie einſt der ältere Bruder, ſo war auch König Heinrich dem Vater abwendig gemacht. Wie ſich der Jüngling, der damals ſo unerhörtes unternahm, in der Folge gezeigt hat, war es ſicher nur ſcheinheiliges Phraſenwerk, wenn er angab, durch den auf dem Vater laſtenden Bann in ſeinem Gewiſſen beunruhigt zu ſein und nur des Vaters Verſöhnung mit der Kirche zu erſtreben. Er wollte wirklich König ſein, mit voller Gewalt an die Stelle des Vaters treten, um ſpäterhin die alte Königs- und Kaiſermacht zurückzugewinnen und zu herrſchen, wie der Vater in jungen Jahren zu herrſchen verſucht hatte. So betrog er den Vater und zugleich die Kirche, die ſeinen Verrat als die Erfüllung einer heiligen Pflicht zum voraus rechtfertigte. Wie die That im einzelnen vorbereitet wurde, wie die Mitwiſſer ſich verſtändigten, welche Verabredungen getroffen waren — all das entzieht ſich unſerer Kenntnis. Wie Heinrich IV. ſelbſt, ſo tritt auch uns mit überwältigender Plötzlichkeit die vollendete Thatſache entgegen.

In Sachſen hatte ſich die päpſtliche Partei von neuem erhoben und den von Heinrich IV. ernannten neuen Erzbiſchof von Magdeburg, Hertwig, bisher Propſt von Hersfeld, in ihre Gewalt gebracht. Ihn zu befreien, eilte der Kaiſer Ende 1104 dorthin, mit ihm König Heinrich. Da entfernte ſich dieſer zu Fritzlar plötzlich von dem Vater: ſein Gewiſſen verbiete ihm jede fernere Gemeinſchaft mit dem Gebannten, erklärte er, trat aber thatſächlich an die Spitze der nun überall wieder aufſtehenden kirchlichen und fürſtlichen Gegner desſelben. Namentlich der kriegsluſtige Adel Schwabens und Bayerns, der den Reichsfrieden los werden wollte, ſtrömte ihm zu, während zum Kaiſer außer ſeinen rheiniſchen und fränkiſchen Lehnsleuten und Miniſterialen böhmiſche und öſterreichiſche Krieger eilten. Schon ſtanden Vater und Sohn einander kampfbereit gegenüber: da ſagte ſich von erſterem ſein Heer los, verführt durch des Sohnes Einflüſterungen und die Mahnungen der Kirche, die den Verrat, vor dem man Heinrich IV. heimlich warnen ließ, ſelbſt erſt geſäet hatte. Wieder ſuchte der Kaiſer bei den treuen rheiniſchen Städten Zuflucht, erſt in Mainz, dann in Köln, und hatte bald mit ihrer Hilfe ein neues Heer zuſammengebracht: an der Moſel drohte zum zweitenmal die Feldſchlacht zwiſchen

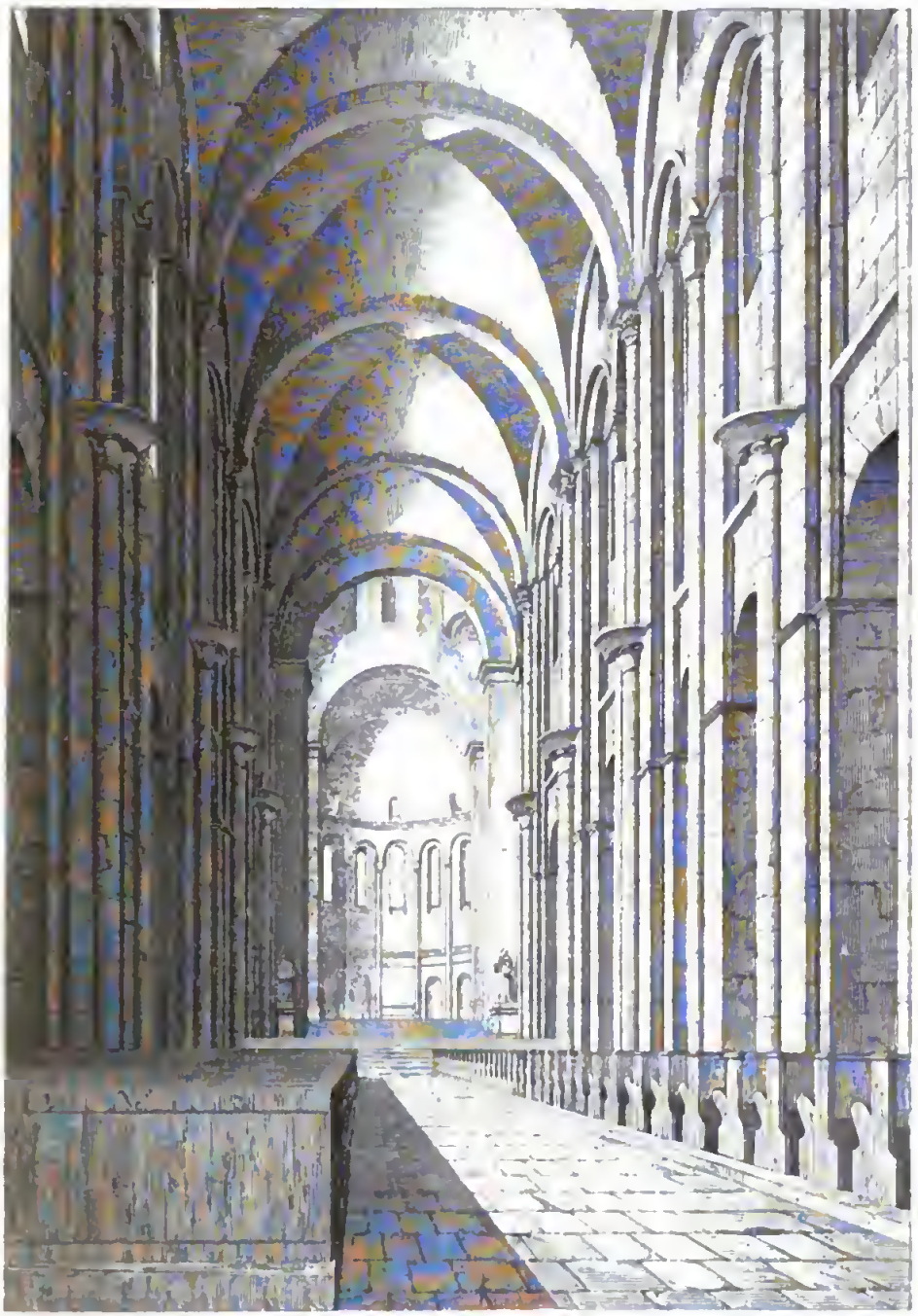
Vater und Sohn. Letzterer scheute davor zurück: des Vaters täglich wachsender Anhang bestimmte ihn zu trügerischen Friedensanträgen. In Koblenz trafen beide zusammen: durch des Sohnes gleißende Reden bethört, übertrug der Kaiser diesem seine Versöhnung mit der Kirche. Zu weiteren Verhandlungen zogen beide rheinaufwärts auf Mainz. In Bingen rastete man: da warf der König die Maske ab, ließ den Vater als Gefangenen das Nahethal hinauf führen und in dem festen Böckelheim bei Kreuznach in unwürdiger Haft halten. Indem man ihn quälte und ängstigte und selbst des erbetenen kirchlichen Zuspruchs nicht teilhaftig werden ließ, brachte man den Kaiser dahin, daß er sich zur Abdankung bereit erklärte und dem Sohne, der mit seinem Anhang Weihnachten 1105 in Mainz Hof hielt, die Reichskleinodien überlieferte. Dann wurde er nach der Pfalz zu Ingelheim geführt, wo der Schlußakt stattfinden sollte. Um den Kaiser, dem man nicht traute und dessen so oft bewährte Spannkraft man fürchtete, für alle Zukunft gleichsam unmöglich zu machen, nötigte man ihn dort ähnlich, wie es einst Ludwig dem Frommen durch seine Söhne und die Kirche geschehen war, zu einer Art von moralischem Selbstmord, indem man die Lösung vom Bann abhängig machte von der Verlesung eines von seinen geistlichen Todfeinden aufgesetzten Sündenbekenntnisses, das ihn als einen Abschaum der Menschheit darstellte und die nichtswürdigsten Verleumdungen als thatsächlich erwiesen bescheinigte. In die Gemeinschaft der Kirche aber wurde er nachher doch nicht aufgenommen; auch blieb er in enger Haft: erst nach dem förmlichen Verzicht auf die Krone sollte er frei werden, während in dem nahen Mainz der unnatürliche Sohn bereits die Huldigung empfing. Und als der Kaiser auch dieses Verlangen erfüllte, änderte sich seine Lage dennoch in nichts.

Da erstand ihm unerwartet thatkräftige Hilfe. In dem alten Kaiser liebte und ehrte nicht bloß der deutsche Bürger und Bauer, sondern auch der beste Teil des deutschen Klerus und mancher deutsche Fürst den Schöpfer und Hüter eines beglückenden Friedens, der mit seinem Sturze wiederum dem wüsten Treiben des kriegerischen Laienadels Platz machen sollte. Der gesunde Sinn und das warme Herz des gemeinen Mannes bäumten sich entrüstet auf angesichts des unerhörten Gewebes von Lüge und Gewalt, Eidbruch und gleißnerischer Scheinheiligkeit, durch das der Sohn den Vater seinem verbrecherischen Ehrgeiz zum Opfer brachte. Solche Schmach nicht geduldig geschehen zu lassen, griff man zu den Waffen. Namentlich in den niederrheinischen Landen erhob sich die kaiserliche Partei einmütig, obenan Bischof Otbert von Lüttich und Herzog Heinrich von Lothringen, ja selbst der so übel berufene einstige Parteigänger der Kirche, der wilde Graf Robert von Flandern, schlug sich jetzt auf die Seite des Rechtes. Da erschien der Kaiser, der Haft entflohen, in Köln, wallfahrtete von da, um seine thatsächliche Zugehörigkeit zur Kirche zu erweisen, nach Aachen und ging dann nach Lüttich, wohin seine Anhänger immer zahlreicher gewaffnet zusammenströmten, während ihnen von England und Dänemark Hilfe in Aussicht gestellt

wurde. Alsbald zog, ohne Rücksicht auf die österliche Festzeit, König Heinrich von Köln mit Heeresmacht heran, erlitt aber an der Maasbrücke bei Visé eine Schlappe, die ihn zum Rückzug auf Köln nötigte. Auch dort gewannen nun die Kaiserlichen die Oberhand, und der rebellische Sohn mußte weiter nach Bonn und dann nach Mainz zurückgehn. Ein vollkommener Umschlag schien bevorzustehen: selbst die römische Kurie lieh des Kaisers Vergleichsvorschlägen plötzlich ein willigeres Ohr. Da machte Heinrichs IV. Tod, der am 7. August 1106 in Lüttich eintrat, alle Hoffnungen wieder zu nichte.

Nicht bloß für jenen Augenblick, für die Zukunft Deutschlands fiel damit eine verhängnisvolle Entscheidung. Eben im Begriff, den von dem Kaiser zu neuer Erhebung geleiteten populären Kräften der deutschen Nation zu erliegen und damit all den unrechtmäßigen Gewinn früherer Jahre wieder verloren gehen zu sehen, sah sich die hierarchische und reichsfürstliche Opposition mit dem ihnen verbündeten kriegerischen Laienadel ohne ihr Zuthun mit einemmale im Besitz eines endgültigen Sieges, der das Schicksal Deutschlands für die Zukunft in ihre Hand legte. Mit der volkstümlichen Entwickelung, die nach jähen Wechselfällen und gewaltsamen Erschütterungen schließlich siegreich zum Durchbruch gekommen, war es vorbei: eine rücksichtslose Reaktion griff Platz, die zunächst durch die gründliche Zerstörung der Schöpfungen der letzten zehn oder zwölf Jahre ihrer bloß ständischen Sonderinteressen dienenden Herrschaft Dauer zu verleihen trachtete. Das deutsche Bürgertum und die deutschen Bauern, die Schützlinge und Bundesgenossen Heinrichs IV., hatten den Haß der Sieger gegen den ihnen entgangenen Kaiser schwer zu empfinden, die mit allen Mitteln darauf ausgingen, ihnen ein Wiederaufkommen zu ähnlicher Bedeutung unmöglich zu machen.

Und das ist es, was auch das Urteil der Nachwelt über Heinrich IV. nicht aus dem Auge lassen soll. In der Überlieferung kommen fast ausschließlich des Kaisers Todfeinde zum Worte, und ganz vereinzelt klingt zu uns die rührende Totenklage herüber, die sein unbekannter Biograph in schlichten, aus der Tiefe eines dankbaren Herzens quellenden Worten dem geliebten Kaiser nachgesandt hat, wenn er den so plötzlich Dahingegangenen als seine Hoffnung und seinen einzigen Trost bezeichnet, ihn preist als den Ruhm Roms, die Zierde des Reiches und die Leuchte der Welt: niemals würde ihm das Leben wieder freundlich lächeln, kein Tag und keine Stunde ohne Thränen sein, denn niemals werde er des Heißgeliebten ohne Weinen Erwähnung thun können; nicht einen ihn allein betreffenden Schmerz bejammere er, ein öffentliches Unglück habe er zu beklagen, da mit Heinrich Gerechtigkeit und Friede die Welt verlassen und Lug und Trug die Stelle der Treue eingenommen hätten; die Münster hätten ihren Beschützer, die Klöster ihren Vater verloren. Dann rühmt er, was Heinrich auf diesem Gebiete großes geleistet, und gedenkt namentlich der Herstellung des trümmerhaften Mainzer und des prachtvollen Baues des Speierer Domes. Besonders sollen die Armen trauern, denn ihnen ist der Tröster gestorben, der sie speiste, wusch und ihre Blöße deckte,



Dom zu Speier; Inneres. (Nach Gailhabaud.)
Von Kaiser Konrad II gegründet, der 1039 hier beigesetzt wurde; unter Heinrich IV. vollendet.

deren er sich namentlich in Zeiten des Mangels mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit annahm. Er täuscht sich nicht darüber, daß den Verstorbenen so rückhaltlos rühmen ihm selber Gefahr bringen kann; denn die Friedensstörer, die Heinrich Ruhe zu halten gezwungen, triumphieren jetzt; aber sein Schmerz sei zu mächtig, und er müsse den im Tode beweinen, der lebend seine Wonne gewesen. Das klingt übertrieben, wenn man das Bild dagegen hält, das die siegreichen Gegner von dem Kaiser zu entwerfen pflegen, findet aber doch wieder eine Bestätigung in der Schilderung tiefsten, fast leidenschaftlich ausbrechenden Schmerzes, mit dem von allen Seiten zusammenströmend, das Volk die Leiche des Kaisers zu Lüttich jammernd umdrängte und seine irdischen Reste fast wie die eines Heiligen ehrte. Die Wut der Gegner wurde dadurch freilich erst recht gereizt: Erzbischof Heinrich von Magdeburg (1102 bis 1107) interdizierte den Lütticher Dom, wo Bischof Otbert dem verehrten Herrn die letzte Ruhe hatte bereiten lassen. Auf einer Insel in der Maas nahm eine ungeweihte Kapelle den wieder ausgegrabenen Sarg vorläufig auf. Da gebot König Heinrich ihn nach Speier zu bringen; aber unbeirrt durch den Zorn des Königs, der den Vater doch wenigstens nicht über das Grab hinaus bekämpfen wollte, hinderte Bischof Gebhard von Speier (1105 bis 1107) auch dort die Beisetzung durch das Interdikt. Jahrelang blieb die Leiche in einer noch nicht geweihten Seitenkapelle stehen, und erst als sein Todestag zum fünftenmale wiederkehrte, wurde sie am 7. August 1111 durch den Sohn, der inzwischen zum Rächer des Vaters an der Kirche geworden war, mit allen kaiserlichen Ehren in der Gruft beigesetzt, die dem salischen Hause in der Krypta des Speierer Doms bereitet war.

Viel und leidenschaftlich gehaßt ist Heinrich IV., doch auch viel und innig geliebt und aufrichtig verehrt worden. Seine Anfänge mit seinem Ausgang verglichen lassen da einen vollkommenen Wandel erkennen. Ein Tugendheld ist Heinrich niemals gewesen: er bot den Gegnern Blößen genug, wo die Verleumdung einsetzen konnte. um an sich wahres maßlos zu übertreiben und ihm um kleiner Schwächen willen die greulichsten Laster anzudichten. Aber über die Gebrechen, die ihm anhafteten, wird man doch milder urteilen, wenn man die außerordentlich ungünstigen Verhältnisse erwägt, unter denen er aufwuchs und zum Herrscher reifte und die förmlich darauf angelegt waren, auch die besten Anlagen zu verderben und den reinsten Sinn auf üble Abwege zu leiten. Auch vergesse man nicht seine Gegner: ein Rudolf von Rheinfelden, ein Otto von Nordheim u. a. m. standen moralisch doch wahrlich nicht höher als der junge König. Und mit welchen Waffen haben sie ihn bekämpft! Jedes Mittel, auch das niederträchtigste, galt für erlaubt, für löblich, wenn es nur ihm Abbruch that, ihn nur zu Fall zu bringen verhieß. Man darf doch den König nicht oder wenigstens nicht allein verantwortlich machen für die sittlich zweifellos verwerflichen Gewaltthaten, mit denen er sich solcher Gegner zu erwehren suchte, die in seiner Bekämpfung nicht bloß von jedem Sittengesetz entbunden zu sein glaubten, sondern von der höchsten kirchlichen

Autorität selbst davon für gelöst erklärt und für Verrat und Treubruch, für Lüge und Meineid eines besonderen kirchlichen Lohnes versichert wurden. Nicht Heinrich hat die heillose Verwirrung aller sittlichen und Rechtsbegriffe verschuldet, die jene Zeit kennzeichnete, sondern die Kirche hat das durch den Mund Gegors VII., Urbans II. und Paschalis II. gethan.

Zum mindesten aber wird man Heinrich IV. den Ruhm nicht versagen können, daß er mit den größeren Zwecken, die sein Leben im Fortgang wechselvoller Kämpfe erfüllten, selbst gewachsen und auch innerlich geklärt und geläutert ist. Als Despot begann er, um als Schirmherr der Freiheit eines dankbaren Volkes zu enden. Der gehaßte Vergewaltiger der Sachsen wurde der Hüter eines von Klerus und Laien gleich freudig begrüßten segensreichen Friedens: in dem als Verfolger der Kirche gebrandmarkten Kaiser beklagte man den unermüdlichen Gönner der Kirchen, der Klöster und der Armen. So selbstsüchtig Heinrichs Politik während der ersten Hälfte seiner Regierung gewesen, so selbstlos und gemeinnützig war sie in der zweiten. Erst die bestehende Ordnung tyrannnisch zu durchbrechen bestrebt, ist er nachmals ihr unermüdlicher Verteidiger und der maßvolle, sorgsame Förderer ihrer friedlichen Weiterbildung zu gunsten der bisher gedrückten niederen Stände gewesen und hat sich der rücksichtslos eigennützigen hierarchischen und aristokratischen Revolution entgegengeworfen als Verteidiger der durch ihn zuerst begriffenen und geltend gemachten Rechte des Bürgers und Bauern. Und wenn man, um gerecht zu sein, zugeben muß, daß im Beginne des verhängnisvollen Streites mit dem römischen Papsttum wenigstens in der Form das Recht nicht auf Heinrichs Seite war, daß er gerade da durch überstürzte Heftigkeit gefehlt hat, so hat er doch einmal die dafür verwirkte Buße in einer Weise ohne jede schwächliche Selbstschonung auf sich genommen, die ihm als Menschen zur Ehre gereichte, wenn sie sich auch hinterher durch die Perfidie der Feinde als ein politischer Fehler erwies, dann aber im Fortgang des Kampfes durch Versöhnlichkeit, Milde und Mäßigung alles gethan, was irgend zum Frieden führen konnte. Nicht ihn trifft die Verantwortung dafür, daß alles vergeblich blieb und die Glut der Leidenschaft und die Wildheit des Hasses ins Unermeßliche wuchsen.

Ebenso verhielt es sich auch mit dem Gegenstand des Kampfes. Das Investiturrecht in dem Sinne, in dem er es bisher geübt hatte, aufrecht erhalten zu wollen, war ein unbilliges Verlangen, das der durch seinen Vater wieder zum Bewußtsein ihrer Würde gebrachten Kirche zu nahe trat. Auch hätte der Ausgleich, den Gregor VII. damals vorgeschlagen zu haben scheint, die widerstreitenden, aber doch nicht trennbaren Interessen von Kirche und Staat wohl miteinander versöhnen können; aber mit den unverhofft großen Erfolgen, die ihm bei der Zerfahrenheit des Reiches zu teil wurden, steigerten sich auch die Ansprüche Gregors VII. und wuchsen schließlich zu einem Maße an, das anzuerkennen einfach der Selbstaufgabe des Königtums, der Auflösung des Reiches gleichgekommen wäre. Auch hier handelte es sich daher für

Heinrich in der Folge um weit höhere Ziele, um einen weit kostbareren Preis als im Beginn des Investiturstreites. Und daß er hier nicht wich, daß er hier seine eigene, seines Volkes, seines Reiches Existenz mutig eingesetzt hat, ist ein Verdienst, das ihm niemals vergessen werden soll. Daß Deutschland nicht ein Lehen des heiligen Petrus wurde und nicht zur Domäne der römischen Kurie herabsank, sondern seine Unabhängigkeit und sein Selbstbestimmungsrecht als nationaler Staat wahrte und damit die Möglichkeit zu neuem Erblühen, neuer Macht, neuer Weltherrschaft gewann, das ist Heinrichs IV. Verdienst: persönlich untergehend hat er doch der in ihm verkörperten Sache die Zukunft gerettet.

Drittes Kapitel.

Ausgang und Nachspiel des Investiturstreites unter Heinrich V., Lothar und Konrad III.

1106—1152.

Die Thronrevolution vom Jahre 1105 bereitete in ihrem Fortgang allen Parteien eine Enttäuschung, die herbste den kirchlichen Eiferern, die nun am Ziele und durch Heinrich V. Herren der Situation zu sein glaubten. Stellte sich doch bald heraus, daß aller Vorteil auf der Seite des Königtums war und daß nicht der Papst, sondern Heinrich V. die Entscheidung über die Zukunft von Kirche und Staat in der Hand hielt. Denn nicht wegen seiner kirchlichen Politik, nicht weil er im Investiturrecht den deutschen Staat der Hierarchie auszuliefern sich weigerte, hatte sich Heinrich der Jüngere gegen den kaiserlichen Vater empört, sondern nur um in den Vollbesitz der Macht zu gelangen, nach der er um so mehr brannte, als er von ihr den rücksichtslosesten Gebrauch zu machen entschlossen war. Seinen Rückhalt dabei bildeten der dem Frieden grollende Laienadel und das weltliche und geistliche Reichsfürstentum, die eine strenge Durchführung des Investiturverbotes mit sicherem Ruin bedrohte. Den Erwartungen der Kirche, die sein Unternehmen mit ihrer Autorität gedeckt hatte, zu entsprechen, hätte für Heinrich nichts anderes geheißen als die Elemente von sich stoßen, in denen seine Kraft beruhte. Allerdings waren auch die Vorkämpfer der extremen kirchlichen Richtung ihm zunächst noch unentbehrlich, und deshalb mußte er den Schein annehmen, als ob er ihnen zum Lohn für die gewährte Hilfe Zugeständnisse machen würde, die er in Wahrheit weder machen wollte noch machen konnte. Ihrerseits aber war diese Partei durch die gemeinsame Schuld noch an ihn gefesselt. Aber auch den bis zuletzt ausharrenden Anhängern Heinrichs IV. blieb nun nichts weiter übrig, als sich der vollendeten Thatsache zu fügen und dem Sohne die Treue zu halten, die sie dem Vater gelobt hatten. Soweit also ihre Interessen auseinandergingen und so ungemildert die alten Gegensätze zwischen ihnen fortdauerten, für den Augenblick waren alle Parteien um ihres eigenen Vorteils willen darauf angewiesen, zu Heinrich V. zu halten. Darin beruhte die eigentümliche Stärke der Stellung, in welche dieser aus harter Bedrängnis durch des Vaters Tod versetzt war. Die wenigen Parteigänger des alten

Kaisers, die sich ihm zu entziehen versuchten, wurden mit leichter Mühe zum Gehorsam gebracht; auch das reiche Köln unterwarf sich, wenn auch die Bürgerschaft in ihrer feindseligen Gesinnung verharrte.

Alsbald begannen die Unterhandlungen mit der Kurie. Heinrich sandte dazu den ihm besonders nahestehenden Erzbischof Bruno von Trier (1102 bis 24) nach Italien, wo Paschalis II. im Herbst 1106 unter dem Schutze der tuscischen Markgräfin zu Guastalla ein Konzil versammelt hatte. Indem er erklärte, er wolle die Kirche ehren wie seine Mutter, den Papst wie seinen Vater, — nach dem Geschehenen wahrlich ein bedenkliches Bild! — lud Heinrich Paschalis ein, zur Begleichung des Streites selbst nach Deutschland zu kommen. Auch sagte dieser für den November bereits sein Erscheinen in Deutschland zu. Man darf wohl zweifeln, ob das ernst gemeint war. Denn wenn Paschalis auch in Guastalla eine Anzahl schismatischer Bischöfe in ihrer Würde bestätigte, also versöhnlich auftrat, so erneute er doch zugleich das Verbot der Laieninvestitur in seiner strengsten Fassung. Daß Heinrich I. von England und König Kalmany von Ungarn unlängst auf die Investitur der Bischöfe ausdrücklich verzichtet hatten, steigerte offenbar die Zuversicht der hierarchischen Partei, die freilich übersah, daß ein solcher Schritt für das deutsche Reich eine ganz andere Bedeutung und viel weiter tragende Folgen haben mußte, als für jene beiden Staaten, wo ein geistliches Fürstentum nicht vorhanden war. Die Kurie hat sich denn auch bald davon überzeugt, daß von Heinrich nach dieser Seite nichts zu erwarten war: alsbald stand ihr Bündnis mit ihm in Frage und drohte die Erneuerung des mit dem Vater geführten Kampfes. Deshalb wandte sich Paschalis II. statt nach Deutschland nach Frankreich, wo er vor jeder Gewaltthat des Königs sicher war. Auf einem Konzil in Troyes sollte weiter verhandelt werden. Vorher traf der Papst in Chalons an der Marne mit des Königs Bevollmächtigten, dem Trierer Erzbischof und Herzog Welf von Bayern, zusammen, bekam aber nach vergeblichen Verhandlungen nur die Drohung zu hören, daß Heinrich die Sache in Rom selbst zum Austrag bringen würde, da einer französischen Synode doch eine Entscheidung über Angelegenheiten der deutschen Kirche nicht zustehe. Als zu Troyes das Investiturverbot dennoch erneut wurde, war man genau auf dem Punkte wieder angelangt, auf dem sich beide Teile zur Zeit Heinrichs IV. befunden hatten.

Zunächst aber konnte Heinrich V. die Drohung seiner Gesandten doch nicht ausführen, weil er vier Jahre lang im Norden der Alpen festgehalten wurde: 1107 hatte er einen Aufstand in Flandern zu bekämpfen, 1108 mußte er gegen die Ungarn zu Felde ziehen, 1109 in Schlesien gegen die Polen und 1110 gegen die Böhmen fechten. Ein großer Vorteil war es unter diesen Umständen für ihn, daß Sachsen durch das Erlöschen des Billingschen Hauses erledigt wurde und in Lothar von Supplinburg einen ihm anhängenden Herzog erhalten konnte. Während durch die Fluchtreise Paschalis' II. Frankreich zur Schutzmacht des hierarchischen Papsttums erhoben war, suchte Heinrich

Anlehnung bei dem aufſtrebenden England, indem er ſich mit Heinrichs I. Tochter, der achtjährigen Mathilde, verlobte. Erſt im Herbſt 1110 konnte er den Zug nach dem Süden antreten. Wetteifernd drängten ſich alle zur Teilnahme: denn für die vielen Tauſende waffentüchtiger und kampfluſtiger Männer, die durch Heinrichs IV. und der Biſchöfe Friedensbemühungen gleichſam aus ihrem Element verdrängt waren und infolge der wüſten Parteiungen der letzten Jahre widereinander geſtritten hatten, bot ſich nun die erſehnte Gelegenheit, zu ihrem Berufe zurückzukehren im Dienſte einer ihnen allen gemeinſamen Sache und im Beſtreben nach einem ihnen allen gleichmäßig Gewinn verheißenden Sieg. So kam es, daß Heinrich V. Italien mit einer Armee betrat, wie ſie keiner ſeiner Vorgänger dorthin hatte führen können, während man es in Deutſchland als einen Segen empfand, der unruhigen und gefährlichen kriegeriſchen Maſſen entledigt zu werden, die der ein Menſchenalter faſt ununterbrochene Bürgerkrieg groß gezogen hatte.

Eigentlich war der Sieg ſchon in ſeiner Hand, als Heinrich V. vom Großen St. Bernhard her mit 30 000 Mann Oberitalien betrat; über den Brenner kam ein böhmiſches Hilfsheer unter Herzog Bretislaw. Gegen ſolche Macht war jeder Widerſtand vergeblich. Nachdem das aufſtändiſche Novara hart beſtraft war, beugte ſich alles in willigem Gehorſam: Pavia, Mailand und Piacenza eilten Heinrichs Gunſt zu gewinnen. Auf die Roncaliſchen Felder bei Piacenza entbot der König die ſämtlichen Reichsvaſallen mit ihren Lehnsleuten und Miniſterialen zur Heerſchau: ſelbſt Mathilde von Tuscien leiſtete ihm dort die Huldigung, wurde aber billigerweiſe von der Teilnahme an dem Zuge nach Rom frei gelaſſen. Niemand gab es mehr, der das hilfloſe Papſttum vor dem harten Zwange ſchützen konnte oder wollte, unter den Heinrich es jetzt zu bringen entſchloſſen war. Darüber hat auch Paſchalis II., der ſeit 1107 nach Rom zurückgekehrt war, ſich nicht getäuſcht, und aus dem verzweifelten Gefühl, auf Gnade und Ungnade in des gewaltigen Herrſchers Hand gegeben zu ſein, entſprang die überraſchende Wendung ſeiner Politik, die ſich mit allen beſtehenden Verhältniſſen in unausgleichbaren Widerſpruch ſetzte und dadurch ihre Niederlage nur ſchlimmer und in den Augen der eigenen Genoſſen demütigender machte.

Daß Heinrich V. das uneingeſchränkte Inveſtiturrecht fordern würde, ſtand zum voraus feſt, ebenſo daß man es ihm vorzuenthalten völlig unvermögend war. Jeder Widerſtand, von vornherein ausſichtslos, konnte die ohnehin ſchon verzweifelte Lage der Kurie nur noch troſtloſer machen. Die Vertreter der extremen Richtung, die nach dem Vorbild Gregors VII. und Urbans II. auf der Forderung einer vorbehaltloſen Aufgabe des Inveſtiturrechtes durch den König auch jetzt noch beſtehen zu können meinten, hätten nur durch ein zweckloſes Martyrium ihre Überzeugungstreue bethätigen können. Anderſeits war ihnen ein Verzicht auf die ſo oft und ſo feierlich verkündeten Prinzipien und eine Anerkennung des bisher in Deutſchland geltenden Brauches, wie ſie die gemäßigte Richtung der nach dem einſtigen Gegenpapſt

ſo genannten Wibertiſten empfahl, nicht zuzumuten, da er einer moraliſchen Selbſtaufgabe gleichgekommen wäre. Da meinten ſie durch eine radikale Maßregel der gewagteſten Art den Knoten durchhauen zu können. Der Streit über die Inveſtitur fiel als gegenſtandslos fort, ſobald die Kirche ſich des weltlichen Beſitzes entäußerte: wenn ſie auf die Regalien verzichtete, hatte das Königtum keinen Anſpruch mehr an ſie. Nun hatte es ja ſelbſt unter den Gregorianern nicht an ſolchen gefehlt, welche die Kirche nur ungern mit weltlichem Beſitz belaſtet und dadurch in weltliche Händel gezogen ſahen, und die Forderung apoſtoliſcher Armut war ſtets ein Hauptpunkt in dem Programm reformeifriger Sektierer und volkstümlicher Prediger geweſen. Dieſe Richtung, die in arger Selbſttäuſchung die als geſchichtlich geworden thatſächlich gegebenen Verhältniſſe mit einemmale aus der Welt ſchaffen zu können wähnte, glaubte dem ratloſen Paſchalis II. einen ſicheren, alle Schwierigkeiten löſenden Ausweg zeigen zu können: die Kirche ſollte ſich ihres weltlichen Beſitzes entäußern und dem König damit jeden Vorwand nehmen, das Inveſtiturrecht zu beanſpruchen. Mit gutem Grunde wieſen Heinrichs Bevollmächtigte ſofort auf die Unausführbarkeit dieſes Gedankens hin: theoretiſch berechtigt hätte er in Italien, wo freilich immer der Kirchenſtaat ſelbſt ein unlösbares Problem darbot, zur Not verwirklicht werden können, wo die Biſchöfe in der Hauptſache weltlich-fürſtliche Rechte teils nie beſeſſen hatten, teils nicht mehr beſaßen, für Deutſchland aber hätte ſeine Durchführung, ihre Möglichkeit einmal angenommen, eine Revolution bedeutet, die an weittragenden und tief umgeſtaltenden Wirkungen hinter dem päpſtlicherſeits bisher gewollten Fortfall der Laieninveſtitur nicht zurückgeblieben wäre. Die Kirche konnte des weltlichen Beſitzes gar nicht entbehren: eine Menge von den Aufgaben, die ſelbſt die kirchlich ſtrengſt Denkenden ihr zuwieſen, wäre für ſie damit einfach unlösbar geworden. Zudem war man ja gar nicht darüber einig, was denn eigentlich unter Kirchengut zu verſtehen ſei. Während die einen dahin nur den Grundbeſitz rechneten, nahmen die anderen auch alle Oblationen, Zehnten, Privatſchenkungen u. ſ. w. dafür in Anſpruch, ſo daß ſchließlich nur die Kirchengebäude ſelbſt nnd die Altäre unmittelbar zur Verfügung der Kirche geſtanden hätten. Es war daher ſchon ein Fortſchritt und durfte als eine erfreuliche Annäherung der bisher diametral entgegengeſetzten Anſichten gelten, daß die königlichen Bevollmächtigten die Ausſchließung des beweglichen Gutes und der Privatſchenkungen von dem herauszugebenden Kirchengut zugeſtanden, alſo einen Unterſchied zwiſchen mittelbarem und unmittelbarem Kirchengut anerkannten. Die Schwierigkeiten aber waren damit in nichts gemindert. Einmal dachte die überwältigende Mehrheit des Klerus nicht daran, ſich des weltlichen Beſitzes zu entäußern, in dem für die einen ihre weltlich fürſtliche Stellung, für alle ihr politiſcher Einfluß und ihre Bedeutung im Reiche beruhte. Dann aber waren an dem Kirchengut all die Tauſende von Laien, Fürſten, Edelleute, Miniſterialen, Bürger unmittelbar intereſſiert, die von den Biſchöfen und Äbten, von Klöſtern und Kirchen Lehen erhielten und deren politiſche

Stellung ebenso wie ihre militärische Bedeutung und ihr wirtschaftliches Behagen von der Erhaltung dieses Verhältnisses abhing. Gab die Kirche ihren weltlichen Besitz dem Reiche zurück, so waren alle Inhaber von Kirchenlehen gewissermaßen vor die Existenzfrage gestellt, ganz abgesehen zunächst davon, daß die Fürsten nur mit Sorge einen solchen riesenhaften Machtzuwachs hätten ansehn können, wie er dem Königtum durch den Heimfall alles Kirchengutes zu teil geworden wäre. Gegen den Entschluß, den Paschalis II. in seiner ratlosen Bedrängnis der Kirche aufnötigen wollte, war demnach von päpstlicher wie von weltlicher Seite der entschiedenste Widerspruch zu erwarten. Gehorsam zu erzwingen aber war die Kurie außer stande, und die Rebellion der Kirche gegen ihr Oberhaupt, die des Königs Unterhändler dem Papst vorhersagten, war nicht nur unvermeidlich, sondern auch des Sieges gewiß.

Im Januar 1111 waren zwischen Rom und Arezzo die Bevollmächtigten zwischen Kaiser und Papst hin und her gegangen; als Heinrich nach Sutri vorrückte, wo er nur noch zwei mäßige Tagemärsche von Rom entfernt war, der Papst aber weder von der tuscischen Markgräfin noch von den Normannen, noch endlich von den Römern, die den Ausgang des gregorischen Pontifikats noch nicht vergessen hatten, Hilfe gegen die drohenden Waffen der Deutschen zu hoffen hatte, da schloß er am 4. Februar 1111 den Vertrag, durch den er sich verpflichtete, alles Kirchengut herauszugeben, die sich dessen weigernden Bischöfe zu bannen und Heinrich zum Kaiser zu krönen, dieser aber den Verzicht auf die Investitur aussprach, — ein Vertrag, den Paschalis II. im Innern als einen Verrat an dem Heiligsten verwarf, der König aber mit den Seinen von Anfang an für undurchführbar hielt. Doch war Heinrich entschlossen, die Gunst des Augenblickes nicht ungenutzt zu lassen, mochte die Kirche sehen, wie sie sich den Fesseln entwand, die sie selbst sich anzulegen im Begriff war. Die feierlichen Bürgschaften und Eide, welche die Vollstreckung des Vereinbarten in ihren einzelnen Stadien sichern sollten, offenbarten ein gegenseitiges Mißtrauen, wie es dem Ausbruch eines neuen erbitterten Kampfes, nicht aber einem pomphaft verkündeten Friedensschluß voranzugehen pflegt. Im Lager Heinrichs hat offenbar niemand daran geglaubt, daß die im voraus ausgefertigte Vertragsurkunde überhaupt in Kraft treten würde.

Am 9. Februar leisteten Heinrich V. und die Fürsten die in dem Vertrag vorgesehenen Eide; das deutsche Heer schlug unmittelbar an der Stadt, am Monte Mario und auf den neronischen Wiesen sein Lager auf. Drei Tage danach sollte der feierliche Vollzug erfolgen. Aber gleich der Beginn verhieß Unheil. Die Römer murrten, weil Heinrich den Eid auf ihre Stadtprivilegien nur deutsch leistete. Heinrich, der aus seinem Mißtrauen kein Hehl machte, wollte Sicherheit durch militärische Besatzung von S. Peter: sie geschah, und damit befand sich der Papst in der Gewalt der Deutschen. Unter steigendem Mißbehagen nahmen die die Kaiserkrönung einleitenden Zeremonien ihren Anfang. Schon thronten Papst und König nebeneinander in der Mitte der Kirche und das herkömmliche zweite Gebet über den zu krönenden

war geſprochen, als dem Abkommen gemäß die Erklärungen über die Rückgabe der Regalien und den Verzicht auf die Inveſtitur abgegeben werden ſollten. Paſchalis II. ließ die betreffende Urkunde verleſen: mit wachſendem Erſtaunen, mit ſteigendem Unwillen, der immer lauter zum Ausdruck kam, vernahmen ſie die verſammelten Geiſtlichen und Laien. In ſtarken Worten ſchilderte ſie die Verweltlichung des Klerus durch den weltlichen Beſitz, um deſſentwillen er ſelbſt vor Krieg und Tötung von Menſchen nicht zurückſchrecke, aus einem Diener des Altars ein Höfling geworden und der ketzeriſcher Verirrung gleich zu achtenden Simonie verfallen ſei; ſie ſchloß mit dem Befehl zur Herausgabe der Regalien und dem Anathem gegen die ſie Weigernden. Da kam die allgemeine Entrüſtung ſtürmiſch zum Ausbruch; namentlich die Fürſten und Ritter, die Kirchenlehen hatten, lärmten und drohten: indem er ſich zu apoſtoliſcher Armut bekenne, mache der Papſt ſich der Ketzerei ſchuldig, aber den Kirchenſtaat habe er ſich wohlweislich beſtätigen laſſen und damit Rom den für alle anderen verpönten weltlichen Beſitz gerettet! Nicht minder entrüſtet äußerten ſich die Biſchöfe: die Kirche war, wie Heinrich V. vorhergeſagt hatte, in offenem Aufruhr gegen ihr Oberhaupt, die Unausführbarkeit des Vertrags lag klar zu Tage. Heinrich war damit aller Verpflichtungen ledig. Die Gegner rangen in wirrer Ratloſigkeit: während die Kardinäle, die ſich in der Deutſchen Gewalt ſahen, dem Papſte rieten, jedenfalls die zugeſagte und bereits begonnene Kaiſerkrönung zu vollziehen, forderten die deutſchen Biſchöfe, von ihren weltlichen Lehnsleuten unterſtützt, lärmend und drohend zuvor die ausdrückliche Annullierung der eben verleſenen Urkunde. Es gab heftige Hin- und Herreden, da auch Paſchalis II. ſich mit Eifer gegen den Vorwurf der Häreſie verteidigte. Darüber zog ſich Heinrich mit den Seinen aus dem Tumulte zurück: er beſchloß gewaltſames Durchgreifen. Die deutſchen Krieger, die S. Peter beſetzt hielten, führten den Papſt und die Kardinäle als Gefangene fort und brachten ſie in der Nähe in ſicheren Gewahrſam. Ein Angriff der Römer, die im Morgengrauen des folgenden Tages (13. Februar) die um S. Peter tumultuierenden Deutſchen überfielen, wurde blutig zurückgewieſen. In Rom bleiben aber konnte Heinrich nach dem Geſchehenen nicht. In der Nacht vom 15. zum 16. zog er ab; Paſchalis II. und ſechzehn Kardinäle wurden als Gefangene mit fortgeführt. Das römiſche Gebiet wurde mit Raub und Brand heimgeſucht, ohne daß die Römer ſich gebeugt hätten. Aber ihr Widerſtand beſſerte die Lage des von aller Hilfe entblößten Papſtes nicht: die offene Empörung der Kirche gegen ſeine Politik der Verzweiflung gab ihn auf Gnade und Ungnade in die Gewalt Heinrichs. Und dieſer konnte warten. So kam der April heran: da endlich beugte ſich Paſchalis dem Unvermeidlichen. Er erkaufte ſeine und der mitgefangenen Kardinäle Freiheit, indem er Heinrich die Inveſtitur der frei und ohne Simonie gewählten Biſchöfe und die Kaiſerkrönung zugeſtand, ſelbſt aber für ſich und den Beſitz und die Getreuen S. Peters des königlichen Schutzes — unter Vorbehalt der Rechte des Reiches — verſichert wurde. Am 11. April tauſchte

man die feierlichen Eide; am 13. empfing Heinrich in würdeloſer Haſt die kaiſerliche Krone.

Wie vollkommen hatte ſich die Lage in wenigen Jahren gewandelt! Was Heinrich IV. in den Momenten, da ſein Glück am höchſten ſtand, kaum zu beanſpruchen gewagt, befand ſich im unbeſtrittenen Beſitz ſeines durch ſeine Gegner auf den Thron erhobenen Sohnes. Die Hierarchie war beſiegt, die deutſche Kirche in die Hand des Kaiſers gegeben; Italien lag ihm als eroberte Provinz zu Füßen. Kaum Heinrich III. hatte über eine ſolche Machtfülle verfügt. Aber obgleich er in die Höhe gekommen war als Werkzeug der Todfeinde eines gebietenden deutſchen Königtums, den im Kampfe für deſſen Rechte ergrauten Vater entthront und ſeine Anhänger mit eiſerner Hand niedergeworfen hatte, lenkte Heinrich V. nun ganz in die Bahnen ein, die jener verfolgt hatte: er wurde der Beſchützer der Miniſterialen und der Gönner der Städte, von denen namentlich Speier und Worms durch ihn reiche Begünſtigung erfuhren. Aber auch Sachſen gegenüber kehrte er zu dem Syſtem des Vaters zurück, indem er Lothar von Supplinburg an weiterer Machtgewinnung zu hindern ſtrebte: er ließ ſo die Mäßigung im Glück vermiſſen, erzeugte neue Beſorgniſſe vor der Übermacht des Königtums und veranlaßte eine ähnliche Erhebung der dadurch zunächſt Bedrohten, wie ſie dem Vater verhängnisvoll geworden war. Bald ſtand Lothar von Supplinburg auf, und als der rheiniſche Pfalzgraf Siegfried von Ballenſtädt ſich durch Heinrich V. von der Erbſchaft des ihm nächſt verwandten erloſchenen Grafenhauſes von Weimar-Orlamünde ausgeſchloſſen ſah, trat er mit jenem in Verbindung und einigte ſo die ſächſiſche mit der rheinländiſchen Oppoſition. Hier wurde Erzbiſchof Adalbert von Mainz (1111—37), obgleich er im Dienſte Heinrichs in die Höhe gekommen war, von ehrgeizigem Machtſtreben erfüllt, die Seele aller Intriguen gegen den Kaiſer. Nun zerfiel auch deſſen Bündnis mit dem deutſchen Epiſkopate und die hierarchiſche Partei ſah ſich mit einemmale vielverheißenden Möglichkeiten gegenüber. Zunächſt freilich war der Vorteil noch auf der Seite Heinrichs: Erzbiſchof Adalbert, der im November 1112 auf einem Wormſer Tage dem Kaiſer die Herausgabe einer eigenmächtig okkupierten

Stadtſiegel von Speier; mit der Anſicht des Doms. $^3/_2$ der Originalgröße. Berlin, kgl. Geh. Staatsarchiv.

pfälzer Reichsburg verweigert hatte, wurde bald danach bei einer zufälligen Begegnung gefangen genommen und durch den Spruch eines Fürſtengerichtes in Erfurt zur Einſchließung verdammt. Den ſächſiſchen Aufruhr ſchlug der kaiſerliche Feldhauptmann Graf Hoyer von Mannsfeld 1113 bei Warnſtädt ſo ſchwer aufs Haupt, daß die Teilnehmer durch ſchnelle Unterwerfung Gnade zu gewinnen eilten. Aber eine dumpfe Spannung blieb beſtehen und verkündete die Nähe eines neuen Ausbruchs: ließ der Kaiſer doch mitten in den Feſtlichkeiten, unter denen er im Januar 1114 zu Mainz ſeine Vermählung mit Mathilde von England beging, den Landgrafen Ludwig von Thüringen plötzlich gefangen ſetzen. Trotz der dadurch geſteigerten Gärung aber folgte er mit dem Reichsheer dem von ihm gegen die Frieſen vorausgeſchickten Herzog Lothar. Da gab die eigenmächtige Heimkehr der mitaufgebotenen bürgerlichen Wehrmannſchaften von Köln das Signal zu dem allgemeinen Ausbruch. Das mächtige und reiche Köln, das ſeit der Demütigung von 1106 unverſöhnt grollte, erhob ſich; Erzbiſchof Friedrich (1099 — 1131) machte mit der Bürgerſchaft gemeinſame Sache. Alsbald griff auch der Adel der Rheinlande zu den Waffen; in Sachſen erneute ſich die kaum niedergeſchlagene Rebellion, und als dort Graf Hoyer von Mannsfeld 1115 am Welfesholze geſchlagen wurde, befand ſich der Kaiſer in der größten Bedrängnis. Entſcheidend aber wurde doch erſt, daß jetzt auch die 1111 niedergeworfene Hierarchie wieder auf dem Kampfplatze erſchien und durch Erneuerung der alten Bündniſſe mit den deutſchen Widerſachern des ſaliſchen Kaiſertums alles Verlorene zurückzugewinnen verſuchte.

Kriegee aus dem Ende des 11. Jahrhunderts. Fragment einer Miniaturmalerei auf Pergament. (Nach v. Hefner-Alteneck.)

Denn was an dem denkwürdigen 12. Februar 1111 in der Peterskirche geſchehen war, hatte Nachahmung im größten Stil gefunden. Wie dort die deutſchen Biſchöfe, ſo hatte in der Folge die Geſamtkirche ihrem Oberhaupt den Gehorſam aufgekündigt. In dem Vertrag über die Rückgabe der Regalien und in der Einräumung des Inveſtiturrechtes an den Kaiſer ſah die gregorianiſche Partei einen von Paſchalis II. an der heiligen Sache der Kirche verübten Verrat, der für dieſe ſelbſt unverbindlich ſei. Nicht bloß das Kardinalskollegium, wo namentlich Bruno von Segni dieſe Anſicht vertrat, drang auf Zerreißung der gewaltſam angelegten Feſſeln; beſonders eifrig wirkte dafür der ſüdfranzöſiſche Epiſkopat unter den Erzbiſchöfen Joceram von Lyon

und Guido von Vienne. Dort wurden, als ob die Satzungen Pseudoisidors niemals Geltung gewonnen hätten, ohne Nachfrage in Rom Synoden gehalten, die sich auf das entschiedenste gegen Paschalis II. und seine Zugeständnisse an den Kaiser erklärten. Gewiß war der Papst im Herzen mit diesen Eiferern einer Ansicht: aber der geleistete Eid und namentlich das Gelöbnis, Heinrich nicht bannen zu wollen, machte ihm jedes Handeln unmöglich. Heftig prallten die Ansichten auf einer Synode zusammen, die im März 1112 im Lateran stattfand; doch fand man schließlich einen Ausweg, den auch der Papst, durch sophistische Trugschlüsse sein Gewissen beschwichtigend, mitzugehen bereit war. In Kraft des heiligen Geistes erklärten die Kardinäle und Bischöfe den Vertrag vom 11. April 1111, als durch Gewalt abgezwungen, für unverbindlich. Den ausdrücklich ausgeschlossenen Widerruf meinte man damit nicht zu begehen — oder gab wenigstens vor, das zu glauben. Paschalis II. stimmte bei und erklärte, alles, was er in dieser Sache gethan hatte, kurzweg verleugnend, sein Einverständnis mit den Dekreten Gregors VII. und Urbans II., verdammte also mittelbar die von ihm geübte schwache Nachsicht in betreff der Laieninvestitur. Damit hatte er zu gunsten der extremen Partei abgedankt: durch den Mund des Erzbischofs Guido ließ diese auf einer Synode zu Vienne in den denkbar schärfsten Ausdrücken gegen den Kaiser als einen zweiten Ischarioth den Bann aussprechen und machte seine Lösung abhängig von dem Verzicht auf das Investiturrecht und voller Genugthuung an die mißhandelte Kirche. Es war freilich nicht bloß cluniacensischer Eifer, der gerade die burgundischen Bischöfe zu so leidenschaftlichen Gegnern der Laieninvestitur machte; für sie handelte es sich zugleich um sehr weltliche Interessen: sie wollten nach der einen Seite hin ihre Unabhängigkeit von dem Landesfürstentum wahren, nach der anderen die Abhängigkeit befestigen, in welche ihre Suffraganen auch in politischer Hinsicht von ihnen gekommen waren.

Anfangs freilich blieben alle diese Maßregeln in Bezug auf Deutschland so gut wie ohne Erfolg. Denn der deutsche Episkopat hielt sich der Bewegung fern, obgleich Paschalis II. das zu Vienne Geschehene in allgemeinen Ausdrücken, die ihn mit dem dem Kaiser geleisteten Eide wenigstens nicht in offenbaren Widerspruch brachten, gut hieß. Erst mit dem Ausbruch des neuen Aufstandes besserten sich die Aussichten: der allgemeine Abfall, zu dem die Erhebung Kölns 1115 das Zeichen gab, ließ die Gregorianer noch größere Hoffnungen fassen. Heinrichs V. Lage war ganz ähnlich wie die seines Vaters zur Zeit des Bündnisses der hierarchischen Revolution mit der reichsfürstlichen Opposition: nur die Stauser und Herzog Welf III. von Bayern standen noch zum Kaiser. Vollends kritisch aber wurde seine Stellung, als um dieselbe Zeit, im Juli 1115, Mathilde von Tuscien starb und ihr reiches Erbe der Kirche vermachte, für die sonst etwas Ernstliches zu thun sie seit 1110 durch Heinrichs V. erdrückende Übermacht gehindert worden war. Kam dieser reiche Territorialbesitz an das Papsttum, so erhielt dieses einen Zuwachs an weltlichen Machtmitteln, dem gegenüber das Kaisertum um die Behauptung seiner

Stellung in Italien ernstlich besorgt sein mußte, und es drohte sich dort in der ungünstigsten Weise die Kombination zu erneuern, an der Heinrich IV. im Süden der Alpen eigentlich gescheitert war. Dort lag nach des Kaisers Auffassung die Hauptgefahr, gegen die selbst die Schwierigkeiten in Deutschland zurücktraten. So zog er bereits 1116 wiederum über die Alpen. Und das Glück war ihm unerwartet günstig. Als Bestätiger und Beschützer ihrer jungen Freiheit, die sie durch Beseitigung der weltlichen Herrschaft ihrer Bischöfe gewonnen hatten, zog er die erblühenden Städte Oberitaliens in sein Bündnis. Venedig und Pisa schlugen sich auf seine Seite. Auch in Rom gestalteten sich die Dinge überaus verheißungsvoll. Paschalis II., der sich auf der Fastensynode 1116 vollends von den ihm einst aufgezwungenen Verpflichtungen losgesagt hatte, war mit der römischen Bürgerschaft über die Wahl des Stadtpräfekten in Streit geraten und aus der Stadt nach Trastevere entwichen; dennoch lehnte er die friedlichen Erbietungen Heinrichs ab, wenn er auch jede Verbindung mit den deutschen Aufrührern in Abrede stellte. Bei des Kaisers Anmarsch im Frühjahr 1117 ging er nach Benevent. Auch die weiteren Verhandlungen blieben erfolglos, da die Kurie von dem Investiturverbot nicht ablassen und den Bann nur durch eine Synode aufheben lassen wollte. Dagegen bereiteten die Römer dem Kaiser einen glänzenden Empfang, und der Erzbischof von Braga in Portugal, Burdinus, ein Südfranzose von Geburt, der angeblich zu vermitteln versucht hatte, setzte Heinrich am Osterfeste zu S. Peter die Kaiserkrone auf. In der Hauptsache aber ohne Erfolg, zog dieser im Sommer nach Oberitalien zurück. Inzwischen dauerte der Kampf der Päpstlichen gegen das aufsässige Rom fort; während desselben starb Paschalis II. am 21. Januar 1118.

Damit boten sich dem Kaiser nun freilich die glänzendsten Aussichten. In Rom entbrannte mit gesteigerter Leidenschaft der Streit der Parteien. Gegen die Extremen, denen Paschalis II. bis zuletzt viel zu milde gewesen war, und ihren als Gelasius II. (1118—19) auf den päpstlichen Stuhl erhobenen Führer, den Kardinalbischof Johann von Gaeta, griffen die mächtigen Frangipani mit ihrem Anhang zu den Waffen und bemächtigten sich für kurze Zeit der Gewalt in der Stadt. Da erschien im März 1118 Heinrich V. vor Rom; Gelasius II. entfloh nach Gaeta. Heinrich erbot sich, seine Weihe nicht zu stören, wenn er sich seinerseits endlich zur Herstellung des Friedens mit dem Reiche verpflichten wollte. Natürlich kam man nicht zum Abschluß. Die Römer mißbilligten Gelasius' Hartnäckigkeit; auch fürchteten sie ein neues Eingreifen der Normannen. So ging Heinrich zur Einsetzung eines Gegenpapstes vor. Der an den Verhandlungen der letzten Zeit besonders beteiligte Burdinus von Braga wurde als Gregor VIII. erhoben. Gebessert freilich war damit nichts: nach Heinrichs Abzug konnte sich Burdinus in Rom doch nicht behaupten. Aber auch für Gelasius II., der gegen Heinrich und seinen Gegenpapst den Bann aussprach, war der Aufenthalt in der gärenden Stadt auf die Dauer nicht möglich: im Herbst ging er zu Schiff über Pisa nach

Genua und dann nach Südfrankrich, wo ja seit 1111 eigentlich die Leitung der Kirche ohnehin schon lag. Dort begann nun eine gesteigerte Agitation: in Vienne wurde eine Synode gehalten; aber schon am 18. Januar 1119 starb Gelasius II. in Clugny. Dort, im Ausgangspunkt und Zentrum der reformatorischen Bewegung, wurde nun das Haupt der kirchlich Extremen Südfrankreichs, Erzbischof Guido von Vienne, als Kalixtus II. (1119—24) zum Papst gewählt, ohne daß die Unregelmäßigkeit der Wahl von irgend einer Seite angefochten worden wäre.

Fast überraschend erscheint nach des neuen Papstes Vergangenheit, die einen Kampf bis zum Äußersten erwarten ließ, die nun eintretende friedliche Wendung: aus dem leidenschaftlichen Agitator, der die des Friedens bedürftige Kirche mit sich fortgerissen hatte, wurde ein ruhig überlegender und gemessen handelnder Staatsmann, der an dem einmal proklamierten Prinzip zwar fest hielt, aber den Verhältnissen auch Rechnung zu tragen wußte und dem widerstrebenden Geschick nichts Unmögliches abzugewinnen versuchte. Auch der Kaiser, der seine Bereitwilligkeit zu billigem Vergleich noch in Rom bethätigt hatte, war nach wie vor geneigt zur Verständigung. Auch sonst offenbarte sich wachsende Unlust zur Fortführung des Kampfes. Der Bann fand kaum noch Beachtung im Reich, wo der Kaiser nach der Rückkehr aus Italien die aufgestandenen Gegner streng zum Gehorsam zurückgeführt hatte. Ein Triburer Reichstag verkündete Ende Juni 1119 einen allgemeinen Reichsfrieden: also auch hier nahm Heinrich V. die Traditionen des Vaters auf. Sogar eine päpstliche Gesandtschaft erschien dort, und mit Rücksicht auf ein Konzil, das Kalixt II. für den Herbst nach Reims ausgeschrieben hatte und von dem man wichtige Beschlüsse erwartete, ging der Kaiser nach Straßburg. In dem Wunsche, das ersehnte Friedenswerk zu fördern und eine für das Konzil annehmbare Grundlage dafür zu gewinnen, hatten dort — freilich nicht in päpstlicher Vollmacht — Bischof Wilhelm von Chalons und der Abt von Clugny mit ihm und seinen Räten eingehende Besprechungen. Sie meinten aus den obwaltenden Schwierigkeiten einen Ausweg gefunden zu haben, wenn man die in Frankreich bestehende Ordnung in dem Reiche einführte: dort habe der König kein Investiturrecht. Ob aber die beiden Friedensboten sich darüber klar waren, daß die französischen Bischöfe auch keine Regalien, d. h. keine eigentlich landesfürstlichen Rechte besaßen, möchte man beinahe bezweifeln. Ebensowenig scheint Heinrich V. von den doch wesentlich anders gearteten Zuständen Frankreichs ein richtiges Bild gehabt zu haben, wenn er sich mittelbar zur Nachahmung derselben bereit erklärte, nur mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß in jedem Fall die Rechte des Reiches über die kirchlichen Oberen gewahrt bleiben müßten. Über diese vermeintliche Einigung, die nur scheinbar war, da beide Teile von ganz verschiedenen und obenein gleichmäßig unzutreffenden Voraussetzungen ausgingen, wurde ein Protokoll vereinbart, an dem schleunigst herbeigerufene päpstliche Bevollmächtigte teilnahmen. Eine persönliche Begegnung zwischen Kaiser und Papst sollte den Frieden, den man erreicht zu haben

glaubte, feierlich besiegeln. Die in Reims versammelten Bischöfe gerieten in freudige Bewegung, aber nur um schmerzlich enttäuscht zu werden. Denn als Kalixt II. gegen Ende Oktober zu der geplanten Begegnung mit dem Kaiser nach Mouzon kam, erfüllte ihn schon die Kunde von dem Erscheinen eines starken deutschen Heeres in der Nähe der Grenze mit ängstlichem Mißtrauen und die Vorbesprechungen der beiderseitigen Bevollmächtigten ergaben, daß man von dem Inhalt und dem Werte der Straßburger Vereinbarungen ganz ungleiche Vorstellungen hatte: der Kaiser erklärte einfach, das niemals zugesagt zu haben, was der Bischof von Chalons und der Abt von Clugny zugesagt erhalten haben wollten. Es hatte also ein Mißverständnis obgewaltet; die Begegnung kam nicht zu stande und der Papst kehrte von Mouzon nach Reims zurück. Dort war man mit diesem Ausgang höchst unzufrieden: denn in immer weiteren Kreisen hatte sich doch die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß das unbedingte Investiturverbot Gregors VII. und Urbans II. für das Reich völlig unannehmbar und daher überhaupt nicht durchführbar sei. Deswegen erhob sich Widerspruch gegen die einfache Erneuerung desselben und die Bedrohung der Investierenden mit dem Bann und der Investierten mit Amtsentsetzung. Zum erstenmale stieß die extreme Partei auf entschiedenen Widerspruch: sie lenkte alsbald ein, das Dekret wurde gemildert und das Verbot der Laieninvestitur auf Bistümer und Abteien beschränkt, — eine Wendung, die der Aufgabe des strengen gregorianischen Prinzips ziemlich gleich kam, an die niederen kirchlichen Rangstufen und die an deren weltlichem Besitz interessierten Laienkreise ein wichtiges Zugeständnis machte und damit für eine weitere friedliche Wendung gute Aussichten eröffnete.

Die Leidenschaften hatten sich doch einigermaßen abgekühlt, und wenn der Kampf auch zunächst noch fortdauerte, so wurde er doch nicht entfernt mehr mit der alten Heftigkeit geführt. Auch der Kaiser wünschte ehrlich den Frieden, zumal ihm 1121 ein neuer Aufstand der Sachsen ernste Schwierigkeiten bereitete und im Bunde mit ihm die andauernde Feindschaft der Erzbischöfe Adalbert von Mainz und Friedrich von Köln eine gesteigerte Bedeutung erhielt. Als es nun gar dem nach Italien zurückgekehrten Kalixt II. gelang, den Gegenpapst Gregor VIII. in Sutri zu bewältigen und als Gefangenen in ein Kloster einzuschließen, da regten sich auch die kirchlichen Widersacher Heinrichs in Deutschland mit steigender Zuversicht und nötigten ihn noch einmal zur Entfaltung aller seiner Kräfte. Mit Schwaben, Bayern und Lothringern, seinem sächsischen Anhang und zahlreichen Reichsministerialen zog er um Pfingsten vor Mainz, das Zentrum und den Hauptstützpunkt seiner vom Erzbischof Adalbert geleiteten weltlichen und geistlichen Gegner. Die sächsischen Aufständischen eilten dem Erzbischof zu Hilfe: unter den Mauern von Mainz stand eine große Entscheidungsschlacht bevor. Aber beide Teile schreckten doch vor der Verantwortung zurück, die sie damit auf sich nehmen sollten: so kamen die Friedensworte der vermittelnden Bischöfe endlich zum Gehör. Man verzichtete auf den Kampf: zwölf fürstliche Bevollmächtigte von jeder Seite

sollten den Frieden zwischen Reich und Kirche entwerfen; seine Bestätigung blieb einem im Herbst nach Würzburg berufenen Reichstage vorbehalten. Sie erfolgte ohne Schwierigkeiten. Danach wurden die Reichsfürsten in ihrer Gesamtheit förmlich zu Vermittlern zwischen Kaiser und Papst bestellt, um einen dauerhaften Frieden zu ermöglichen, der jedem von beiden Teilen seinen rechtmäßigen Besitz für die Zukunft sicherte. Heinrich leistete Kalixt II. die Obedienz, der seinerseits die kanonisch gewählten und geweihten Bischöfe — also ohne Rücksicht auf das Verhalten des einzelnen in Sachen der Investitur — ungestört im Amte ließ; nur in betreff der Bischöfe von Speier und Worms blieb die Entscheidung formell noch offen. Alle Gefangenen und Geiseln erhielten die Freiheit. Damit war dem augenblicklichen Kriegszustand ein Ende gemacht. Die letzte Ursache desselben, der Investiturstreit, sollte von den Fürsten so beglichen werden, daß des Reiches Ehre ungemindert bliebe. Etwaige Thaten der Vergeltung von seiten des Kaisers versprachen die Fürsten ihrerseits abzuwenden.

Mit der Vollstreckung dieses Würzburger Abkommens begann für Deutschland endlich eine Zeit der Ruhe und des Friedens. Das Unrecht, dessen sich alle Teile während der letzten Jahre schuldig gemacht hatten, wurde rückgängig gemacht: jeder erhielt den ihm entzogen gewesenen Besitz zurück und wurde damit unter den Schutz des neuverkündeten allgemeinen Reichsfriedens gestellt, zu dessen strenger Durchführung geistliche und weltliche Fürsten in nie gekannter Harmonie zusammenwirkten. Auf ihre Einladung schrieb Kalixt II. ein Konzil nach Worms aus, wo auf Grund des Würzburger Vorvertrags der Friede zwischen Reich und Kirche verhandelt werden sollte; der Papst ließ sich dabei durch den Kardinalbischof Leo von Ostia vertreten. Dieser lud auch den Kaiser zum Erscheinen ein. So tagten in der alten Bischofsstadt nebeneinander ein allgemeines, thatsächlich aber deutsches Konzil und ein glänzender Reichstag, und trotz der Intriguen, durch die Adalbert von Mainz auch jetzt noch das Friedenswerk zu hindern strebte, kam man in achttägigen Verhandlungen damit glücklich zum Abschluß. Daß die früher unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten jetzt verhältnismäßig leicht überwunden, die einst für unausgleichbar geltenden Gegensätze in so kurzer Zeit beglichen wurden, erklärt sich aus der fortschreitenden Annäherung, die sich zwischen den einander anfangs diametral entgegengesetzten Ansichten im Laufe von nahezu fünfzig Jahren infolge unausgesetzter publizistischer Erörterung der großen kirchlich-politischen Probleme vollzogen hatten. Zwischen der extremen kaiserlichen und der extremen päpstlichen Auffassung des bei der Investitur in Betracht kommenden Kirchengutes hatte im Anschluß namentlich an die Schriften der Bischöfe Ivo von Chartres und Wido von Ferrara eine gewisse mittlere Ansicht allgemeinere Geltung gewonnen. Sie ging davon aus, daß in dem deutschen Bistum zwei wesentlich verschiedene Qualitäten vermischt seien, nämlich das geistliche Hirtenamt und die seit der ottonischen Zeit ihm als Ausstattung hinzugefügte weltliche Herrschaft über einen Teil des Reiches.

Diese konnte füglich nur vom Reichsoberhaupt ausgehen, jenes bedurfte einer Übertragung durch den Papst; danach entsprang alles Unheil aus der üblich gewordenen Verleihung beider durch einen Akt und ergab sich eine ebenso einfache wie sachgemäße und wirksame Lösung, wenn auch in der Investitur die beiden in dem Bistum vereinigten Befugnisarten gesondert und jede dem neuen Bischof durch einen besonderen Akt übertragen wurde. Das war prinzipiell durchaus richtig, bot aber in der Praxis noch manche Schwierigkeit, insofern, ganz abgesehen von der Möglichkeit zwiespältiger Wahlen, dem Reichsoberhaupt doch nicht zugemutet werden konnte, jeden zum Bischof gewählten auch mit den Regalien auszustatten, anderseits aber die Kirche nicht gewillt war, die Erteilung der bischöflichen Befugnisse von der vorangegangenen Anerkennung durch die weltliche Autorität abhängig zu machen. Hier galt es erst eine Vermittelung zu finden, die nicht bloß den begründeten Ansprüchen beider Teile genügte, sondern auch ihre begreifliche Empfindlichkeit schonte und so möglichen Konflikten thunlichst vorbaute. Dazu bedurfte es der Rücksichtnahme auf die thatsächlich ja sehr verschiedenen Verhältnisse der Kirche und ihres weltlichen Besitzes in den einzelnen Hauptteilen des Reiches: in Deutschland lagen diese Dinge ganz anders als in Italien, dort wieder anders als in Burgund, und der Kirchenstaat endlich nahm für sich eine ganz besondere Stellung ein.

Auf diesen Erwägungen beruhen die Festsetzungen, durch die man mit dem Wormser Konkordat vom 23. September 1122 dem Investiturstreit ein Ende zu machen, Reich und Kirche ein friedliches Nebeneinander und Freiheit in ihren besonderen Rechts- und Interessensphären zu sichern meinte, eigentlich aber doch nur in Deutschland eine strenge Scheidung der bisher vermischten Gebiete durchführte. Dort sollten die Bischöfe — eventuell in Gegenwart eines königlichen Bevollmächtigten — frei gewählt, danach vom König unter dem Bilde des Scepters mit den ihnen als Reichsfürsten zustehenden weltlichen Hoheitsrechten, den Regalien, belehnt werden und ihm dafür das Gebührende, d. h. die Huldigung zu Treue und Mannschaft leisten, um darnach erst vom Papste mit Ring und Stab ihre kirchliche Hirtengewalt zu empfangen. Das Entscheidende war, daß die Rechte des Reiches auf das Kirchengut voll anerkannt wurden und die gesamten weltlichen Mittel der deutschen Kirche zur Verfügung des Königs blieben. Der Versuch der Gregorianer, die deutsche Kirche dem Reiche zu entziehen, war abgeschlagen. Dagegen wurde die Sache für Italien und Burgund so geordnet, daß der freien Wahl zunächst die Weihe der Erwählten folgen, diese darauf binnen sechs Monaten bei dem König die Belehnung mit dem Weltlichen nachsuchen sollten: unterließen sie das oder wurde die Belehnung ihnen verweigert, so waren sie in der Übung des in den Regalien beruhenden weltlichen Rechtes dennoch nicht behindert. Das war ohne besondere politische Bedeutung für Italien, wo die Bischöfe die an sie gekommenen Königsrechte zum Teil bereits an die städtischen Gemeinden verloren hatten, den Rest ebenfalls bald an diese

abtreten mußten. Für Burgund jedoch hatte dieſe Ausſchließung des königlichen Einfluſſes die Folge, daß die Erzbiſchöfe und Biſchöfe die Rechte, die ſie ehemals auf Grund königlicher Belehnung geübt hatten, als ihnen auch ohne dieſes, kraft ihres kirchlichen Amts zuſtehende anſahen und gebrauchten und ſo allmählich volle Landeshoheit erwarben. Auch der Schein iſt da bald nicht mehr gewahrt worden. Eine beſondere Ordnung endlich machte die Stellung des Kirchenſtaates nötig, wo die Kurie einer Kürzung der päpſtlichen Landeshoheit niemals zuſtimmen konnte: in Anerkennung derſelben ſollten daher nach dem Wormſer Konkordat die Biſchöfe des römiſchen Gebietes, ſoweit ſie überhaupt Regalien hatten, von dem Papſte als dem Landesherrn inveſtiert werden. Den Charakter eines Kompromiſſes trägt das Konkordat alſo nur in Deutſchland, wo hinfort der König kein Recht mehr auf Erteilung der Inveſtitur mit Ring und Stab beſaß und der Papſt über den weltlichen Beſitz der Kirche nicht mehr verfügen konnte. In Italien und Burgund aber hatte die kirchliche Partei ihre Forderungen durchgeſetzt: trotz des rein theoretiſchen, praktiſch bald als völlig wertlos erwieſenen Vorbehaltes war dort der kirchliche Beſitz von der weltlichen Autorität emanzipiert.

Mit dem Abſchluß des Wormſer Konkordats glaubte die kampfesmüde abendländiſche Welt in eine Aera des Friedens und des Glücks einzutreten, in der die Erneuerung der nun beglichenen feindlichen Gegenſätze unmöglich wäre. Nur für den Augenblick traf dieſe Meinung zu, und die ſchmerzliche Enttäuſchung ließ nicht lange auf ſich warten. Zwar beſtätigte Kalixt II. auf einer Lateranſynode im März 1123 das mit ſeinem Bevollmächtigten zu Worms Vereinbarte, erneute freilich auch die Dekrete gegen Simonie und Prieſterehe, ſowie zum Schutze der freien Wahlen und des Kirchengutes, verkündete aber auch gleichzeitig einen allgemeinen Gottesfrieden, unter deſſen Schutz die Chriſtenheit ſich von neuem zum Kampf für das heilige Land waffnen ſollte. Weniger günſtig geſtalteten ſich auch nach dem Frieden mit der Kirche die Dinge in Deutſchland. Der Kampf mit den Sachſen unter Lothar von Supplinburg dauerte fort; durch ſeine Verſchwägerung mit dem engliſchen Königshauſe wurde Heinrich V. in deſſen Streit mit den Kapetingern hineingezogen, richtete aber auf einem Zuge gegen Frankreich nichts aus. Der Vorteil lag entſchieden auf der Seite des Papſttums, das durch Kalixts II. umſichtige und thatkräftige Politik ſeinen Beſitzſtand in Mittel- und Unteritalien wiederherſtellte und auch in dem Gebiete des geiſtigen Lebens mehr und mehr die herrſchende Macht der Zeit wurde. Als Kalixt II. Ende 1124 ſtarb, hinterließ er die Kirche in der denkbar günſtigſten Stellung und der Zukunft gewiß. Heinrich V. dagegen, der am 23. Mai 1125 zu Utrecht ſtarb, konnte ſich darüber nicht täuſchen, daß das Königtum, deſſen ſchwer bedrohte Stellung ſeine rückſichtsloſe Thatkraft wenigſtens in Deutſchland noch gewahrt hatte, jetzt auch dort ſchwer bedroht ſei und das 1077 proklamierte Prinzip des fürſtlichen Wahlrechtes zum erſtenmal uneingeſchränkt zur Geltung kommen mußte. Kaiſerin Mathilde hatte ihm keinen Erben geſchenkt: mit ihm erloſch

sein Haus, das Deutschland auf die höchste Stufe der Macht zu erheben und mit ihm den tiefsten Fall zu thun berufen gewesen war.

Beim Tode Heinrichs V. atmete man in Deutschland auf, froh der Befreiung von dem Tyrannen. Nicht anders dachte man in Rom, wo Kalixt II. inzwischen Honorius II. (1124—30) gefolgt war. Jetzt erst ließ man dort offenbar werden, wie man zu dem Wormser Konkordat eigentlich stand: man wollte darin nie etwas anderes gesehen haben als ein mit Heinrich V. für die Dauer seiner Regierung getroffenes Abkommen, durch das man, ohne jede prinzipielle Verpflichtung, diesem Kaiser eine Reihe von persönlichen Zugeständnissen gemacht hätte. Daher galt es nun sofort als erloschen und die Kurie hielt sich für berechtigt, dem neuen König in betreff der Investitur die größtmöglichen Zugeständnisse abzudringen, um auch im Reiche volle Freiheit zu gewinnen. Deshalb ging die hierarchische Partei alsbald wieder mit der reichsfürstlichen Opposition zusammen: in Adalbert von Mainz fanden beide ihren Vertreter, während Honorius II. eilends Legaten abordnete, um die bevorstehende Königswahl in seinem Interesse zu beeinflussen. Aber auch das Ausland mischte sich jetzt ein: nicht bloß wegen Heinrichs V. Bündnis mit England, sondern auch weil Frankreich seit Paschalis' II. und Kalixts II. Fluchtreise die Schutzmacht des Papsttums geworden war, erschien Suger, der Abt von St. Denis, damals der vornehmste Rat des klugen Ludwigs VI. (1108 bis 1137), als sich die deutschen Stämme im August 1125 in Mainz zur Königswahl versammelten. Zwar lehnte Graf Karl von Flandern die ihm von dem Mainzer zugedachte Krone ab; dennoch nahmen die Verhandlungen alsbald eine Richtung, als ob nur die Wahl eines Gegenkönigs in Frage käme. Wirklich kamen ja auch nach altem Brauch die dem salischen Hause nächst verwandten Staufer für die Nachfolge zuerst in Betracht, wie auch das salische Hausgut, namentlich in den mittelrheinischen Landen, an sie überging. Aber die beiden Männer, die damals an der Spitze dieses Geschlechtes standen, Herzog Friedrich II. von Schwaben, durch seine Mutter Agnes ein Enkel Heinrichs IV., und sein Bruder Konrad, waren zu sehr als getreue Vorkämpfer des salischen Königshauses und namentlich als entschiedene Gegner der hierarchischen Ansprüche bekannt, als daß man nicht alles hätte aufbieten sollen, um sie von der Nachfolge auszuschließen. Wie sich die Dinge im einzelnen gestaltet haben, ist bei der offenbar tendenziösen Parteilichkeit des einen uns vorliegenden genauen Berichtes nicht mit Sicherheit zu ersehen. Nur so viel ist klar, daß die Ausschlag gebenden Persönlichkeiten zum voraus gegen die staufische Kandidatur entschieden waren und wohl nur eine Form suchten, um ihre Ausschließung mit dem Schein der Rechtmäßigkeit zu umgeben. Auch scheint es, als ob der Schwabenherzog in eine ihm dazu gelegte Falle gegangen sei und durch allzu zuversichtliches Auftreten den Gegnern noch in die Hände gearbeitet habe.

Schon äußerlich kam die herrschende Parteiung zum Ausdruck: die Sachsen unter Herzog Lothar und die Bayern unter Heinrich dem Schwarzen, dem

Welfen, lagerten rechts, die Schwaben und Franken unter Herzog Friedrich links vom Rhein. Zur Vorbereitung der Wahl wurde ein Ausschuß gebildet, in den jeder der vier Stämme zehn Fürsten abordnete. Dieser nannte als Kandidaten den Schwabenherzog, Lothar von Supplinburg und Markgraf Leopold von Österreich; als die beiden letzteren ablehnten, schien die Wahl Friedrichs gesichert. Da verlangte Adalbert von Mainz, die drei Genannten sollten sich zum voraus feierlich verpflichten, die Wahl, wie sie auch ausfallen möge, widerspruchslos anzuerkennen. Lothar und Leopold gaben die gewünschte Erklärung ab; Friedrich von Schwaben aber, von dem Adalbert obenein noch verlangte, daß er, wie die beiden anderen, die Krone ebenfalls ausdrücklich ablehnen sollte, hielt damit zurück und wollte sich erst mit den Seinen besprechen. Was ihn dann bewog, an dem zum Vollzug der Wahl bestimmten 27. August nicht zu erscheinen, wissen wir nicht. Auch Heinrich der Schwarze, mit dessen Tochter Judith er verheiratet war, hielt sich fern: vielleicht wußten beide, daß ein Handstreich drohte, und dachten ihn am ehesten durch Enthaltung zu vereiteln. Wirklich wurde inmitten der Verhandlungen in formloser Weise Lothar von Sachsen aus der Menge heraus zum König ausgerufen, ungeachtet seines eigenen Widerspruchs und des lauten Protestes der anwesenden Bischöfe. Die Bayern wollten durch Austritt die Fortsetzung der Verhandlung hindern; mit Mühe hielten die päpstlichen Legaten sie davon zurück: wohl oder übel mußten die Urheber der mißlungenen Überrumpelung die Ungesetzlichkeit des Geschehenen anerkennen. Die Entscheidung lag bei dem Bayernherzog, der als Schwiegervater Friedrichs von Schwaben und Schwiegersohn des letzten billingischen Sachsenherzogs den beiden Parteien innerhalb des weltlichen Fürstentums gleich nahe stand. Eifrigst wurde er daher umworben, schlug sich aber schließlich zu den Gegnern des Staufers, vermutlich als Lothar ihm die Hand seiner einzigen Tochter, der künftigen Erbin der billingischen und der supplinburger Hausgüter, für seinen Sohn Heinrich zusagte. Höher noch war der Preis, um den Lothar die Beihilfe der Kirche erkaufte. Einer Aufgebung des Wormser Konkordats kam es gleich, wenn er nicht bloß auf das Recht zur Beaufsichtigung der kirchlichen Wahlen, sondern auch auf die Leistuug der Mannschaft von seiten der Bischöfe verzichtete und sich mit dem Treugelöbnis begnügen zu wollen erklärte. So wurde er am 30. August von den zu Mainz versammelten Fürsten einstimmig zum König erhoben.

Seine Wahl war ein Sieg des Reichsfürstentums und der Kirche über das deutsche Königtum. Aber wenn Lothar auch die wichtigsten Bestimmungen des Wormser Konkordats preisgegeben hatte, so zeigte sich doch bald, daß er nur einen sozusagen theoretischen Verzicht geleistet hatte: denn thatsächlich übte er die königlichen Rechte bei den Bischofswahlen, investierte auch die Bischöfe, wie Rechtens, und erhielt von ihnen sowohl Treue als auch Mannschaft geleistet; ja, es gelang ihm mit der Zeit, über das Wormser Konkordat hinausreichende Befugnisse zur Anerkennung zu bringen. Auch das Fürstentum sah sich durch die Entwickelung von Lothars Herrschaft schließlich

enttäuscht. Wie Lothar in die Höhe gekommen war als Vorkämpfer der fürstlichen Selbständigkeit gegen Heinrich V. und insbesondere als Vertreter der alten Sondergelüste des sächsischen Stammes, so beruhte auch seine königliche Stellung zunächst eigentlich auf dem sächsischen Herzogtume. Dessen Mittel erwiesen sich doch aber zu erfolgreicher Geltendmachung nicht ausreichend. Ein Thronstreit, der im Frühjahr 1125 in Böhmen ausgebrochen war, veranlaßte Lothar, sich des aus seinen Rechten verdrängten Otto von Mähren gegen Herzog Sobieslaw anzunehmen und zu Beginn des Jahres 1126 dorthin zu ziehen. Die Unternehmung endete mit einer empfindlichen Niederlage, bei der auch der Prätendent fiel, so daß Lothar mit Anstand Frieden machen und den bisher bekämpften Usurpator gegen Leistung der Lehnshuldigung anerkennen konnte. Dieser unglückliche Ausgang des böhmischen Krieges wirkte nun auch auf Lothars Stellung im Reiche ungünstig ein, zumal der seit dem Wahltage drohende Ausbruch offenen Kampfes mit den Staufern inzwischen erfolgt war. Den Anlaß dazu gab des Königs durch einen Spruch des Fürstengerichts als begründet erachtetes Verlangen, die Staufer sollten die von Heinrich V. dem Herkommen gemäß zu dem königlichen Allod geschlagenen konfiszierten Güter Geächteter, die mit dem salischen Erbe an sie gekommen waren, als dem Reiche zustehend anerkennen und herausgeben: dadurch hätte Lothar in den oberrheinischen Landen festen Fuß gefaßt. Natürlich weigerte sich Herzog Friedrich dessen: ein reichsrechtliches Verfahren wurde gegen ihn eingeleitet, infolgedessen er Ende des Jahres 1125 in Straßburg geächtet wurde. Die Vollstreckung des Spruches gab das Signal zum Bürgerkrieg, für den der König außer Heinrich dem Stolzen, dem neuen Bayernherzog, dem er mit der Hand seiner Tochter Gertrud reiche sächsische Lehen aufgetragen hatte, namentlich die alte zähringische Feindschaft gegen die glücklichen Nebenbuhler in Schwaben zur Bundesgenossin aufrief, indem er Herzog Berthold im Frühjahr 1127 die durch die Ermordung Wilhelms, eines Onkels des Zähringers, erledigte Grafschaft Burgund zu Lehen gab, die freilich auch erst mit Waffengewalt gewonnen sein wollte.

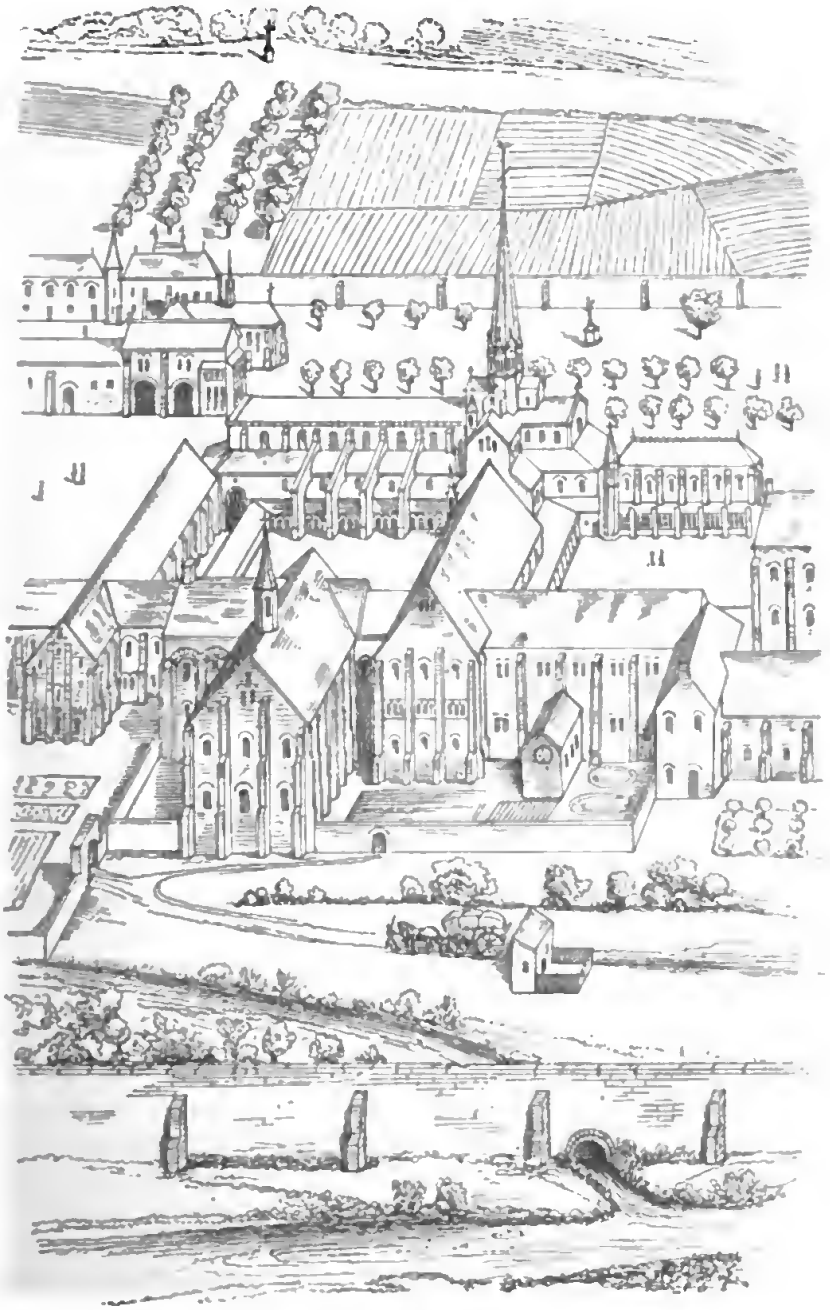
Der Kampf Lothars und der Welfen und Zähringer gegen die staufischen Brüder nahm bald große Ausdehnung an. Denn während der König im Zentrum der ehemaligen salischen Machtstellung am Oberrhein deren Hauptstützen Worms und Speier zu Fall zu bringen suchte, Heinrich der Stolze aber Schwaben bedrängte, wählten Ende des Jahres 1127 die Großen Schwabens und Frankens Herzog Konrad zum Gegenkönig. Zur Zeit der letzten Königswahl auf einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande begriffen, war dieser an den damaligen Vorgängen unbeteiligt und daher auch Lothar durch keinen Eid verpflichtet. Deshalb sprachen die deutschen Bischöfe unter Adalbert von Mainz zu Würzburg den Bann gegen die staufischen Brüder aus: noch also stand die hierarchische Partei geschlossen zu Lothar, obgleich er seine Zusagen in betreff der Investitur nicht erfüllt hatte. Bei ihren zwar besiegten, aber unversöhnten Gegnern beschloß der Gegenkönig Konrad Hilfe zu suchen. Deshalb

ging er nach Oberitalien, während ſein Bruder ihre Stellung in Deutſchland verteidigte. Aber der Verlauf des Unternehmens entſprach dem vielverheißenden Anfange nicht. Zwar fand Konrad beträchtlichen Anhang; namentlich erklärte ſich der mit Rom verfeindete Erzbiſchof Anſelm von Mailand für ihn, und Ende Juni 1128 wurde der Stauſer erſt in Monza und dann in Mailand zum König von Italien gekrönt. Aber die Mathildiſchen Güter an ſich zu bringen und ſo eine geſicherte Machtſtellung zu gewinnen gelang ihm doch nicht. Mit aller Energie warf ſich inzwiſchen Lothar auf den Schwabenherzog: mit Worms und Speier auf der einen, Nürnberg auf der anderen Seite brachte er 1130 die Hauptſtützen der ſtaufiſchen Macht in ſeine Gewalt und konnte nun, im Rücken gedeckt, einen Zug zur Unterwerfung des wieder abgefallenen Böhmen unternehmen. Aber noch war die ſtaufiſche Partei nicht völlig unſchädlich gemacht und beharrte im Widerſtand, als eine große kirchliche Kriſis die Politik Lothars vor eine wichtige Entſcheidung ſtellte, indem ſie ihre inneren Widerſprüche aufdeckte und ſie unhaltbar zu machen drohte.

Ungeachtet der bei ſeiner Wahl eingegangenen Verpflichtungen übte Lothar nach wie vor die ihm nach dem Konkordat zuſtehenden Rechte aus: je größerer Mittel er zur Niederwerfung der Stauſer bedurfte, um ſo entſchiedener mußte er die volle Dienſtbarkeit der deutſchen Kirche erſtreben. Das führte zum Bruch mit Adalbert von Mainz und Friedrich von Köln (1099—1131). Aber während er als König der Hierarchie entgegentrat, ſtand er als Herzog von Sachſen mit ihr in engſter Verbindung zu erſprießlichem Zuſammenwirken. Auch in ihr war ſeit etwa zwei Jahrzehnten eine neue Richtung aufgekommen, deren Träger die ſich ſchnell ausbreitenden Kongregationen der Ciſtercienſer und Prämonſtratenſer waren. Von dem Mutterkloſter Citeaux bei Dijon ausgehend, erſtrebte erſtere, deren Seele der 1115 zum Abt des Kloſters Clairvaux erhobene heilige Bernhard war, die Erneuerung des Mönchtums durch harte Strenge der Regel, in der namentlich die Pflege des Ackerbaues eine hervorragende Rolle ſpielte. In Deutſchland zuerſt zu Altencamp bei Köln eingeführt, breitete ſie ſich ſchnell über Deutſchland aus, indem ſie bis hinauf zu dem fernen Nordoſten ihre Waldklöſter errichtete, von denen aus das Land der Kultur erſchloſſen wurde. Ergänzend traten den Ciſtercienſern die Prämonſtratenſer zur Seite, die von ihrem Mutterkloſter Premontré aus eine Reform des biſchöflichen Klerus erſtrebten und dabei nicht bloß die eigentlich geiſtliche Disziplin im Auge hatten, ſondern auch eine beſſere Verwaltung der kirchlichen Güter erſtrebten, alſo ebenfalls kirchlich-praktiſche Ziele verfolgten und damit verwandte weltliche Intereſſen förderten. Ihr vornehmſter Vertreter in Deutſchland war Norbert von Xanten, der ſeit 1126 dem Magdeburger Erzſtift vorſtand, einem Gebiete alſo, für welches bei ſeinen Beziehungen zu den Slawen gerade die den Prämonſtratenſern eigentümliche, mit wirtſchaftlicher Kulturthätigkeit gepaarte Miſſion beſonders erſprießlich werden mußte. Nicht aus kirchlicher Geſinnung, ſondern aus weltlichen Rückſichten, und zwar beſonders um das wirtſchaftliche Gedeihen Sachſens und die Miſſion

bei den Slawen zu fördern, trat Lothar mit Norbert und den Prämonſtratenſern in enge Verbindung. Die Miſſion nahm einen fröhlichen Aufſchwung, namentlich durch den gelehrten Biſchof Anſelm von Havelberg (1129—55). Auch in den Landſchaften jenſeits der unteren Elbe, bei den Holſaten und Stormarn machte das Chriſtentum endlich wieder Fortſchritte, ſpäterhin beſonders durch den eifrigen Vicelin mit Erfolg verkündet. Daraus ergab ſich reicher Gewinn für die deutſche und chriſtliche Kultur, die bei der verhängnisvollen Ablenkung der ſächſiſchen Volkskraft während des Inveſtiturſtreites dort keine Fortſchritte mehr gemacht hatte. Lothar aber geriet als Verbündeter und Gönner der Prämonſtratenſer, die bei all ihrer weltlichen Brauchbarkeit Vertreter der ſtreng hierarchiſchen Richtung blieben, in einen eigentümlichen Widerſpruch mit ſich ſelbſt, da er als König durch Nichterfüllung der bei ſeiner Wahl eingegangenen Verpflichtungen eben dieſer Partei nach Kräften Abbruch zu thun ſuchte, — ein Verhältnis, das die Unklarheit der geſamten kirchlich-politiſchen Lage erweiſt und zeigt, wie das Wormſer Konkordat, weit davon entfernt ein Friede zu ſein, kaum für einen unſichern Waffenſtillſtand gelten konnte.

Da brach mit einem durch die hochkirchliche Partei übermütig provozierten Schisma eine ſchwere Kriſis über die Kirche herein. Unter Honorius II. hatte ſich auch der Kirche eine gewiſſe Erſchlaffung bemächtigt, wie ſie Zeiten übermäßiger Anſtrengung und fieberhafter Erregung zu folgen pflegt. Auch ihre politiſche Situation war ungünſtig gewandelt, ſeit mit dem Tode Robert Guiscards Apulien mit Sizilien unter Roger zu einem normänniſchen Reiche vereinigt war. Auch im Kardinalkollegium gewann eine gemäßigte Richtung, welche die hierarchiſchen Prinzipien weniger herausforderud betonte, die Mehrheit. Sie einigte ſich nach Honorius' II. Tod im engſten Anſchluß an das Wahldekret von 1059 im Februar 1130 auf den Kardinal Petrus Pierleoni, einen Mann von kirchlicher Geſinnung und fleckenloſem Wandel, gegen den auch ſeine Herkunft aus einem reichen Banquierhauſe urſprünglich jüdiſchen Glaubens damals von niemand geltend gemacht worden iſt. Die extreme Minderheit hatte bereits zugeſtimmt; unmittelbar vor dem formellen Vollzug der Wahl aber fiel ſie wortbrüchig ab und erhob in völlig illegaler Weiſe mit nur fünf Stimmen den Kardinaldiakon Gregor von St. Angelo als Innocenz II. zum Papſte. Im Bewußtſein ihres guten Rechtes wich die Mehrheit aber nicht zurück: Peter Pierleoni wurde als Anaklet II. inthroniſiert. Für ihn traten nicht bloß Adel und Volk der ewigen Stadt ein, auch die Mailänder Kirche und in Deutſchland namentlich Adalbert II. von Bremen (1123 bis 48) erklärten ſich für ihn. Roger von Apulien und Sizilien gewann er durch Verleihung einer von St. Peter abhängigen Königskrone. Die ſtreng kirchliche Partei dagegen ſah, trotz der zweifelloſen Illegalität ſeiner Wahl, die in Rom ſelbſt nur die Corſi und Frangipani anerkannten, in Innocenz II. das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche, und in der Verteidigung ſeiner Sache fand Bernhard von Clairvaux hinfort ſeinen vornehmſten Beruf, in deſſen



Das Kloſter Citeaux.
(Nach Jahresheſte des Württembergiſchen Altertumsvereins.)

ſiegreicher Erfüllung er allmählich in den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens ſeiner Zeit trat und die Ausſchlag gebende Perſönlichkeit für die Entwickelung der römiſchen Kirche wurde. Er gewann zunächſt den weitverzweigten einfluß-

reichen Cistercienserorden, dann den Klerus von Frankreich, weiterhin König Ludwig VII. von Frankreich und Heinrich I. von England für Innocenz.

Aber die Entscheidung lag doch bei Deutschland, und insofern bot das Schisma Lothar unerwartet günstige Aussichten. Anaklet II., der dem Normannen die Krone bewilligt, würde unbedenklich die Anerkennung des deutschen Königs und damit die Mehrheit der Reichsfürsten durch die Herstellung des Wormser Konkordats erkauft haben, aus der ihm von der eigenen Partei ein Vorwurf nicht gemacht werden konnte. Lothar aber ließ hier die Gunst des Augenblicks unbenutzt: seine Verbindung mit Norbert von Magdeburg und die Verknüpfung der sächsischen Interessen mit denen der strengkirchlichen Partei nahmen ihm die Freiheit der Entscheidung, der Herzog trug über den König den Sieg davon. Nun sprach sich im Oktober 1130 eine Synode der deutschen Bischöfe in Würzburg für Innocenz II. aus, der inzwischen nach Frankreich geflohen war. Von dort aus vereinbarte er mit Lothar eine Zusammenkunft, die in Gegenwart zahlreicher Geistlicher aller Rangstufen im Februar 1131 in Lüttich stattfand und der kirchlichen Partei eine höchst schmerzliche Überraschung bereitete. Denn ihr Verlangen nach gewaffneter Unterstützung des rechtmäßigen Papstes beantwortete Lothar mit dem Hinweis auf die Schädigung, die das Königtum durch den ihm abgenötigten Verzicht auf die Investitur erlitten habe, und machte jedes Eingreifen abhängig von der Herstellung des alten Investiturrechts, d. h. von der Anerkennung des thatsächlich bestehenden Brauches als eines rechtlich begründeten und nicht bloß ihm persönlich nachgesehenen. In seiner Bedrängnis war Innocenz II., wie es scheint, bereit das Opfer zu bringen: aber der energischen Verwendung Bernhards von Clairvaux, der sich nach dem Bericht seines Biographen Lothar wie eine Mauer entgegenstellte, verdankte die Kirche den schließlichen Verzicht des Königs auf sein Verlangen, der aber an dem thatsächlich herrschenden Zustand natürlich nichts änderte, so daß Staat und Kirche auch fernerhin für ihre wichtigsten Beziehungen einer anerkannten Grundlage entbehrten und jeder von beiden Teilen in jedem Augenblick die Durchsetzung seiner weitergehenden Ansprüche versuchen konnte. Nunmehr aber sagte Lothar den gewünschen Zug nach Italien zu.

Während der König im Herbst 1131 einen glücklichen Zug gegen Dänemark unternahm, durch den er, bis zum Danewerk vordringend, die Mörder des ihm verbündeten Knud Laward von Schleswig, König Niels und seinen Sohn Magnus, zur Zahlung einer hohen Geldbuße und Huldigung nötigte, und dann in Transalbingien die Wagrier unter Pribislaw und die Abodriten unter Niclot unterwarf, hielt Innocenz II. in Reims ein Konzil, dessen Glanz ihn vor den Augen der Christenheit als das allein berechtigte Oberhaupt der Kirche hinstellte. Daß Ludwig VI. von Frankreich seinen Sohn Ludwig durch ihn zum König krönen ließ, steigerte sein Ansehn und zog von den Anhängern Anaklets II., obgleich dieser sich des Aufenthaltes zu Rom rühmen konnte, immer mehr auf seine Seite. Um so ungeduldiger drängte man bei Lothar auf Einlösung seines Wortes: aber noch war mit den staufischen Brüdern und

ihrem Anhang kein Friede geschlossen und die Fehden dauerten namentlich im Süden des Reiches fort. Zudem hatte niemand recht Lust, sich einer Sache dienstbar zu machen, deren Förderung eigentlich gegen Deutschlands Interessen war und deren Sieg dem Königtum nur neue Beschränkungen aufzuerlegen drohte. So waren es schließlich nur 1500 Ritter, meist sächsische Lehnsleute Lothars, die ihm im Herbst 1132 nach dem Süden folgten, so daß die ganze Unternehmung eigentlich als eine sächsische erschien: denn auch von geistlichen Fürsten schlossen sich außer dem Fuldaer Abte nur Erzbischof Norbert von Magdeburg, Adalbert II. von Bremen und Amseln von Havelberg, von weltlichen nur Albrecht der Bär, der Markgraf der Nordmark, dem Heere an. Aus Böhmen kamen 300 Ritter.

Große Erfolge waren mit so geringer Macht um so weniger zu gewinnen, als seit Heinrichs V. letzter Anwesenheit in Italien die Emancipation von der deutschen Herrschaft beträchtliche Fortschritte gemacht hatte. Verona und Mailand verschlossen Lothar ihre Thore, während Pavia, Cremona und Brescia zu ihm hielten. Dagegen hatte Innocenz II. die reiche mathildische Erbschaft zum größten Teil in seine Hand gebracht, auch Pisa und Genua zur Unterstützung des Zuges gegen Rom und König Roger gewonnen, welch letzteren gerade ein Aufstand der apulischen Großen schwer bedrängte. So eilte Lothar im Frühjahr 1133 weiter südwärts; unterwegs schloß sich ihm Innocenz II. an. Ende April zogen beide in Rom ein: da aber die Leostadt mit der Peterskirche noch in der Gewalt Anaklets II. und der Seinen war, so nahm der König seinen Sitz auf dem Aventin, Innocenz im Lateran. Beider Einverständnis aber war schon nicht mehr das beste: Lothar sah alle seine Entwürfe dadurch vereitelt, daß der Papst schon vor seiner Ankunft eine Stellung gewonnen hatte, die ihm die deutsche Hilfe entbehrlich machte, so daß er jedenfalls den hohen Preis dafür nicht zahlte, den Lothar fordern wollte. Sein Versuch, ohne Rücksicht auf die schon zu Lüttich und Reims erfolgte Entscheidung den Streit der beiden Päpste nach dem Vorbild Heinrichs III. durch seinen Spruch zum Austrag zu bringen, mußte scheitern; die angeknüpften Verhandlungen endigten mit Anaklets Ächtung. Freilich blieb dessen Stellung gleich unangreifbar, und der Mai ging zu Ende, ohne daß man auch nur einen Schritt vorwärts gekommen wäre. Die Sachsen verlangten heimzukehren: ohne die Kaiserkrone aber wollte Lothar Rom nicht verlassen, da ein so erfolgloser Ausgang seine Stellung in Deutschland schädigen mußte. Da aber St. Peter gesperrt war und blieb, entschloß er sich auf Anraten Norberts von Magdeburg, die Krönung in der Kirche des heiligen Johannes am Lateran vollziehen zu lassen. Nachdem ihm Sicherheit des Leibes und Lebens und Wahrung seiner Freiheit gelobt war, vollzog sie Innocenz II. dort am 4. Juni 1133. Wenn von kirchlicher Seite nachmals behauptet worden ist, Lothar habe zuvor dem Papste Mannschaft leisten müssen, die Kaiserkrone also als päpstliches Lehen empfangen, so entbehrt das jeglicher thatsächlichen Begründung und läßt nur erkennen, wie sich nach dem Wunsche der

hochkirchlichen Partei die Dinge eigentlich hätten gestalten müssen. Vielmehr trat damals eine Wendung zu gunsten des Kaisertums ein. Bei den mit Innocenz II. geführten Verhandlungen wiederholte nämlich Lothar das Verlangen nach Herstellung des königlichen Investiturrechtes; mußte ihm doch bei der andauernden Unsicherheit der Zustände in Deutschland, wo die Staufer noch in Waffen standen, an der ausdrücklichen Anerkennung der einen wesentlichen Grundlage seiner Herrschaft durch den Papst sehr viel liegen. Selbst Innocenz konnte sich dem nicht verschließen und war geneigt des Kaisers Wunsch zu erfüllen. Die hierarchische Partei aber erhob Einsprache, besonders eifrig Norbert. Schließlich kam es zu einem Kompromiß, der wegen seiner Verdienste um die Kirche Lothar für seine Person zugestand, was er als königliches Recht gefordert hatte. Geflissentlich aber gebrauchte man dabei Wendungen, deren Sinn verschieden gedeutet werden konnte. Denn am 8. Juni 1133 bestimmte Innocenz II. urkundlich, es solle im Deutschen Reich hinfort niemand, der an die Spitze eines Bistums oder einer Abtei berufen sei, sich die Regalien anmaßen, ohne sie von Lothar erbeten und ihm das dafür von Rechtswegen Schuldige geleistet zu haben, — unklare und gewundene Worte, die Lothar doch nur sehr ungefähr die Befugnisse zusprachen, die ihm nach dem Wormser Konkordat zweifellos gebührten. Vielleicht hätte Lothar trotz Norberts Widerspruch mehr erreichen können. Aber er ließ, wie es scheint, die prinzipielle Frage fallen um den Preis eines materiell außerordentlich bedeutenden Zugeständnisses der Kurie. Denn durch eine zweite Urkunde vom 8. Juni gab der Papst Lothar und seiner Gemahlin Richenza die, wie gleichsam im Vorbeigehen bemerkt wurde, bekanntlich der römischen Kirche gehörigen mathildischen Güter zu Lehen. Der Kaiser verpflichtete sich dafür seinerseits jährlich hundert Pfund Silber als Lehenszins zu entrichten, dem Papste und seinem Gefolge dort jederzeit gebührende Aufnahme und Geleit zu gewähren, die Einsassen dem h. Petrus Treue schwören und sich zum Zeichen all dessen von dem Papste selbst durch den Ring die Investitur erteilen zu lassen. Materiell gewann Lothar damit unfraglich sehr viel; im übrigen aber war der Vorteil durchaus auf der Seite des Papsttums, in einem solchen Maße, daß man fast annehmen möchte, Lothar sei dabei in eine Falle gegangen, welche die Kurie ihm stellte. Denn nicht genug, daß das bisher bestrittene Besitzrecht der Kirche auf die mathildischen Güter in unzweideutigen Worten anerkannt, das Recht des Reiches darauf preisgegeben wurde, war es doch höchst bedenklich, daß der Kaiser Vasall des Papstes wurde. Er war es ja freilich nur als Inhaber der mathildischen Güter, nicht als Kaiser: aber die Kirche that sicherlich alles, um diese Unterscheidung zu verwischen und vergessen zu machen, und ein Bild, das nachmals im Lateran gezeigt wurde, stellte demgemäß Lothar dar, wie er nach Beschwörung der römischen Stadtrechte für die Kaiserkrone Mann des Papstes wird.

Bald danach trat Lothar den Heimweg an. Die hierarchische Partei war mit ihm nicht allzu zufrieden. Der Gegenpapst residierte auch ferner in

Rom; der apuliſche Aufſtand, ohne Unterſtützung gelaſſen, erlag König Roger; Innocenz II. mußte, ſeinem rechtmäßigen Sitze fern, in Oberitalien verweilen und über Piſa nach Cremona und Mailand gehen. Bald ſah er ſich zu neuen Hilferufen an Lothar genötigt. Deſſen Stellung aber war durch die Romfahrt doch weſentlich gebeſſert. Dem heimkehrenden Kaiſer beugten ſich nun endlich die ſtaufiſchen Brüder: Herzog Friedrich unterwarf ſich in Bamberg, der Gegenkönig Konrad in Mühlhauſen. Ein zehnjähriger Landfriede wurde für das Reich verkündet, unter deſſen Schutz die Miſſion und

Siegel von Lothar III. 1125—1137.

Der Kaiſer auf einem Throne ohne Rücklehne; auf dem Haupte eine Laubkrone mit Perlengehängen zu beiden Seiten; das Scepter einem Baumzweige ähnlich. Umſchrift: ✝ LOTHARIVS DEI GRATIA III. ROMANOR. IMPR. AVG. (Nach einem Abdruck im brit. Muſeum zu London.)

die Ausbreitung deutſcher Kultur in den ſlawiſchen Grenzlanden ſich fröhlich entfalteten. Auch auf die Nachbarreiche im Oſten, Polen, Böhmen und Ungarn, gewann Deutſchland wieder größeren Einfluß. Es trat überhaupt wieder in den Mittelpunkt des abendländiſchen Staatenſyſtems und kehrte zu der leitenden Rolle zurück, die ihm mit der Kaiſerkrone zuſtand. Der griechiſche Hof ſuchte ſein Bündnis gegen die Normannen, bei dem die venetianiſche Seemacht mitwirken ſollte. Indem er auf ſolche Entwürfe einging, erneute Lothar die alte Kaiſerpolitik und ſtreckte die Hand nach der vollen Kaiſerherrſchaft aus.

In ſeinem Auftrag ging Biſchof Anſelm von Havelberg nach Konſtantinopel, während in Italien der raſtloſe Bernhard von Clairvaux mit Feuereifer thätig war, um Innocenz II. endlich allgemeine Anerkennung zu verſchaffen. Dazu bedurfte es aber vor allem der Züchtigung König Rogers, der nach wie vor Anaklet II. aufrecht erhielt. In dieſem Punkte fielen die Intereſſen Lothars und der Kirche wieder zuſammen, um im Moment des erſten entſcheidenden Erfolges alsbald wieder auseinanderzugehen. Das beſtimmte den Verlauf von Lothars zweitem Zug nach Italien, der namentlich der Eroberung Unteritaliens galt, alſo an ottoniſche Traditionen anknüpfte.

Mit einem ſtattlichen Heere zog Lothar 1136 von Würzburg aus ſüdwärts. Unter den Reichsfürſten, die ihm diesmal in großer Anzahl folgten, ragte neben ſeinem Schwiegerſohn Heinrich dem Stolzen von Bayern namentlich der Staufer Konrad hervor, der bald hohes Anſehen gewann. Im Bunde mit Mailand züchtigte Lothar zunächſt Cremona. Durch die oberitaliſchen Reichsvaſallen verſtärkt zog er zu Anfang des Jahres 1137 weiter: mit dem einen Teil des Heeres nahm er den Weg längs der Oſtküſte, mit dem andern ging der Bayernherzog, deſſen Geleit Innocenz II. ſich anvertraut hatte, durch Tuscien. Nach der Vereinigung beider in Bari wurde Apulien, wo der Adel wieder gegen König Roger aufſtand, ſchnell erobert. Mit piſaniſcher Hilfe wurden dann Neapel, Amalfi und Salerno bezwungen; Roger zog ſich auf ſeine Inſel zurück: das Feſtland gehorchte dem Kaiſer. Aber mit der Einigkeit zwiſchen dieſem und der Kirche war es bereits wieder zu Ende, da Lothar von der Lehnshoheit der Kirche keine Notiz nahm und das Eroberte einfach als Reichsland behandelte. Die kirchlichen Anſprüche, für die im Rat des Kaiſers namentlich Erzbiſchof Adalbert von Trier (1131—52) eintrat, ſteigerten die Verſtimmung der weltlichen Fürſten. Es war doch nur eine notdürftige Verhüllung des entbrennenden Konfliktes und mußte die gegenſeitige Verbitterung ſchärfen, daß ſchließlich dem Haupte der apuliſchen Rebellen, Raimund von Aliſe, König Rogers Schwager, Papſt und Kaiſer gemeinſchaftlich Apulien zu Lehen auftrugen, indem bei der Inveſtitur beide die das Herzogtum darſtellende Fahne anfaßten. Auf dem Rückweg nach Rom kam es dann über das Kloſter Monte Caſino zu offenem Streit, als nach dem unfreiwilligen Rücktritt des zum Gegenpapſt haltenden Abtes Lothar die Ernennung eines Nachfolgers durch den Papſt nicht zuließ, ſondern die Reichsfreiheit und das Wahlrecht der Mönche erfolgreich ſchützte und einem Deutſchen, dem Abte Wibert von Korvei und Stablo, zur Abtswürde verhalf. Unmittelbar bedroht aber ſah ſich die Kurie, als Lothar, freilich ganz im Einklange mit der Urkunde vom 8. Juni 1133, die mathildiſchen Güter ſeinem Schwiegerſohne zu Lehen gab, der als Erbe der Eſtes in Ober- und Mittelitalien ſchon eine anſehnliche Macht inne hatte. Offenbar bereitete Lothar, der ſelbſt keinen Sohn beſaß, damit planmäßig dem Welfen die Nachfolge auf den Thron und verſchaffte ihm zum voraus eine Macht, welche die Durchführung der erneuten Kaiſerpolitik ſicherte.

Mit banger Sorge sahen die Päpstlichen der Zukunft entgegen. Aber das Glück erwies sich ihnen noch einmal unerwartet günstig. Von Krankheit ergriffen eilte Lothar, nachdem er sich in Farfa von dem tief enttäuschten Papste getrennt und sein Heer im Oktober in Bologna aufgelöst hatte, nach Deutschland zurück, während nicht bloß Anaklet II. sich in Rom behauptete, sondern auch König Roger Apulien im Fluge zurückeroberte. Kaum hatte er deutschen Boden betreten, als sein Zustand sich verschlimmerte; in Breitenwang im bayrischen Gebirge mußte er liegen bleiben. Sterbend übergab er seinem Schwiegersohn das Herzogtum Sachsen und bezeichnete ihn durch Auslieferung der Reichskleinodien als den von ihm empfohlenen Nachfolger. Am 4. Dezember 1137 starb er; auf sächsischer Erde, in Lutter, einem von ihm gestifteten Kloster, wurde er seinem Wunsche gemäß bestattet.

Ursprung und Anfang von Lothars Herrschaft standen mit ihrem Fortgang und Abschluß in Widerspruch. Der Kirche zu dienen, durch ihren Einfluß auf den Thron erhoben, hatte er, dem Zwange der bestehenden Verhältnisse weichend, eine Politik verfolgt, welche die von der Kirche so heftig bekämpften salischen Traditionen aufnahm und erfolgreich erneute. So kam sein Tod der Kirche, die sich in ihm so schwer getäuscht hatte, erwünscht und ihr ganzes Streben ging dahin, seine Entwürfe vollends zu vereiteln. Darin aber begegneten sich ihre Absichten wie nach Heinrichs V. Tod mit denen der deutschen Fürsten, welche die Erhebung Heinrichs des Stolzen scheuten, der Bayern und Sachsen und in Italien die mathildischen und estensischen Güter inne hatte und sie mit einem übermächtigen Königtum bedrohte. Deshalb waren beide einig in der Ausschließung des Welfen, der sich zudem während des apulischen Feldzuges durch seinen Stolz viele Feinde gemacht hatte. Ihr Kandidat war der einstige Gegenkönig Lothars, der Staufer Konrad, der sich zu der Rolle eines Pfaffenkönigs hergab, so sehr sie den Traditionen seines Hauses widersprach. Dieselbe Koalition, die 1125 die Staufer von der Nachfolge ausgeschlossen hatte, bediente sich ihrer jetzt gegen das drohende übermächtige Königtum der Welfen und half ihnen, um dieses zu meiden, in völlig ungesetzlicher Weise zum Thron.

Brakteat von Konrad III.

Umschrift: † CVNRATVS † LAMPERTVS (Lampert ist entweder der Münzmeister oder ein Abt von Helmstädt). Neben dem Kopfe REX. Im Felde das Brustbild des Königs, unbärtig, gekrönt und gerüstet; in der Rechten ein Schwert, in der Linken eine Fahne, dargestellt über einer Säulenstellung zwischen zwei Thürmen. Silber; Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinett.

Die Leitung der Intrigue lag, da die erzbischöflichen Stühle von Mainz und Köln erledigt waren, in der Hand Adalberts von Trier. Unter gröblicher Verletzung des Herkommens, ohne Teilnahme der Sachsen und Bayern wurde am 7. März 1138 Konrad zum König gewählt. Besondere Verpflichtungen in betreff der Investitur scheint man ihm nicht auferlegt zu haben: wie wenig solche einer kraftvollen, von dem Zuge der Zeit erfüllten Persönlichkeit bedeuteten,

hatte die Kirche ja eben erfahren. Mit einer ſchwachen und lenkſamen Perſönlichkeit war ſie durch eine geſchickte Politik von Fall zu Fall des Erfolges auch ohne ſolche zum voraus ſicher. Wirklich ließ der König dem Erzbiſchof Konrad von Salzburg (1106—47) die Regalien, obgleich er die Leiſtung der Mannſchaft verweigerte; dagegen empfing der neue Mainzer Erzbiſchof Adalbert II., Graf von Saarbrücken (1138—43), die Inveſtitur in herkömmlicher Weiſe. Die Geſtaltung des Verhältniſſes hing alſo davon ab, mit welchen Anſprüchen die Kirche Konrad begegnete und wie ſie auf denſelben beharrte. Zunächſt aber galt es die welfiſche Macht zu brechen, und daß dies Konrad während ſeiner ganzen Regierung nicht gelang, wurde entſcheidend nicht bloß für ſein Schickſal, ſondern auch für das der ihm verbündeten Hierarchie. In dieſem erfolglosen Kampfe haben ſich beide aufgerieben. Heinrich der Stolze hatte ſich wohl oder übel gefügt, die Reichsinſignien ausgeliefert und die Beſtätigung in ſeinen Reichslehen nachgeſucht. Da wurde geltend gemacht, daß zwei Herzogtümer nicht in einer Hand vereinigt ſein könnten. Nach kurzen Verhandlungen erfolgte der nach Lage der Dinge unvermeidliche Bruch. Noch im Sommer 1138 wurde der Welfe geächtet und des Herzogtums Sachſen entſetzt, das Konrad an den Aſcanier Albrecht den Bären gab, der ſeit 1122 der Nordmark Brandenburg vorſtand. Ein neuer Bürgerkrieg entbrannte, in dem Lothars Witwe, die männlich entſchloſſene Kaiſerin Richenza, Sachſen gegen Albrecht zu decken ſuchte. Nun ließ der König dem Rebellen auch Bayern abſprechen und gab es ſeinem Halbbruder, dem Markgrafen Leopold von Öſterreich, einem der zahlreichen Söhne von Heinrichs IV. Tochter Agnes aus der nach dem Tode ihres ſtaufiſchen Gemahls mit dem Babenberger Leopold von Öſterreich eingegangenen zweiten Ehe. Auch in Italien nahm er den Kampf mit dem Welfen auf, indem er Ulrich von Attems zur Einziehung Tusciens entſandte. Konrad III. ſelbſt machte zu Anfang des Jahres 1139 einen vergeblichen Verſuch zur Bewältigung Sachſens. Aber ſchon im Sommer erneute er ihn mit einem ſtattlichen Reichsheere. Heinrich der Stolze zog ihm entgegen. An der Werra bei Kreuzburg ſtießen beide zuſammen: aber die Biſchöfe, die im Intereſſe der Kirche Konrad nicht zu mächtig werden laſſen wollten und für ſich ſelbſt am meiſten hoffen konnten, wenn Staufer und Welfen einander die Wage hielten, ſie ſelbſt aber der Ausſchlag gebende Faktor blieben, vermittelten ſehr zur Unzufriedenheit Albrechts von Brandenburg und Leopolds von Öſterreich einen Stillſtand bis Pfingſten 1140. Während desſelben, am 20. Oktober 1139, ſtarb Heinrich der Stolze, und all die Pläne wurden hinfällig, mit denen der hochſtrebende Mann nach dem Erfolge des erſten Waffenganges ſich tragen mochte. Sonſt änderte ſein Tod eigentlich nichts. Sein zahlreicher Anhang, obenan die Sachſen, fochten unter Leitung Richenzas weiter für ſeinen neunjährigen Sohn Heinrich, den ihm Gertrud geboren hatte. Albrecht der Bär, der jetzt Sachſen an ſich zu bringen dachte, wurde aus dem Lande gejagt. In Bayern erlag Leopold von Öſterreich dem tapfern Bruder des Verſtorbenen, Herzog Welf VI., der die ſchwäbiſchen Gebiete des Hauſes

inne hatte, und erſt Ende des Jahres 1140 trat wenigſtens dort im Süden eine Wendung zu gunſten des ſtaufiſchen Königtums ein. Mit einem ſchwäbiſch-rheiniſchen Aufgebot belagerte Konrad III. das feſte Weinsberg und brachte Welf VI., als er die Stadt entſetzen wollte, eine ſchwere Niederlage bei. Weinsberg öffnete nun die Thore, aber die bekannte Erzählung von der Treue der Weinsberger Weiber, die, ein Wort des Königs ſchlau deutend, ihre Männer auf dem Rücken aus der Veſte tragen und ſo vor dem Tode retten, entbehrt jedes hiſtoriſchen Kerns und gehört zu den zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten wiederkehrenden Wanderſagen, hat auch erſt Jahrhunderte ſpäter in der geſchichtlichen Überlieferung Aufnahme gefunden. Ebenſo iſt der Bericht, der die Entſtehung des Parteirufs „Hie Welf! Hie Weibling!“ auf dieſe Schlacht zurückführt, eine Erdichtung ſpäterer Zeit, welche eine nachmals ſo viel gehörte und ſo verderbliche Parole gleich mit dem erſten Kampf verknüpfen ſollte, der zwiſchen Welfen und Staufern ausgefochten war.

In Süddeutſchland war die welfiſche Sache erlegen. Auch im Norden machte ihren Vorkämpfern der Tod der energiſchen Richenza (Juni 1141) einen Vergleich möglich, der für Konrad durch den Tod Leopolds von Öſterreich erleichtert wurde. So kam es im Mai 1142 in Frankfurt am Main zum Frieden. Sachſen verblieb Heinrichs des Stolzen gleichnamigem Sohne, Bayern kam an des verſtorbenen Leopold Bruder Heinrich, der auch in Öſterreich nachfolgte und des Sachſenherzogs Witwe Gertrud ehelichte. Doch hatte der Friede nicht lange Beſtand, da die hierarchiſche Partei ihn für die Kirche auszunutzen verſuchte und dadurch zu neuen Verwickelungen Anlaß gab.

In Italien waren inzwiſchen wichtige Veränderungen eingetreten. Zwar hatte König Roger gleich nach Lothars Abzug Apulien wiedererobert, aber der Tod Anakletś II. hatte endlich im Januar 1138 dem Schisma ein Ziel geſetzt und Innocenz II. die Rückkehr nach Rom ermöglicht. Wenn die Anhänger des Gegenpapſtes ſich dieſem jetzt beugten und in den Schoß der geeinigten Kirche zurückkehrten, ſo war das zum großen Teil das Werk Bernhards von Clairvaux, der eigentlich viel mehr als Innocenz II. ſelbſt der Vorkämpfer der hierarchiſchen Sache war. Aber dieſe Leute überſchätzten ihre Kräfte. Im Vollgefühl des Triumphes über die Schismatiker meinten ſie, uneingedenk der von Leo IX. gemachten üblen Erfahrungen, auch deren Beſchützer, den Normannenkönig, niederſchmettern zu können: 1139 zog Innocenz II. gegen dieſen, wurde aber bei San Germano, angeſichts Monte Caſinos, eingeſchloſſen und zu dem demütigenden Frieden von Mignano genötigt, in dem er nicht bloß Kampanien bis zum Garigliano den Normannen abtreten, ſondern auch die königliche Würde Rogers anerkennen, alſo gut heißen mußte, was der Gegenpapſt dieſem als Preis für ſeinen Schutz gewährt hatte. Zwar ſuchte er die Demütigung vor den Augen der Welt zu mindern, indem er den Urſprung des ſiziliſchen Königtums ſtatt auf Anaklet II., der ja für die Kirche offiziell nicht vorhanden war, auf deſſen Vorgänger Honorius II. zurückführte und es

angeblich durch diesen bereits verliehen sein ließ. Immerhin vollzog die Kurie damit einen jähen Parteiwechsel und verbündete sich eng mit der Macht, die sie bisher gemeinsam mit dem deutschen Königtum aufs heftigste bekämpft hatte. Das war ein auf die Dauer unmögliches Verhältnis, aus dem Konrad III. die Kurie zu befreien dachte, indem er selbst als ihr Helfer in Italien erschien und die Normannen in ihre Schranken zurückwies. Dazu ging er mit dem griechischen Reiche ein Bündnis ein, aber die steigende Verwirrung im Reiche hinderte sein Vorhaben immer von neuem. Wiederholtes Eingreifen in einen polnischen Thronstreit zu gunsten des mit seiner Halbschwester vermählten Herzogs Wladislaw hatte keinen Erfolg; Österreich litt unter der Feindschaft des Königs Geisa von Ungarn. Im Westen lag Adalbert von Trier mit dem Grafen Heinrich von Namur, im Süden Konrads Neffe, Friedrich, der Sohn des Schwabenherzogs, mit Konrad von Zähringen in Fehde, während Sachsen seine eigenen Wege ging, indem der junge Herzog Heinrich im Bunde mit Adolf von Schauenburg, dem Holsteiner Grafen, das Werk der Mission und der Kolonisation in den slawischen Grenzlanden den Prämenstratensern und Cisterziensern aus der Hand nahm und zum Vorteil des weltlichen Fürstentums nach weltlichen Gesichtspunkten weiterführte. Damit stand der Welfe im entschiedenen Gegensatze zu der Politik des Königs, die sich in eine größere Abhängigkeit von der Kirche begab und immer ausschließlicher nach kirchlichen Gesichtspunkten verfuhr. Das entsprach freilich der hochkirchlichen Richtung der Zeit, die in Bernhard von Clairvaux ihren Vertreter fand. Sein Ideal war die Verwandlung der menschlichen Gesellschaft in eine einzige große Mönchskongregation, die Unterordnung des Staates unter die zur Weltherrschaft berufene Kirche, da nur so der Sünde Einhalt gethan und Rettung und Besserung des einzelnen und der Gesamtheit ermöglicht werde — eine Auffassung, die nach den furchtbaren Erschütterungen des Investiturstreites unzähligen ruhebedürftigen Seelen allein einen Weg zum Heil zu öffnen schien und daher mit Begeisterung ergriffen wurde. Trotz ihrer eigenen Ohnmacht und Hilflosigkeit verdankte die Kirche dieser Disposition der Zeit einen nahezu schrankenlosen Einfluß, der sie mit dem zuversichtlichen Gefühl unbegrenzten Könnens erfüllte und dazu verleitete, die Verwirklichung des Ideals päpstlicher Weltherrschaft bereits ganz nahe zu glauben.

Da traf das Abendland die Kunde von der schweren Gefährdung der christlichen Herrschaft im heiligen Lande durch den Verlust Edessas. Ein neuer Kreuzzug sollte zu seiner Rettung unternommen werden: mit Feuereifer rief Bernhard von Clairvaux in Frankreich und Deutschland dazu auf, und auch Konrad III., der den dringenden Hilfsbitten Innocenz' II. noch immer nicht hatte nachkommen können, ließ sich schließlich durch Bernhards eindringliche Mahnungen ebenfalls zur Annahme des Kreuzes fortreißen, obgleich die steigende Gärung im Reiche ein solches Unternehmen als höchst gewagt widerriet. Noch ehe Konrad nach dem Osten aufbrach, forderte der junge Welfe, Heinrich der Löwe, die Herausgabe des Herzogtums Bayern, und

während der König in Palästina, vom Mißgeschick verfolgt, sein Unternehmen kläglich scheitern sah, kehrte des Sachsenkönigs Oheim, Herzog Welf VI., der den Tag von Weinsberg noch nicht vergessen hatte, aus dem Morgenlande heim, knüpfte in Sizilien mit dem Normannenkönig, der Konrad von Italien fern halten wollte, Verbindungen an, erhielt von dort Geld, von der zweideutigen römischen Kurie kirchliche Förderung und griff, als Konrad kaum heimgekehrt war, von neuem zu den Waffen, wurde aber von dem jungen König Heinrich, Konrads III. Sohn und designiertem Nachfolger, dem Abt Wibald von Korvei in der Regentschaft zur Seite stand, bei Flochberg geschlagen. Der Friede aber, den Konrads III. Neffe, der junge Schwabenherzog Friedrich III., vermittelte, hatte keine Dauer, denn Heinrich von Sachsen, dessen Macht durch glückliche Bekämpfung der Slawen und namentlich durch die Unterwerfung der von dem frommen Vicelin bekehrten Holsaten und Stormarn und durch seinen wachsenden Einfluß auf das von Thronstreit und Bürgerkrieg zerrissene Dänemark schnell gewachsen war, rüstete von seinen schwäbischen Landen aus zum Einfall in Bayern. Konrad, der davon Kunde erhielt, brach inzwischen Ende des Jahres 1151, unterstützt namentlich von Albrecht dem Bären, der jetzt Sachsen zu gewinnen dachte, in des Welfen Herzogtum ein und belagerte Braunschweig. Aber Heinrich des Löwen überraschende Heimkehr veranlaßte ihn, sich plötzlich nach Süddeutschland zurückzuziehen.

Das Königtum hatte eine neue Niederlage erlitten, die Konrads ohnehin schon erschütterte Autorität vollends zu Grunde richtete. Ungestraft spottete man seines Gebots, und die Geltung des deutschen Namens in den Nachbarlanden war völlig dahin: seines Schwagers Wladislaw Herstellung in Polen war trotz zweier Feldzüge nicht erreicht; die Ungarn beharrten in der Feindschaft gegen Österreich und Bayern; in Dänemark wütete der Thronstreit zwischen den Prätendenten Knud und Swen und brachte die deutsche Hoheit vollends in Vergessenheit; im Südwesten drang Konrad von Zähringen mit seinen Ansprüchen auf Burgund nicht durch: im Nordosten lag Heinrich von Sachsen, der eben vor Braunschweig über den König triumphiert hatte, mit Albrecht dem Bären in Fehde über die Erbschaft des Grafen von Plötzke und Winzenburg und mit Erzbischof Hartwig I. von Bremen (1148—68) über die Grafschaft Stade. Mit seiner inneren und äußeren Politik hatte Konrad III. gleichmäßig Schiffbruch gelitten: schwer rächte sich an ihm der Abfall von den Traditionen seines Hauses, das im Bunde mit dem salischen Königtum und im Kampfe gegen die Hierarchie in die Höhe gekommen war. Selbst sein Neffe, der Schwabenherzog, wandte sich mehr und mehr von ihm ab und machte kein Hehl aus seiner Mißbilligung der kurzsichtigen welfenfeindlichen Politik, in der Konrad befangen blieb. Dazu kam der Tod seines Sohnes, des hoffnungsvollen Königs Heinrich. Mehr und mehr ging unter diesen Schicksalsschlägen Konrad die Erkenntnis auf von der Unhaltbarkeit des im ungelohnten Dienst der Kirche verfolgten Systems, und er überzeugte sich von der Notwendigkeit eines vollkommenen Wandels. Diesen zu vollziehen, war ihm selbst

nicht mehr beſchieden; auch wäre er wohl kaum der Mann dazu geweſen. Seine Kraft war zu Ende; aber als er den Tod nahen fühlte, da empfahl er zum Nachfolger nicht den ihm noch gebliebenen jüngern Sohn Friedrich, ſondern ſeinen Neffen, Herzog Friedrich III. von Schwaben, der nach Vergangenheit, Anlagen und Parteiſtellung berufen ſchien, dem Reiche den innern Frieden wiederzugeben und den aufſäßigen Nachbarreichen gegenüber ſowohl, wie gegenüber der ebenſo übermütigen wie ohnmächtigen Hierarchie zu ſeinem Rechte zu verhelfen. Es war das beſte, was Konrad nach einer troſtlos verfehlten Regierung für Land und Volk gethan: am 25. Februar 1152 ſtarb er zu Bamberg und fand im Dom neben Heinrich II. ſein Grab.

Erläuterungsblatt zu: Keltiſche Denkmäler. (Nach Gailhabaud.)

1. Dolmen (keltiſch, = Steintafel) bei Locmariaker in der Bretagne, „table de César“, oder „table des marchands“, auch „Dolvarchant“ genannt. Die Platte iſt 8,70 m lang, 4 m breit und 1 m dick und ruht in der Richtung von Oſt nach Weſt auf den Spitzen dreier aufrechtſtehenden Steine. An der unteren Seite der Steintafel waren früher Skulpturen ſichtbar, welche die Zeit inzwiſchen zerſtört hat. Die Dolmen hatten eine religiöſe Beſtimmung; wahrſcheinlich waren es Opfertiſche, die, öfters ausgehöhlt, das Blut der Opfer, auch wohl Menſchenopfer, aufnahmen.

2. Keltiſches Grab bei Hérouval (Eure), ca. 1 m unter der Erde aus ſechs Steinplatten, die ſich je zu zweien mit ihren oberen Seiten dachartig aneinander lehnen und ſich gegenſeitig als Stütze dienen, gebildet Es wurden ſechs Skelette in demſelben (1889) aufgefunden.

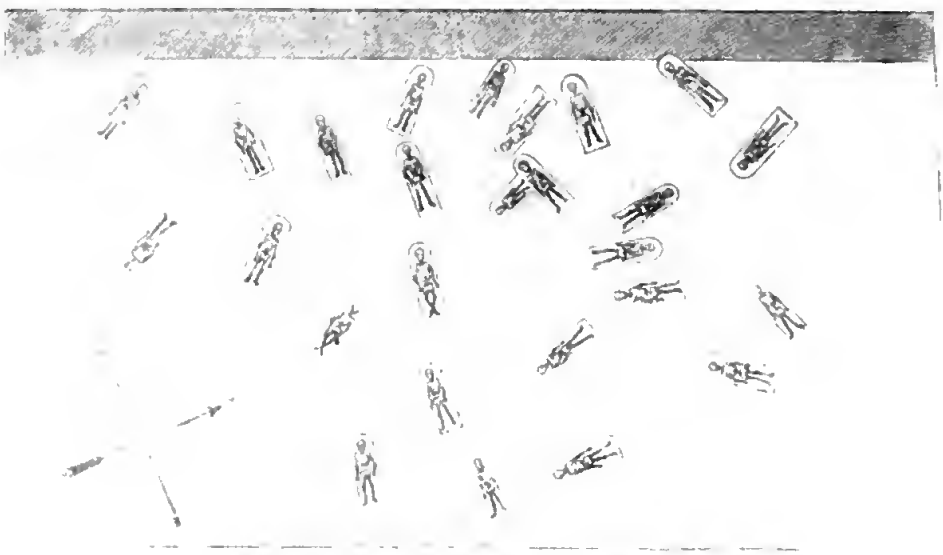
3. Keltiſche Grabhügel (Tumulus) bei Tirlemont in Belgien. Dieſe aus Erde aber kleinen Steinen aufgeſchütteten Hügel kommen in verſchiedenen Größen, einzeln, in Gruppen und — wie in dieſem Falle — in Reihen vor. Die Zeit ihres Entſtehens ſcheint über das zweite Jahrhundert n. Chr. nicht hinauszureichen. Sie dienten theils als Einzel-, theils als Maſſengräber, ſind demgemäß von geringeren oder größeren Dimenſionen und öfter — auf Familiengräber hindeutend — in mehrere aus Steinen gebaute Gänge und Kammern eingeteilt. Die Gebeine, an welchen ſich zuweilen Feuerſpuren entdecken laſſen, ſind meiſtens geordnet, freilich nach verſchiedenen Syſtemen, hineingelegt. Manchmal ſind dieſe Hügel wohl auch Denkmäler, wo dann die Wichtigkeit des Ereigniſſes, zu deſſen Gedenken ſie errichtet, ihre Größe beſtimmte. Andere dienten als Gerichtsplätze zur Verkündigung und Vollſtreckung des Urteils.

4. Die „pierres plates“ zu Locmariaker am Golf von Morbihan, ein Gangbau von 8,40 m Breite, 21,50 m Länge und einer Höhe bis zu 1,74 m. Nach Süden mündet derſelbe in ein kleines, von nur einer Steinplatte bedecktes Gemach. Der Eingang befindet ſich meerwärts, an der Nordſeite. Fünf von den als Stütze dienenden jetzt zerſtörten Steinen trugen früher auf der Innenſeite unverſtändliche Figuren. Solche verdeckte Gänge, vom Volke „Feengrotten“ genannt, die ſich meiſtens nach dem Ende zu erweitern und in ein rundes oder viereckiges Gelaß münden, dienten wahrſcheinlich religiöſen Zwecken.

5. Der „ſchwingende Stein“ bei Perros-Guyrech (Côtes-du-Nord), 14 m lang, 7 m dick, der größte ſeiner Art; er ruht mit der Spitze, in die er unten verläuft, auf einem platt am Boden liegenden noch größeren Steine und hat bei einer Schwere von etwa 400,000 kg eine ſo vollkommene Beweglichkeit, daß ein einzelner Menſch imſtande iſt, ihn in Schwingungen zu verſetzen. Seine Oberfläche iſt abgeplattet; in ihrer Mitte befindet ſich eine Aushöhlung, von welcher eine anſcheinend durch Menſchenhand gegrabene Rinne ausgeht.

6. Die Steine von Kervarieau; Druidendenkmäler bei Carnac im Departement Morbihan (Niederbretagne). Die Abbildung zeigt einen Teil der bei Carnac (keltiſch, carn = Stein) gelegenen umfangreichſten Stätte druidiſcher Denkmäler. Dieſelben beſtehen aus ungefähr 1200 in den Boden gepflanzten rohen Granitobelisken, von denen die höchſten 6—7 m, viele 3—4 m, einige nur 1—2 m hoch ſind und die ſchwerſten auf 40,000 kg Gewicht geſchätzt werden. Sie ſind in parallele und rechtwinkelig ſich ſchneidende Colonnaden geordnet, an deren ſüdlicher Seite ein 20 m hoher koniſcher Tumulus liegt, unter welchem 1862 ein Gemach mit menſchlichen Gebeinen und keltiſchen Altertümern gefunden wurde. Die Bedeutung dieſer Denkmälerſtätte iſt noch nicht erklärt.

7. Plan einer galliſchen Gräberſtätte zu Somſois (Marne) Wie die meiſten alten Gräber, ſo iſt auch dieſe am Abhange eines Hügels unweit eines alten Weges gelegen. Im Bereiche von 21 m Länge und 12 m Breite liegen in einer Tiefe von 1,30 m die einzelnen durchſchnittlich 2 m langen und 85 cm breiten Gräber ohne ausgeſprochene Anordnung verſtreut Die Skelette ruhen in ihrer natürlichen Stellung horizontal in denſelben. Neben ihnen fanden ſich Lanzen, Schwerter, Finger- und Armringe u dergl.



7 Plan einer galliſchen Gräberſtätte zu Somſois (Marne).

1. Keltiſcher Dolmen bei Locmariaker in der Bretagne.

3. Keltiſche Grabhügel bei Tirlemont in Belgien

5. Der ſchwingende Stein bei Perros-Guyrod (Côtes-du-Nord).

2. Keltiſches Grab bei Hérouval (Eure).

4. Keltiſcher Gangbau zu Locmariaker.

6. Druidendenkmäler bei Carnac im Departement Morbihan.

(Nach Gailhabaud.)

Viertes Kapitel.

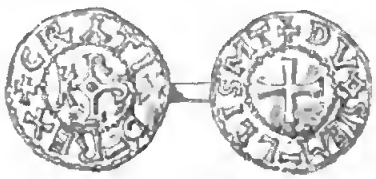
Frankreich und England vom Ausgang des zehnten bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Die Entsetzung Karls des Dicken und die Erhebung Arnulfs von Kärnten auf den ostfränkischen Thron hatten zu der endgültigen Trennung des karolingischen Reiches in ein östliches und ein westliches, ein deutsches und ein romanisches geführt. Langsamer und weniger vollständig als in ersterem die deutschen Stämme zu einem nationalen Verbande verwuchsen, entstand in letzterem aus der Verschmelzung sehr ungleichartiger Bestandteile das französische Volk. Aber für seine Kulturentwickelung hatte dieses vor dem deutschen Volke insofern einen bedeutenden Vorsprung voraus, als es in ununterbrochener Folge und daher in viel wirksamerer Weise an der nachlebenden römischen Kultur teil hatte und in einem wirtschaftlich bereits hochentwickelten Lande lebte, während die Deutschen den Boden, auf dem sie leben wollten, zum guten Teil erst einer noch ungebändigten Natur abringen mußten. Dem werdenden deutschen Volke legte die Begründung seiner materiellen Existenz mühselige Arbeit auf, zu einer Zeit, wo sein westlicher Nachbar, trotz tiefen innern Verfalles und schwerer äußerer Heimsuchung, bereits in der glücklichen Lage war, auch höheren geistigen Interessen nachzugehen, deren Pflege hier auf einen engen Kreis beschränkt war.

Das französische Volk ist aus sehr ungleichartigen Bestandteilen erwachsen. Der Zahl nach überwog als die grundlegende Schicht die romanisierte celtische Bevölkerung des alten Gallien, über die sich infolge der fränkischen Eroberung eine ungleiche Schicht germanischen Volkstums gelegt hatte. Am stärksten war diese in den nordöstlichen Gebieten, deren die Franken sich am frühesten bemächtigt hatten, und nahm nach Süden und Westen hin allmählich ab. Dem entsprach auch die Verschiedenheit des Verhältnisses, worin in dem aus der Mischung beider entstehenden Volkstum germanische und romanische Elemente vertreten waren. Am gleichmäßigsten werden sich beide in dem Gebiete an Marne und Seine zusammengefunden und daher dort auch am gründlichsten miteinander vermischt haben, so daß dort der Unterschied zwischen den besiegten Romanen und den erobernden Franken schließlich fast ganz verschwand und beide zu einem neuen, eigenartigen Volkstum zusammenwuchsen. Daher lag auch gerade in jenem Gebiete der Schwerpunkt des

Reiches, in Francien, dem späteren Isle de France, unter dessen Herren die Nachbarlandschaften allmählich in immer weiterem Umkreise politisch zusammengefaßt wurden. Dazu aber kamen als ein fremdartigeres Element, dessen Assimilation größere Schwierigkeiten machte, bedeutende Reste der alten celtischen Einwohnerschaft, die bei der Abgeschlossenheit ihres Gebietes auch von der römischen Kultur wenig beeinflußt worden waren, im Westen die kriegerischen Bretonen und im Süden das tapfere Bergvolk der Iberer. Zu einer ganz eigentümlichen, aber höchst bedeutenden Rolle waren dann nachmals die nordischen Germanen berufen, die sich zu Anfang des zehnten Jahrhunderts in der nach ihnen benannten normännischen Halbinsel niederließen.

Viel ärger als im ostfränkischen Reiche war die Zersplitterung, die mit Ausgang des neunten Jahrhunderts über das westfränkische hereinbrach, da infolge der raschen Entwickelung der Feudalität die dem Namen nach von dem König abhängigen Herzöge, Grafen und Herren thatsächlich in ihren Territorien eine selbständige fürstliche Autorität gewannen und auch die Kirche mit ihrem reichen Gute, das in Deutschland zur Verfügung des Königtums blieb, ganz in ihre Gewalt brachten. Die Folge davon war ein erschöpfender Fehdezustand, unter dem namentlich Bürger und Bauern zu leiden hatten und der schließlich jeder staatlichen Ordnung ein Ende zu machen drohte. Auch der gefeierte Verteidiger von Paris gegen die Normannen, den eine Partei unter den Großen Westfrankens an Stelle Karls des Dicken auf den Thron erhoben hatte, war dem gegenüber ohnmächtig. Zwar mißlang des ehrgeizigen Guido von Spoleto Versuch mit Hilfe des Odo verfeindeten Erzbischofs Fulco von Reims die Krone zu gewinnen, aber weder der in der Bretagne zum König erhobene Häuptling Alan noch Graf Ramnulf von Aquitanien wurde ihm unterthänig; Hoch- und Niederburgund blieben verloren. Die Normannennot dauerte fort, und der Reimser Erzbischof mit seinem Anhang stellte schließlich den letzten Sproß des westfränkischen Karolingerstammes, den nach des Vaters Tode geborenen Sohn Ludwigs des Stammlers, Karl den Einfältigen, 893 als Gegenkönig auf. Aber erst als Odo 898 starb, kehrte das ganze Reich zu dem legitimen Herrscherhause zurück, freilich ohne seine Lage dadurch gebessert zu sehen. Von Rouen aus vereinigte Herzog Rollo die einzelnen normännischen Haufen und trug Raub und Mord bis in die Auvergne. Karl der Einfältige (898 bis 929) schloß mit ihm 912 einen Vertrag, nach dem Rollo zum Christentum übertrat und, hinfort Robert genannt und einer Tochter Karls vermählt, die Küstenlandschaft an der unteren Seine als Lehnsherzogtum erhielt, um von da aus namentlich die Grenzhut gegen die Bretonen zu übernehmen. In mehr als einer Hinsicht erwies sich dieses Abkommen als außerordentlich nützlich. Das Land, das man den Normannen abtrat, war eigentlich



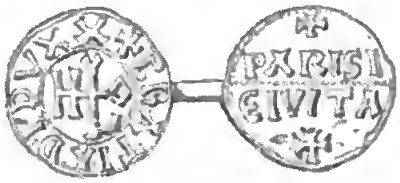
Münze von Karl dem Einfältigen.
Bs. Umschrift: GRATIAD-REX †, im Felde KAROLVS als Monogramm.
Rs. DVOS IEM-LLISMT †; im Felde ein Kreuz. (Nach de Witt.)

längſt in deren Gewalt und konnte kaum noch als Beſitz des weſtfränkiſchen Königs gelten. Um einen ſehr geringen Preis alſo hatte man die gefürchteten Feinde zu Bundesgenoſſen gewonnen, die im Laufe des nächſten Menſchenalters auch die Bretagne niederkämpften. Vor allem aber erwieſen ſich die kriegeriſchen Nordlandsſöhne auch hier überraſchend empfänglich für eine höhere Kultur. Einmal ſeßhaft und durch Herzog Robert mit unnachſichtiger Strenge zu Zucht und Ordnung gewöhnt, nahmen ſie in kurzer Zeit Sitte, Sprache und Bildung der Franken an und entwickelten bei ihrer geiſtigen Beweglichkeit und Bildſamkeit auf der Grundlage ihrer friſchen jugendlichen Kraft die charakteriſtiſchen Eigenſchaften des erſt entſtehenden franzöſiſchen Volkes ſo früh und ſo ſcharf, daß ſie auf die fernere Geſtaltung desſelben maßgebenden Einfluß übten. Insbeſondere bildeten ſie im Anſchluß an ihre alte kriegeriſche Organiſation die Feudalität mit eigentümlicher militäriſcher Straffheit aus und ſteigerten ſie zu ungekannter Leiſtungsfähigkeit. Dem Königtum freilich erwuchs daraus zunächſt kein Vorteil. Inmitten der Parteikämpfe zwiſchen den übermächtigen Großen, unter denen namentlich Herzog Robert von Francien gefährlich war, ſank dieſes immer tiefer. Als Robert, zum Gegenkönig ausgerufen, 923 gegen Karl bei Soiſſons gefallen war, ſetzte ſein Sohn Hugo der Große den Kampf gegen das legitime Königtum fort, und nur der Streit der im Siege hadernden Gegner befreite Karl vorübergehend aus der Gefangenſchaft, in die er geraten war; bald aber befand er ſich wieder in Haft, während ſein Schwager, Herzog Rudolf von Burgund, mit wechſelndem Glücke die uſurpierte Krone zu verteidigen ſuchte. Als dieſer aber 929 ſtarb, erhoben die Großen des Reiches des bereits 928 verſtorbenen Karl des Einfältigen Sohn Ludwig, den ſeine Mutter nach England geflüchtet hatte, auf den Thron. Auch dieſer, Ludwig IV. (936—54), der als unreifer Jüngling, aus der Verbannung zurückgerufen und deshalb der Überſeeiſche (d'Outremer) genannt, zur Regierung kam, hatte faſt unausgeſetzt mit Aufſtänden zu ringen, in denen der mächtige Hugo der Große von Francien eine bedeutende Rolle ſpielte. Dennoch benutzte er ſpäter den Bruderſtreit, der in Deutſchland zwiſchen König Otto und Heinrich ausgebrochen, und die Anteilnahme Giſelberts von Lothringen daran zu dem vergeblichen Verſuch das zur Zeit Karls des Einfältigen an das öſtliche Reich zurückgefallene Lothringen wieder an ſich zu bringen. Als er dann nach der Ermordung des Herzogs Wilhelm durch den Grafen Arnulf von Flandern die Normandie an die Krone zu bringen verſuchte, wurde er gefangen genommen und an Hugo von Francien ausgeliefert. Da wandte er ſich um Rettung an den deutſchen König Otto, deſſen Schweſter Gerberga, die Witwe Giſelberts von Lothringen, er ge-

Münze von Ludwig IV. d'Outremer.
Vſ. Umſchrift: GRATIA DI REX, im Felde kreisförmig LVDOVICVS. Rſ. in zwei zwiſchen zwei Kreuzen ſtehenden Zeilen PARISI CIVITA. Silberdenar. (Nach de Witt.)

heiratet hatte. Aber mit dem Zug, den er 946—47 nach Frankreich unternahm, hatte Otto keinen Erfolg und mußte sich damit begnügen, zwischen Hugo, der ihm durch die Ehe mit seiner Schwester Hedwig ebenfalls verschwägert war, und dem aus der Haft entlassenen König einen unsicheren Stillstand zu vermitteln. In Übereinstimmung mit der römischen Kurie wollte er den Streit dann 948 vor einer Synode in Ingelheim zum Austrag bringen. Ludwig selbst erschien dort; aber auf Hugo von Francien machte die Androhung des Bannes keinen Eindruck. Auch der Bann selbst schüchterte ihn nicht ein, und erst nach mehrjährigen Kämpfen gelang es Otto, mit Hilfe des Herzogs Konrad von Lothringen und der Geistlichkeit einen leidlichen Stillstand zu vermitteln.

Nur durch neue Opfer an Land und Leuten ließ sich daher nach Ludwigs Tode Hugo von Francien die Anerkennung des unmündigen Lothar III. (954—86), des Sohnes Ludwigs von Gerberga, abkaufen, den die Großen unter Einwirkung des Erzbischofs Bruno von Köln zum König erhoben. Aber schon 950 starb er, und die Teilung seiner reichen Besitzungen, von denen sein ältester Sohn, Hugo mit dem Beinamen Capet, Francien nebst den Grafschaften Paris und Orleans, der zweite, Otto, Burgund erhielt, minderte die gefährliche Übermacht des fränkischen Herzogshauses. Während der Streitigkeiten, die nach Otto des Großen Tode in Lothringen ausbrachen, als Giselberts Neffen, des Grafen Reginar von Hennegau Söhne, ihr Erbe zurückzugewinnen trachteten, versuchte Lothar III. 978 durch plötzlichen Überfall Lothringen zu erobern. Aber sein Zug bis nach Aachen wurde durch das Erscheinen eines deutschen Heeres unter den Mauern vor Paris reichlich vergolten, und der Friede ließ Lothringen beim Deutschen Reich. Die Erneuerung des Angriffs 983 nach dem Tode Otto II. hatte keinen bessern Erfolg. Den Thron seinem Geschlecht zu sichern, nahm Lothar III. seinen einzigen Sohn Ludwig V. zum Mitregenten an. So fand dessen Nachfolge nach dem Tode des Vaters keinen Widerspruch, aber auch seine Autorität galt nur in einem ganz beschränkten Gebiete, der Stadt Laon und ihrer nächsten Nachbarschaft. Als er nach wenigen Monaten, im Mai 987, einem frühzeitigen Tode erlag, da endlich griff das mächtige Geschlecht der Herzöge von Francien selbst nach der Krone. Der ältere Sohn Hugos des Großen, Hugo Capet, wurde in Noyon von den Großen zum König erhoben und in Reims gesalbt und gekrönt. Freilich stand gegen ihn Karl von Niederlothringen auf, der Bruder Lothars III., im Bunde mit seinem Halbbruder Arnulf, der sich des Reimser Erzbistums bemächtigt hatte, und auch Herzog Wilhelm von Aquitanien ergriff ihre Partei. Aber durch die listige Gefangennahme Karls und Arnulfs beraubte Hugo Capet die Bewegung ihrer Häupter und nötigte die übrigen



Münze von Hugo Capet.

Bs. Umschrift: † GRATIA DI DVX, im Felde das Monogramm HVGO. Rs. im Felde PARISI CIVITA in zwei Zeilen zwischen zwei Kreuzen. Silber. (Nach de Witt.)

Teilnehmer zur Unterwerfung. Arnulf wurde durch Gerbert von Aurillac ersetzt, Karl von Niederlothringen und sein Sohn beschlossen ihr Leben als Staatsgefangene: der Übergang der Herrschaft von dem lange tief entwürdigten Hause der Karolinger auf die Capetinger fand allgemeine Anerkennung.

Zunächst war damit freilich nur wenig geändert. Bei der hilflosen Ohnmacht der letzten Karolinger bedeutete die Erwerbung der Krone für die Capetinger weder einen Zuwachs an Gebiet noch an Autorität. Wohl aber kam der reiche Besitz, den die Capetinger im Laufe der Zeit erworben und noch zuletzt durch die den karolingischen Königen abgepreßten Abtretungen vermehrt hatten, dem Königtum zu gute und ermöglichte ihm die kräftigere Geltendmachung seiner Befugnisse: denn von dem Herzogtum Francien gingen zu Lehen die Grafschaften Anjou, die alle anderen an Umfang und Bedeutung übertraf, Touraine, Blois, Chartres, Gatinais, Maine und Senlis; dazu gehörten die von Paris, Etampes, Melun und Orleans, und daher gebot kein anderer von den französischen Dynasten über ein so stattliches Vasallenheer wie sein Inhaber. Eine praktisch politische Bedeutung erhielt das nun durch die besondere Entwickelung der Feudalität gerade in Frankreich. Während in Deutschland die den Eintritt in den Lehnsverband bezeichnende Huldigung bald als Formalität angesehen wurde, der eine ernstlich verbindliche Kraft nicht beiwohnte, verknüpfte man damit in Westfranken eine höhere Vorstellung, die ihr auch eine größere politische Wichtigkeit verlieh. Durch die kirchliche Salbung und Krönung empfing der französische König eine Weihe, die ihn weit über die ihm an Macht gleichstehenden Großen erhob und diesen gewisse moralische Verpflichtungen auferlegte, die sie nicht ungestraft verletzen durften. Dem König als dem Gesalbten des Herrn waren sie durch eine von der Kirche sanktionierte Pflicht moralisch verbunden; ihm die Treue brechen hieß zugleich gegen die Kirche fehlen und die Strafe des Himmels herausfordern, und da nun der König an der Spitze der gesamten Lehnsordnung stand und auch die niederen Vasallen in ihm den Lehnsherrn ihrer Lehnsherren ehrten, so entwickelte sich schließlich die dem deutschen Lehnsrecht allzu früh abhanden gekommene Vorstellung, daß dem König sich widersetzen zugleich eine Widersetzlichkeit gegen den eigenen Lehnsherrn enthalte, dem König die Treue brechen einem Treubruch gegen den eigenen Herrn gleichkomme und demgemäß gebüßt werden müsse. Diese Anschauung verlieh dem König hier trotz seiner geringen Macht eine höhere Autorität, da der Lehnsverband durch die Vermittelung der Kirche gewissermaßen im Sittengesetze wurzelte: als der oberste Hort der Lehnstreue, über die der von ihm geleitete oberste Lehnshof wachte, erlangte der König allmählich eine politische Autorität, die von der der großen Lehnsherren ihrem Wesen nach verschieden war. Befördert wurde diese Entwickelung durch den frühzeitigen Wegfall des Wahlrechts der Großen, das die Capetinger dadurch allmählich entwerteten und schließlich beseitigten, daß regelmäßig jeder König seinen erstgebornen Sohn schon bei Lebzeiten zum Mitregenten annahm und als solchen krönen ließ: bei dem Tode des Vaters rückte

derſelbe dann ohne weiteres in den frei gewordenen erſten Platz ein, und nur eine ſehr ſchattenhafte Erinnerung an das ehemalige Wahlrecht lebte in der Huldigung fort, welche die Großen dem neuen König leiſteten, — einem Akte der förmlichen Anerkennung einer im übrigen nicht weiter anfechtbaren Thatſache. Dieſe früh entwickelte und konſequent verfolgte Hauspolitik der Capetinger hat Frankreich unvermerkt zur Erbmonarchie geführt: ſie gab einmal dem Königtum, obgleich ſich unter ſeinen Trägern bis zum Ausgang des zwölften Jahrhunderts nicht eine einzige über das Mittelmaß hinausreichende Perſönlichkeit befunden hat, eine innere Stetigkeit und damit ein ſteigender Wirkſamkeit gewiſſes Schwergewicht, wie ſie dem deutſchen Königtum trotz ſeiner großen und genialen Träger verſagt geblieben ſind, und ſchuf zwiſchen den Intereſſen des Herrſcherhauſes und denen der Nation eine Einheit, die Deutſchland ſelbſt in den Zeiten ſeiner glänzendſten Entfaltung nicht gekannt hat. So erſchien das Königtum hier in gleichmäßiger Folge Menſchenalter hindurch als die berufene Vertretung der geſamten Nation.

Von nicht geringerer Bedeutung für die Geſtaltung des franzöſiſchen Staatsweſens war ferner die andersgeartete Stellung, welche dort im Vergleich mit Deutſchland die Kirche einnahm. Ein geiſtliches Fürſtentum hat Frankreich nicht gekannt, vielmehr gab es dort nur vereinzelte Biſchöfe, die eine ähnliche Doppelſtellung einnahmen wie die deutſchen. Denn nur der Erzbiſchof von Reims und die Biſchöfe von Laon, Langres, Beauvais, Noyon und Chalons hatten in einem Teil ihrer Sprengel auch landesherrliche Befugniſſe, alle anderen, ſo reich begütert ſie ſein mochten, waren trotz ihrer früh erworbenen und ſorgſam gehegten Immunität politiſch durchaus abhängig vom Königtum und dem Staate dienſtbar geblieben und beſaßen Grafſchaftsrechte nicht über den Umfang des zur Ausſtattung ihrer Kirchen beſtimmten Landes hinaus. Dementſprechend ernannte in den unmittelbar der Krone unterſtellten Gebieten der König, in den großen Kronlehen der Landesherr die Biſchöfe und verfügte ſo über die militäriſchen und finanziellen Mittel der betreffenden Kirchen. Daher hat Frankreich denn auch an dem Inveſtiturſtreit unmittelbar keinen Anteil gehabt: es herrſchte dort in Bezug auf die Punkte, die für Deutſchland ſo heftig umſtritten wurden, ein gewiſſer mittlerer Brauch, der dem ſtaatlichen und dem kirchlichen Standpunkte gleichmäßig gerecht wurde und der Kurie um ſo eher annehmbar ſchien, als ſie des franzöſiſchen Königtums als ihres wichtigſten Rückhaltes gegen Deutſchland nicht entbehren konnte. War ein Bistum erledigt, ſo wählte nach eingeholter königlicher Erlaubnis das betreffende Kapitel einen neuen Hirten, der nach Empfang der Weihe zur Entgegennahme der Belehnung mit dem Weltlichen am Hofe erſchien. Hier fehlte der Gegenſatz, in den die deutſchen Biſchöfe durch ihre weltlichen Machtintereſſen ſo leicht zu der Krone gerieten: ohne weltlich-fürſtliche Rechte und Anſprüche waren die franzöſiſchen auf engen Anſchluß an die Krone hingewieſen und haben daher auch in den großen inneren Kriſen meiſt zu ihr geſtanden.

Gewiß war die Stellung des französischen Episkopates natürlicher und gesünder als die des deutschen und des burgundischen: sie bewahrte den Klerus vor tieferer Verstrickung in rein weltliche Händel und ermöglichte ihm eine ungestörte, verdienstvolle Thätigkeit auf dem Gebiete, auf das die Kirche ihrem Beruf nach vornehmlich hingewiesen ist. Die deutsche Kirche des zehnten bis zwölften Jahrhunderts hat treffliche Regenten und bedeutende Staatsmänner hervorgebracht, jedoch niemanden fast, der auf die theologische Wissenschaft und das kirchliche Leben überhaupt ähnlich epochemachend eingewirkt hätte, wie das eine ganze Reihe französischer Kleriker gethan hat. Die reformatorischen Bewegungen, welche die Wendepunkte in der Geschichte der mittelalterlichen Kirche bezeichnen, entsprangen ausnahmslos in Frankreich. Die Cluniacenser so gut wie die Prämonstratenser und die Cistercienser sind von dort ausgegangen, und die theologische Wissenschaft jener Zeit hat die entscheidenden Impulse und die maßgebenden Formen ihrer Gestaltung jederzeit von dorther empfangen. In Paris ist die Scholastik zu dem System ausgestaltet, welches das Geistesleben des Abendlandes, Jahrhunderte lang beherrschen konnte. Dort lag das geistige Zentrum des Abendlandes, und die dortige Theologenschule war der Hort der Orthodoxie, zugleich freilich auch die Stätte, wo im Kampfe der Geister freiere Richtungen zuerst kühn hervortraten.

An innerer Einheitlichkeit, Stetigkeit der fortschreitenden Bewegung und Lebensfähigkeit des Ergebnisses übertrifft die Entwickelung Frankreichs die Deutschlands bei weitem, mag sie ihr an historischem Interesse und dramatischer Bewegtheit nachstehen. In Deutschlands Geschichte üben einzelne große Persönlichkeiten entscheidenden Einfluß, indem sie den Gang der Entwickelung beinahe gewaltsam durchbrechen und in eine bestimmte Richtung abzulenken versuchen. In Frankreich folgen die meist mäßig begabten capetingischen Könige jener Zeit dem Zuge, den die nationale Entwickelung in Kirche und Staat einschlug, und gewinnen von da aus an moralischer Autorität und politischer Bedeutung. Dadurch wurden auch die nachteiligen Wirkungen aufgehoben, die einzelne heftige Krisen im Innern, die freilich meist persönliche Anlässe hatten, auf den Fortgang der an das Königtum geknüpften nationalen Entwickelung auszuüben drohten.

Der Nachfolger Hugo Capets, der im Oktober 996 starb, war sein Sohn Robert (996—1031). Unter Gerbert von Reims gelehrt gebildet, hatte er mehr für kirchliche und litterarische Interessen Sinn als für die mannigfachen Händel, die Frankreich mit wüstem Waffenlärm erfüllten, kam aber durch die eigenmächtige Scheidung seiner ersten Ehe und die Heirat mit Bertha von Burgund, einer Nichte der Kaiserin Adelheid, welche die Kirche wegen Verwandtschaft der Gatten verwarf, mit der römischen Kurie in einen heftigen Streit, in dem er sich schließlich dem Spruche Gregors V. (996—999) beugen mußte. Ihm folgte sein dritter Sohn Heinrich I. (1031—60), der bisher das Herzogtum Burgund inne gehabt hatte, das er nun seinem jüngeren Bruder Robert überließ: dennoch empörte sich dieser, um die Krone an sich

Angebliche Statue
Herzog Roberts von der Normandie;
in der Kathedrale zu Gloucester. (Nach Stothard.)

zu bringen. Anfangs in harter Bedrängnis, ja zur Flucht aus dem Lande genötigt, gewann Heinrich mit Hilfe des Herzogs Robert von der Normandie — der als des Brudermords verdächtig vom Volke der Teufel genannt wurde und 1035 auf einer Bußfahrt nach dem heiligen Lande in Nicäa starb — die Herrschaft wieder und behauptete sie auch in mannigfachen Kämpfen mit den rebellischen Großen.

Ernste Schwierigkeiten brachte Frankreich die Regierung des dritten Capetingers, des trotz seiner Unmündigkeit noch bei Lebzeiten seines Vaters mit großem Prunk zum König gekrönten Philipp I. (1060—1108). Anfangs unter der Regentschaft des tüchtigen Grafen Balduin von Flandern, geriet er später auf Abwege, die ihn namentlich auch mit dem hierarchischen Papsttum in einen schweren Konflikt brachten. Schlaff und unkriegerisch hatte er keinen Anteil an dem begeisterten Aufschwung, den unter dem Einfluß der Kreuzzugsbewegung das thatenlustige französische Rittertum nahm; durch einen anstößigen Ehehandel bereitete er dem Papsttum, das ihm in der Investiturfrage aus Rücksicht auf Deutschland mit großer Nachsicht begegnet war, einen Triumph, der nicht bloß seine Person, sondern das Königtum als solches empfindlich traf. Nach zwanzigjähriger Ehe hatte er seine Gemahlin Bertha, die Tochter Roberts des Friesen, des mächtigen Grafen von Holland und Flandern, der auch der Schwiegervater Wilhelms von der Normandie war, unter nichtigen Vorwänden verstoßen und in ein Kloster verwiesen und sich

mit Bertrade, der von ihm entführten ſchönen Gattin des reichen Grafen Fulco von Anjou, vermählt. Den Mahnungen der Geiſtlichkeit bot er Trotz; auch der Bann, den eine Verſammlung der franzöſiſchen Biſchöfe ausſprach, machte keinen Eindruck auf ihn. Da kam 1095 Urban II. ſelbſt nach Frankreich und erneute die Exkommunikation auf dem Konzil zu Clermont, das die Waffnung der abendländiſchen Chriſtenheit zur Befreiung des heiligen Landes beſchloß. Nun erſt gehorchte Philipp, bald aber kehrte Bertrade in ſein Haus zurück; von neuem ſchritt die Kirche ſtrafend ein, um doch nur vorübergehend Gehorſam von ihm zu erzwingen. Bei der hohen Bedeutung, welche die kirchliche Weihe dem franzöſiſchen Königtum gab, that dieſer durch arge ſittliche Verſchuldung herbeigeführte Konflikt mit der Kirche der Krone ſchweren Abbruch, zumal in einer Zeit, wo infolge der Eroberung Englands durch den von der Kirche bevollmächtigten Normannenherzog das franzöſiſche Königtum durch die Übermacht eines Vaſallen, der jenſeits des Kanals Souverän war, ohnehin ſchon ernſtlich bedroht wurde.

Brakteat des Königs Philipp. (Nach Eſſenwein.)

Mit Philipps Sohn, Ludwig VI. (1108 bis 1137), begann eine beſſere Zeit. Nachdem er ſich mit Hilfe der Geiſtlichkeit, namentlich des Biſchofs Ivo von Chartres, die Nachfolge, von der die Großen ihn auszuſchließen wünſchten, geſichert hatte, trat er mit rückſichtsloſer Strenge dem wüſten Fehdeweſen entgegen, das unter dem ſchwachen Vater furchtbar überhand genommen hatte. Deshalb griff ein Teil des Adels gegen ihn zu den Waffen. Mit Hilfe der Rebellen verſuchte ſeine Stiefmutter Bertrade einem ihrer Söhne, obgleich dieſelben einer kirchlich annullierten Ehe entſtammten, die Krone zu verſchaffen. Dazu kam dann ein mehrjähriger Krieg mit Heinrich I. von England, der ſeinem Neffen Wilhelm, dem Sohne Herzog Roberts, die Normandie entriß, deren dauernde Vereinigung mit England bereits als eine ſchwere Gefahr für das franzöſiſche Königtum erkannt war. Schließlich vermittelte Papſt Kalixtus II. den Frieden, der freilich die Gegenſätze nicht ausglich. Auch Ludwigs Verſuch Flandern enger mit Frankreich zu verbinden, hatte nach wechſelvollen Kämpfen ſchließlich keinen Erfolg. Glänzende Ausſichten glaubte Ludwig VI. ſeinem Hauſe zu erſchließen, als er ſeinen Sohn Ludwig, der ebenfalls bereits Krönung und Salbung empfangen hatte, mit der reichſten Erbin Frankreichs vermählte, der ſchönen und heißblütigen Eleonore, der Tochter Herzog Wilhelms X. von Aquitanien, der auf einer Pilgerreiſe nach dem Grabe des heiligen Jacobus zu Compoſtella fern der Heimat geſtorben war. Sie brachte ihrem Gemahl die Anwartſchaft auf die reichen Landſchaften im Süden der Loire zu, Guienne, Poitou und Gascogne. Schließlich wurde dieſe Ehe für Frankreich und die Capetinger die Quelle endloſer Kriege und der aller-

ſchwerſten Bedrängnis. Denn während Ludwig VII. (1137—80), beraten von dem ſtaatsklugen Abte Suger von S. Denis, im Innern die Politik ſeiner Vorgänger weiterführte und in den vielfach begünſtigten Städten einen Rückhalt gegen die großen Vaſallen und die mit den Städten hadernden Biſchöfe fand, nach außen durch engen Anſchluß an das hierarchiſche Papſttum auf Schwächung des deutſchen Königtums hinarbeitete, führte die Leichtfertigkeit Eleonorens, die ihn auf dem zweiten unglücklichen Kreuzzuge begleitete, zur Löſung der Ehe, die ohnehin von kirchlicher Seite wegen der Verwandtſchaft der Gatten angefochten war und den König in ſeinem Gewiſſen beunruhigte. Ein Beweis ſtrenger Rechtlichkeit, aber politiſch ein ſchwerer Fehler war es, daß Ludwig VII. nun auch auf all die Rechte verzichtete, die ihm mit Eleonorens Hand auf Südfrankreich zu teil geworden waren. Denn als Eleonore ſich danach mit Heinrich von Anjou verheiratete, dem Sohne der Witwe Kaiſer Heinrichs V. aus ihrer Ehe mit Gotfried Plantagenet von Anjou, erhielt dieſer, der bereits die engliſche Krone beanſpruchte, jene reichen Gebiete, deren bald danach erfolgte Vereinigung mit der Normandie und England das franzöſiſche Königtum zu völliger Ohnmacht herabzudrücken drohte.

Mit der Erhebung der Plantegenets auf den Thron Englands gewinnt dieſes für länger als ein Menſchenalter die leitende Stellung in Weſteuropa, obgleich es der nationalen Einheit noch entbehrte und in ſeinen feſtländiſchen Teilen, wenn auch nicht gerade franzöſiſch, ſo doch ſicher romaniſch war.

In einem nationalen Heldenkampfe hatte Alfred der Große die Grundlagen des angelſächſiſchen Staates gegen den zerſtörenden Anſturm der Normannen verteidigt. Seine Nachfolger waren weniger tüchtig und weniger glücklich: ſie vermochten nicht die erneute Dänennot von dem Lande abzuwehren. Alfreds Sohn Edward (901—24) ſicherte des Vaters Erfolge durch die Anlegung von Grenzburgen und gab ſo vielleicht dem deutſchen König Heinrich, deſſen Sohn Otto ſeine Tochter Edith heiratete, Anregung und Vorbild zu den Verteidigungsanſtalten, die Sachſen gegen die Ungarn deckten. Sein Sohn und Nachfolger Äthelſtan erfocht 937 bei Brunanburg einen herrlichen Sieg über die verbündeten Dänen und Schotten und unterwarf die aufſtändiſchen Northumbrier. Dauernd aber wurden dieſe erſt durch Äthelſtans Nachfolger, ſeine jüngeren Brüder Edmund (941—46) und Edred (946—57), unterworfen. Dann folgt eine Zeit ſchnellen Verfalls, in der die Erfolge Alfreds des Großen unaufhaltſam verloren gehen. Edreds Nachfolger, Edwin (955—59), der Sohn Edmunds, geriet infolge eines anſtößigen Liebeshandels in einen ſchweren Konflikt mit der angelſächſiſchen Geiſtlichkeit, die des Königs perſönliche Verſtöße benutzte, um das Königtum zu demütigen. So übertrug die hierarchiſche Partei, an ihrer Spitze Dunſtan, der Abt von Gloceſterbury, den Streit auf das politiſche Gebiet: bei einem von ihr veranlaßten Aufruhr wurde der König getötet und durch ſeinen Bruder Edgar (950—975) erſetzt. Tapfer und glücklich im Kampfe mit Iren und Dänen, im übrigen aber von lockerer Sitte und vor-

Gotfried Plantagenet, Earl von Maine und Anjou. † 1149.
Grabplatte in Schmelzarbeit. Ehemals in der Kathedrale St. Julien zu Mans, jetzt im Muſeum zu Mans.
(Nach Stothard.)

nehmlich galanten Abenteuern nachgehend, überließ dieser die Leitung von Staat und Kirche den Männern, denen er die Krone verdankte, obenan dem zum Erzbischof von Canterbury aufgestiegenen Dunstan. Sein Tod und die Unmündigkeit seines Sohnes Edward (975—78) gaben die Herrschaft vollends in die Hand dieser Leute, veranlaßten aber auch ein heftigeres Gegenstreben, so daß das Reich von leidenschaftlichen Parteikämpfen zerrissen wurde. Auf Anlaß seiner Stiefmutter wurde Edward ermordet und sein Stiefbruder Äthelred II. (978 — 1018) erhoben: die fast vierzigjährige Regierung desselben führte zu tiefem Verfall des Reiches, besonders seit 988 Dunstan gestorben war und der junge König seiner zwar eigennützigen, aber kraftvollen Leitung entbehrte. Die inneren Wirren veranlaßten nun auch die Dänen zur Erneuerung ihrer Einfälle, denen die Angelsachsen sich nicht mehr gewachsen zeigten. Durch schmähliche Tributzahlungen suchten sie die übermütigen Feinde abzukaufen, um immer nach einiger Zeit mit neuen Anforderungen heimgesucht zu werden: bald mußte eine besondere dauernde Abgabe auf das Land gelegt werden, das „Dänengeld", aus dessen Ertrag die sich immer schneller wiederholenden Däneneinfälle abgekauft werden sollten. Der Erfolg war natürlich unbefriedigend: die Einrichtung lockte vielmehr immer neue Dänenscharen in das Land. Die Grenzlandschaften wurden allmählich ganz von den fremden Eindringlingen okkupiert, die den angelsächsischen Grundherren und Bauern durch Raub, Erpressung und Mißhandlung aller Art zum äußersten brachten. Nach geheimer Verabredung erhoben sich diese endlich an einem und demselben Tage, überfielen die Fremdlinge und machten ihrer, soviel sie konnten, meuchlings nieder und schonten in ihrer leidenschaftlichen Erbitterung selbst Weiber und Kinder nicht. Dieser Dänenmord vom Tage des heiligen Briccius (13. November) 1002 beschleunigte die Katastrophe des angelsächsischen Reiches: denn um Blutrache zu üben, fielen die Dänen nun erst recht über das meuchelmörderische Volk her, das nach wie vor von inneren Parteiungen zerrissen und durch das Dänengeld ausgesogen, zu erfolgreichem Widerstand allmählich ganz unfähig wurde. So konnte der Dänenkönig Sven im Jahre 1013 ohne besondere Schwierigkeit die förmliche Eroberung zu Ende führen: die meisten angelsächsischen Großen erkauften durch Huldigung des Siegers Gnade, Äthelred floh nach der Normandie, deren Herzog Wilhelm ihm seine Schwester Emma vermählt hatte. Sein Versuch nach Svens frühem Tod 1014 sein Reich zurückzugewinnen, wurde durch dessen großen Sohn Knud wieder vereitelt; er selbst starb darüber, sein tapferer Sohn Edmund behauptete sich mühsam im südlichen Teile des Landes. Als er 1016 starb, wurde der Däne Knud in feierlicher Reichsversammlung auch von den angelsächsischen Großen als ihr König anerkannt.

König Knud, der mit der Herrschaft über England die über Dänemark und Norwegen verband, gehört zu den bedeutendsten Herrschergestalten des Mittelalters und ist nicht mit Unrecht als der Große bezeichnet worden. An der Spitze eines wilden Eroberervolkes hatte er doch volles Verständnis für die

Segnungen friedlicher Kultur; im Heidentume aufgewachsen, erkannte er doch im Christentume die Macht, der die Zukunft gehörte. Durch beider bildenden Einfluß wollte er seine Dänen aus der nordischen Barbarei erlösen. So trat er zum Christentume über, machte 1026 eine Wallfahrt nach Rom und knüpfte damit eigentlich an die großen, kulturgeschichtlich so wichtig gewordenen Traditionen der besten angelsächsischen Zeit an, bestrebt, den im Laufe von Menschenaltern aufgesammelten nationalen Haß zwischen Dänen und Angelsachsen zu entwaffnen und beide Völker zu friedlichem Nebeneinander zu gewöhnen und von da aus vielleicht allmählich zu dauernder Lebensgemeinschaft zu führen. Dazu bedurfte es freilich eines ernsten Willens, einer festen und ruhigen Hand und gleichmäßiger Strenge gegen beide Teile. All das aber besaß Knud der Große in reichem Maße, so daß auch die Angelsachsen sich in ihr Schicksal fanden und nach dem trostlosen Wirrsal der letzten Jahrzehnte sich des Friedens und der Ordnung freuten, die des Dänenkönigs strafes Regiment ihnen gewährte. Indem er Äthelreds Witwe, die Normännin Emma, heiratete, bahnte Knud im königlichen Hause selbst die Ausgleichung der nationalen Gegensätze an. Aber eben hier entsprang neues Unheil.

Siegel von Edward dem Bekenner.
Umschrift: SIGILLVM EADVVARDI ANGLORVM BASILEI †
Nach einem Abdruck im brit. Museum zu London.

Denn als Knud 1035 einem frühen Tode erlag, trat eine Dreispaltung des Reiches ein. Nicht genug, daß die Angelsachsen Äthelreds Sohn Edward zum König ausriefen, auch die Dänen waren uneinig: die einen machten Knuds erstgeborenen Sohn Harald, die anderen den Knaben, den Emma geboren, zum König. Durch Haralds frühen Tod erlangte letzterer bei allen Dänen Anerkennung, untergrub aber seine Herrschaft durch tyrannische Willkür. Sein Tod 1042 bahnte Edward den Weg zum Throne. Aber dieser war nicht bloß in engherziger kirchlicher Denkweise befangen und nach Neigungen und Lebensweise mehr zum Mönch als zum Fürsten eines kriegerischen Volkes geeignet, sondern er war infolge seiner Erziehung in der Normandie auch dem angelsächsischen Volkstum entfremdet und hing an der fremden normänni-

französischen Sitte, die er an seinem Hofe zur Geltung zu bringen suchte. Die Erhebung normännischer Geistlicher zu den höchsten Würden der angelsächsischen Kirche drohte diese ihres nationalen Zuges zu berauben. Erst eine Volkserhebung unter Graf Goswin von Wessex that 1052 diesem gefährlichen Treiben Einhalt, verurteilte aber Edward, den seine kirchlichen Freunde mit dem nicht eben als Ruhm zu deutenden Beinamen des Bekenners belegten, vollends zu trauriger Unbedeutendheit. Selbst die Aufzeichnung der alten angelsächsischen Gesetze, aus der ihm die Nachwelt mißverständlicher Weise ein besonderes Verdienst hat machen wollen, ist ihm durch seine meuternden Unterthanen abgezwungen, um der weiteren Einschleppung fremder Rechtsbräuche einen Damm entgegenzusetzen. Wie sehr Edwards schwächliche und unvolkstümliche Regierung das angelsächsische Volk dem Königshause entfremdet hatte, zeigte sich, als nach seinem Tode 1058 nicht der letzte Sproß des legitimen Königshauses, der Sohn von König Äthelreds tapferem Sohne Edmund, Edgar Äthelig, sondern Harald, der Sohn des Führers der nationalen Opposition gegen Edward den Bekenner, auf den Thron erhoben wurde. Doch war die Entartung des angelsächsischen Volkes schon so weit vorgeschritten, daß es in ihm eine starke Partei gab, die um ihres besonderen Vorteils willen ein kriegerisches nationales Königtum, wie es Harald verhieß, gar nicht wünschte. So dachte außer einzelnen eigensüchtigen Großen, welche die unter dem schwachen Bekenner erlangte Unabhängigkeit bewahren wollten, namentlich die Mehrheit der hohen Geistlichkeit, die seit Edwards Zeiten stark mit normännischen und hierarchischen Elementen durchsetzt war. Ihre Wünsche begegneten sich so mit den Entwürfen des Herzogs Wilhelm von der Normandie, der aus der Verschwägerung seines Hauses mit dem der angelsächsischen Könige Erbansprüche herleitete, thatsächlich aber doch nur nach alter Normannenart als kriegsgewaltiger Eroberer ein Glück machen wollte, wie es seinen Volksgenossen in Unteritalien und Sizilien, seinen Vorfahren in der Normandie zu teil geworden war. Einen Bundesgenossen fand er dabei in dem hierarchischen Papsttum, das die nationalen Kirchen zu beseitigen, nach der römischen Schablone umzugestalten und ganz von sich abhängig zu machen strebte und die Gelegenheit benutzte, um die Theorie von der Überordnung des Papsttums über alles weltliche Fürstentum samt seinem Rechte, Staaten und Kronen zu vergeben, einmal thatsächlich zur Anerkennung zu bringen. So wurde Wilhelm von Papst Alexander II., als ob es einen Kampf gegen Ungläubige gälte, feierlich zum Kriege gegen die Angelsachsen geweiht und zog unter einer aus Rom übersandten Fahne und mit kostbaren Reliquien ausgerüstet gegen Harald zu Felde, den die Kirche als Usurpator bannte. Durch einen Aufstand des eigenen Bruders beschäftigt, konnte Harald die Landung des gewaltigen Heeres nicht hindern, mit dem Herzog Wilhelm im Herbste 1066 über den Kanal setzte. An der südlichen Küste von Sussex, bei Hastings, kam es am 14. Oktober 1066 zu der Entscheidungsschlacht, in der sich unter Haralds heldenmütiger Führung die alte Tapferkeit des angelsächsischen Volkes zwar noch einmal

glänzend bewährte, aber schließlich der überlegenen Kriegskunst der Normannen erlag. Harald und die Blüte des angelsächsischen Adels haben die Katastrophe ihres nationalen Staates nicht überlebt.

Denn eine solche war mit dem Siege von Hastings erfolgt, und viel schlimmer als zur Zeit des großen Dänen Knud brach die Fremdherrschaft mit allen ihren Schrecken und Demütigungen über die Besiegten herein. Unbarmherzig wurden Staat und Kirche normännisch gemacht, d. h. romanisiert. Wiederholte Aufstände und der erbitterte Widerstand, den die Angelsachsen in den nördlichen Landschaften leisteten, steigerten mit der Wut der Sieger nur die Leiden

Harald, Wilhelm dem Eroberer schwörend.
Eine Gruppe aus den Darstellungen der Stickerei von Bayeux; 11. Jahrh. Dom zu Bayeux.
(Nach F. R. Fowke.)

der Besiegten. Normännische Geistliche erhielten die Bistümer und Abteien, an ihrer Spitze als Erzbischof von Canterbury Lanfranc, der aus Italien gebürtige Vorsteher des Stephansklosters zu Caen. Die angelsächsische Sprache wurde im Gottesdienst nicht mehr geduldet, der vielfach eigenartige Brauch der angelsächsischen Kirche wich den römischen Kultformen. Radikaler noch war die Umwälzung in den Besitzverhältnissen und der auf ihnen beruhenden militärisch-politischen Ordnung des Staates. Denn wenn auch Wilhelm der Eroberer, der sich 1066 in der Peterskirche in London und dann noch einmal 1068 in York zum König krönen ließ, sein Recht auf die Krone lieber aus seiner Verwandtschaft mit Edward dem Bekenner als aus der Eroberung herleitete, so handelte er doch bei der Organisation von Land und Volk rück-

ſichtslos nach dem Rechte der Eroberung. Das ganze Königsgut, der Beſitz Haralds und alles Eigen der im Kampfe überwundenen angelſächſiſchen Fürſten und Großen galten nach Kriegsrecht als ihm verfallen: er that es zu Lehen aus an ſeine normänniſchen Waffengefährten gegen die Verpflichtung zu weiterem Waffendienſt. In ganz gleicher Weiſe wurden auch die Güter der in ihrem Beſitz belaſſenen Angelſachſen und der Kirche für den König militäriſch nutzbar gemacht. Wer von den ſo Belehnten von dem ihm aufgetragenen Land wieder zu Lehen austhat, verpflichtete ſeine Aftervaſallen zur

Siegel Wilhelms des Eroberers. Vorderſeite.
Nach einem Abdruck im britiſchen Muſeum zu London.

Übernahme der entſprechenden Dienſte, ſo daß hier thatſächlich der geſamte vorhandene Landbeſitz zum Kriegsdienſt herangezogen wurde, und zwar mußte jeder einzelne, gleichviel ob er mittelbar oder unmittelbar unter dem König ſtand, ohne Rückſicht auf die Stellung ſeines nächſten Herrn, dem Ruf des Königs zu den Waffen Folge leiſten. So klar das Prinzip der von Wilhelm durchgeführten Ordnung iſt, ſo wenig ſicher iſt die Überlieferung von der Geſtalt, die dieſe Dinge damals im einzelnen angenommen haben werden. Namentlich giebt das berühmte Domesdaybook, in dem man früher einen koſtbaren Reſt des Grundbuchs von England mit der durch den Eroberer vollzogenen Landaufteilung, dann eine Überſicht des zu Ausgang der angelſächſiſchen Periode vorhandenen Landbeſitzſtandes hat ſehen wollen, nur ein Bild dieſer

Verhältniſſe, wie ſie ſich etwa zwanzig Jahre nach der Eroberung geſtaltet hatten. Bei der nachmaligen Abteilung dieſes Grundbeſitzes in Rittergüter wurde nicht bloß der ertragfähige Acker eingeſchätzt, ſondern jede Art von Nutzen mit in Rechnung gezogen, der aus Wald, Wieſe, Weide u. ſ. w. gewonnen werden konnte, und danach dann beſtimmt, was davon an Schilden, d. h. Kriesmannen zu ſtellen und an Lehnsgefällen zu entrichten war. In gleicher Weiſe wurde aller irgendwie nutzbare Beſitz eingeſchätzt und belaſtet: ein Rittergut ſtellte demnach in dem Normannenſtaate in England nicht einen

Siegel Wilhelms des Eroberers. Rückſeite.
Nach einem Abdruck im britiſchen Muſeum zu London.

beſtimmten Landbeſitz dar, ſondern ein Beſitzquantum, welches ſeinem Inhaber ſei es an Naturalien, ſei es an Geld, ſei es durch die Dienſte der darauf ſitzenden Hörigen eine jährliche Einnahme von 15 und ſpäter von 20 Pfund Silber gewährte und von dem dem Könige bei Strafe der Konfiskation ein Ritter zu vierzigtägigem Dienſte geſtellt werden mußte.

So wurde England ein auf der genaueſten Einſchätzung jeglicher Art von Ertrag beruhender militäriſcher Feudalſtaat, in dem die normänniſchen Ritter und die zu ihnen übergegangenen angelſächſiſchen Großen als der herrſchende Kriegerſtand der großen Menge der unterworfenen und zu harter Dienſtbarkeit gebeugten Angelſachſen gegenüberſtanden. Es war ein einziges großes, nach dem Beſitze gegliedertes Heer, obenan der König, durch den ihm

vorbehaltenen reichen Landbesitz mit einem glänzenden Hof ganz unabhängig gestellt, dann die geistlichen und weltlichen Kronvasallen, von denen die am meisten begüterten in verschiedenen Grafschaften reiche Besitzungen hatten, weiterhin die etwa 8000 Edelleute, die wiederum von den großen Kronvasallen belehnt waren, während die gesamte sonstige Bevölkerung, auch die persönlich freien Leute, außerhalb dieser streng geschlossenen Lehnsordnung standen und sei es mit ihren Diensten, sei es mit der von ihnen zu entrichtenden Schatzung zu den unter jene verteilten Ritterlehen gehörten und von deren Inhabern im Falle des Aufgebotes mit zu den Waffen gerufen wurden. Das gab eine für jene Zeit unvergleichliche Wehrkraft: an Lehnsleuten allein brachte des Königs Wort sofort ungefähr 8000 Mann unter die Waffen, ein allgemeines Aufgebot stellte ihm alsbald 60 000 Mann ins Feld. Auch die Verwaltung und Rechtspflege, für welche die alten angelsächsischen Grundlagen beibehalten wurden, war von dem straffen Geiste militärischer Zucht und Ordnung erfüllt und namentlich die fiskalische Genauigkeit der Finanzverwaltung und die unnachsichtige Härte polizeilicher Präventiv- und Strafmaßregeln in einer Vollkommenheit ausgebildet, wie sonst in keinem Staate des Mittelalters. In beiden Hinsichten beruhte die Verwaltung wesentlich in dem Amte der den einzelnen Grafschaften vorgesetzten Sheriffs, die, von oben sehr kurz gehalten, einen ähnlichen Druck auch nach unten hin ausübten. Mit Sehnsucht gedachten die Angelsachsen der alten Freiheit, und nur in finsterm Groll fügten sie sich dem eisernen Zwange, der auf sie gelegt war: in bitterer Feindschaft standen sie den übermütigen Siegern gegenüber, und Menschenalter vergingen, ohne daß auch nur der geringste Schritt zur Annäherung zwischen beiden geschah.

Am 7. Dezember 1087 starb Wilhelm der Eroberer. Streitigkeiten innerhalb des königlichen Hauses selbst verschoben alsbald auch das Verhältnis der in dem Reiche vereinigten Nationalitäten. Denn der Eroberer hatte eine Teilung verfügt, so daß die Normandie, die ihm als Haupt- und Stammland galt, seinem älteren Sohn, Herzog Robert, England dagegen dem jüngeren, Wilhelm, zufallen sollte. Die normännischen Barone aber, die England auch ferner ausbeuten wollten, waren gegen eine solche Trennung. Sich zu behaupten suchte Wilhelm II. daher die Angelsachsen zu versöhnen, indem er die durch seinen Vater eingeführten Mißbräuche abzustellen versprach. Damit aber war es zu Ende, sobald Wilhelm II. die normännische Adelsopposition nicht mehr zu fürchten hatte. Namentlich die Kirche hatte über vielfache Vergewaltigung zu klagen, und selbst die Mahnungen des edlen Anselm von Bec, der Wilhelms Lehrer Lanfranc auf dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury gefolgt war, bewirkten immer nur eine vorübergehende Besserung. Trotz der kriegerischen Tüchtigkeit, die er im Kampfe gegen die Schotten in der Mark Cumberland und gegen die Walliser bethätigte, blieb Wilhelm allgemein verhaßt: auch bei seinen Normannen wurde sein Tod (2. August) 1100 mit unverhohlener Freude begrüßt. Da er keinen Erben hinterließ, wählten geistliche und weltliche Große unter Zustimmung des Volkes mit Übergehung Roberts von der Nor-

mandie, der zudem auf dem Kreuzzuge abwesend war, des Eroberers dritten Sohn Heinrich zum König und ließen ihn zu Westminster krönen. Mehr noch wie sein Vorgänger bedurfte Heinrich (1100—25) zur Sicherung seiner Herrschaft gegen die Ansprüche des erstgeborenen Bruders der Anhänglichkeit der beiden in seinem Reiche vereinigten Volksstämme. Deshalb gelobte er

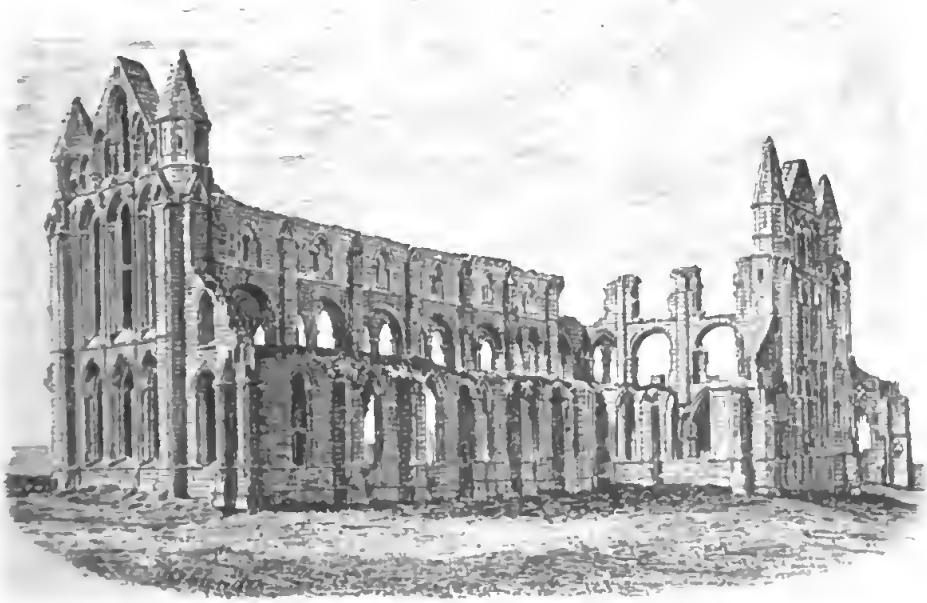
Kupferplatte mit Schmelzarbeit aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, darstellend Heinrich von Blois, Bischof von Wincheſter. London, brit. Muſeum.

den Angelsachsen die Aufrechterhaltung der sogenannten Gesetze Edwards des Bekenners und vermählte sich mit Mathilde, der Nichte Edgar Äthelings, der Enkelin Edwards, des gegen Knud gefallenen Sohnes König Äthelstans, deren Mutter, der letzte Sproß aus Alfreds Stamm, des Schottenkönigs Malcolm Conmore Gattin geworden war. Als dann Robert aus dem Osten heimgekehrt sein Erstgeburtsrecht mit den Waffen zur Anerkennung zu bringen versuchte, wurde er 1108 besiegt und gefangen und blieb bis an sein Ende

1134 in ehrenvoller Haft. Auch seines Sohnes Wilhelm Clito Versuch, mit Hilfe Frankreichs die Normandie zurückzugewinnen, scheiterte: das Herzogtum blieb seitdem ein Herd der Opposition gegen die englischen Könige und damit der Schauplatz immer erneuter Aufstandsversuche und Adelsfehden. Auch für England, das sich mit Heinrich I. gedeihlich entwickelte, wurde dessen Tod der Anlaß zu einer ernsten Krisis.

Wie König Heinrich erst mit dem Bruder um die Krone zu kämpfen gehabt hatte, so geriet er später über die Nachfolge in Streit mit der einzigen Tochter. Sein Sohn Wilhelm war 1120 auf der Überfahrt nach der Normandie ums Leben gekommen; seine Schwester Mathilde, die Witwe Kaiser Heinrichs V., nunmehr die Erbin Englands und der Normandie, heiratete den reichbegüterten Grafen Gotfried von Anjou, erregte dadurch aber nicht bloß Unzufriedenheit bei den normännischen Großen, sondern zerfiel in der Folge auch mit dem Vater, der mit Recht Bedenken trug, eine Frau an die Spitze eines ausgesprochenen Kriegerstaates zu stellen. Daraufhin erhob Graf Stephan von Blois, der Sohn Adelens, der Schwester des Königs, die dem am ersten Kreuzzuge beteiligten Grafen Stephan von Blois vermählt war, Ansprüche auf die Nachfolge, durch seine Erziehung am englischen Hofe im Lande heimisch und durch seine angenehme Persönlichkeit auch bei den Großen beliebt. Ein Bruder von ihm war Bischof von Wincheſter. Durch dessen Vermittelung leistete die römische Kurie Stephans Werbungen Vorschub, und wenige Wochen nach Heinrichs I. Tod (im Dezember) empfing der Graf von Blois Weihnachten 1135 die Krönung. Da er aber unter diesen Umständen nicht mit der Energie auftreten konnte wie sein Vorgänger, so lockerte der Lehnsverband sich schnell, und bald war infolgedessen die ganze staatliche Ordnung in Frage gestellt. Nicht genug, daß König Stephan durch eine erweiterte Anerkennung der angelsächsischen Gesetze dem unterworfenen Stamme zu gesteigerter Geltung verhalf, Ostern 1139 mußte er zu Oxford dem Klerus und Adel gegenüber Verbindlichkeiten eingehen, die auf eine nachträgliche Wahlkapitulation hinausliefen. Denn indem er der Kirche nicht bloß alle ihre damaligen sowie alle noch fernerhin zu erwerbenden Besitzungen und Rechte bestätigte, sondern auch auf den dem König bisher zugestandenen Einfluß auf die Besetzung der geistlichen Würden Verzicht leistete, dem Adel aber Abstellung aller Bedrückungen und Ungerechtigkeiten und genaue Beobachtung des guten alten Brauches zusagte, geschah der erste Schritt zur Einschränkung des bisher nahezu absoluten normännischen Königtums, das der Eroberer in der Form eines kriegerischen Feudalstaates geschaffen hatte. Begünstigt aber wurde diese Entwickelung, als Mathilde und ihr Gemahl sich mit ihrem Anhange zur gemeinsamen Durchsetzung ihres Rechtes auf die Krone erhoben und so das Signal zu einem mehrjährigen Bürgerkriege gaben, den auch die Schotten und die räuberischen Walliser zu neuen Einfällen benutzten. Erst als König Stephan es mit den Bischöfen verdarb, neigte sich der Sieg auf die Seite Mathildens, die ihren Gegner 1142 in einer Schlacht bei Lincoln gefangen nahm und als Königin

gekrönt wurde. Bald aber machte sie sich durch unbesonnene Begünstigung des normännischen Wesens zahlreiche Gegner, so daß der der Haft entlassene Gegenkönig mit seinem Anhange im Felde erscheinen konnte. Zehn Jahre noch erfüllte ein verwüstender Bürgerkrieg England. Entschieden wurde er erst durch eine folgenreiche Änderung der Machtverhältnisse auf dem Festlande. Der Sohn Mathildens und Gotfrieds von Anjou, der hochstrebende, ritterliche Heinrich, der von dem Ginsterzweig, den er als Helmzeichen trug, den seinem Geschlecht gebliebenen Beinamen Plantagenet erhielt, eroberte die Normandie; als er damit nach des Vaters Tod Anjou und Maine und dann durch seine Ehe mit der von Ludwig VII. von Frankreich geschiedenen Eleonore von Poitou auch deren reiches, den größten Teil von Südfrankreich umfassendes Erbe vereinigte, befand er sich im Besitze einer solchen Machtfülle, daß Stephan an fernerem erfolgreichen Widerstand verzweifelte. Deshalb knüpfte er, als der Plantagenet im Herbst 1153 in England landete, Unterhandlungen an, und es kam zu einem Vertrag, nach dem Stephan bis zu seinem Lebensende König bleiben, dann aber unter Ausschluß seines zweiten Sohnes Wilhelm (der ältere, Eustach, war während des Krieges gestorben) der von ihm adoptierte Sohn Mathildens, Heinrich von Anjou, auf den Thron Englands und in der Normandie folgen sollte, der gleich jetzt als Mitregent neben ihn trat. Kaum ein Jahr bestand dieses Verhältnis: am 25. Oktober 1154 machte ihm Stephans Tod ein Ende.



Ruinen der Abtei St. Hilda bei Whitby in der Grafschaft York.
Um 650 durch König Oswald von Northumberland gegründet; unter den Nachfolgern Wilhelms des Eroberers ausgebaut. (Nach photographischer Naturaufnahme.)

Fünftes Kapitel.

Die mohammedaniſche Welt, das byzantiniſche Reich und die erſten Kreuzzüge.

Im achten und neunten Jahrhundert hatte ſich auch in der mohammedaniſchen Welt ein tiefgehender Wandel vollzogen. Bisher faſt in der ganzen langgeſtreckten Linie vom fernen Weſten bis nach Vorderaſien, in der ſie ſich mit dem chriſtlich-romaniſchen Kulturgebiet im ſüdlichen Europa und mit den Byzantinern berührte, erobernd im Vordringen begriffen, hatten die Araber infolge teils geſteigerten Widerſtandes, teils beginnender Zerſetzung ihrer ſtaatlichen und militäriſchen Organiſation damit erſt einhalten, dann bereits ſtellenweiſe zurückweichen müſſen. Im Zentrum ihrer Angriffsſtellung gegen das chriſtliche Abendland waren Unteritalien und Sizilien verloren gegangen; im Oſten war durch die Verwandlung des Kaliſats von Bagdad in einen von zuchtloſen Söldnern fremden Stammes beherrſchten Kriegerſtaat die arabiſche Nationalität aus ihrer leitenden Stellung verdrängt, und im Weſten, in der pyrenäiſchen Halbinſel, verdeckte eine blühende materielle Kultur doch kaum den Prozeß der Auflöſung, der auch dort den Chriſten den Weg zu ſiegreichem Vordringen öffnen ſollte. Dazu kam ſeit der Mitte des elften Jahrhunderts der Aufſchwung der römiſchen Kirche, die bereits unter Gregor VII. das hierarchiſche Ideal der Weltherrſchaft auch gegen die Ungläubigen zu bethätigen dachte. Bald danach begann unter beſtimmender Einwirkung auch rein weltlicher Momente jene große Angriffsbewegung der bisher in der Defenſive befindlichen abendländiſchen Chriſtenheit gegen den Islam, die wir als Kreuzzüge zu bezeichnen pflegen. Faſt zwei Jahrhunderte lang die vornehmſte gemeinſame Kraftbethätigung der abendländiſchen Chriſtenheit haben ſie trotz des ſchließlichen Mißlingens für deren Kulturentwickelung die wichtigſten Wirkungen gehabt.

Der durch die Schlacht bei Xeres de la Frontera in die Gewalt der Araber gefallene größere Teil der pyrenäiſchen Halbinſel hatte in Abderrahman, dem einzigen Omejaden, der den Mörderhänden des Abul Abbas entgangen war, einen gemeinſamen Herrſcher und in dem prächtigen Cordova ein politiſches und geiſtiges Zentrum erhalten. So herrlich dort die arabiſche Kultur noch einmal erblühte, im Gebiete des wirtſchaftlichen Lebens nicht minder wie in jeder Art von geiſtiger Thätigkeit, ſo erwieſen ſich doch auch hier die in dem

Kalifen verkörperten Momente religiöser und politischer Einigung nicht stark genug, um die auf eine Trennung hinwirkenden Momente zu überwinden, die nicht bloß in der Natur des vielgeteilten Landes, sondern auch in seiner Organisation in lauter Grenzmarken zur Bekämpfung der Christen im Norden und Westen beruhten. Noch heute begegnet man in Spanien auf Schritt und Tritt den Spuren der unermüdlichen Sorgfalt, mit der die Araber dem von der Natur dürftig ausgestatteten Lande durch künstliche Nachhilfe alle Bedingungen zu herrlichstem wirtschaftlichen Gedeihen zu verschaffen suchten, indem sie durch Kanäle und Rieselanlagen weite Landschaften in einen einzigen Fruchtgarten verwandelten, in dem von ihnen neu eingeführte Kulturpflanzen üppig gediehen. Noch heute bezeugen unvergleichliche Bauwerke, bei denen die Kühnheit der Anlage mit der technischen Vollendung in der Ausführung und der erfindungsreichen Pracht der Ornamentik wetteifert, den Kunstsinn und den Reichtum des Volkes, das dort einst geboten. Die große Moschee der Omejaden in Cordova mit ihrer einem Palmenwald vergleichbaren Säulenmasse, die mit traumhafter Pracht ausgestatteten Herrscherſitze, der Alkazar in Sevilla, die Azzahra in Cordova und die in ihren Hauptteilen freilich schon der Zeit des Verfalls angehörige Alhambra zu Granada gewähren noch in ihrer dermaligen Trümmerhaftigkeit eine lebendige Anschauung von dem nationalen Stolz, dem schöpferischen Kunstsinn und der heiteren Lebenluſt, die ihre Erbauer und Bewohner erfüllten. Zu einer Zeit, wo bei den Christen die romanische Welt unter wüsten inneren Kämpfen ihre alte, reiche Geisteskultur dahinschwinden sah, die germanische aber erst anfing ihre noch ungeschulte Kraft solchen höheren Bestrebungen zuzuwenden, blühte in dem Kalifate von Cordova jede Art von geistiger Thätigkeit und zeitigte Achtung gebietende Früchte selbst in Gebieten, die für die christliche Wissenschaft überhaupt kaum in Betracht kamen. Im Besitz einer reichen nationalen Dichtung wurden die Araber Spaniens nicht bloß in den Elementen der Naturwissenschaften, sondern auch in der Philosophie die Lehrer des christlichen Abendlandes, dem sie namentlich die Kenntnis der Schriften des Aristoteles vermittelt haben. Seine schönste Blüte entfaltete das Kalifat von Cordova unter den Zeitgenossen des ersten sächsischen Herrschers Abderrahman III. (912—61) und seinem Sohn Alhakem (961—73), wenn man wohl auch von den enthusiastischen Schilderungen, welche spätere arabische Berichterstatter von der Herrlichkeit jener Zeit entwerfen, manches wird abziehen dürfen, weil sie unter dem Eindruck der nachmals eingetretenen Wandelung unwillkürlich darauf ausgehen, die einstige Herrlichkeit ihres Volkes und Staates in ein möglichst strahlendes Licht zu setzen. Zu besonderem Ruhm aber gereicht jenen letzten großen Kalifen von Cordova die vorurteilsfreie Duldsamkeit, mit der sie ihren christlichen und jüdischen Unterthanen im religiösen und bürgerlichen Leben begegneten, freie Bewegung und vollen Anteil an ihrem blühenden Staatswesen gewährten.

Um die Wende des ersten und zweiten Jahrtausends aber begann der Verfall, der sich in ganz ähnlichen Formen vollzog wie im Bagdader Kalifate.

Das Schwinden der alten Kriegstüchtigkeit und Herrſcherkraft bei den in Wohlleben verſinkenden Omejaden lieferte ſeit Haſchem II. (976—1013) die Gewalt zugleich mit der Leitung der ſich ſtets erneuernden Kriege gegen die Chriſten in die Hand der Weſire, welche ſchließlich thatſächlich Gebieter in Krieg und Frieden wurden und die Kalifen zu völliger Bedeutungsloſigkeit herabdrückten. Weiter ergaben ſich daraus Aufſtände und Thronrevolutionen, in denen das Haus der Omejaden nach faſt dreihundertjähriger Herrſchaft 1031 ruhmlos zu Grunde ging. Das Kalifat von Cordova löſte ſich in eine Anzahl kleinerer ſelbſtändiger Staaten auf, die nicht ohne einen reizvollen Nachglanz der alten Herrlichkeit in den Herrſcherſitzen ihrer Emire zu Cordova, Toledo, Granada, Sevilla, Saragoſſa u. a. ihre Mittelpunkte fanden, ſich aber in vielfacher Parteiung und endloſen kleinen Kriegen aufrieben und ſo den Chriſten der nördlichen und weſtlichen Landſchaften den Weg zu weiterem Vordringen bahnten. Seit der Mitte des elften Jahrhundert befinden ſich die ſpaniſchen Araber meiſt in der Defenſive, in der ſie ſich des von wachſendem Glaubenseifer getragenen chriſtlichen Anſturms bald nicht mehr erwehren können, ſo daß ſie ſchnell nach Süden zurückgedrängt werden.

Die unzugänglichen Gebirgslandſchaften im Norden waren den Arabern niemals unterthänig geworden. Unter dem gotiſchen Edelmann Pelagius und dem Reccareds Stamm angehörigen Herzog Peter hatten ſich dort die Reſte der Weſtgoten frei und bei ihrem Glauben behauptet. Dort entſtand um die Mitte des achten Jahrhunderts unter Peters Sohn Alfonſo, der Pelagius' Tochter heiratete, das Königreich Aſturien, das ſich ohne Kampf ſüdwärts bis an die Mündung des Mondego und bis zum oberen Tajo und öſtlich bis Tudela und Pampelona ausdehnte, als eine furchtbare Hungersnot die Berbern zur Räumung jener Grenzdiſtrikte nötigte. Eine vorübergehende Dreiteilung ihres Reiches zu Ende des neunten und zu Anfang des zehnten Jahrhunderts lähmte aber die kriegeriſche Aktion der Aſturier, die erſt im zweiten Viertel des zehnten Jahrhunderts neue Erfolge davontrug. Namentlich eroberten die Grafen von Kaſtilien, Vaſallen des Königs von Leon, nach welchem Hauptteil das ehemalige aſturiſche Reich ſeit ſeiner Wiedervereinigung benannt wurde, das Hochland zwiſchen dem oberen Douro und dem oberen Ebro und machten ſich dort ſchließlich ſelbſtändig; als ſie 1024 ausſtarben, kam ihr Land an Navarra. Dieſes hatte ſich dank der Unzugänglichkeit der weſtlichen Pyrenäen wie erſt der Araber, ſo ſpäter der Franken glücklich erwehrt. Seit dem Beginn des zehnten Jahrhunderts breitete ſich die dortige baskiſche Bevölkerung erobernd aus und gewann namentlich die angrenzenden Gebiete der ehemaligen ſpaniſchen Mark des fränkiſchen Reiches. Um das Jahr 1000, zur Zeit Königs Sanchos des Großen (970—1035) war Navarra der mächtigſte von den chriſtlichen Staaten der Pyrenäenhalbinſel, da es im Oſten die Grafſchaft Ribagorza, im Süden Kaſtilien und im Südweſten ſogar einen Teil von Leon in ſeine Gewalt gebracht hatte. Aber die von Sancho verfügte Teilung bewirkte einen völligen Wandel der Machtverhältniſſe. Todesfälle im königlichen

Die
WESTLICHEN LÄNDER
des
ISLAM
Maßstab 1 12600000
MITTELLÄNDISCHES MEER
Sardinien
Sicilien
Balearen
Corsica
Rom
Neapel
Palermo
Tripolis
Tunis
Algier
Oran
Fez
Tanger
Gibraltar
Cadiz
Sevilla
Granada
Malaga
Valencia
Barcelona
Marseille
Toulon
Genua
Pisa
Livorno
Sahara
Tafilet
Tuat
Ghadames
Tuggurt
Biskra
Tebessa
Kairuan
Tripolis
Tarent
Messina
Catania
Syrakus
Malta
Gozo
Pantellaria
Lampedusa
Kerkenna
Gabes
Sfax
Mahdia
Susa
Bizerta
Tabarka
Bona
Constantine
Setif
Bougie
Algier
Blidschaja
Medeah
Tlemsen
Mascara
Oran
Mostaganem
Tenes
Orleansville
Tiaret
Mascara
Saida
Tlemsen
Nemours
Oudjda
Fez
Mequinez
Rabat
Salé
Tanger
Tetuan
Ceuta
Gibraltar
Algeciras
Tarifa
Cadiz
Jerez de la F.
Sanlucar
Ayamonte
Huelva
Sevilla
Carmona
Ecija
Cordova
Merida
Badajoz
Elvas
Portalegre
Evora
Beja
Mertola
Ourique
Lagos
Sagres
St. Vincent
Faro
Tavira
Castro Marim
Ayamonte
Huelva
Sevilla
Carmona
Ecija
Granada
Malaga
Almeria
Murcia
Cartagena
Alicante
Denia
Valencia
Tortosa
Tarragona
Barcelona
Gerona
Perpignan
Narbonne
Toulouse
Carcassonne
Montpellier
Arles
Marseille
Nizza
Genua
Pisa
Livorno
Rom
Neapel
Salerno
Tarent
Reggio
Messina
Catania
Syrakus
Malta
Gozo
Pantellaria
Lampedusa
Kerkenna
Gabes
Sfax
Mahdia
Susa
Bizerta
Tabarka
Bona
Constantine
Setif
Bougie
Algier
Blidschaja
Medeah
Tlemsen
Mascara
Oran
Mostaganem
Tenes
Orleansville
Tiaret
Saida

Arabiſche Hängelampe aus der Alhambra-Moſchee. Madrid, archäol. Muſ. (Nach Photographie.)

Hauſe und wechſelvolle Kriege führten mehrfach territoriale Änderungen herbei. Seit 1037 gehörte das eroberte Leon mit Kaſtilien als ein Staat zuſammen. Etwa dreißig Jahre ſpäter wurde Navarra zwiſchen Kaſtilien und Aragonien geteilt; letzteres kam 1137 an die mächtig aufſtrebenden Grafen von Barcelona, die ihr bisher Katalonien genanntes Geſamtreich hinfort als Aragonien bezeichneten. Gleichzeitig (1139) entſtand im Weſten das Königreich Portugal. Sein Kern, das Land zwiſchen Minho und Mondego, war urſprünglich eine von Kaſtilien abhängige Grafſchaft unter Heinrich von Burgund, einem Sprößling des capetingiſchen Hauſes: nach einem glänzenden Sieg über die Araber wurde ſein Sohn Alfons I. zum König ausgerufen.

Seit 1031 das Kalifat von Cordova mit der Abdankung Haſchems III. zu Ende gegangen und in eine Anzahl mohammedaniſcher Kleinſtaaten zerfallen war, nahmen die chriſtlichen Reiche, zuweilen zu großen Bündniſſen geeinigt, den Kampf gegen die Ungläubigen mit neuem Nachdruck auf. Aber nicht bloß dadurch änderte ſich der Charakter des die Halbinſel erfüllenden Krieges: längſt hatten ſich die Nachkommen der Sieger von Xeres de la Frontera des ihrem Volke einſt eigenen Glaubenseifers entäußert, und, wie im Innern zu ihren chriſtlichen Unterthanen, ſo auch nach außen hin ihre Beziehungen zu

den christlichen Staaten ausschließlich nach politischen Gesichtspunkten geordnet. Da rief zu Ende des elften Jahrhunderts der Emir von Sevilla gegen König Alfons VI. von Kastilien und Leon, der 1085 die einstige Hauptstadt des Westgotenreiches, Toledo, erobert hatte, die in Nordafrika erstandene schwärmerische Kriegersekte der Almoraviden oder Morabethen zu Hilfe, d. h. die im Dienst des Glaubens Kämpfenden, in denen sich die ersten Zeiten des unwiderstehlich erobernden Islam zu erneuen schienen. Diese thaten nun zwar der christlichen Eroberung Einhalt, machten sich aber zugleich zu Herren ihrer Schützlinge, denen sie eine eiserne Militärherrschaft auferlegten. Nur der Emir von Saragossa erwehrte sich ihrer, erlag aber, nun von zwei Seiten bedrängt, 1118 den Aragoniern. Durch die Almoraviden wurde der Kampf zwischen Christen und Mohammedanern noch einmal zu einem mit wildem Fanatismus geführten Glaubenskampf, zumal die inzwischen begonnene Kreuzzugsbewegung den Gegensatz zwischen Christentum und Islam ohnehin schon sehr verschärft hatte. Daher entfesselte der Krieg jetzt auf beiden Seiten Leidenschaften, die früher nicht in Wirksamkeit getreten waren: damals kamen in den Charakter des sich bildenden spanischen Volkes Züge, die ihm eigen geblieben sind. Die Verkörperung des ritterlichen Glaubensmutes, den diese wechselvollen Kriege erzeugten, feierten noch späte Jahrhunderte in Don Rodrigo Diaz, dem Helden der Kastilianer in ihren Maurenkämpfen zu Ausgang des elften Jahrhunderts, der seinen Landsleuten als „el Campeador", als „der Kämpfer" schlechthin erschien und den die so oft von ihm in Schrecken gesetzten Gegner achtungsvoll den „Cid", d. i. den „Herrn" nannten. Als er im Jahre 1099 Valencia einnahm, schien das Ende der arabischen Herrschaft nicht mehr fern und der Eroberung der nördlichen Hälfte der Halbinsel binnen kurzem die der südlichen folgen zu müssen. Das Erscheinen der damals vom Emir von Saragossa zu Hilfe gerufenen Almoraviden sowie langjährige Thronstreitigkeiten und bürgerliche Kämpfe in Kastilien geboten den siegreichen christlichen Waffen Einhalt und brachten eine Zeit neuer Bedrängnis. Erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts änderte sich dies wieder, als die Herrschaft der Almoraviden zunächst in Nordafrika, dann auch in Spanien durch das Auftreten einer neuen fanatischen Sekte von Eroberern, der Almohaden oder Vorkämpfer der Einheit, überwältigt wurde, denen die hart gedrückten Unterthanen sich in fast allgemeiner Empörung anschlossen. Wenn die Mohammedaner auch damals noch nicht völlig überwunden wurden, obgleich Alfons VIII. von Kastilien (1127—57) den Kampf gegen sie mit größtem Eifer erneute, so lag das teils an der Zähigkeit der von religiösem Fanatismus entflammten Gegner, teils an dem Zerfall, der nach Alfons' VIII. Tod eine Teilung seines Reiches herbeiführte, indem Leon mit Galizien, Asturien und Navarra mit den baskischen Provinzen unabhängige Staaten bildeten, die untereinander in wechselvolle Kämpfe verwickelt den Eroberungskrieg nicht fortsetzen konnten. Nur im äußersten Westen und im äußersten Osten der Halbinsel blieben die Christen gleichmäßig in siegreichem Vor-

dringen: hier brachten 1148 die Aragonier mit Tortoſa das Ebrogebiet vollends in ihre Gewalt; dort eroberte König Alfons I. von Portugal mit Hilfe der auf der Fahrt nach dem heiligen Lande an der Küſte erſchienenen Flotte der niederrheiniſchen Kreuzfahrer 1147 das feſte Liſſabon und beſeitigte ſo das Haupthindernis für die Ausbreitung der Chriſten nach dem Südweſten der Halbinſel.

Während der Islam im Weſten an Gebiet allmählich verlor, behauptete er im Oſten, obgleich auch dort der über das Kalifat hereingebrochene Zerſetzungsprozeß ſchnell fortſchritt, im weſentlichen ſein Gebiet und ſchob ſeine Grenzen ſogar auf Koſten des byzantiniſchen Reiches weſtwärts vor. Denn der Aufſchwung, den des erſten macedoniſchen Kaiſers Baſilios Thatkraft und Umſicht für die griechiſche Welt hatte erhoffen laſſen, trat nicht ein, und das neue Herrſchergeſchlecht bot in der Folge dasſelbe klägliche Schauſpiel wie die frühere Dynaſtie. Empfänglich für geiſtige Intereſſen, voll litterariſcher Neigungen und nicht ohne organiſatoriſche Fähigkeiten entbehrte es doch namentlich der kriegeriſchen Talente und der durchgreifenden Kraft, die allein das wankende Reich hätten nach außen ſichern und im Innern in Ordnung halten können. Gleich Baſilios' I. ſchwacher Sohn Leo, mit dem Beinamen der Philoſoph, (886—911) war unkriegeriſch und zog theologiſche Disputationen der Beſchäftigung mit den Waffen vor, geriet auch durch ſeine Eheſucht mit dem Patriarchen Photius in Streit, den er ſeines Amtes entſetzte und ins Kloſter verwies. Sein Sohn Konſtantin VII. Porphyrogennetos, der „im Purpuros geborene" (911—59), war erſt ein Werkzeug in der Hand ſeiner herrſchſüchtigen Mutter Zoe, dann des Oberbefehlshabers der Flotte Romanos, ſeines Schwiegervaters, der ſich ſchließlich zum Kaiſer machte (920—44), aber einen neuen Bulgareneinfall auch nur durch unrühmliche Zugeſtändniſſe vor den Mauern der Hauptſtadt aufhielt. Nach Romanos' Entthronung wiederhergeſtellt, ſpielte Konſtantin VII. keine beſſere Rolle: nur kulturgeſchichtlich wichtig wurde ſein Bund mit den Ruſſen, da dieſe hinfort von Byzanz aus ſtärker beeinflußt und allmählich der griechiſchen Kirche gewonnen wurden. Unter ſeinem Sohne Romanos II. (959—63), der die Regierung faſt ganz ſeiner thatkräftigen Gemahlin Theophano, einer Spartanerin, überließ, führten die Feldherren Nikephorus und Leo Phokas glückliche Kriege, eroberten die Inſel Kreta und gewannen das nördliche Syrien zurück. Dafür wurde nach Romanos' II. Tod der erſtere mit der kaiſerlichen Witwe vermählt und auf den Thron erhoben. Glücklich ſetzte Nikephorus (963—69) nun die Kriege gegen die Araber fort, während er in Unteritalien mit ihnen verbündet die Reſte der griechiſchen Herrſchaft gegen Kaiſer Otto I. verteidigte und die Bulgaren im Bunde mit den Ruſſen abwehrte. Als aber Nikephorus, auch im Innern kraftvoll waltend, den Übergriffen des Klerus, der ungeheure Beſitzungen zuſammenbrachte, entgegentrat, betrieb dieſer ſeine Beſeitigung, und unter Mitwirkung Theophanos wurde er von Verſchworenen, an deren Spitze der unzufriedene Feldherr Tzimisces ſtand, ermordet. Als Kaiſer aber

wandelte Tzimisces (969—76) dieſelben Bahnen: ſtreng und gerecht im Innern (auch Theophano büßte ihre Schuld in enger Kloſterhaft) waltete er

Kaiſer Baſilios II.

Dedikationsbild in dem Pſalter des Kaiſers. Miniature vom Ende des 10. Jahrhunderts. Venedig, St. Markus-Bibliothek. (Nach Labarte.)

nach außen thatkräftig und ruhmvoll. Mit den Arabern im Bunde wies er Ottos II. Angriff auf Unteritalien ſiegreich zurück und ließ dann die Araber

in Sizilien und in Syrien glücklich bekämpfen. Namentlich aber beſiegte er die Bulgaren und machte ſie zu griechiſchen Unterthanen, hatte dafür jedoch heftige Angriffe der früher gegen ſie ins Feld gerufenen Ruſſen zu beſtehen, die raubend bis vor die Thore die Hauptſtadt ſtreiften. Um ſich ihrer zu entledigen, erweckte er ihnen in den barbariſchen Petſchenegen, die einſt den Ungarn den Weg in ihre aſiatiſche Heimat verlegt hatten, im Rücken einen gefährlichen Feind. Der Überfall der Bulgaren wurde von ſeinem Sohne Baſilios II. (976—1025) in einem zehnjährigen greuelvollen Kriege blutig gezüchtigt, der dem Sieger den Beinamen des Bulgarentöters einbrachte und das unzuverläſſige Volk endgültig der byzantiniſchen Herrſchaft beugte. In der Folge brachte Baſilios II. auch die Serben und Kroaten unter ſeine Botmäßigkeit. Dann aber brachen wieder jähe Thronwechſel über das Reich herein, welche die Erfolge der letzten tüchtigen Kaiſer zum größten Teil wieder vernichteten. Denn des kinderloſen Baſilios II. Nachfolger, ſein Bruder Konſtantin VIII., vererbte den Thron auf ſeinen Schwiegerſohn Romanus III. (1028—34), der, ein Freund der Wiſſenſchaften aber unkriegeriſch, gegen die Araber unglücklich focht. Ihn vergiftete ſeine Gemahlin Zoe und erhob ihren Geliebten Michael IV., den Paphlagonier (1034—41), einen reichen Banquier, zu ſich auf den Thron, um, als er in Wahnſinn fiel, ihm ſeinen Neffen Michael V. (1041—42) folgen zu laſſen, dieſen aber, ſobald er ſelbſtändig zu handeln verſuchte, durch eine Volkserhebung zu beſeitigen. Mit der Hand Zoes kam der Thron nun an Konſtantin IX. Monomachos (1042—54), unter dem Unteritalien und Sizilien an die Normannen verloren gingen, während man ſich im Norden der Petſchenegen kaum erwehrte, im Oſten aber die Ausbreitung der ſeldſchukiſchen Türken ſchwere Verluſte bereitete. So konnte ſelbſt eine tüchtige Frau wie die nach Konſtantin IX. Tod auf den Thron erhobene Schweſter der inzwiſchen verſtorbenen Zoe, Theodora, (1054—56) den Anforderungen, welche die Lage des Reiches ſtellte, nicht genügen. In glücklichem Kampfe gegen ihren unfähigen Nachfolger, den hochbetagten Michael VI. (1056—57) gewann endlich der Komnene Iſaak die Herrſchaft.

Mit den Komnenen nahm das byzantiniſche Reich einen neuen Aufſchwung, mochten auch die Gebrechen, an denen es krankte, nicht abgeſtellt, ſondern nur für einige Zeit minder wirkſam gemacht werden. Aber ſchon das war von großer Wichtigkeit in einem Augenblick, wo durch den Beginn der Kreuzzugsbewegung Byzanz, in die Mitte geſtellt zwiſchen Morgen- und Abendland, noch einmal eine univerſelle Bedeutung erlangte und die weltgeſchichtliche Entwickelung Ausſchlag gebend beeinfluſſen konnte. Auch das den Komnenen eigene Intereſſe für alle geiſtigen Beſtrebungen erhielt hohe Bedeutung in einer Epoche, wo, zum Teil unter byzantiniſcher Vermittelung, zwei Kulturwelten zuſammenſtießen und trotz der ſchnell entbrennenden religiöſen Verfeindung in einen überaus fruchtbaren Austauſch miteinander traten. Iſaak Komnenos (1057—59) machte freiwillig ſeinem Verwandten Konſtantin X.

Dukas (1059—67) Platz; nach deſſen Tod brachte ſeine Witwe, die ihrer Gelehrſamkeit wegen berühmte und ſelbſt als Schriftſtellerin aufgetretene Eudokia, die Krone mit ihrer Hand an den Feldherrn Romanos IV. Diogenes (1067—71), der nach einem unglücklichen Zuge gegen die Seldſchuken durch des Konſtantin Dukas älteſten Sohn Michael VII. (1071—78) erſetzt wurde. Dieſer vernachläſſigte über weitab liegende gelehrte Liebhabereien die nächſten Aufgaben und gab namentlich die Grenzprovinzen dem Angriff der übermütigen Feinde ſchutzlos preis. Damals ging Italien vollends verloren; die ſlawiſchen Stämme drangen von der Donau her immer weiter nach Süden vor und drohten Hellas zu überfluten; in Kleinaſien breiteten ſich die Seldſchuken unaufhaltſam aus, angeblich für das Kalifat, in Wahrheit für ſich ſelbſt erobernd. Schon nahm auch der byzantiniſche Hof ſeine Zuflucht zur Anwerbung von Söldnern, die man den andringenden Feinden entgegenwarf, da das verweichlichte Volk, durch Steuerdruck und Mißregierung vollends zu Grunde gerichtet, ſich längſt des Waffendienſtes entwöhnt hatte. Bald aber wurden dieſe unbändigen Soldtruppen, namentlich wenn man ihre finanziellen Anſprüche nicht befriedigte, eine neue Gefahr für den Thron der Komnenen. Durch das unbarmherzige fiskaliſche Syſtem, mit dem er das Volk ausſog, allgemein verhaßt, wurde Michael VII. durch eine Empörung unter dem betagten Nikephorus Botoniates (1078—81) entthront. Dieſem aber trat der kraftvolle und kriegskundige Enkel des Iſaak Komnenos, Alexios Komnenos, entgegen und gewann mit der nach erbittertem Widerſtand eroberten Hauptſtadt Thron und Reich.

Münze von Romanos IV. Diogenes.

Silber. Auf der Vorderſeite Maria mit dem Chriſtkinde zwiſchen M Θ. Umſchrift: + ΠΑΡΘΕΝΕ COI ΠΟΛΥΑΙΝΕ und Fortſetzung derſelben auf der Rückſeite: ΟC ΗΛΙΙΚΕ ΠΑΝΤΑ ΚΑΤΟΡΘΟΙ; im Felde der ſtehende Kaiſer. Die beiden Umſchriften bilden einen Hexameter. Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinet.

Münze von Michael VII. Dukas Parapinakes.

Gold. Umſchrift: + MIXAHA BACIA (O ΔΟΥΚΑC), im Felde das Bruſtbild des Kaiſers. Auf der Kehrſeite Chriſtus zwiſchen IC XC. Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinet.

Mit Alexios Komnenos (1081—1118) begann eine beſſere Zeit; ſeine beinahe vierzigjährige Regierung gab dem wankenden Reiche neuen Halt. In weiſer Beſchränkung konzentrierte er ſeine Thätigkeit auf das Innere. Die tief zerrütteten Finanzen wurden neu geordnet, das Steuerweſen erhielt eine

erträglichere Einrichtung, die Verwaltung wurde gebeſſert, Kunſt und Wiſſenſchaft erfreuten ſich ſeiner Gunſt. Sehr tief freilich gingen die Wirkungen von alledem nicht. Das Ergebnis ſeiner Regierung war doch mehr die Herſtellung eines gewiſſen äußeren Scheines, der die im Innern noch immer fließenden Quellen des Elends notdürftig verhüllte. So erſcheint Alexios faſt wie eine mittelalterliche Wiederholung des Juſtinian, deſſen Herrſchaft ebenfalls unter der blendenden Hülle trügeriſchen Glanzes Staat und Geſellſchaft fortſchreitender Auflöſung preisgab. Selbſt die Litteraturblüte, als deren Hauptträgerin des Kaiſers Tochter und panegyriſche Biographin, Anna Komnena, erſcheint, ergiebt ſich bei genauerer Prüfung als eine mehr oder minder künſtliche Neubelebung oder Nachahmung des in beſſeren Zeiten Geleiſteten. Dabei enthält des Alexios Charakter in echt byzantiniſcher Art ein eigenes Gemiſch von diplomatiſcher Schlauheit und orientaliſcher Verlogenheit, von vorſichtigem Leiſetreten und rückſichtsloſ durchgreifender Gewaltſamkeit. Das lehrt namentlich ſein ebenſo unwahres wie eigennütziges, ebenſo hinterhaltiges wie erfolgreiches Verhalten den Kreuzfahrern gegenüber, die er meiſterhaft auszubeuten wußte. Während ſein erſter Sohn Johannes (1118 bis 43) ganz in demſelben Geiſte regierte, zeichnete ſich der ihm folgende zweite, Manuel Komnenos (1143—80) auch durch ritterliche Neigungen und kriegeriſchen Sinn aus, der freilich der Unterordnung unter ein klar erkanntes und konſequent verfolgtes Ziel entbehrte und daher ebenfalls mehr blendete als dem Reiche Nutzen ſtiftete. Denn aus allen ſeinen Kriegen, mit den Seldſchuken in Kleinaſien und den Arabern in Ägypten, mit den ſlawiſchen Stämmen an der unteren Donau und mit den ihnen benachbarten Ungarn, mit den Normannen auf den griechiſchen Inſeln und mit den in Syrien heimiſch gewordenen

Bleibulle von Alexios I. vor der Uſurpation des Thrones.

Auf der Vorderſeite nur die Inſchrift: † *ΚΕΒΟΗ ΘΕΙ-ΑΛΕΞΙΩ ΣΕΒΑΣΤΩΚΑΙ ΔΟΜΕΣΤΙΚΩ ΤΗΣ ΔΥΣΕΩΣ ΤΩ ΚΟΜΝΗΝΩ* (*Κύριε βοήθει Ἀλεξίῳ, σεβαστῷ καὶ δομεστίχῳ τῆς δύσεως τῷ Κομνηνῷ*); auf dem Revers der heilige Demetrios mit Schild und Speer. Umſchrift: *Ο...ΣΔΗΜΗΤΡΙ* (*Ὁ ἅγιος Δημήτριος*).

(Rev. arch.)

Bleibulle von Alexios I.

Der bärtige Kaiſer im kaiſerlichen Ornate, in der Linken den Globus mit dem Kreuz, in der Rechten das Labarum; Umſchrift: † *ΑΛΕΞΙΩ ΔΕΣΠΟΤΗ ΤΩ ΚΟΜΝΗΝΩ* (*Ἀλεξίῳ δεσπότῃ τῷ Κομνηνῷ*). Auf dem Revers der thronende Heiland; in der Linken ein Evangelienbuch, die Rechte auf die Bruſt drückend. *IC. X.* = *Ἰησοῦς Χριστος.*

(Rev. arch.)

Nikephoros Botaniates.

Dedikationsbild in der für den Kaiser geschriebenen Auswahl aus den Werken des Kirchenvaters Johannes Chrysostomos (347—407); Paris, Nationalbibliothek. (Nach Montfaucon.)

Kreuzfahrern, iſt für das Reich eigentlich gar nichts Bleibendes gewonnen, wohl aber der Wohlſtand der mit immer neuen Abgaben belaſteten Unterthanen vollends zu Grunde gerichtet worden. Immerhin war das byzantiniſche Reich durch Alexios und Manuel wieder ein Faktor in der europäiſchen Politik geworden und hatte ein lange nicht mehr gekanntes Anſehen gewonnen.

Das Kaliſat des Oſtens war ſeit dem neunten Jahrhundert in ſchnellem Verfall. Die Verſchärfung des religiöſen Gegenſatzes zwiſchen Sunniten und Schiiten hatte zur Scheidung zwiſchen dem Norden und dem Süden des ehemals einheitlich beherrſchten Gebietes geführt, da nur die erſteren noch in dem ohnmächtigen Kaliſen von Bagdad ihr religiöſes Oberhaupt verehrten, letztere ſich dem fatimidiſchen Herrſcher unterordneten, der in dem zur Weltſtadt erblühten Kairo reſidierte und nicht bloß den größten Teil Nordafrikas, ſondern auch Syrien und Paläſtina beherrſchte. Freilich begann auch dort mit dem elften Jahrhundert eine ſchnelle Auflöſung. Der religiöſe Fanatismus

Av. Rev.

Dirhem von Hakam II. v. J. 351 (962 n. Chr.).

Avers: Im Felde: „Kein Gott außer | Allah allein | nicht hat er einen Genoſſen“ — im Rande: „Im Namen Allahs geſchlagen iſt dieſer Dirhem in der Stadt Al-Sachra im Jahre 351“ — Revers: Im Felde: „Der Imám el-Hakam | der Beherrſcher der Gläubigen | el-Moſtanſir billah.“ Darüber das Wort Abd, darunter or-rachmán, d. h. der Name Abdorrachmán, der Münzmeiſter vermutlich — im Rande: „Mahamaed (iſt) der Geſandte Allahs Er hat durch ihn geſandt die Leitung und die wahre Religion daß er ihn zum Herrſcher mache über die Religion überhaupt, möchten es auch die Götzendiener nicht leiden wollen.“ Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinet.

Hakems (996—1021), der ſich ſelbſt für die Menſch gewordene Gottheit hielt und der Mahdi, der in Ausſicht geſtellte neue Prophet, ſein wollte, gefiel ſich in furchtbaren Verfolgungen, die nicht bloß die bisher faſt volle bürgerliche Gleichberechtigung genießenden Chriſten, ſondern auch den minder eifrigen Mohammedaner und den immer übel angeſehenen Juden auf das härteſte trafen. Ein blutiges Ende befreite das mißhandelte Reich endlich von dem ſich ſelbſt vergötternden Tyrannen, deſſen gläubige Anhänger, ſeine einſtige Wiederkehr als Mahdi erwartend, die noch heute in den Schluchten des Libanon hauſende fanatiſche Sekte der Druſen bildeten. Das Haupt der Verſchwörung, die Hakem beſeitigt hatte, des Kaliſen Schweſter Sittalmulk, half des Ermordeten Neffen Ali Abul Haſſan Thaher zum Thron (1021—36), unter dem Ägypten noch einmal beſſere Zeiten ſah. Aber ſchon unter ſeines Sohnes Moſtanſir nahezu ſechzigjähriger Regierung (1036—94) brach die

Katastrophe über das Kalifat der Fatimiden herein, indem die Anführer der zügellosen türkischen Leibwache Mostanfirs infolge von höfischen Streitigkeiten sich empörten und unter dem barbarischen Nasreddaula alle Gewalt an sich rissen, um ein durch Raub und Mord und jede Art von Greuelthat befleckes zügelloses Schreckensregiment zu führen, das dem Wohlstand und der Kultur Ägyptens in kurzer Zeit unheilbare Wunden schlug. Zwar wurde Nasreddaula später beseitigt und seine wilden Horden unschädlich gemacht, aber auch in der Folge blieben die fatimidischen Kalifen, wie ihre Gegner zu Bagdad schon seit lange, auf eine politisch völlig wertlose religiöse Ehrenstellung beschränkt, indem sie als geistliches Oberhaupt der schiitischen Gläubigen galten, während die militärische und die politische Gewalt ganz in den Händen der Befehlshaber der meist aus Türken zusammengesetzten Leibwache lag, die anfangs Wesire genannt, nachher den für ihre Stellung bezeichnenden Titel Sultan oder Malek, d. i. König, führten. Eine Folge der unter Mostanfir über das fatimidische Reich hereingebrochenen Stürme war der Verlust seiner asiatischen Provinzen: Syrien und Palästina samt der heiligen Stadt wurden damals von streifenden Scharen seldschukischer Türken eingenommen, unter denen die bisher geduldeten Christen arge Mißhandlung erfuhren.

Auch für das Kalifat von Bagdad waren diese Seldschuken das Verhängnis. Als ein hartes, kriegerisches Reiter- und Hirtenvolk finden wir die in zahlreiche Stämme geteilten Türken zuerst nomadisierend in den Steppen östlich vom Kaspischen Meere, dem Großchan der Kirgisen tributpflichtig. Geschichtliche Bedeutung erlangten sie erst, als sie, um das Jahr 1000 von dem Häuptling Seldschuk nach der Bucharei geführt und dort zum Islam bekehrt, durch diesen auf gewaltsame Ausbreitung der Lehre Mohammeds hingewiesen wurden. Zwar kamen sie unter Seldschuks Sohn Arslan in Abhängigkeit von Mahmud, dem mächtigsten der vom Kalifat abgefallenen Ghasnaviden, dessen Reich von Afghanistan bis tief nach Indien reichte, wanderten aber später nach Chorasan aus und gründeten dort um die Mitte des elften Jahrhunderts einen selbständigen Staat. Unter Togrul Beg, einem der Neffen Arslans, bemächtigten sie sich Ispahans, während einzelne Abteilungen bereits westwärts bis zur Grenze des griechischen Reiches streiften. Da der Ruf von Togrul Begs Frömmigkeit die ganze rechtgläubige mohammedanische Welt erfüllte, berief ihn Alkaim, der Kalif von Bagdad, um sich mit seiner Hilfe von der drückenden Herrschaft zu befreien, die seit nahezu hundert Jahren das persische, also schiitische und deshalb als ungläubig und gottlos gehaßte Fürstengeschlecht der Bujiden im Besitz des Sultanats seinem entwürdigten Hause auferlegt hatte. Als Emir al Omra, als Oberbefehlshaber der Leibwache des Kalifen und damit Herr seiner Person, des Hofes und des Reiches, hatte Togrul Beg hinfort die höchste Gewalt in dem von Bagdad aus beherrschten Reiche, in dem seine Thatkraft und Kriegstüchtigkeit eine lange nicht gekannte Ordnung herstellte. In dieser Doppelstellung eines Herrschers über das seldschukische Reich, das er bis an die Grenze Armeniens erweitert hatte,

und eines Emir al Omra zu Bagdad, folgte Togrul Beg 1063 sein Neffe Alp Arslan. Er eroberte Turkestan und Chowaresmien, unterwarf das ritterliche Volk der Armenier, machte die Georgier im Kaukasus abhängig, entriß Syrien und Palästina den Fatimiden und stellte dort mit unbarmherziger Strenge die sunnitische Orthodoxie wieder her. In der Schlacht bei Malazkerd, in der Gegend von Erzerum, nahm er den griechischen Kaiser Romanus Diogenes gefangen; der vorteilhafte Friede, durch den derselbe seine Freiheit erkaufen mußte, wurde freilich durch seine Ermordung nach der Heimkehr nach Konstantinopel alsbald wieder hinfällig. Alp Arslan selbst endete 1072 auf einem Zuge in dem transoxanischen Gebiete durch den Dolch eines mit dem Tode bedrohten Rebellen. Mit seinem ältesten Sohne Malek Schah, der sein Recht siegreich gegen aufsässige Verwandte verfocht, erreichte die Macht der Seldschuken ihren Höhepunkt. Malek Schah wurde als der größte und beste mohammedanische Herrscher seiner Zeit gefeiert; nicht sowohl durch seine Siege als durch seine imponierende moralische Autorität gab er dem Islam in Asien wieder eine gewisse Einheit, die gerade in der Zeit der beginnenden Angriffe durch die abendländische Christenheit seine Widerstandskraft bedeutend steigerte. Auch der ihm mehr unter- als nebengeordnete Kalif von Bagdad al Muktadi (1075—94) verdankte ihm eine Erneuerung seiner erschütterten Autorität. In unaufhaltsamem Siegeslauf warf Malek Schah Bochara und Samarkand nieder, bändigte die aufständischen Stämme in der turkestanischen Heimat seines Volkes, eroberte Kaschgar und gebot bald bis zur Grenze Chinas. Inzwischen entrissen seine Feldherren den Fatimiden Syrien und Palästina, wo unter seinen Neffen in Aleppo und Damaskus Klientelstaaten entstanden, während einem glücklichen Abenteurer Suleimann in den mittleren und nordwestlichen Landschaften Kleinasiens eine ähnliche Gründung gelang. Seit den glänzendsten Zeiten des Kalifats hatte die mohammedanische Welt sich nicht einer solchen Einheit, Ordnung und Kraft erfreut, wie dieser größte aller türkischen Herrscher sie durch seine kriegerischen und Regententugenden heraufgeführt hatte. Sein Tod aber hatte sofort neue Verwickelungen zur Folge. Denn wenn es zunächst auch seinem erstgeborenen Sohn Barkijarok gelang, sein Nachfolgerrecht gegen des Vaters Witwe, ihren Lieblingssohn und deren Anhang durchzusetzen, so begannen doch in vielen Provinzen unter ehrgeizigen Verwandten und untreuen Statthaltern aufständische Bewegungen. Familienkriege und Thronstreitigkeiten füllten die nächsten Jahre und führten zur Auflösung des Reiches in eine Anzahl von Teilstaaten. Nur in den östlichen Provinzen, vom Tigris bis zum Indus, behauptete sich das Haus Seldschuks, bis es zu Ende des zwölften Jahrhunderts dem Ansturm der Chowaresmier erlag. Im Westen aber, in Mesopotanien, Kleinasien und Syrien, entstand eine bunte Vielheit von kleinen Reichen, teils unter Sprößlingen des seldschukischen Hauses, teils unter glücklichen Emporkömmlingen verschiedener Herkunft, die, unter sich in wechselvollen Kämpfen begriffen, durch ihre Uneinigkeit den Kreuzfahrern ihre ersten, mehr durch Überraschung der Gegner

als durch wirkliche militärische Leistungen gewonnenen Siege ermöglichten und zu spät den gemachten Fehler durch ein festeres Zusammenschließen wieder gut zu machen suchten. Das bedeutendste von diesen kleinen, in ihrer Gestaltung mannigfach wechselnden Reichen wurde das im Herzen Kleinasiens entstandene Sultanat von Iconium, wo zu Ausgang des elften Jahrhunderts Malek Schahs Neffe Kilidsch Arslan herrschte, während in Damaskus, Aleppo, Edessa, Mosul und Jerusalem untereinander vielfach verfeindete kleinere Dynastengeschlechter regierten.

Mit dem Auftreten der seldschukischen Türken in Vorderasien hatte eine neue Angriffsbewegung des Islam gegen das Christentum begonnen. Die Wildheit dieser Feinde, die ihre angeborene Neigung zu barbarischer Kriegführung und harter Bedrückung der Besiegten mit dem Eifer für die Lehre des Propheten decken konnten, wurde von den Christen dem Einfluß des Islam zugeschrieben. Zudem steigerte sich während des elften Jahrhunderts mit dem Anwachsen der hochkirchlichen Bewegung die Unduldsamkeit der abendländischen Christen und ihr siegesgewisser Glaube an die Unterwerfung der Welt unter die Herrschaft des Kreuzes. Damit änderte sich das Verhältnis, in dem die Bekenner beider Religionen bisher zu einander gestanden hatten. Denn in so zahlreichen und erbitterten Kämpfen sie ihre Kraft gemessen haben mochten, war doch überall ein friedliches Nebeneinander beider möglich geblieben. In den Staaten der pyrenäischen Halbinsel und in Sizilien so gut wie im byzantinischen Reich hatten christliche Herrscher mohammedanischen Unterthanen Duldung gewährt, sich in ihren Kriegen arabischer Söldner und bei der Pflege von Kunst und Wissenschaft arabischer Gelehrter bedient. Eine ähnliche Stellung hatten im allgemeinen die Christen im Kalifat eingenommen. Dazu hatte dann eine Fülle internationaler Beziehungen, hatten Handel und Seefahrt beider Interessen eng miteinander verknüpft. Trotz mehrfacher, aus politischen Gründen ergangener byzantinischer Handelsverbote hatten die Venetianer mit allen Mohammedanern des Mittelmeeres, namentlich mit denen Syriens, allezeit in lebhaftem Verkehr gestanden. Mit ihnen teilten sich die Pisaner und Genuesen in den Handel mit Ägypten, an dem auch Marseille Anteil hatte, während Sizilien, Neapel, Salerno und Amalfi vielfache Beziehungen zu Nordafrika und Syrien unterhielten. Es hatte demnach bisher weder ein politischer noch ein religiöser, noch auch ein wirtschaftlicher Gegensatz der Art zwischen Christentum und Islam bestanden, daß beide in Frieden und Freundschaft nebeneinander zu leben hätten für unmöglich halten und einander auszurotten hätten bestrebt sein sollen. Vielmehr war beider Verhältnis bisher charakterisiert durch oft weitgehende religiöse Duldsamkeit, mannigfache gegenseitige Anregung und friedliche Pflege der ihnen gemeinsamen politischen und wirtschaftlichen Interessen.

Nun war aber auch bereits von christlicher Seite das bisherige gute Verhältnis beider Religionen in ähnlicher Weise gestört worden, wie es die

Seldſchuken gethan hatten, nämlich durch das kriegeriſche Abenteurervolk der Normannen, das ja auch in den Kreuzzügen ſelbſt zu einer hervorragenden Rolle berufen war. Die Eroberung Siziliens durch Graf Roger (S. 318) ſollte im Intereſſe des Glaubens unternommen ſein; an dem Kampf der Spanier gegen die Mauren hatten, namentlich ſeit dem Einfall der Almohaden, neben den Südfranzoſen beſonders die Normannen Anteil gehabt, denen die Mohammedaner dann im Dienſte der byzantiniſchen Kaiſer auch auf den Schlachtfeldern Kleinaſiens begegneten.

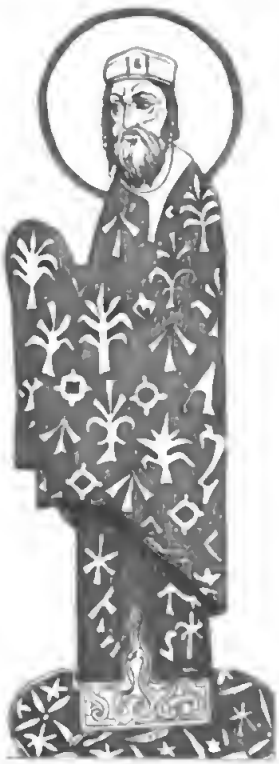
Auf das höchſte geſteigert nun wurde die Wirkſamkeit dieſer Momente durch die gewaltige kirchliche Erregung, die im Zeitalter des Inveſtiturſtreits die abendländiſche Chriſtenheit ergriff. Freilich war es nicht bloß freudige Begeiſterung, welche die ſchwärmende Menge zu Gott wohlgefälligen Thaten drängte: auch die entfeſſelte Leidenſchaft und die durch ſie über weite Kreiſe hereinbrechende Verirrung und Schuld trieben viele ihr Seelenheil durch den Kampf im Dienſte des Kreuzes zu fördern, und ſelbſt ohne beſtimmte Anläſſe wurde die große Menge von dem durch die Kirche genährten Geiſte nach großen Thaten drängender Schwärmerei mit fortgeriſſen. Laſtete doch der Druck der Zeit mit ihren erbitterten kirchlichen und politiſchen Kämpfen, der wilden Gärung aller geſellſchaftlichen und wirtſchaftlichen Verhältniſſe gerade auf den niederen Ständen beſonders ſchwer. In der entmutigenden Erkenntnis daheim doch nichts mehr zu verlieren zu haben, ſchloſſen ſich Tauſende und Abertauſende auf gut Glück dem großen Abenteuer an, das als eine von dem Segen der Kirche begleitete und vom Papſt ſelbſt veranlaßte Unternehmung zur Ehre Gottes doch unmöglich mißlingen konnte und auch herrlichen irdiſchen Lohn verhieß.

Alle dieſe Momente nun, teils rein kirchlicher, teils ſpezifiſch hierarchiſch-asketiſcher Natur, dann wiederum dem politiſchen, dem ſozialen, dem wirtſchaftlichen Gebiete angehörig, kamen doch erſt dadurch zu recht erfolgreicher und durchſchlagender Wirkſamkeit, daß ſie ſich alle an einer Stelle zuſammenfanden und von dieſer aus durch eine allgemein leitende Autorität einheitlich geltend gemacht wurden. Bereits Gregor VII. hatte die abendländiſche Chriſtenheit zur Rettung des durch die Seldſchuken hart bedrängten byzantiniſchen Reichs waffnen wollen: gerade als der große Streit mit Heinrich IV. ausbrach, ſoll die Ausführung des Unternehmens bevorgeſtanden haben. Inzwiſchen ſtieg die Not der Griechen, die in der Abwehr der Seldſchuken obenein durch Robert Guiscards Angriff auf die ioniſchen Inſeln behindert wurden, und 1095 wandte ſich Alexios der Komnene mit der Bitte um Hilfe an Papſt Urban II. Dieſer gewann dadurch eine wahrhaft gebietende Stellung: Heinrich IV. ſchien endgültig bewältigt; Philipp von Frankreich war im März 1095 auf dem Konzil zu Piacenza eine letzte Friſt zur Umkehr von ſeinem ehebrecheriſchen Treiben (S. 402) geſtellt; dort bereits empfahl Urban II. den Gläubigen den Zug zur Unterſtützung des griechiſchen Kaiſers gegen die „Heiden“. Im November hielt er dann in Clermont, der Hauptſtadt der

Auvergne, inmitten der kirchlich ſeit lange tief erregten und ſo leicht entzündbaren Südfranzoſen ein Konzil, das, von vierzehn Erzbiſchöfen, mehr als 200 Biſchöfen und vielen Hunderten von niederen Geiſtlichen beſucht, umlagert von vielen Tauſenden von begeiſterten Laien, der weltherrſchenden Stellung der Kirche einen imponierenden Ausdruck gab. König Philipp traf der Bann: ein ähnlicher Triumph ſchien der Kirche da beſchieden, wie ſie ihn eben über den deutſchen König, dem ſie den eigenen Sohn abwendig gemacht, gewonnen hatte. Mehr als je waren die Maſſen durchdrungen von dem Glauben an die Allmacht der Kirche, höher als je gingen die Wogen gläubiger Begeiſterung, und als nun Urban II. auf die ſchon zu Piacenza empfohlene Unternehmung zurückkam, da brachen die Verſammelten, noch ehe er ſeine Rede beendet hatte, von plötzlicher Thatenluſt ergriffen, in den jubelnden Ruf aus: Gott will es, Gott will es! und alles drängte ſich herzu, um ſich das rote Kreuz auf die rechte Schulter heften zu laſſen, das zum Abzeichen der Kämpfer mit den Ungläubigen beſtimmt war — dasſelbe Abzeichen, unter dem die Normannen in Sizilien wider die Araber geſtritten, die Pataréner unter Erlembald Cotta die Gegner der gregorianiſchen Neuerungen niedergekämpft und Wilhelm der Eroberer als Beauftragter der Kirche bei Haſtings über die Angelſachſen geſiegt hatte. Daß der mächtigſte Fürſt Südfrankreichs, Raimund von St. Gilles, Graf von Toulouſe und Markgraf von Provence, ſeine Teilnahme zuſagte, gab dem Unternehmen ſofort eine feſte Grundlage. Mit ſeiner Organiſation, die durch Ausſendung von Kreuzpredigern und Gewährung von allerlei kirchlichen und weltlichen Vorteilen an die Teilnehmer wirkſam befördert wurde, beauftragte Urban II. den Biſchof Adhemar von Puy, der ihn auch auf dem Zuge ſelbſt vertreten ſollte.

Seiner Natur nach einladend zu phantaſtiſcher Ausſchmückung der ſchon an ſich ungewöhnlichen Wirklichkeit und geeignet bei Mithandelnden und Augenzeugen, ganz beſonders aber bei ferner ſtehenden Beobachtern die Vorſtellung von einem unmittelbaren Eingreifen des Himmels zur Förderung eines ſo heiligen Unternehmens zu erzeugen, iſt der erſte Kreuzzug frühzeitig der Gegenſtand üppig entwickelter Mythenbildung und planmäßiger legendariſcher Verherrlichung geworden. Dahin gehört es, wenn der von einer Wallfahrt nach der heiligen Stadt heimgekehrte franzöſiſche Mönch Peter von Amiens durch die von ihm übermittelte Bitte des Patriarchen von Jeruſalem um Hilfe gegen die Gewaltthaten der Seldſchuken zum Urheber der ganzen Bewegung gemacht worden iſt. An ſich eine hiſtoriſche Perſönlichkeit, war Peter der Einſiedler doch nur einer von den eifrigſten und deshalb wohlbekannteſten unter all den ſchwärmeriſchen Volksrednern, die damals in Frankreich und Deutſchland das Kreuz predigten und die leicht entflammte Menge zu überſtürztem Antritt des nicht hinreichend vorbereiteten Zuges verleiteten. Aber die ungeordneten Haufen, die in thatenluſtiger Ungeduld ohne rechte Führung, ohne militäriſche Organiſation und oft ſelbſt ohne kriegeriſche Rüſtung lange vor dem für das Hauptheer vereinbarten Termin aufbrachen, erlagen unter-

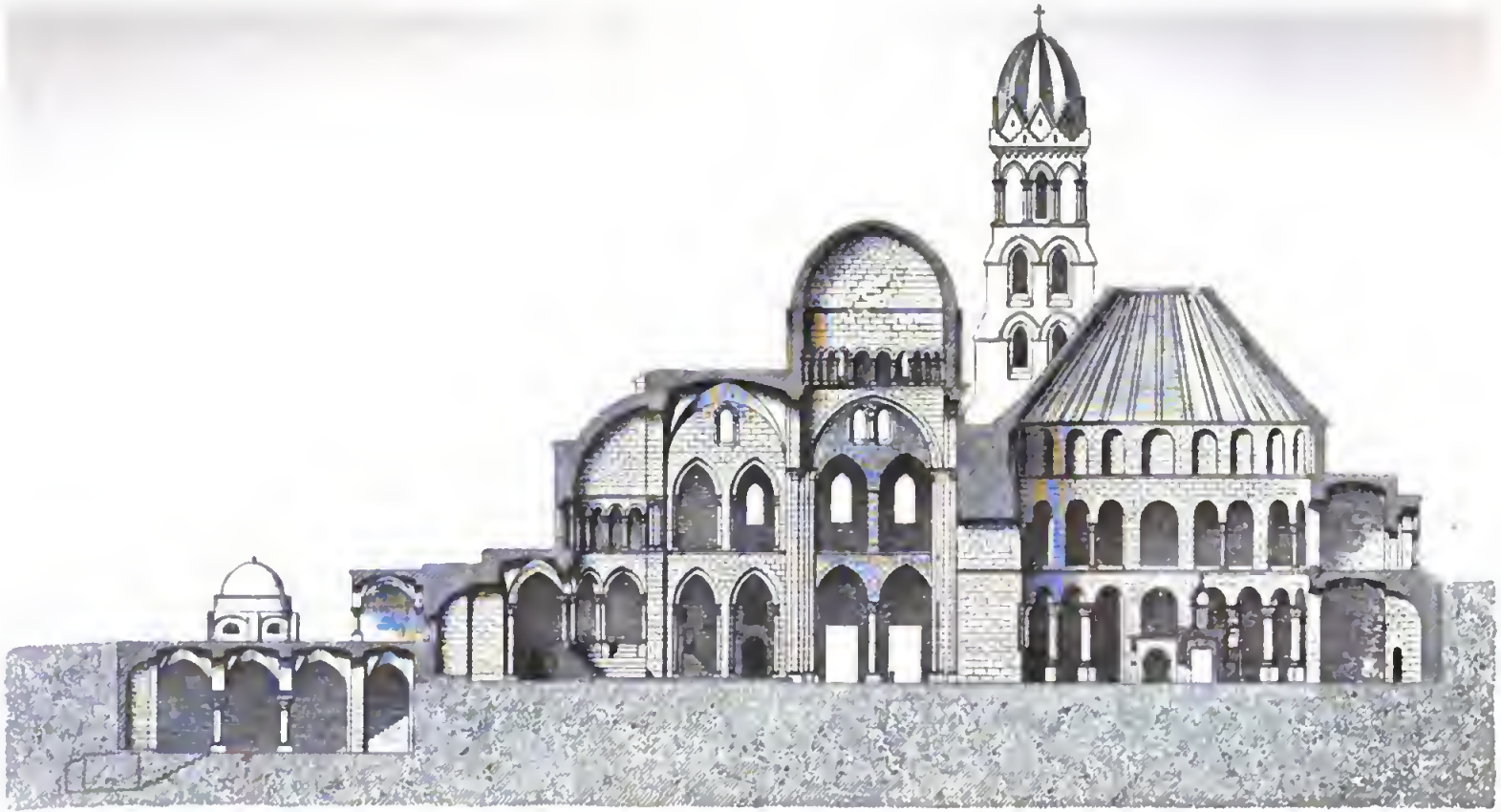
wegs ſämtlich den Angriffen der Ungarn, der Bulgaren und der Griechen. 50 000 Mann unter Peter von Amiens ſelbſt kamen zwar bis nach Kleinaſien hinüber, wurden dort aber bei Nicäa völlig aufgerieben; der Führer ſelbſt entkam durch einen glücklichen Zufall. Wie bei den meiſten Volksbewegungen der Art, ſo fehlte es auch hier nicht an bedenklichen Ausſchreitungen: der entfeſſelte Glaubenseifer wandte ſich auch gegen die Nichtchriſten in der Heimat und glaubte durch eine greuliche Judenverfolgung, die namentlich die Rheinlande mit wüſten Szenen erfüllte, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun.



Kaiſer Alexios.
Miniature in einem griechiſchen Manuſkript. Rom, Vat. Bibl. (Nach Seroux d'Agincourt.)

Für das Hauptheer der Kreuzfahrer, das erſt im Sommer 1096 aufbrach, war Konſtantinopel als Sammelplatz beſtimmt. Auf verſchiedenen Wegen zogen die national geſonderten Heerſcharen dorthin. Gotfried von Bouillon, der Herzog von Niederlothringen, mit ſeinen Brüdern Euſtach und Balduin, dem tapferen Balduin von Bourg und Graf Robert von Flandern und zahlreichen lothringiſchen und niederrheiniſchen Rittern nahm den Weg durch Ungarn. Die Nordfranzoſen unter Hugo von Vermandois, dem Bruder König Philipps, Herzog Robert von der Normandie, dem abenteuerluſtigen Sohne Wilhelms des Eroberers, und dem reich begüterten Grafen Stephan von Blois zogen durch Italien und ſetzten von Apulien nach der griechiſchen Küſte hinüber, um durch Griechenland dem Sammelplatze zuzuſtreben. Die Südfranzoſen unter dem mächtigſten Teilnehmer des ganzen Zuges, Raimund von St. Gilles, dem Markgrafen von Toulouſe und Markgrafen von Provence, gingen durch Slavonien und Dalmatien, mit ihnen der vom Papſte mit der Leitung des Unternehmens betraute Biſchof Adhemar von Puy. Ein beſonders wichtiges Element bildeten auch hier wiederum die Normannen unter dem thatkräftigen und kriegskundigen Boemund von Tarent, dem Sohne Robert Guiscards, und ſeinem ruhmbegierigen Vetter Tankred. Ohne Glaubensſchwärmerei wollten dieſe ihr Glück machen, zu Land, Leuten und Reichtum kommen und wurden ſo die Vertreter der nüchternen politiſchen und militäriſchen Praxis, aber eben dadurch einflußreich.

Nicht ohne große Sorge ſah Kaiſer Alexios der Komnene dieſe Heeresmaſſen gegen ſeine Hauptſtadt heranziehen: der alte Gegenſatz zwiſchen der griechiſchen und der römiſchen Kirche und die Verfeindung mit den Normannen ließen übles befürchten. Den Kreuzfahrern den Weg zu verlegen ging nicht an; ebenſowenig mochte er im Oſten eine erſt von ihm unabhängige, dann



Längendurchschnitt der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem.
Nach dem Zustande derselben im zwölften Jahrhundert. (Nach Vogüé.)

ſicher bald ihm feindliche Macht entſtehen laſſen: auch bedurfte das byzantiniſche Reich ja dringend der Hilfe gegen die Türken. So beſchloß Alexios, die Kreuzfahrerfürſten zu ſeinen Lehnsleuten zu machen, die in ſeinem Auftrage und für ihn als ihren Oberherrn zunächſt die ehemals griechiſchen Gebiete in Aſien zurückerobern ſollten. Bereitwillig ging darauf Hugo von Vermandois ein, der, allein in Griechenland gelandet, ganz in der Gewalt der Griechen war und von ihnen, wie in ehrenvoller Haft, nach Konſtantinopel geleitet wurde. Die Huldigung verweigerte dagegen Gotfried von Bouillon, der gegen Ende des Jahres 1096 vor der griechiſchen Hauptſtadt ankam und bei Pera lagerte. Nach vergeblichen Verhandlungen ließ Alexios, als mit der Annäherung der Normannen die Lage für ihn immer kritiſcher wurde, Gotfried angreifen und zwang ihn zur Erfüllung ſeines Verlangens: der Herzog gelobte alle einſt den Griechen gehörigen Gebiete, die er erobern würde, Alexios zu übergeben und demſelben Vaſallentreue zu wahren. Boemund von Tarent leiſtete den Eid unbedenklich; Raimund von St. Gilles dagegen lehnte ihn ab und verſtand ſich erſt unter dem Drucke griechiſcher Zwangsmaßregeln zu dem ganz allgemein gehaltenen Gelöbnis, daß er des Kaiſers Leben und Ehre nicht ſchädigen wollte. Die Nordfranzoſen unter dem eitlen und der Schmeichelei der ſchlauen Griechen zugänglichen Stephan von Blois folgten dem Beiſpiel der Normannen. Nun erſt ſetzten griechiſche Schiffe die Kreuzfahrer über die Meerenge. Im Frühjahr 1097 ſtand die ganze Heeresmaſſe, immerhin mindeſtens 300 000 bis 400 000 Streiter, auf dem Boden Kleinaſiens und an der Schwelle des mohammedaniſchen Orients.

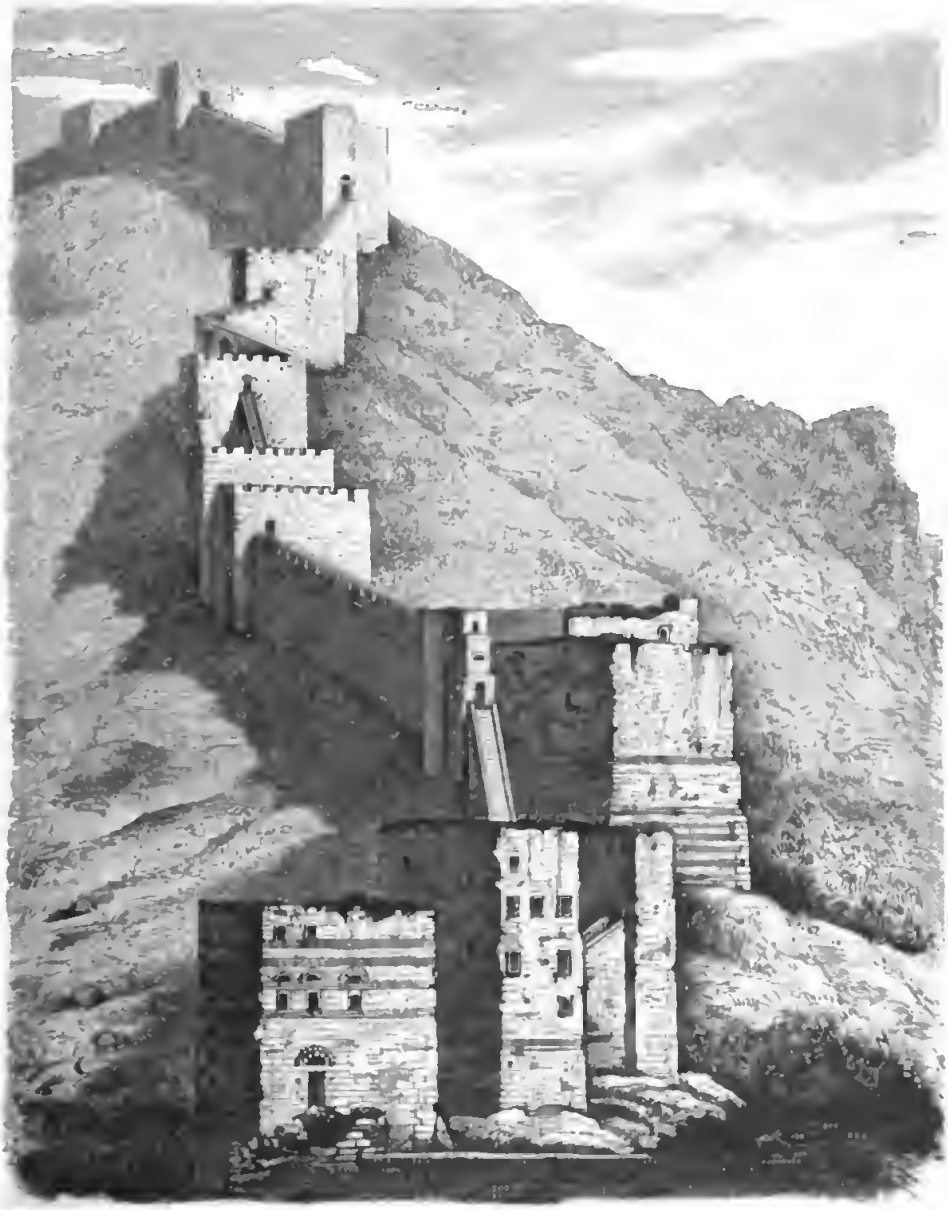
Münze von Alexios I. Komnenos.
Inſchriften: + KE (κύριε) BOHΘEI (βοήθει) AAЄ=IW AЄCHOTH TW KOMNHNW.
Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinet.

Zuerſt wandten ſich die Kreuzfahrer gegen das feſte, an einem mit dem Meere in Verbindung ſtehenden See gelegene Nicäa. Vergeblich ſuchte Kilidſch Arslan von Jeonium die Einſchließung zu durchbrechen; aber aus Mangel an einheitlicher Leitung und an Kenntnis der Belagerungskunſt kamen die Kreuzfahrer trotz ihrer Übermacht nur langſam vorwärts, und als ſie endlich am 19. Juni ſich zum Sturm anſchickten, wurde die Stadt auf Grund heimlich angeknüpfter Verhandlungen plötzlich an die Griechen übergeben und ſie mußten mit leeren Händen abziehen, ja ſogar nach vergeblichem Sträuben Alexios den Vaſalleneid erneuern. Auf dem weiteren Marſch wurden ſie dann, als in ſchwierigem Terrain ihre Abteilungen eben in Verwirrung geraten und auseinander gekommen waren, am 1. Juli von Kilidſch Arslan bei Doryläum

angegriffen. Anfangs durch eine Umgehung und den Verlust ihres Lagers hart bedrängt, trugen sie schließlich unter Boemunds Oberbefehl und nachdem auch die Franzosen und Lothringer herangekommen waren, den Sieg davon. Nun fand der Marsch durch das Sultanat Iconium kein Hindernis mehr. Während die Normannen unter Tankred Tarsus berannten, es aber in die Hand Balduins von Lothringen fallen sehen mußten, der dann mit geringer Mannschaft einen verwegenen Zug nach dem Osten unternahm, das Land bis zum Euphrat unterwarf, Edessa gewann und dort eine Herrschaft errichtete, zog das Hauptheer durch die cilicischen Thore nach dem stark befestigten Antiochien, welches, nachdem ein türkischer Entsatzversuch mißglückt war, nach mühseliger Belagerung, durch geheimes Einverständnis, das Boemund unter den Verteidigern gewonnen hatte, endlich Anfang Juni 1098 genommen wurde, um seinem Verlangen gemäß dem Normannenfürsten überlassen zu werden. Unmittelbar nach dem Falle erschien ein gewaltiges türkisches Heer des Sultans Korboga von Mosul, das nun die Christen einschloß und infolge einer bald eintretenden Hungersnot in die furchtbarste Bedrängnis brachte, aus der sie sich, durch die Auffindung der heiligen Lanze begeistert, endlich durch einen in der Verzweiflung unternommenen Kampf am 28. Juni befreiten. Dann aber veranlaßte die Lockerung der militärischen Zucht und der Hader der Fürsten, die einander jeden Gewinn mißgönnten, monatelange Unthätigkeit, bis endlich das drohende Murren des unzufriedenen Volkes, das den eigentlichen Zweck des Unternehmens nicht aufgegeben sehen wollte, den Aufbruch nach Jerusalem erzwang. Die Küstenebene ungehindert südwärts verfolgend, erreichten die Kreuzfahrer am 7. Juni Jerusalem und griffen es alsbald an. Ein erster Sturm am 13. Juni wurde abgeschlagen; mit Hilfe einer in Jaffa gelandeten genuesischen Flotte, die Gerätschaften und Proviant herbeiführte, schritt man zu planmäßigem Angriff, und am 14. Juli wurde die Stadt erstürmt und die mohammedanische Bevölkerung in einem furchtbaren Blutbade zusammengehauen.

Der neue Staat, durch dessen Errichtung der dauernde Besitz der heiligen Stadt der Christenheit gesichert werden sollte, beruhte ganz auf dem hierher verpflanzten normännisch-französischen Lehnswesen und entbehrte deshalb der Zentralisation der Kräfte und der Einheitlichkeit der Leitung, ohne die eine solche weit hinaus vorgeschobene Militärkolonie nicht gedeihen konnte. Denn durch seine Erhebung zum König wurde Gotfried von Bouillon, der im Gegensatz zu dem selbstsüchtigen Boemund von Tarent allmählich die erste Stelle in der Leitung des Gesamtheeres gewonnen hatte, dem Fürsten von Antiochien gegenüber so gut wie dem Grafen von Tripolis und dem Herrn Edessas doch nur mit einem Ehrenvorrang ausgestattet, war aber keinem von ihnen militärisch und politisch wirklich übergeordnet. Auch als die Christen den Angriff, mit dem die ägyptische Übermacht sie alsbald zu erdrücken trachtete, bei Askalon am 14. August 1099 abgeschlagen hatten, blieb die Lage eine äußerst bedrängte. Zudem kehrten die meisten Kreuzfahrer nach Erfüllung

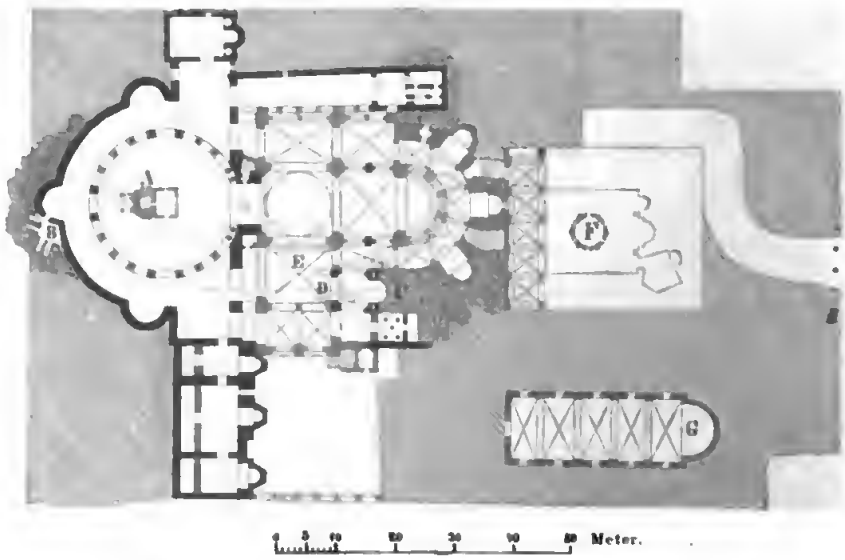
ihres Gelübdes in die Heimat zurück, und ſo blieb nur eine zur Verteidigung durchaus ungenügende Zahl im Lande, für die der Mangel einer ſicheren



Ein Stück von der Weſtſeite der Feſtungsmauern Antiochiens. (Nach Rey.)

Verbindung nach dem Weſten um ſo verhängnisvoller zu werden drohte, als die numeriſch unendlich überlegenen Mohammedaner ſich von ihrer anfänglichen Überraſchung erholten und zur Wiedergewinnung des Verlorenen rüſteten.

Gotfried von Bouillon hat daran nichts beſſern können; zu einer geſetzgeberiſchen und ſtaatsordnenden Thätigkeit aber, wie eine ſpätere Zeit ſie ihm angedichtet hat, indem ſie ihn zum Urheber der erſt viel ſpäter entſtandenen Aufzeichnung der im Königreich Jeruſalem geltenden Rechtsbräuche, der ſogen. Aſſiſen von Jeruſalem machte, fehlten damals noch alle Vorausſetzungen. Der neue Kreuzzug aber, zu dem ſich 1100 gewaltige Scharen aus Italien unter dem Erzbiſchof Anſelm von Mailand, aus Frankreich unter den Herzögen von Burgund und Aquitanien und aus Deutſchland unter Herzog Welf von Bayern, Markgraf Johann von Öſterreich, Erzbiſchof Thietmar von Salzburg u. a. vereinigten, fand 1101 bei dem Verſuche, den in moham-



Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. (Nach Vogüé.)

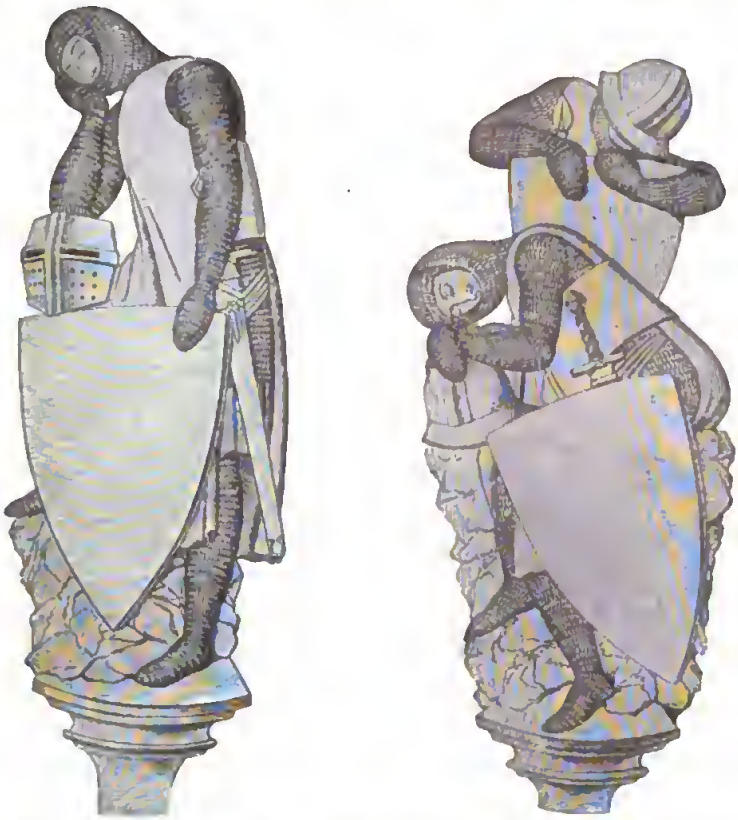
Älteſte Bauten.
Kreuzfahrerbauten
Felſen.

A. Heiliges Grab.
B. Alte jüdiſche Gräber.
C. Felſen von Golgatha (nach der Tradition).
D. Grabmäler Gotfrieds und Balduins I.
E. Grabmäler der vier letzten Könige von Jeruſalem.
F. Kapelle der h. Helena.
G. Kirche Ste. Marie latine.

medaniſcher Gefangenſchaft gehaltenen Balduin von Edeſſa zu befreien, in dem wüſten phrygiſchen Hochland bis auf wenige dürftige Reſte einen elenden Untergang.

Weſentlich gebeſſert dagegen wurde die Lage der chriſtlichen Kolonie durch die Umſicht und Thatkraft Balduins I., der ſeinem im Juli 1100 verſtorbenen Bruder Gotfried auf dem Thron von Jeruſalem folgte (1100—18), durch die Einſchränkung der übermäßig anſpruchsvollen Hierarchie und dann durch die Eroberung der wichtigſten Küſtenſtädte wie Arſuf, Cäſarea (1101), Accon (1104), Tripolis (1109), Beirut und Sidon (1110), wobei er von den italieniſchen See-

ſtädten, namentlich Genua, unterſtützt wurde; Askalon dagegen wurde noch vergeblich angegriffen. Ähnlich umſichtig und erfolgreich wirkte ſein Nachfolger, Balduin II. (1118—31), der bisher unter wechſelvollen Kämpfen Edeſſa verwaltet hatte: mit venetianiſcher Hilfe eroberte er 1124 das wichtige Tyrus und faßte im Quellgebiet des Jordan in Banias feſten Fuß, bekämpfte auch die Herrſcher von Aleppo und Damaskus. Der Ausgang ſeiner Regierung bezeichnet den Höheſtand der chriſtlichen Macht in Paläſtina. Aber



Skulpturen im Kapellchen zum heiligen Grabe im Dome zu Konſtanz. Rittertracht um 1218—20.
(Nach v. Hefner-Alteneck.)

ſchon unter ſeinem Nachfolger, ſeinem Schwiegerſohn Fulco von Anjou (1131—43), begann der Verfall, namentlich infolge innerer Zwiſtigkeiten, welche die nordöſtlichen Gebiete den Angriffen des gewaltigen Zenghi preisgaben. Dieſe Übelſtände wuchſen, als nach Fulcos Tod ſein junger Sohn Balduin III. (1143—63) unter Vormundſchaft ſeiner Mutter Meliſende folgte, obgleich das Wachstum der urſprünglich dem Schutze der Pilger und der Krankenpflege gewidmeten, dann aber zu dauerndem Kampfe gegen die Ungläubigen militäriſch organiſierten geiſtlichen Ritterorden der Tempelherren und der Johanniter die Wehrkraft des Reiches verſtärkten. Als aber Zenghis Sohn

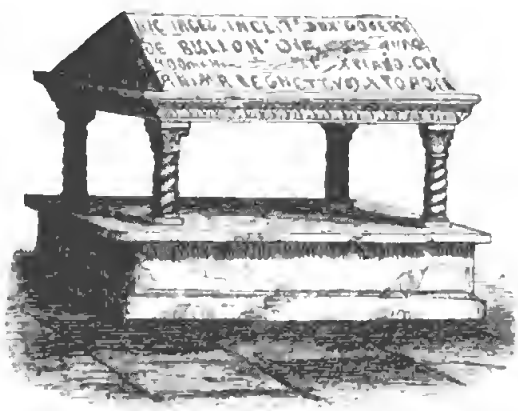
Aus den Kämpfen zwiſchen den Kreuzfahrern und Sarazenen. Malerei aus dem 11. Jahrh. eines früher in der Kirche von St. Denis befindlichen Fenſters.

Aus den Kämpfen zwiſchen den Kreuzfahrern und Sarazenen. Malerei aus dem 11. Jahrh. eines Fenſters aus der Kirche Notre-Dame zu Paris. (Nach Planché.)

Nureddin 1146 Edeſſa eroberte und zerſtörte, war mit dem nordſyriſchen Gebiet zugleich der Beſtand der chriſtlichen Herrſchaft überhaupt ſchwer bedroht und es ergingen von dort die dringendſten Hilferufe nach dem Abendlande.

Unter dem Einfluß der damals herrſchenden hochkirchlichen Richtung, welche der Welt durch die Hingebung an ein ſo heiliges Unternehmen Befreiung von aller Not und allem Elend verhieß, gelang es dem Feuereifer Bernhards von Clairvaux nicht bloß Ludwig VII. von Frankreich zur Sühnung begangenen Unrechtes, ſondern auch König Konrad III. von Deutſchland, ſo wenig die Lage des Reiches ein ſolches Unternehmen empfahl, zur Annahme des Kreuzes zu bewegen. Der Verlauf war ein ſehr unglücklicher. Auf dem Landwege nach Konſtantinopel ziehend, ſetzte Konrad vor Ankunft der Franzoſen nach Kleinaſien über und wurde dort, als er unerachtet mehrfacher Warnungen quer durch das Binnenland oſtwärts vordrang, mit ſeinem durch Entbehrungen aller Art ſchon erſchöpften Heere in der Nähe von Iconium von der türkiſchen Übermacht faſt völlig aufgerieben, ſo daß er nur mit kläglichen Reſten nach Konſtantinopel zurückkehrte. Ludwigs VII. Verſuch, längs der Küſte Syrien zu erreichen, nahm kein beſſeres

Ende: auch er erreichte nur mit dürftigen Trümmern ſeines Heeres ſchließlich zur See auf griechiſchen Schiffen ſein Ziel. In Jeruſalem vereinigte er ſich mit Konrad III., der mit neuen deutſchen Scharen nun ebenfalls zur See herüberkam. Nach längerem unentſchloſſenen Zögern unternahm man auf den Wunſch der Chriſten Paläſtinas einen Zug gegen das feſte Damaskus, mußte aber die Belagerung ohne Ergebnis aufheben: Schuld an dieſem kläglichen Ausgang des zweiten Kreuzzuges war namentlich die Abneigung der ſyriſchen Chriſten gegen die Einmiſchung der abendländiſchen Mächte, durch die ſie in ihrer zügelloſen Selbſtherrlichkeit beſchränkt zu werden fürchteten. Der einzige Gewinn, den der zweite Kreuzzug der Chriſtenheit brachte, war demnach die Eroberung Liſſabons (S. 422), die Alfons von Burgund der Hilfe der nach dem Oſten ſegelnden niederrheiniſchen Kreuzfahrer verdankte. Von Begeiſterung aber für die Bekämpfung der Ungläubigen war namentlich in Deutſchland keine Spur mehr vorhanden: nur um wenigſtens den Schein zu wahren, hatte Papſt Eugen III. den deutſchen Fürſten, namentlich denen Sachſens, erlaubt, die den Kreuzfahrern verheißenen Vorteile durch einen Zug gegen die heidniſchen Slawen in Pommern zu gewinnen. Doch auch der Angriff, den daraufhin Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär u. a. im Bunde mit den Dänen auf Demmin unternahmen, hatte keinen Erfolg. Vielmehr trug auch dort der ruhmloſe Ausgang nur dazu bei, die ſo lange herrſchende kirchliche Schwärmerei gründlich abzukühlen und im Gegenſatz dazu den allzulange mißachteten weltlichen und politiſchen Geſichtspunkten endlich wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen.



Grab Gotfrieds von Bouillon in der heiligen Grabeskirche zu Jeruſalem
(Nach Vogüé.)

Sechstes Kapitel.

Grundzüge der allgemeinen Kulturentwickelung im Jahrhundert des Investiturstreites.

1056—1152.

Kaum noch zu irgend einer anderen Zeit, selbst die des Höhestandes der reformatorischen Bewegung im sechzehnten Jahrhundert nicht ausgenommen, ist die gesamte Entwickelung der abendländischen Christenheit so ausschließlich von kirchlichen Interessen beherrscht, durch kirchliche Gegensätze bewegt und in den entscheidendsten Wendungen nach kirchlichen Gesichtspunkten bestimmt worden, wie in den hundert Jahren des Investiturstreites. Handelte es sich in demselben zunächst auch um die Ausfechtung eines hochwichtigen prinzipiellen Gegensatzes zwischen dem Deutschen Reich und der römischen Kirche, zwischen Kaisertum und Papsttum, der als das natürliche Ergebnis aus der vielfach verschlungenen Entwickelung beider allmählich erwachsen war, so erhoben ihn doch die Ansprüche beider Teile auf Geltendmachung einer universellen Autorität alsbald selbst zu universeller Bedeutung und machten so die fernere Gestaltung der abendländischen Entwickelung von seinem Ausgange abhängig. Nur war der Vorteil von vornherein auf der Seite der Kirche: durch ein glückliches Zusammenwirken äußerer Umstände konnte sie eine aus ihr selbst entsprungene, zunächst kirchlich-reformatorische Geistesströmung zu einer allgemeinen geistigen Macht erheben, die den noch unausgesprochenen Wünschen und den noch halb unbewußt gehegten Hoffnungen der verschiedensten Kreise und namentlich dem ungeduldigen Andrängen der neuerungsluftigen großen Menge verlockend entgegenkam, und so die von ihr zuerst entfesselten Kräfte kirchlich und politisch bisher teilnahmloser Kreise mit sich fortreißen, um mit ihrer Hilfe das für sie selbst erstrebte Ziel zu erreichen.

Das offenbart sich gleich in der gesamten Litteratur jener Zeit, die ganz von kirchlichen Motiven beherrscht wird. Nicht bloß die Geschichtschreibung spiegelt dieselben, häufig genug durch den Eintritt in den Dienst einer bestimmten Tendenz, sehr zu eigenem Schaden, auf das lebhafteste wieder, eine ganze litterarische Gattung, die wir als die polemisch-publicistische bezeichnen möchten, verdankt diesem Zeitalter und den es bewegenden kirchlichen Kämpfen, wenn auch nicht überhaupt erst ihre Entstehung, so doch die Entwickelung zu einem bedeutsamen Faktor in der Gesamtheit des geistigen Lebens. Die

Tragweite der damals so leidenschaftlich umstrittenen Fragen, deren Entscheidung, wie sie auch ausfallen mochte, in ihren Konsequenzen gleichmäßig Geistlichkeit und Laienwelt traf und auch in der letzteren nicht bloß die Spitzen berührte, sondern mit ihren Wirkungen bis tief hinab in die untersten Schichten reichte, betraf das Dasein der Gesamtheit so gut wie jedes einzelnen und zwar das geistige und sittliche Dasein nicht minder wie das bürgerliche und selbst das wirtschaftliche Ergehen und Gedeihen. Daher die lebhafte Teilnahme auch der Massen an einem Kampfe, der bei oberflächlicher Betrachtung und nach den zunächst umstrittenen Schlagwörtern doch einem Gebiete anzugehören schien, für das bei diesen weder Verständnis noch Interesse zu vermuten schien. Damals zuerst hat sich das, was wir heute etwa öffentliche Meinung nennen, zu kraftvoller Äußerung entwickelt und einen bestimmenden Einfluß auf den Gang der Dinge gewonnen. Gerade die leidenschaftliche Erörterung der im Brennpunkt des Streites stehenden eigentlichen Investiturfrage, in der sich anfangs die kaiserlichen und die päpstlichen Ansichten und Ansprüche scheinbar völlig unausgleichbar gegenüberstanden, dann aber im Fortgang einer sich immer wieder erneuernden Diskussion eine gewisse mittlere, beiden Teilen innerhalb billiger Schranken gerecht werdende Ansicht zum Durchbruch kam und praktische Anwendung fand, giebt ein anschauliches Bild von dem Verlaufe und dem Wesen eines merkwürdigen geistigen Prozesses, wie er dem Abendlande bisher fremd gewesen war.

Mönchstracht aus dem 12. Jahrh.
Aus einem Martyrologium von 1138. Stuttgart, Königliche Bibliothek. (Nach v. Hefner-Alteneck.)

Aber auch über das Gebiet der kirchlich-politischen Kontroverse hinaus herrscht in der Litteratur von der Mitte des elften bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts das kirchliche, um nicht zu sagen das theologische Interesse vor. Denn es wird doch wohl nicht bloß auf ein gleichmäßig unglückliches Zusammentreffen äußerer Umstände, das über der Überlieferung gewaltet haben könnte, zurückgeführt werden dürfen, daß von irgend nennenswerten weltlichen Dichtungen nationalen Ursprunges in jenem ganzen Jahrhundert sich in Deutschland so wenig eine Spur findet, wie in Frankreich und in England, und es darf in Verbindung damit wohl darauf hingewiesen werden, daß die germanische Heldensage von den Nibelungen, die unter dem Einfluß der großen Kämpfe

in der östlichen Mark an der Donau gegen die Ungarn in der glorreichen Zeit Heinrichs III. ihre endgültige Gestalt erhalten hatte, aus dem ganzen folgenden Jahrhundert auch nicht ein neues Motiv, nicht eine zur weiteren Ausgestaltung führende Anregung empfangen hat. So entscheidend die Rolle war, die während desselben das Laientum spielte, in der Litteratur kommt es noch nirgends zu Worte: in dem Wenigen, was wir jener Zeit verdanken, finden wir als Dichter immer nur Geistliche, die geistliche Stoffe behandeln.

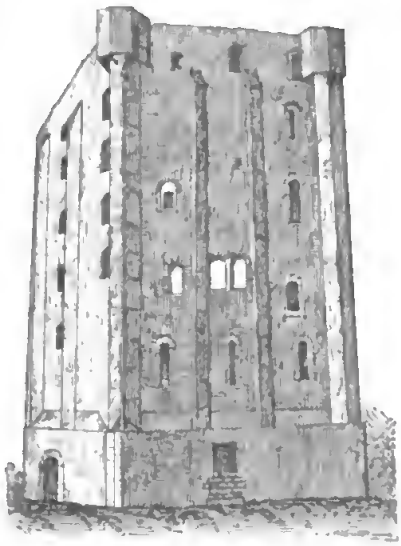
Nicht anders steht es in dem Gebiete der bildenden Kunst und insbesondere der Architektur. Wahrhaft erstaunlich ist da die Produktivität dieses

St. Front zu Perigueux.

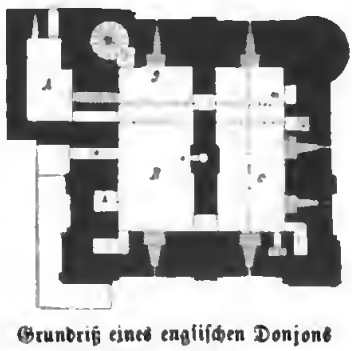
Anlage aus dem 10. Jahrh. nach der Markuskirche zu Venedig, als ein von fünf Kuppeln gebildetes Kreuz; vorbildlich für eine große Anzahl von Kirchen des südwestlichen Frankreich. (Denkmäler der Baukunst.)

Zeitalters gewesen, aber verhältnismäßig gering ist dem gegenüber die Mannigfaltigkeit in dem Geleisteten. Die Alleinherrschaft des romanischen Stiles entspricht der Alleinherrschaft der römischen Kirche, deren fest in sich geschlossener, unbarmherzig konsequenter und der Welt zu gebieten bestrebter Geist in den festgefügten, wie durch eine gewisse innere Notwendigkeit zusammengehaltenen und dadurch imponierenden Formen seiner Dome in unvergleichlicher Weise zum Ausdruck gebracht wurde. Könige und Bischöfe waren die Bauherren, denen diese Meisterwerke ihre Entstehung verdankten: in langsamem Aufsteigen zu voller Freiheit und allmählichem Reichwerden begriffen, hatte das Bürgertum, das späterhin gerade auf diesem Gebiete sich selbst die stolzesten Denkmäler setzen sollte, an dieser schöpferischen Thätigkeit damals noch keinen Anteil.

Auch die weltliche Baukunſt blieb nicht zurück: königliche und biſchöfliche Reſidenzen entſtanden neben den gewaltigen romaniſchen Domen, und mit der kunſtreicheren Befeſtigung der Burgen zugleich machte auch die der ſtärker bevölkerten Städte bedeutende Fortſchritte. Es genügt für Deutſchland an die Dome zu Speier, Konrads II. und Heinrichs IV. Werk, und zu Mainz zu erinnern, die berühmteſten von den herrlichen Werken, die damals eine geradezu wetteifernde Thätigkeit namentlich der geiſtlichen Fürſten in überraſchender Anzahl erſtehen ließ, für Frankreich an die mächtige Kirche des S. Severin zu Toulouſe und den graziöſen Bau zu Ehren des heiligen Stephan (S. Etienne) zu Caen, für England an die Kathedralen zu Wincheſter und zu Peterborough, die zugleich erkennen laſſen, wie bei dem Feſthalten der dem romaniſchen Stil eigenen Grundformen dennoch unter dem Einfluß der nationalen Eigenart der Deutſchen, Franzoſen und Normannen eine gewiſſe Abwechſelung und Mannigfaltigkeit im einzelnen der Ausführung und der Ausſchmückung möglich wurde. Als eine in ihrer Art einzige Schöpfung gehört aus Italien hierher die Kathedrale des heiligen Markus zu Venedig. Viel weniger haben die Stürme der folgenden Jahrhunderte von den Profanbauten dieſer Zeit übrig gelaſſen. Selbſt von dem Kaiſerpalaſte zu Goslar, den Heinrich III. begründet hatte, gewinnen wir infolge der wechſelvollen Schickſale, die über ihn hinweggegangen ſind, wenigſtens für dieſe Zeit ſeines beſonderen Ruhmes keine Anſchauung mehr.



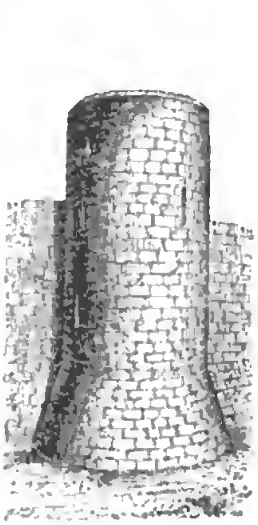
Donjon zu Beaugency a. d. Loire. 11. Jahrh. (Nach Jähns.)



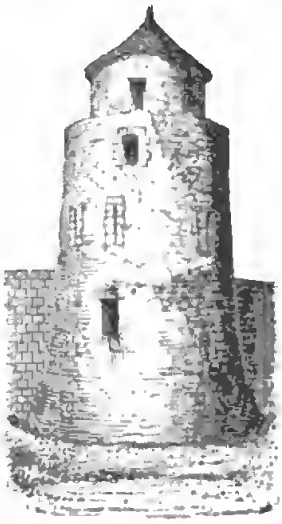
Grundriß eines engliſchen Donjons (Rocheſter) des 12. Jahrh.
A Vorbau; B großes Gemach mit 2 Stufenſcharten, 2 Schlafſtellen (h und i) und einer unter die Zugbrücke führenden Paterne (n); C Südgemach mit 4 Stufenſcharten und 4 Schlafſtellen (k k l m). o Pforte zu dem durch alle Stockwerke gehenden Brunnenſchachte. f Wendeltreppe. (Nach Jähns.)

Aber nicht bloß in der Litteratur und der bildenden Kunſt iſt das Jahrhundert des Inveſtiturſtreites beherrſcht von dem Geiſte der römiſchen Kirche, wie er ſich damals eigenartig geſtaltete und ſcharf ausprägte: in viel höherem Maße noch bethätigte er ſeine unbeſchränkte Geltung in dem Gebiet der ganz in den Bann der Theologie geratenen Wiſſenſchaft. Jene Epoche zeitigte die Scholaſtik, die beinahe länger als die römiſche Kirche ſelbſt das geſamte wiſſenſchaftliche Leben des Abendlandes beherrſcht hat und ihm nicht bloß in Bezug auf die Methode, ſondern auch auf Inhalt und

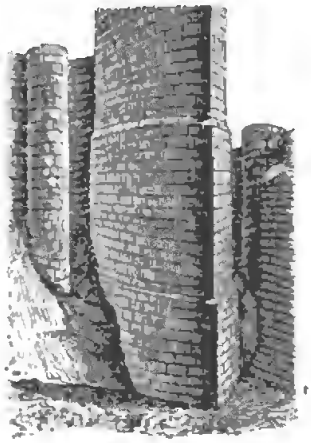
Ziel des Strebens Leiterin und Herrin geblieben ist. Ein bezeichnendes Zusammentreffen ist es da, daß auf derselben Lateransynode, welche durch Annahme der nach Nikolaus II. benannten neuen Ordnung für die Papstwahl den entscheidenden Schritt zur Emanzipation des römischen Bistums von dem deutschen Königtum und damit zur hierarchischen Umgestaltung die Kirche that, Lanfranc, ein geborener Lombarde, damals Vorsteher des Klosters Bec in der Normandie, der geistliche Beirat Wilhelms des Eroberers und nachher durch diesen der erste normännische Erzbischof von Canterbury, als Vorkämpfer der grobsinnlichen Fassung der Transsubstantiationslehre über den eine freiere Auffassung vertretenden Berengar von Tours triumphierte und damit in der entscheidendsten Frage den orthodox römischen Standpunkt für alle Zeiten fixierte. Es war



Turm der Umfassungsmauer von Provins. 12. Jahrh.



Turm des Schlosses von Fougères. 12. Jahrh.



Turm des Schlosses von Loches. 12. Jahrh.

(Nach Jähns.)

die logische und praktische Konsequenz daraus, wenn Lanfrancs Nachfolger sowohl in Bec wie späterhin auf dem Sitze des Primas der englischen Kirche, Anselm, auch ein geborener Italiener, die Wissenschaft überhaupt in den Dienst der Theologie stellte und in jeder Bewegung von dem Dogma abhängig machte, indem er den Glauben als Anfang und Ursprung aller Erkenntnis proklamierte und die einzige Aufgabe sowie die einzige Berechtigung der Wissenschaft darin sah, daß sie das von dem Glauben ungeprüft als wahr Angenommene auf dem Wege verstandesmäßiger Deduktion — doch eigentlich überflüssiger Weise — bewies oder wenigstens die göttliche Wahrheit dem beschränkten Menschenverstande mit den seiner Schwäche angepaßten Mitteln zugänglicher machte. Der gewaltige formale Apparat, den die Scholastik auf Grund der aristotelischen Logik entwickelte und mit spitzfindiger Kasuistik mit

nahezu unfehlbarer Sicherheit zum Beweis ihrer Theſen in Bewegung ſetzte, ſtand zu dem dürftigen geiſtigen Inhalt und dem geringen poſitiven Ergebnis dieſer ganzen ſogenannten Wiſſenſchaft in einem argen Mißverhältnis. Und in dieſer Hinſicht beſteht kein weſentlicher Unterſchied zwiſchen den beiden einander mit Heftigkeit bekämpfenden Richtungen, in welche die Scholaſtik ſich ſpaltete, je nachdem man von der Wahrheit des durch die Erfahrung Gegebenen ausging und die allgemeinen Begriffe oder Ideen als bloß daraus abſtrahiert anſah und nur als weſenloſe Namen gelten laſſen wollte — Nominalismus — oder die allgemeinen Begriffe als das Urſprüngliche und vor den einzelnen Dingen Vorhandene betrachtete — Realismus. Beide drehten ſich ſchließlich doch gleichmäßig im Kreiſe, weil ſie die letzten und höchſten Ziele alles Denkens gar nicht ernſtlich zu Gegenſtänden desſelben machen durften und die unanfechtbare Klarheit deſſen, was erſt erkannt werden ſollte, als Baſis und Vorbedingung aller Erkenntnis vorausſetzten. Immerhin ſtand der Nominalismus, der, weil er doch in dem Boden der Erfahrung wurzelte, eher zu wirklich wiſſenſchaftlichen Anläufen befähigt war, nicht in allen ſeinen Vertretern in unbedingtem Einvernehmen mit dem kirchlichen Dogma und ſeinen geſtrengen Hütern, von denen bereits ſein eigentlicher Begründer Roscellinus über die Trinitätslehre in einen Konflikt verwickelt wurde, aus dem er ſich nur durch den Widerruf ſeiner angefochtenen Auffaſſung retten konnte. Es ſollte nicht lange dauern, bis von rationaliſtiſchen Prinzipien aus ein weit ernſterer Angriff auf das kirchliche Dogma und die ſeinem Beweiſe gewidmete ſcholaſtiſche Wiſſenſchaft gemacht wurde.

Wenn auch nicht der Abſtammung und Geburt nach, ſo gehören doch nahezu ſämtliche Vertreter dieſer alles Denken beherrſchenden ſcholaſtiſchen Richtung nach Leben und Wirken Frankreich an. Dort liegt damals überhaupt das geiſtige Zentrum des Abendlandes, wie die ſchnell großartig erblühende Univerſität Paris das Zentrum des geſamten wiſſenſchaftlichen Lebens war. Die Cluniacenſer gehörten Frankreich an: von der Hierarchie, wie Gregor VII. ſie organiſierte, war eigentlich nur die Methode italieniſch oder römiſch, der ganze geiſtige und ſittliche Inhalt, das ganze Rüſtzeug war franzöſiſch. Der franzöſiſche Klerus war es, der nach der ſelbſtverſchuldeten Kataſtrophe des Papſttums von 1111 gegen das in ſeiner eigenen Schlinge gefangene Oberhaupt der Kirche aufſtand und von ſich aus den Kampf um die Durchſetzung der hierarchiſchen Ideale wiederaufnahm; ein Franzoſe hat ihn als Papſt Kalixt II. glücklich zu Ende geführt. Ebenſo iſt es bei dem von der hierarchiſchen Partei frevelhaft heraufbeſchworenen Schisma Anaklets II. und Innocenz' II. der franzöſiſche Epiſkopat geweſen, der des letzteren Sache durch ſeine Parteinahme aufrecht erhielt, und wieder ein Franzoſe, Bernhard von Clairvaux, war es, der ihr nach mühevollen Kämpfen endlich zum Siege verhalf. Nicht bloß im geiſtigen Leben, auch in der großen kirchlichen Politik waren damals die Franzoſen die führende Nation. Auf Frankreich ſchien die allgemein leitende Stellung übergehen zu müſſen, die Deutſchland bisher ein-

genommen hatte, als Abt Suger von S. Denis, der zugleich des französischen Königs erster Minister war, nach dem Aussterben der Salier bei der Wahl eines Rom genehmen deutschen Königs erfolgreich einwirkte. Nimmt man endlich hinzu, welche Rolle damals der französische Adel spielte, der thatsächlich der vornehmste Träger der Kreuzzugsbewegung geworden war und die Herrschaft im Morgenland an sich zu bringen im Begriff stand, so wird man sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß damals der Schwerpunkt innerhalb der abendländischen Christenheit nach Westen verschoben, von Deutschland nach Frankreich verlegt worden war. Ein kulturhistorischer Wandel von unberechenbarer Tragweite stand, so schien es, damals bevor: seit den Zeiten Ludwigs des Frommen war die Zukunft des Germanentums nicht so schwer bedroht gewesen; die leitende Stellung, welche das deutsche Volk so lange eingenommen hatte, schien rettungslos verloren. Das war die verhängnisvolle Folge des alle nationale Kraft lähmenden Zwiespaltes, der durch den Investiturstreit und die mit ihm hereingebrochenen politischen und sozialen Kämpfe Deutschland in allen Schichten seiner Bevölkerung zerrissen hatte. Um dem erdrückenden Andrang des Romanentums, ja eigentlich des Franzosentums nicht zu erliegen, bedurfte Deutschland einer neuen Einigung, einer entschlossenen Zusammenfassung seiner Kräfte. Durch den schnellen Ausgleich der leidigen ständischen, kirchlichen und dynastischen Gegensätze, welche die schwankenden und in sich selbst widerspruchsvollen Regierungen Lothars und Konrads III. nur noch verschärft hatten, mußte in dem deutschen Volke bei den Fürsten das Gefühl des eigenen staatlichen Rechtes, bei dem Klerus das Bewußtsein der nationalen Besonderheit, bei dem Bürger das Vertrauen in das eigene wirtschaftliche Vermögen wiederum geweckt werden, mußte überhaupt mit der schwächlichen und kleinmütig frömmelnden Denkweise gebrochen werden, die nach den furchtbaren Erregungen des großen kirchlich-politischen Kampfes als natürlicher Ausdruck des allgemeinen Ruhebedürfnisses und der Sehnsucht nach Frieden um jeden Preis zur Herrschaft gekommen war. Den vollkommensten Ausdruck fand diese Geistesrichtung, die dem schwärmerischen Mystizismus Bernhards von Clairvaux nahe verwandt war, in des Bischofs Otto von Freising merkwürdigem Buch „von den beiden Staaten“ (S. 311) oder wie es nachmals gewöhnlich bezeichnet worden ist, seiner Chronik. Die Schwächung und Entwürdigung des Reiches, die mit der Bannung Heinrichs IV.

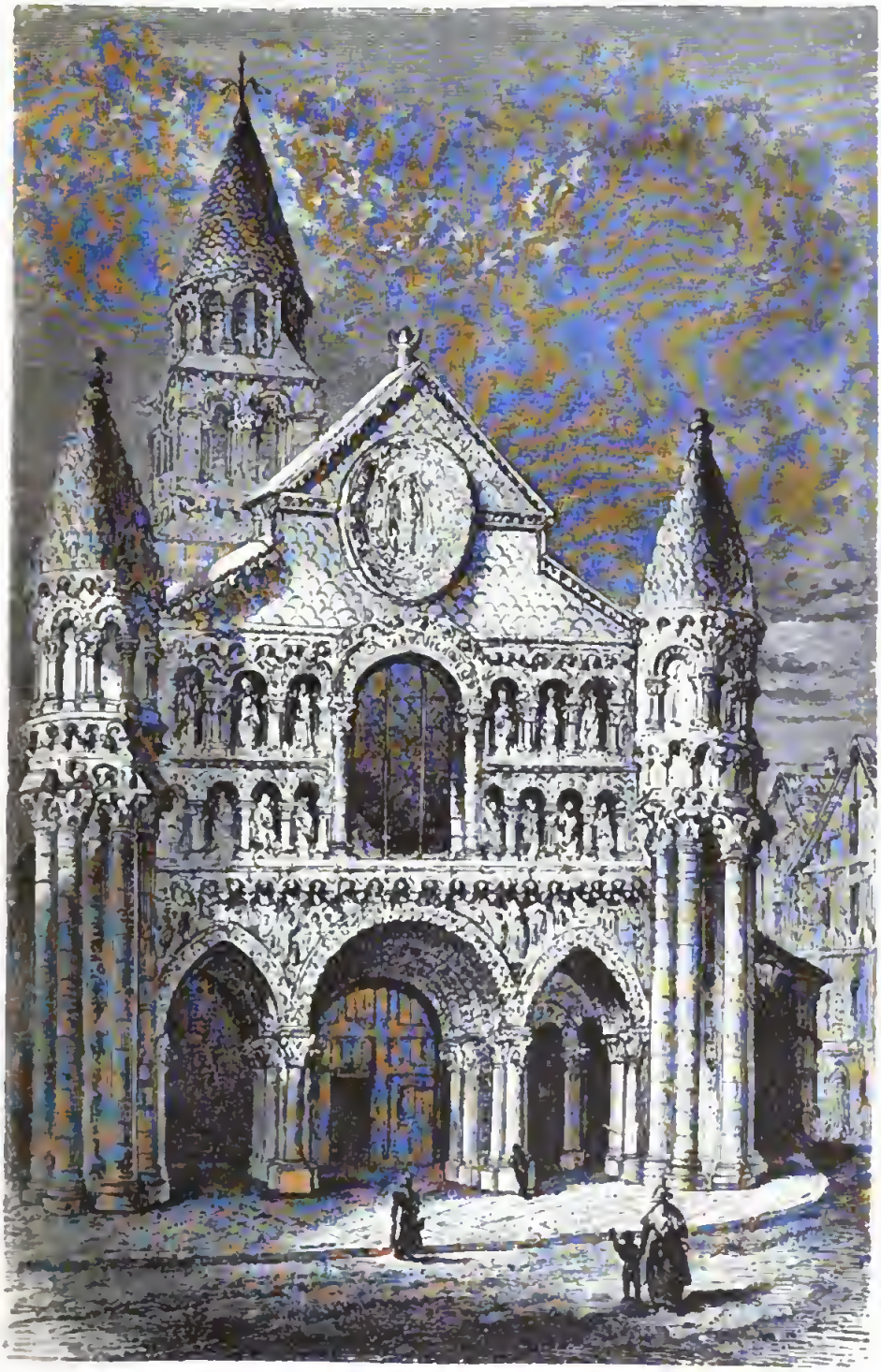
Ritter vom ersten Kreuzzug.
Miniature in einer Handschrift des brit. Mus. zu London.
(Nach Louandre.)

ihren Anfang genommen, gilt dieſem tiefdenkenden Gelehrten als eine Fügung Gottes, beſtimmt die Kirche zu erhöhen, die er dem Steine Daniels vergleicht, der hinabrollend den auf thönernen Füßen ſtehenden Koloß kläglich zertrümmert. Aber in der gegenwärtig beſtehenden Kirche, die nach ſeiner Anſicht im Wormſer Konkordat über das Reich triumphiert hat, ſieht er nicht die wahre Kirche, nicht die Gemeinde der Heiligen: dieſe und mit ihr der verheißene Gottesſtaat ſoll erſt kommen. Die damalige Alleinherrſchaft der beſtehenden Kirche iſt nur eine Vorbereitung auf jene, deren Erſcheinen das Ende der Welt bezeichnen wird. Auf dieſes ſoll ſich auch jeder einzelne ſorgſamſt vorbereiten, indem er die Welt flieht und ſich als Mönch büßend in Kloſtermauern begräbt.

Fenſter der Kathedrale zu Chartres; 13. Jahrhundert.
Ein Biſchof überreicht einem das Zeichen des Kreuzfahrers tragenden Ritter ein Banner. (Nach Gailhabaud.)

Es kann kaum einen stärkeren Gegensatz geben, als er zwischen dem damals in Deutschland herrschenden Geiste und dem siegesfrohen Aufschwunge des Romanentums bestand. Dort galt das Reich für überwunden, dem Untergange geweiht, und selbst die besten Männer des Klerus wußten aus dem allgemeinen Elend keinen anderen Ausweg mehr als die Flucht aus der Welt überhaupt. Der französische Adel hatte in dem ruhmvollen Kampfe gegen die Ungläubigen ein neues Gebiet gewinnreichster Bethätigung gefunden, und die von ihm ausgebildeten Formen des Lebens gelangten damals so gut wie in Unteritalien und Sizilien auch in England und in den zum gemeinsamen Besitz der abendländischen Christenheit eroberten Landschaften Palästinas und Syriens zur Herrschaft. Im Gebiete des geistigen Lebens aber übte Frankreich vermöge der in Paris zur Vollendung gediehenen Scholastik eine ähnliche Vorherrschaft aus. Auch ihr hat Deutschland, hat die germanische Welt eigentlich nichts entgegenzusetzen gehabt.

Aber gerade auf diesem Gebiete bahnte sich ein Wandel an, der in seinem Fortgange auch die Kirche und insbesondere das Papsttum entscheidend traf. In das festgefügte Gebäude der scholastisch begründeten orthodoxen Dogmatik wurde Bresche gelegt. Die Bewegung knüpft sich an den Namen des vielverfolgten Peter Abälard, dessen leidensvolle Liebe zu seiner ebenso schönen und begeisterten wie selbstlosen und opferfreudigen Schülerin Heloise mit einem unvergänglichen romantischen Zauber umgeben ist. Im Gegensatz zu dem logischen Zwange der Scholastik trat Abälard mutig für die Freiheit des Geistes durch die Dialektik ein, indem er zeigte, wie jede Behauptung ebenso gut bewiesen wie widerlegt werden könnte, und von da den Zweifel als den Anfang aller Forschung und aller Erkenntnis der Wahrheit in sein Recht einsetzte: so wurde er der Schöpfer des Rationalismus. Äußerlich konnte ihn der leidenschaftliche Bernhard von Clairvaux wohl überwinden, in Klosterhaft bringen und zum Schweigen verurteilen lassen, die von ihm ausgegangene mächtige Bewegung aber vermochte er nicht aufzuhalten: sie wirkte um so mehr nach, als ähnliche oppositionelle Strömungen auf dem besonderen dogmatischen Gebiete sich geltend machten. Schon hatte ein älterer Zeitgenosse Abälards, Peter von Bruys, die Kindertaufe, die Verehrung des Kreuzes und die Transsubstantiationslehre angefochten, aber seine Kühnheit 1124 mit dem Feuertode gebüßt. Seinem Schüler Heinrich vor Clugny brachte die Verteidigung seiner Lehren lebenslängliche Klosterhaft. Der Bischof von Poitiers, Guilbert de la Porée, der in der Erkenntnis der natürlichen Dinge die Vernunft über den Glauben setzte, in theologischen Fragen aber die Alleinherrschaft des letztern nicht anzutasten wagte, kam doch zu Zweifeln an der kirchlichen Trinitätslehre, um derentwillen auch er verketzert wurde. Anderseits fehlte es in den Reihen der kirchlich Orthodoxen nicht an solchen Männern, die, ähnlich wie dies einst Petrus Damiani dem Gregorianismus gegenüber gethan hatte, Anstoß nahmen an der durch ihre Herrschaft herbeigeführten Verstrickung der Kirche in weltliche Interessen und weltliche Händel. In Deutschland



Der Dom zu Poitiers. 12. Jahrhundert. (Nach Lacroix.)

vertrat dieſe Richtung um die Mitte des zwölften Jahrhunderts namentlich Geroh von Reicherſperg, der in dem kläglichen Scheitern des zweiten Kreuzzuges die gerechte Strafe des Himmels für ſolche Verirrung ſah und von allen Geiſtlichen verlangte, daß ſie ſich als Mönche vom weltlichen Treiben zurückziehen ſollten. Daneben macht ſich auch ſchon vielfach das Streben geltend, ohne Rückſicht auf die Kirche, ihr Dogma und die von ihr vorgeſchriebenen Formen auf eigene Hand im kleinen Kreiſe die beſſernde Hand an Lehre und Leben zu legen. Dieſe praktiſch-reformatoriſche Tendenz erfüllt die damals anwachſenden Sekten der Paulicianer und Bogomilen in den Donauländern, die in der zur Zeit beſtehenden ſichtbaren Kirche, wie in der Welt überhaupt das Werk des Böſen ſahen, und dann namentlich die mannigfach geteilten Katharer, deren in Südfrankreich und Oberitalien zahlreiche Gemeinden im Anſchluß an die dualiſtiſche Lehre der Manichäer zwei Grundweſen behaupteten, ein böſes, dem die Materie und die Körperwelt, und ein gutes, dem die menſchliche Seele zugehörte, und von da aus zur Verwerfung der Sakramente, zur Mitteilung der Gnade durch Handauflegung kamen, einfache Liebesmahle feierten und in frommer Werkthätigkeit gutes zu thun bemüht waren.

Aus demſelben Boden erwuchs die Thätigkeit Arnolds von Brescia, der, unter Abälard in Paris gebildet, dann als Abt in ſeiner Vaterſtadt für die Erfüllung des Gebotes der evangeliſchen Armut durch die Geiſtlichkeit eintrat und ſelbſt mit ſeinen Schülern danach lebte, deshalb angeklagt und durch die Lateranſynode von 1139 aus Italien verbannt, in Frankreich lebte und, von dem heiligen Bernhard mit Leidenſchaft angefeindet, längere Zeit als gefeierter Lehrer in Paris wirkte, nach längerem Flüchtlingsleben aber, das ihn bis in die Schweiz führte, der Kirche nach geleiſteter Buße verſöhnt, unter dem Einfluß der um 1147—48 in Rom beginnenden politiſchen Bewegung auf ſeine Lehre zurückkam, ſie von neuem freimütig verkündete und daraus namentlich der weltlichen Herrſchaft des Papſtes entſchieden feindliche Folgerungen zog. Nun als Häretiker von neuem gebannt, ergriff Arnold von Brescia die Partei des römiſchen Volkes, das eben damals der päpſtlichen Herrſchaft über die Stadt in gewaltſamer Erhebung ein Ende gemacht und einen demokratiſchen Senat eingeſetzt hatte, den Papſt Eugen III., nachdem er ihn wie ſein Vorgänger vergeblich bekämpft hatte, ſchließlich anerkennen mußte. Im Bunde mit der ſiegreichen Volkserhebung predigte Arnold nun gegen den Papſt und die Unfreiheit Roms, und in ſeinem Anhang tauchte der Gedanke auf, mit Hilfe des deutſchen Königs eine radikale Umwälzung herbeizuführen, die das Papſttum von der weltlichen Gewalt endgültig entſetzen und dem von den herrſchſüchtigen Prieſtern angerichteten Unheil ein Ende machen ſollte.

Solche Vorgänge bewieſen das Anwachſen einer oppoſitionellen Bewegung gegen die bisher allerſeits anerkannte Vorherrſchaft der Kirche, die den von ihr erhobenen großen Anſprüchen entſprechende Thaten folgen zu laſſen nicht

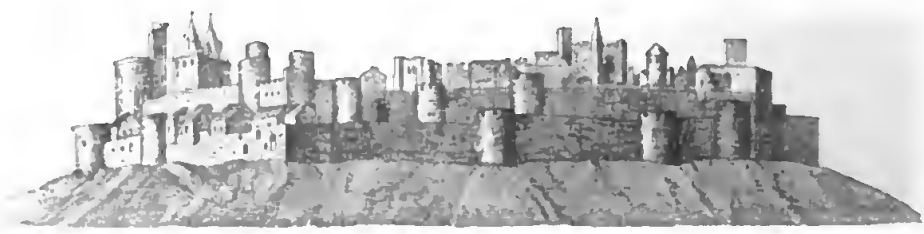
vermocht hatte. Der ruhmloſe Ausgang des zweiten Kreuzzuges, der durch ſie, in ihrem Namen durch die hinreißende Beredſamkeit Bernhards von Clairvaux den widerſtrebenden Fürſten und Völkern abgerungen worden war, vollendete den Zuſammenbruch des ſeit dem Wormſer Konkordate beſtehenden Syſtems. Die Reaktion gegen den Romanismus, der ſchwer auf der allgemeinen Entwickelung laſtete, griff aus den Kreiſen der Geiſtlichkeit und der gelehrten Theologen nun hinüber auch in die große Maſſe des Laientums: ſie wurde

Höfiſche Trachten im 12. Jahrhundert.
Aus dem „Luſtgarten" (Hortus deliciarum) der Äbtiſſin Herrad von Landsberg, um 1160—70.
(Nach Engelhardts Ausgabe.)

politiſch und national. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts beginnt ſie von verſchiedenen Seiten her den Anſturm gegen die Vertreter der alten, als unbrauchbar erwieſenen Ordnung, einerſeits das Papſttum und die hierarchiſche Knechtung der Landeskirchen, anderſeits deſſen Schutz- und Schirmmacht, das franzöſiſche Königtum. Deutſchland und England, Friedrich I. und Heinrich II. werden die Vorkämpfer der neuen Zeit, die damit begann.

Längſt gärte es in dem deutſchen Laienfürſtentum. Sowohl die Oppoſition der ſtaufiſchen Brüder gegen Lothar, wie die der Welfen gegen Konrad III. war nicht ſowohl dynaſtiſcher Natur als vielmehr gegen das unwürdige Pfaffenkönigtum gerichtet geweſen, das Rom zweimal nacheinander dem Reiche

aufzulegen gewußt hatte. Wie erſt die Staufer, ſo hatten ſich nachher die Welfen für die Traditionen der ſaliſchen Zeit erhoben und das in ihnen wurzelnde Recht des weltlichen Fürſtentums und des hinter ihm ſtehenden Laienadels zur Anerkennung bringen wollen. Selbſt Lothar hatte ſich dem mächtigen Einfluß dieſer in der Vergangenheit des Reiches entſpringenden weltlich-politiſchen Strömung auf die Dauer nicht entziehen können und der widerſtrebenden Kirche beträchtliche Konzeſſionen abgenötigt. Daß Konrad III. in ſeiner widerſpruchsvollen Schwäche es nicht einmal ſo weit brachte, wurde ſein und des Reiches Verhängnis. Die ablehnende Haltung, welche die Mehrheit der Fürſten dem Rufe zum Kreuzzuge entgegenſetzte, und die Art, wie namentlich die Norddeutſchen den ihnen näher liegenden nationalen Aufgaben nachgingen, offenbarte die Tiefe des Zwieſpaltes, der das Reich damals zerriß. Ähnlich wie einſt nach der Zeit unheilvoll überwiegenden biſchöflichen Einfluſſes unter Ludwig dem Kinde und Konrad I. von Franken Laienfürſten und Laienadel ſich von der geiſtlichen Bevormundung freigemacht und bei der Vergebung des erledigten Thrones ausſchließlich nach weltlichen Geſichtspunkten verfahren waren, ſo geſchah es auch nach dem Tode Konrads III. im Deutſchen Reiche. Ermöglicht aber oder doch erleichtert wurde dieſe Wendung durch den großen Wandel, der gleichzeitig im Weſten eintrat: die Erhebung Heinrichs Plantagenet von Anjou, der mit der Normandie die ihm durch ſeine Gemahlin zugebrachte Herrſchaft über die ſchönſten Landſchaften Südfrankreichs erhielt, auf den engliſchen Thron brachte Frankreich mit einem Schlage in ſeiner territorialen Entwickelung weit zurück und ſtürzte es in langjährige Kämpfe, welche das römiſche Papſttum gerade im entſcheidenden Augenblick ſeiner allezeit bewährten Schutzmacht beraubten. In dieſem Kampfe aber, zeitweiſe hart bedrängt, ſah ſich Heinrich II. genötigt, gegenüber dem unzuverläſſigen oder offen ausſätzigen normänniſch-franzöſiſchen Elemente, das ſo lange hart bedrückte angelſächſiſche näher an ſich zu ziehen, ihm größere Freiheit zu gewähren und damit den erſten Schritt zu einer germaniſchen Reaktion auch in England zu thun.



Die Hochſtadt von Carcaſſonne; Ende des 11. Jahrhunderts.
Doppelte, mit 50 Türmen beſetzte Mauerumfaſſung von 1500 Meter Umkreis. (Nach Jähns.)

Viertes Buch.

Der Entscheidungskampf zwischen Kaisertum und Papsttum im staufischen Zeitalter.

1152 — 1272.

Die Quellen.

Außerordentlich reich und mannigfaltig erblühte die Geschichtschreibung seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts: auch ihrerseits spiegelt sie die günstige Wendung wieder, die mit dem Regierungsantritt Friedrichs I. in der Entwickelung Deutschlands eintrat und ein neues Zeitalter der Macht und Herrlichkeit für das Reich heraufführte. Selbst in den Kreisen der Geistlichkeit, die unter dem Druck des mit Konrad III. auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens hereingebrochenen Mißlingens von mönchischen Ideen der Weltflucht erfüllt, einen allgemeinen Zusammenbruch von Staat und Kirche erwartet und fast herbeigewünscht hatte, regte sich wieder eine frische und thatenfrohe Gesinnung, die den nationalen Großthaten eines kraftvollen Herrschergeschlechts voll freudigen Stolzes folgte und an den besten Mustern des wieder zu Ehren kommenden Altertums gebildet, in der Geschichtschreibung eine Reinheit der Sprache, eine Kunst der Darstellung, ein sachliches Verständnis und eine politische Einsicht entwickelt, vermöge deren ihre Leistungen den Höhestand der mittelalterlichen Geschichtschreibung überhaupt bezeichnen.

Wie groß der Wandel war, geht schon daraus hervor, daß an der Spitze dieser von frischem nationalen Sinn erfüllten Geschichtschreibung derselbe Bischof Otto von Freising steht, der früher in seiner Chronik (S. 448) der kleinmütigen und sozusagen weltschmerzlichen Auffassung, die mit dem Vorwalten des hochkirchlichen Einflusses geherrscht hatte, einen gewissermaßen klassischen Ausdruck gegeben hatte. Befreit von dem Bann dieser trüben Denkweise, die allein im Mönchtum noch Rettung sah, begleitete Otto jetzt mit verständnisvoller Freude die vielverheißende Laufbahn seines Neffen Friedrich, der ihn selbst zur Darstellung seiner Thaten veranlaßte, indem er 1157 die Übersendung der Chronik mit einem Briefe beantwortete, in dem er eine kurze Übersicht seiner bisherigen Thaten gab. Diese wurde die Grundlage für des Freisinger Bischofs „Geschichte Kaiser Friedrichs I." Das erste Buch giebt eine kurze Übersicht von dem Investiturstreit an mit besonderer Rücksicht einmal auf das staufische Haus und dann auf die Gestaltung des Verhältnisses zwischen Kaiser und Papst, das zweite erzählt Friedrichs Thaten bis zum Ende des Jahres 1156, unter reichlicher Benutzung von Briefen und Urkunden, die vielfach wörtlich mitgeteilt werden, zuweilen auch auf Grund von Augenzeugenschaft, in reiner, angenehm lesbarer Sprache und mit lebhafter Anteilnahme. Subjektiv wahr, ist Otto doch infolge seiner persönlichen Stellung und des einseitigen Materials, das ihm die kaiserliche Kanzlei mitgeteilt, weder überall genau unterrichtet, noch in seinem Urteil

unbefangen. Nach dem Tode Ottos, der am 21. September 1158 zu Morimond ſtarb, übernahm ſein Schüler und Kaplan Rahewin, der uns anderweitig als klaſſiſch gebildeter und formgewandter Dichter begegnet, die Fortſetzung des Werkes, dem er zwei weitere, bis 1160 reichende Bücher hinzufügte, vielleicht im Anſchluß an Entwürfe und Sammlungen, die Otto hinterlaſſen hatte, ebenfalls unterſtützt durch Mitteilungen aus der kaiſerlichen Kanzlei, ſowie auch etlicher Biſchöfe, zuweilen auch als Augenzeuge berichtend. Nach antikem Vorbild belebt Rahewin ſeine Erzählung durch Reden, die er den handelnden Perſonen in den Mund legt. Die Sprache beweiſt überall ſorgſames Studium der alten Hiſtoriker, aus denen nach der im Mittelalter üblichen Art charakteriſtiſche Ausdrücke und ganze Wendungen wörtlich entlehnt werden. Beſonders merkwürdig aber iſt die Art, wie Rahewin aus der durch Rufinus ins Lateiniſche überſetzten Geſchichte des jüdiſchen Krieges des Joſephus ganze große Partien — Schilderungen militäriſcher Szenen bei Belagerungen, in Schlachten, bei Einzügen u. a. m. — ſich nahezu wörtlich aneignet. Auch die Chronik des Otto von Freiſing fand einen verdienſtvollen Fortſetzer in Otto, einem Mönche des Schwarzwaldkloſters St. Blaſien, der auf Grund ausgezeichneter Kenntniſſe, die er vielfach den Berichten an den Ereigniſſen beteiligter Perſonen verdankte, die Geſchichte des Reiches in zwanglos annaliſtiſcher Form bis 1209 hinabführte, mit begeiſterter Verehrung namentlich zu der glänzenden Herrſchergeſtalt Heinrichs VI. emporblickend. Für die italieniſchen Kämpfe Friedrichs ſind lehrreich die Aufzeichnungen des böhmiſchen Klerikers Vincenz von Prag, der als Kaplan dem Gefolge des Biſchofs Daniel von Prag (1148—67) angehörte, als dieſer mit König Wladislaw von Böhmen dem Kaiſer gegen Mailand zu Hilfe zog, und dann von Friedrich in den italieniſchen Angelegenheiten vielfach verwendet wurde, bis er 1167 der römiſchen Peſt erlag.

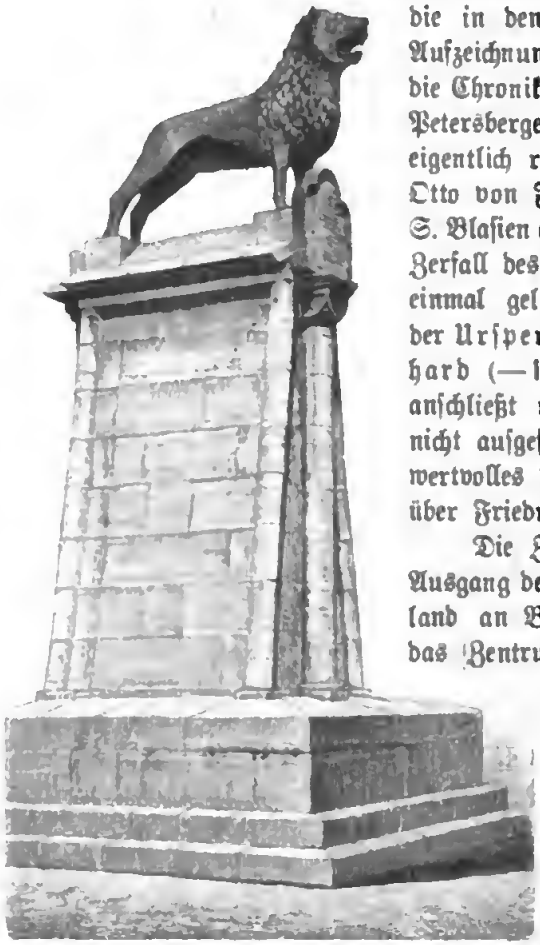
Beſonders wichtig für Friedrichs I. Zeit ſind natürlich die zeitgenöſſiſchen italieniſchen Berichte, namentlich die ſtädtiſchen Jahrbücher, beſonders die der lombardiſchen Städte, wo damals bereits die Geſchichtſchreibung aus den Händen der Geiſtlichen in die von Laien überzugehen anfing. In Lodi, das alle Zeit kaiſerlich geſinnt war und deshalb von Mailand ſo ſchwer heimgeſucht wurde, ſchrieb ein Bürger Otto Morena, der unter Lothar und Konrad III. als Legat Verwendung gefunden hatte, um 1155 die Stadtgeſchichte unter ſtetem Hinblick auch auf die allgemeinen lombardiſchen Verhältniſſe; ihm folgte darin der von Friedrich I. mehrfach gebrauchte Acerbus Morena, bis er 1167 der Seuche vor Rom erlag. Den kaiſerfeindlichen lombardiſchen Standpunkt vertreten die Mailänder Annalen, in denen älteren Aufzeichnungen verſchiedene Autoren eine Fortſetzung von 1154 bis 1230 hinzufügten. Aus Piacenza haben wir zwei Aufzeichnungen der Art (—1254), von denen die eine den kaiſerfeindlichen, guelfiſchen, die andere den kaiſerfreundlichen, ghibelliniſchen Standpunkt einnimmt. Eine groß angelegte Geſchichte ſeiner herrlich erblühenden Vaterſtadt Genua, die damals im

Wettkampf mit Venedig zur See eine bedeutende Macht entfaltete und durch ihren Handel fürſtlich reich wurde, ſchrieb der in ſtädtiſchen Ämtern bewährte Sprößling eines alten genueſiſchen Bürgerhauſes Cafaro; nach ſeinem Tode (1183) ſetzte der Kanzler Obert ſie bis 1173 fort; der Stadtſchreiber Ottobonus führte ſie bis 1196. Ähnliche Aufzeichnungen entſtanden in Piſa, und in dem normänniſchen Reiche ſchrieb Erzbiſchof Romoald von Salerno († 1181) Annalen, die bei ſeiner Stellung und ſeinem Anteil an wichtigen Verhandlungen, z. B. dem venetianiſchen Friedenskongreß, von hohem Werte ſind. Auch die Biographien der Zeitgenoſſen Friedrichs I. auf dem päpſtlichen Stuhl, Eugens IV. (1145—53), Hadrians IV. (1154—59) und Alexanders III. (1159—81) ſind als Quellen trotz ihres einſeitigen Standpunktes von Wert.

Unter denjenigen in Deutſchland entſtandenen Aufzeichnungen, die weniger die Geſchichte des Reiches als einzelner Territorien behandeln, gebührt wohl der erſte Platz der Chronik von Hennegau (1120—95), die Giſelbert, der Kaplan des Grafen Balduin V., auf Grund vortrefflicher Kenntnis von der Geſchichte ſeiner Heimat und ungewöhnlicher Einſicht auch in deren Beziehungen zu der allgemeinen Politik verfaßt hat. Unter den Jahrbüchern deutſcher Städte ragen die ſogenannten großen Kölner Jahrbücher hervor, welche, von verſchiedenen Verfaſſern herrührend, bis 1159 auf älteren, uns anderweitig erhaltenen Quellen beruhen, weiterhin aber originalen Wert beſitzen und, ohne fehlerfrei zu ſein, für Friedrichs I. Zeit und beſonders die des großen Kölner Erzbiſchofs Reinald von Daſſel (1159—67) ſich durch gute Kenntnis der italieniſchen Dinge auszeichnen. In der norddeutſchen und namentlich der ſächſiſchen Geſchichtſchreibung tritt begreiflicherweiſe die gewaltige Geſtalt Heinrichs des Löwen beſonders hervor, ſo namentlich bei dem Fortſetzer von Helmolds Slawenchronik, Arnold, dem Abte des Johannesklоſters zu Lübeck, der die Ereigniſſe bis zum Jahr 1209 herabgeführt hat, auf Grund von Mitteilungen älterer, den geſchilderten Perſonen noch naheſtehender Gewährsmänner, wie des Biſchofs Heinrich von Lübeck (1172—82), der, ein Belgier von Geburt, ehemals Abt des Ägidienkloſters zu Braunſchweig geweſen war und als ſolcher Heinrich den Löwen 1172 auf der Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande begleitet hatte, und des Lehrers Kaiſer Heinrichs VI., des nachmaligen Kanzlers Konrad von Querfurt, der auch kurze Zeit der Lübecker Kirche vorſtand, aber infolge eines Streites mit Graf Adolf von Schaumburg reſignierte. Arnold hat dem Hauſe der Welfen offenbar nahe geſtanden: denn ſpäter hat er des Hartmann von der Aue Gedicht Gregor für den jüngeren Bruder Kaiſer Ottos IV., Wilhelm von Lüneburg, in lateiniſche Verſe gebracht. Unter den ſächſiſchen Annalen ſind die des Kloſters Steterburg von dem Abte Gerhard (1183—1209), der von Heinrich dem Löwen mehrfach in wichtigen Geſchäften gebraucht wurde, trotz ihrer erklärlichen Parteilichkeit für die Kenntnis der beſonderen ſächſiſchen Dinge ertragreich; ebenſo in ihrem letzten Abſchnitt (—1181) die des Kloſters Pegau, ſowie die von Pöhlde, die ſich gelegentlich auf mündliche Berichte an den erzählten Ereigniſſen beteiligter Perſonen

berufen und in ihren älteren Teilen, wo sie vorzugsweise auf den Weltchroniken Ekkehards und Sigeberts von Gembloux (S. 307) beruhen, dadurch lehrreich sind, daß sie das allmähliche Einströmen der Sage in die Überlieferung beobachten lassen.

Für die Geschichte Heinrichs VI., des Thronstreites zwischen Philipp von Schwaben und Otto IV. kommen im allgemeinen die späteren Abschnitte der angeführten Quellen in Betracht, neben die in den einzelnen Landschaften ergänzend Aufzeichnungen ähnlicher Art treten, wie z. B. die Chronik des Klosters Lauterberg auf dem Petersberge bei Halle (—1225), während der eigentlich reichsgeschichtliche Standpunkt, den Otto von Freising, Rahewin und Otto von S. Blasien einnahmen, bei dem fortschreitenden Zerfall des Reiches nur noch ausnahmsweise einmal geltend gemacht wird, wie z. B. in der Ursperger Chronik des Abts Burkhard (—1225), der sich dabei an Ekkehard anschließt und namentlich ein bisher leider nicht aufgefundenes, aber augenscheinlich sehr wertvolles Werk des Johannes von Cremona über Friedrich I. benutzt hat.



Das erzene Denkmal Heinrichs des Löwen in Braunschweig; 1166. Das Piedestal von 1616. (Nach Photographie.)

Die Zeit Kaiser Friedrichs II. und der Ausgang der staufischen Periode, wo Deutschland an Bedeutung verliert und Italien in das Zentrum der unheilvollen Entwickelung tritt, wird uns vorzugsweise durch italienische Überlieferung vermittelt. Die Thaten Friedrichs II. und seiner Söhne schrieb Nikolaus von Jamsilla (—1258) von eifrig kaiserlichem Standpunkte aus, während sein Fortsetzer Saba Malaspina (—1268) der guelfischen Partei angehörte. Eine im Kloster der H. Justina zu Padua entstandene Chronik von 1207—70 verficht die Interessen des Hauses Este und nimmt daher einen dem mächtigen Ezzelino von Romano und auch dem Kaiser feindlichen Standpunkt ein, der freilich noch in maßvoller Weise zum Ausdruck kommt. Ebenfalls ein Guelfe, Rolandin von Padua, schrieb die Geschichte der Trevisanischen Mark (—1260), doch auch noch ohne den Fanatismus, der späterhin die Historiker gerade dieser Partei zu verblenden pflegte. Für

Oberitalien überhaupt wichtig iſt die die Jahre 1212—1287 behandelnde Chronik des Minoriten Salimbene, welcher der einflußreichen frommen Schule des Abtes Joachim von Fiore angehörte.

Reicher als für die früheren Perioden fließen für dieſen letzten Zeitraum der Kaiſergeſchichte auch die urkundlichen Quellen, und die im Anſchluß an die politiſchen Verhandlungen ſelbſt entſtandenen verwandten Denkmäler werden uns in einer ſich immer noch mehrenden Fülle geboten. Von beſonderer Wichtigkeit ſind auch da natürlich die päpſtlichen Erlaſſe und Briefe, da die römiſche Kurie in höherem Grade noch als ſonſt der Mittelpunkt einer großen weltgeſchichtlichen Entwickelung war. Namentlich für die Zeit des weltherrſchenden Papſttums, wo die Kataſtrophe des Kaiſertums ſich vorbereitete, beſitzen wir in den Briefen Innocenz' III. ein Material von unſchätzbarem Wert, von dem wir nur bedauern können, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil (von neunzehn einſt vorhandenen Büchern im ganzen vier) verloren gegangen iſt. In dem Regiſter desſelben Papſtes, die Angelegenheit des Reiches betreffend, (Registrum super negotio imperii) haben wir eine amtliche Sammlung von Aktenſtücken hoher praktiſch politiſcher Bedeutung, die freilich auch an der offiziellen Publikationen der Art eigenen Einſeitigkeit leidet. Endlich beſitzen wir unter dem Titel „Thaten Innocenz' III." eine um 1220 verfaßte Geſchichte der erſten elf Jahre dieſes denkwürdigen Pontifikats. Dieſe ganze Gattung von Quellen kurialen Urſprungs iſt in neueſter Zeit beträchtlich vermehrt worden durch eine Reihe von Veröffentlichungen aus den der Wiſſenſchaft zugänglicher gemachten Schätzen des vatikaniſchen Archivs wie der Regiſter d. h. Kanzlei-Kopialbücher der Päpſte Honorius' III., Innocenz' IV. u. a. Von geſchichtlich wichtigen Briefſammlungen verdient dann noch genannt zu werden die der Briefe des Peter von Vinea, des Großjuſtitiars Kaiſer Friedrichs II., obgleich auch ſie zunächſt nicht ſachlichen Intereſſen dienen, ſondern nur Muſterbilder für die Bildung von Kanzleibeamten darbieten ſollten. Die gegneriſche Seite vertritt Albert von Poſſemünſter, genannt der Böhme, ein Bayer, der als Sachwalter an der römiſchen Kurie angeſehn, dann Domherr und Archidiakonus zu Paſſau, von dort als eifriger Papiſt verjagt, ſeit 1239 als Agent der päpſtlichen Partei in Deutſchland gegen Friedrich II. wirkte, namentlich im Auftrage Gregors IX. unermüdlich zum Sturze des verhaßten Geſchlechts thätig war und dafür auch, in die Hand der Gegner gefallen, ſchwer mißhandelt worden ſein ſoll. Ein glücklicher Zufall hat uns das Notizbuch dieſes tief in die kirchlich-politiſchen Kämpfe ſeiner Zeit verſtrickten Mannes erhalten, dem wir die Kenntnis einer Reihe von anderweitig nicht erhaltenen wichtigen Aktenſtücken zu verdanken haben.

Erſtes Kapitel.

Kaiſer Friedrich I.

1152—1190.

Indem Konrad III. ſterbend den deutſchen Fürſten ſeinen Neffen Friedrich von Schwaben zum Nachfolger empfahl, erkannte er ſelbſt ſeine Politik offen als verfehlt an. Die verbiſſene Feindſchaft gegen die Welfen, auf deren Bekämpfung er trotz alles Mißlingens immer wieder zurückgekommen war, und die ſchwächliche Dienſtbarkeit gegenüber der ſelbſt ohnmächtigen Kirche waren ihre Hauptfehler geweſen. In beiden Hinſichten mußte, ſollte es mit dem Reiche beſſer werden, ein gründlicher Wandel eintreten. Die Bürgſchaft dafür lag in der Perſönlichkeit und Vergangenheit des Thronkandidaten.

In der Blüte der Jahre ſtehend, friſch und vollkräftig, geſund an Leib und Seele, unbefangenen Blickes und erfüllt von einem edlen Streben nach Ruhm, durchdrungen auch von einem lebhaften Gefühl für das Recht des Staates und die Würde des Königtums, war der Schwabenherzog Friedrich III. wie kein anderer berufen der Träger der neuen Zeit zu werden, die eine von der Kirche unabhängige, kraftvolle nationale Politik zur Herſtellung des Friedens im Innern und des Anſehens nach außen verlangte. So blieben denn auch die Intriguen erfolglos, durch die, wie es ſcheint, Erzbiſchof Heinrich von Mainz (1142—53) ſeine Wahl zu hintertreiben ſuchte. Drei Wochen nach Konrads III. Tod, am 5. März 1152, wurde der Staufer Friedrich zu Frankfurt von den Fürſten einſtimmig zum König erwählt und am 9. zu Aachen gekrönt. Bereits im Mai hielt er in Merſeburg einen Reichstag. Zwiſchen Heinrich dem Löwen, mit dem er im Gegenſatz zu Konrad III. in freundſchaftlicher Verbindung ſtand, und Albrecht dem Bären, die über das Erbe der Grafen von Winzenburg und Plötzke haderten, vermittelte er einen Vergleich. Herzog Berthold von Zähringen erhielt ſeine Anſprüche auf Weſtburgund, die er bisher nicht hatte durchſetzen können, anerkannt. Ein Landfriede that den namentlich Sachſen erfüllenden Fehden Einhalt, und der in Dänemark herrſchende Thronſtreit wurde durch Friedrichs Spruch entſchieden, der Sven als König beſtätigte, ſeinem Nebenbuhler Knud aber die Herrſchaft über Seeland zuwies.

Deutlicher noch offenbarte ſich der andere Geiſt, der in der deutſchen Politik zu herrſchen begann, in den Verhandlungen mit der römiſchen Kurie.

Erläuterungsblatt

zu

Kaiser Friedrich I., Barbarossa.

Widmungsbild einer Handschrift vom Ende des XII. Jahrhunderts.
Rom, Bibl. d. Vaticans.

Diese Handschrift, welche 68 Blätter in Quartformat umfaßt, enthält eine Verherrlichung des Kreuzzuges des Robert von S. Remy und Verse, welche der Probst Heinrich († 1199) vom Kloster des heil. Dionysius zu Schäftlarn in Bayern für Kaiser Friedrich I., aus Anlaß von dessen Kreuzzug schreiben ließ.

Das Widmungs-Miniature stellt den Kaiser dar und zu dessen linker Seite im Rande des Bildes den Probst Heinrich, als Donator dem Kaiser die Handschrift überreichend.

Es ist das einzige bekannte zu Lebzeiten Friedrichs I. ausgeführte Bildnis desselben. Der Kaiser ist dargestellt mit einer Krone von romanischem Laubwerk, im Königsmantel, der mit Pelzwerk von weißer und blauer Färbung gefüttert ist und nach römischem Gebrauch auf der rechten Schulter durch eine Agraffe zusammengehalten wird. Hinter dem Kaiser hängt der große dreieckige Schild jener Zeit. Auf diesem, wie auch auf dem Mantel, hat der Miniator ein Kreuz angebracht, um den Kaiser als Kreuzfahrer und als Schutzherrn des Christentums zu charakterisieren.

Die Inschrift zu beiden Seiten des Kopfes lautet: Fridericus Romanus imperator. Diejenige am Rücken des Probstes: Heinricus praepositus dedicat. — Im oberen Rande steht:

Hic est depictus Romae Caesar Fridericus
Signifer invictus, coelorum regis amicus.

Außen am Bogen entlang:

† Caesar magnificus pius augustus Fridericus
De terra domini pellat gentem Saladini

Im Rande des Bogens, die Buchstaben wechselnd in schwarzer und roter Schrift:

Nulli pacificum Sarraceno Fridericum
Dirigat iste liber ubi sit locus a nece liber.

(Nach v. Hefner-Altenek.)

LITH. u. DRUCK v. C. L. KELLER BERLIN S.

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

KAISER FRIEDRICH I BARBAROSSA

WIDMUNGSBILD EINER HANDSCHRIFT VOM ENDE DES XII JAHRH

ROM BIBL D VAT. [NACH v HEFNER-ALTENECK]

Digitized by Google

Nicht bloß dem Papst Eugen III., sondern auch dem zur Zeit die ewige Stadt regierenden demokratischen Senat, dem Schützer und Bündner Arnolds von Brescia, ließ Friedrich seine Thronbesteigung notifizieren und bewirkte dadurch bei ersterem eine überraschend entgegenkommende Haltung. Mit den von ihm abgeordneten Gesandten, die im März 1153 zu Konstanz vor ihm erschienen, schloß Friedrich einen Vertrag, nach welchem er versprach, ohne den Papst keinen Frieden mit Sizilien einzugehen, Rom dem Papste zu unterwerfen und den Besitzstand der römischen Kirche zu wahren, Eugen III. aber sich verpflichtete, ihn, wenn er nach Italien käme, zum Kaiser zu krönen und seine Widersacher mit Bann und Interdikt zu treffen. Von dem Wormser Konkordat ist augenscheinlich keine Rede gewesen: Zugeständnisse, wie sie Lothar und Konrad in diesem Punkte gemacht hatten, waren für Friedrich undiskutabel. Freilich blieb damit die wichtigste Frage offen, aber es war doch immerhin ein Fortschritt, daß der Konstanzer Vertrag Staat und Kirche, Königtum und Papsttum wieder als gleichberechtigte Mächte nebeneinander stellte. Die Kirche erwies sich dem König jetzt ihrerseits dienstbar, indem sie einmal seine Ehe mit Adelheid von Vohburg löste — auf nichtige Vorwände hin, die nur dazu dienen sollten, Friedrich zur Eingehung einer politisch gewinnreichen Ehe frei zu machen — und einige Bischöfe aus dem Amte entfernte, die durch ihren Wandel Anstoß gegeben oder, wie Heinrich von Mainz, durch ihre oppositionelle Haltung des Königs Mißfallen erregt hatten.

Unsicher aber war und blieb das Verhältnis zum Papsttum, das der augenblicklichen Bedrängnis nachgab, aber weit davon entfernt war, auf die alten hierarchischen Forderungen zu verzichten. Ein Konflikt entbrannte denn auch, sobald Friedrich, durch keinen Verzicht gebunden, die alten Königsrechte bei Besetzung der deutschen Bistümer geltend machte. Wenige Tage vor Konrad III. war Erzbischof Friedrich von Magdeburg (1142—52) gestorben; infolge der Uneinigkeit des Domkapitels kam es zu einer zwiespältigen Wahl. Für diesen Fall bestimmte das Wormser Konkordat, der König solle unter Beirat und nach dem Urteil des Metropoliten und der übrigen Bischöfe des betreffenden Sprengels dem im Recht befindlichen Teil Anerkennung und Hilfe gewähren, d. h. die Entscheidung lag bei den kirchlichen Instanzen und der König hatte nur deren Spruch auszuführen. Im Gegensatz dazu war kaiserlicherseits frühzeitig eine interpolierte Fassung des Konkordats in Umlauf gesetzt, wonach bei zwiespältigen Wahlen der König entscheiden und unter Beirat der Fürsten den ihm genehmen — und das konnte ja möglicherweise auch ein Dritter sein — zum Bischof einsetzen sollte. Auf diese Fälschung, die damals wohl noch nicht als solche erkannt war, berief sich Friedrich in dem Magdeburger Wahlstreit, verwarf unter Zustimmung der Fürsten die beiden Prätendenten und beauftragte einstweilen den Bischof Wichmann von Zeitz (1150 bis 1154) mit der Verwaltung der Erzdiözese. Sicher im Einverständnis mit ihm benutzte dieser seine Zeit dort gut, um Anhang zu gewinnen: bei der Erneuerung des Wahlaktes wurde er selbst auf den erzbischöflichen Stuhl be-

rufen. Der Einſpruch der römiſchen Kurie blieb fruchtlos, denn der deutſche Epiſkopat nahm energiſch die Partei des Königs. Darüber ſtarb Eugen III., und ſein Nachfolger Anaſtaſius IV. (1153—54), der durch den römiſchen Aufſtand bedrängt einen Bruch vermeiden wollte, ließ Wichmann ſchließlich zu. Dieſer Vorgang zeigte, welcher Wandel in Deutſchland eingetreten war: ſelbſt der Klerus ſetzte ſich in ſelbſtbewußtem, nationalem Sinn den früher geduldig hingenommenen hierarchiſchen Prätenſionen tapfer entgegen. Darin lag die Stärke dieſes ſtaufiſchen Königtums: ähnlich wie einſt das ottoniſche beruhte ſie weſentlich in der Bundesgenoſſenſchaft mit dem deutſchen Epiſkopate.

Aber auch das Laienfürſtentum ſollte einmütig um den König geſchart werden. Dazu galt es das Unrecht gut zu machen, das von Konrad III. im Bunde mit der Kirche und zu ihrem Vorteil dem welfiſchen Hauſe zugefügt war und dieſes in eine für den Frieden des Reiches verhängnisvolle Oppoſition gedrängt hatte. Natürlich aber lehnte Heinrich von Öſterreich die ihm vom König alsbald zugemutete Rückgabe Bayerns entſchieden ab. Anderſeits aber hatte Friedrich Heinrich dem Löwen wohl gleich bei ſeinem Regierungsantritt, ja vielleicht ſchon bei den Wahlverhandlungen beſtimmte Zuſagen gemacht, die erfüllt ſein mußten, ehe er zur Ausführung ſeiner großen Entwürfe auf die thatkräftige Hilfe des Welfen rechnen konnte. Im Sommer 1154 erwirkte er auf einem Tage zu Goslar einen Spruch der Fürſten, der Heinrichs des Löwen Recht auf Bayern anerkannte. Seine Vollſtreckung war jedoch noch nicht möglich: den Sachſenherzog zu beſchwichtigen und zur Teilnahme an dem Zuge zur Gewinnung der Kaiſerkrone zu beſtimmen, überließ Friedrich ihm vermutlich damals das Recht der Inveſtitur für die Bistümer in den neu gewonnenen ſlawiſchen Ländern jenſeits der Elbe, räumte ihm alſo einen kirchlichen Vorteil ein, über den er ſelbſt eigentlich garnicht zu verfügen hatte. Indem er aber den ſächſiſchen Stamm damit vollends auf die Wendenmiſſion hinwies, knüpfte auch er hier an die großen Traditionen der ottoniſchen Zeit an, wie er auch ſonſt beſtrebt war, die gebietende Stellung wiederzugewinnen, die das Reich ehemals den Nachbarvölkern gegenüber eingenommen, aber durch die Schwachheit Konrads III. eingebüßt hatte. Der däniſche Thronſtreit war bereits durch ſeinen Spruch entſchieden; aber der Verſuch, des Reiches Hoheit über Böhmen herzuſtellen, war mißlungen, da Herzog Wladislaw ſich perſönlich zu erſcheinen geweigert und nur den Biſchof Daniel von Prag geſandt hatte. Erfolgreicher war ein Beſuch Friedrichs 1153 in Burgund, deſſen Erwerbung damals vorbereitet wurde, obgleich ſie nur auf Koſten der Zäringer durchführbar war. Vor allem aber galt es, die in Vergeſſenheit geratenen Rechte des Reiches in Italien zu erneuern. Schon auf dem Konſtanzer Tage hatten Geſandte von Lodi Hilfe gegen die Gewaltthaten Mailands erbeten; aber die Geſandten, die Friedrich infolgedeſſen dorthin geſchickt hatte, waren von der ſtolzen Kommune beleidigend abgewieſen worden. Auch die römiſche Kurie erneute ihre Hilferufe: Eugen III., der vor der ſiegreichen Revolution aus Rom

wieder hatte weichen müſſen, drang auf Erfüllung des Konſtanzer Vertrages, zumal er im Süden durch König Roger II. ſchwer bedroht war. In gleicher Bedrängnis befand ſich ſein Nachfolger Anaſtaſius IV. (1153—54). So beſchloß Friedrich für den Herbſt 1154 den Zug nach Italien. Freilich blieb die Mehrzahl der geiſtlichen und weltlichen Fürſten daheim; aber Heinrich der Löwe ſchloß ſich mit ſeinen ſächſiſchen Kriegern an, mit ihm der tapfere bayeriſche Pfalzgraf Otto von Wittelsbach. Da Friedrich jedoch im ganzen nur mit 1800 Rittern über die Alpen ſtieg, ſo waren durchgreifende Erfolge von vornherein ausgeſchloſſen und der Zug erſchien nur als eine Rekognoszierung zur Vorbereitung künftiger größerer Unternehmungen. Dem entſpricht auch das vorſichtige, zuwartende Verhalten Friedrichs, der ſich in den ihm fremden Verhältniſſen erſt zurechtfinden, mit ihnen Fühlung erlangen und eine beſtimmte Stellung dazu gewinnen mußte.

Brakteat mit dem Reiterbildnis von Kaiſer Friedrich Barbaroſſa.
Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinet.

Ungehindert betrat er mit ſeinem kleinen Heere die oberitalieniſche Ebene. Auf den roncaliſchen Feldern, am ſüdlichen Ufer des Po, Piacenza gegenüber, hielt er nach alter Königsſitte eine Heerſchau, bei der die Reichsvaſallen den Ehrenwachtdienſt vor des Herrſchers Zelt zu leiſten hatten; wer unentſchuldigt fehlte, verlor ſeine Reichslehen. So geſchah es Erzbiſchof Hartwig von Bremen (1148—68), einem erbitterten Gegner Heinrichs des Löwen, mit dem er über die Grafſchaft Stade in Streit lag, und Biſchof Ulrich von Halberſtadt (1149 bis 60), der ebenfalls zu den Feinden der Welfen gehörte. Mailand beharrte in ſeinem Trotz; doch mußte ſich Friedrich, zu ſchwach, die volkreiche und ſtark befeſtigte Stadt anzugreifen, damit begnügen eine Anzahl der Burgen in ihrem Gebiet zu brechen. Aber indem ſich die Mailand feindlichen Städte, obenan Lodi, Pavia und Como, ihm anſchloſſen, wurde der Anfang zur Organiſation einer kaiſerlichen Partei gemacht, die durch den Beitritt Novaras und des Markgrafen von Montferrat bald auch nach dem Weſten hinübergriff. Ein langwieriger Kampf entſpann ſich um die Mauern von Tortona, das den Übertritt in das Bündnis Pavias verweigerte und erſt nach verzweifeltem Widerſtande Oſtern 1155 genommen und zerſtört wurde.

Danach erſt zog Friedrich nach Rom. Auch dort erlangte er nur einen beſcheidenen Erfolg. Zwar hatte der Nachfolger Anaſtaſius' IV., Hadrian IV. (1154—59), ein Engländer von Geburt und daher der ſonſt den Römern gegenüber geübten Rückſichtnahme unzugänglich, die revolutionäre Bewegung in der Stadt durch das Interdikt gebändigt; aber im Süden ſetzte Wilhelm I.

die Eroberungspolitik Rogers II. von Sizilien erfolgreich fort. Dennoch warf ſich Hadrian nicht blindlings in die Arme des deutſchen Königs, deſſen Mißtrauen er vollauf erwiderte. Erſt nach längeren Verhandlungen kam es zu einer Verſtändigung, die das Konſtanzer Abkommen erneute. Als dann aber Hadrian am 11. Juni zu Nepi mit Friedrich zuſammentraf, entſpann ſich ein Streit, weil dieſer ihm den Dienſt des Bügelhaltens beim Abſteigen von

Siegel von Kaiſer Friedrich I.

Der Kaiſer auf einem Throne, deſſen Rücklehne von einem perlenbeſetzten Bogen zwiſchen zwei oben in Kugeln auslaufenden Säulen gebildet wird. Von der ſpitzen Krone hängen Perlenſchnüre herab. Obergewand und der das Unterkleid, die Tunika, zuſammenhaltende Gürtel ſind mit Edelſteinen geſchmückt. In der Rechten das Lilienſcepter, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umſchrift: † FREDERIC DEI GRA ROMANOR. IMPERTOR AVGS. Nach einem Abdruck im brit. Muſ. zu London.

ſeinem Zelter verweigerte. Doch überzeugte man Friedrich nachher, daß es ſich um ein altes Herkommen handelte. So wurde der Zwiſchenfall beglichen, und gemeinſam zogen beide Häupter der Chriſtenheit nach Rom, vor dem ſie am 17. Juni ankamen. Inzwiſchen hatte Friedrich nicht bloß eine Geſandtſchaft des römiſchen Senats, die ihn einlud, von dieſem die Kaiſerkrone anzunehmen, barſch abgewieſen, ſondern Hadrian IV. auch ein weiteres Unterpfand für ſeine legale Haltung gegeben, indem er Arnold von Brescia, den kirchlich-

politiſchen Reformprediger, der durch dem Papſt feindliche Barone der römiſchen Campagna der Haft des Kardinals Oddo noch einmal entriſſen war, ſich von ſeinen Beſchützern ausliefern ließ und dem päpſtlichen Stadtpräfekten übergab, der ihn als Ketzer erdroſſeln und verbrennen ließ. Als deshalb die Römer die Öffnung ihrer Stadt verweigerten, wurde in der Frühe des 18. Juni die Leoſtadt und S. Peter durch die Deutſchen beſetzt und dann, ehe die Römer deſſen recht inne wurden, unter dem Schutze ihrer Waffen Friedrich vom Papſt eilig zum Kaiſer gekrönt. Unmittelbar danach zog man in das Lager zurück. Da brachen die Römer, über die Tiberbrücke nach der Leoſtadt ſtrömend, plötzlich aus dieſer über die ſorglos feiernden Deutſchen herein, wurden aber unter ſchweren Verluſten in die Stadt und über die Tiberbrücke zurückgeworfen. Ein Angriff auf Rom aber konnte von dem kleinen kaiſerlichen Heer nicht unternommen werden. Nur gegen die Normannen wäre Friedrich gern gezogen: aber die Fürſten weigerten ſich der Teilnahme. So mußte der Rückzug angetreten werden. Hadrian IV. ſah damit alle Hoffnungen zerſtört, die er auf den Bund mit dem Kaiſer geſetzt hatte: weder Rom wurde ihm unterworfen, noch der Kirchenſtaat gegen die Normannen geſichert. Auch Friedrich hatte nicht den erwarteten Gewinn aus dem Zuge. Wie wenig ſein Anſehen im Süden der Alpen galt, lehrte der Verſuch der Veroneſer ihm den Rückweg zu verlegen: namentlich Otto von Wittelsbach, der die die Clauſe ſperrende Burg erſtieg, dankte er die Rettung.

Inzwiſchen war in Deutſchland die fürſtliche Oppoſition nicht unthätig geblieben; doch hielt ſie des Kaiſers Heimkehr von weiterm Handeln ab. Friedrich aber bemühte ſich nun zunächſt um Gewinnung einer Macht, die ihm bei künftigem Eingreifen in Italien den Erfolg ſicherte. Im Sommer 1156 vermählte er ſich mit Beatrix, der Erbtochter Reinolds von Macon, deren reiches Hausgut ihr Oheim Wilhelm von Vienne an ſich zu bringen verſucht hatte, und ergriff 1157 von jenen herrlichen burgundiſchen Landſchaften Beſitz, ſehr zum Kummer der Zähringer, die ihre Anſprüche auf die weſtliche Schweiz abermals beiſeite geſchoben ſahen. Auch die bayriſche Frage wurde endlich nach Wunſch erledigt und der hochſtrebende Heinrich der Löwe befriedigt, indem auch Biſchof Otto von

Zwei Brakteaten von Heinrich dem Löwen; Silber.

Die Umſchrift beider ergiebt † HEINRICVS LEO DVX. Die übrigen Buchſtaben ſind bedeutungslos und nur zur Raumfüllung vorhanden.

Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinet.

längere Unterhandlungen, an denen namentlich Freiſing teilnahm, einen Weg eröffneten, der

zugleich die Herſtellung der welfiſchen Macht und die Wahrung der Intereſſen des babenbergiſchen Hauſes ermöglichte. Auf einem Reichstage zu Regensburg wurden die getroffenen Vereinbarungen am 17. September 1158 feierlich verkündet und vollzogen: Heinrich der Löwe erhielt das Herzogtum Bayern zurück, gab davon aber das Land zwiſchen Inn und Enns an die Markgrafſchaft Öſterreich, die zu einem im Babenberger Hauſe erblichen und mit ungewöhnlichen Vorrechten ausgeſtatteten Herzogtum erhoben wurde. Beim Mangel männlicher Erben nämlich ſollte dort auch die weibliche Nachfolge zuläſſig ſein, beim Mangel jedes Erben der letzte Herzog durch Teſtament über das Land verfügen können. Obenein wurde Öſterreich von den meiſten Pflichten gegen das Reich gelöſt: der Herzog erhielt den Gerichtsbann; Reichstage brauchte er nur zu beſuchen, wenn ſie in dem benachbarten Bayern ſtattfanden, Heeresfolge zu leiſten nur bei Zügen in an ſein Land angrenzende Gebiete. Um ſich ſeiner Hilfe gegen Mailand zu ſichern, ſchloß der Kaiſer mit ihm einen beſondern Vertrag. Öſterreich erhielt damit eine Ausnahmeſtellung und ſtand mit dem Reiche hinfort in lockererem Verband als irgend ein Reichsland. Das wirkte ſchon dadurch nachteilig, daß die anderen Fürſten nun die gleichen Vorrechte zu gewinnen trachteten.

Im Oſten hob Friedrich das unter Konrad III. geſunkene Anſehen des Reiches durch einen glücklichen Feldzug nach Polen, durch den er im Sommer 1157 die Rechte des entthronten Herzogs Wladislaw II. gegen Boleslaws IV. Übergriffe ſicherte und die deutſche Oberhoheit herſtellte. Mit Herzog Wladislaw von Böhmen ſchloß er zu Beginn des Jahres 1158 in Regensburg einen Vertrag, nach dem dieſer gegen Leiſtung beträchtlicher Hilfe gegen Mailand ſich zum König krönen laſſen durfte. Wohl erleichterten Zugeſtändniſſe, wie Friedrich ſie Öſterreich und Böhmen und der wiederhergeſtellten welfiſchen Macht machte, die durch das Inveſtiturrecht in den ſlawiſchen Bistümern jenſeits der Elbe geradezu an die Stelle des Königtums trat, zunächſt die Verwirklichung ſeiner italieniſchen Pläne, erſchwerten aber weiterhin doch ſeine Stellung und den Verband des Reiches. Aber bei Friedrich überwog der Wunſch, das ſeit zwanzig Jahren ſich ſelbſt überlaſſene Italien zurückzugewinnen als die unentbehrliche Grundlage für die Erneuerung der Kaiſermacht, die ihm als vornehmſtes Ideal vorſchwebte. Beſtärkt wurde er darin durch die Änderung, die in ſeinem Verhältnis zur römiſchen Kurie eintrat.

Papſt Hadrian IV., der die auf Friedrichs Romfahrt geſetzten Hoffnungen getäuſcht geſehen hatte, ging ſeitdem ohne Rückſicht auf den Konſtanzer Vertrag ſeinen eigenen Weg und kam bald in einen entſchiedenen Gegenſatz zu Friedrich. Trotz der üblen Erfahrungen, die einige von ſeinen Vorgängern mit ähnlichen Verſuchen gemacht hatten, zog er im Bunde mit dem aufſtändiſchen Adel Apuliens gegen König Wilhelm I. von Sizilien zu Felde und wurde von den Normannen ſamt den Kardinälen in Benevent eingeſchloſſen. In dem ihm aufgenötigten Frieden mußte er Wilhelm vom Bann löſen und gegen einen Zins mit Apulien, Kapua und Sizilien belehnen, die normänniſche

Macht alſo nicht bloß herſtellen, ſondern auch noch ſtärken und legaliſieren. Indem der König ihm nun Treue und Mannſchaft leiſtete, erneute ſich das für das Kaiſertum eigentlich unerträgliche Verhältnis, das zwiſchen Gregor VII. und Robert Guiscard beſtanden hatte. Das Papſttum ging wieder in das feindliche Lager über und verbündete ſich zu Schutz und Trutz mit der Macht, welche die Erneuerung der deutſchen Herrſchaft über Italien um jeden Preis zu hindern ſuchen mußte. Das geſchah nicht bloß, weil Friedrich die Hoffnungen der römiſchen Kurie nicht erfüllt hatte: vielmehr lebten in Hadrian IV. die hierarchiſchen Tendenzen wieder auf, die nur im Kampf gegen das eben wieder aufſtrebende Kaiſertum durchdringen konnten. Ein bezeichnendes Vorſpiel trug ſich auf dem Reichstage zu, den der Kaiſer im Herbſt 1157 in Beſançon hielt. Als Überbringer eines päpſtlichen Schreibens, das die Begleichung etlicher kirchlicher Beſchwerden forderte, war dort der Kanzler der römiſchen Kirche, Kardinal Roland, erſchienen; in dem verleſenen Schreiben bezeichnete, ſicher mit Abſicht gebraucht, eine Wendung in gefliſſentlicher Zweideutigkeit die Kaiſerkrone als ein Friedrich von Hadrian IV. gewährtes Beneficium, was ſowohl Wohlthat wie Lehen bedeuten konnte, alſo der Auffaſſung Ausdruck gab, welche die Kurie namentlich in betreff der Kaiſerkrönung Lothars in Umlauf ſetzte. Der von dem kaiſerlichen Kanzler Reinald von Daſſel gedolmetſchte Ausdruck wurde heftig angegriffen, und als Roland die herausfordernde Frage that, von wem denn der Kaiſer ſeine Krone anders habe als vom Papſt, erhob ſich ein allgemeiner Tumult und die päpſtlichen Boten ſahen ſich an Leib und Leben bedroht und mußten das Reich ſofort verlaſſen. Ein heftiger Schriftwechſel zwiſchen Kaiſer und Papſt folgte: aber auch Hadrian IV. mußte die unliebſame Erfahrung machen, daß der deutſche Epiſkopat, national denkend und ſtaatstreu, ſich entſchieden auf die Seite des Kaiſers ſtellte und die hierarchiſchen Zumutungen entſchloſſen abwies. Als dann Friedrich energiſch zum Zuge gegen Mailand rüſtete und als ſeine Bevollmächtigten Reinald von Daſſel und Otto von Wittelsbach in Oberitalien erſchienen und in der Organiſation der kaiſerlichen Partei und der Erneuerung der Reichsrechte bedeutende Erfolge hatten, da hielt Hadrian IV. es doch für angezeigt, einzulenken und durch entſchuldigende Erklärungen den Kaiſer zu verſöhnen. Jenes zweideutige Wort ſollte natürlich gar nicht in dem angefochtenen Sinne gemeint geweſen ſein, und die Kurie wollte nie daran gedacht haben, die Kaiſerkrone als ein Lehen des heiligen Petrus in Anſpruch zu nehmen. Auch in dieſem zweiten Konflikt mit dem Papſttum blieb Friedrich Sieger: um ſo größer war natürlich die Sorge, um ſo tiefer die Verbitterung, mit der man in Rom dem Verlaufe ſeines Zuges gegen Mailand entgegenſah.

Herrlich waren in der Lombardei die Städte erblüht. Zur Zeit des Verfalls des karolingiſchen Reiches von der Bevölkerung des flachen Landes vielfach als Zufluchtsort aufgeſucht, hatten ſie an Einwohnern zugenommen. Damals kamen die Hoheitsrechte der lombardiſchen und dann der karolingiſchen

Könige, die in deren Namen von den Großen geübt worden waren, durch die Schenkungen der miteinander streitenden und um Anhang werbenden Gewalthaber vielfach an die geistlichen Vorsteher der Städte, die Bischöfe: von ihnen übten manche die Grafenrechte noch über das Weichbild der Stadt hinaus und schließlich in dem ganzen ihnen kirchlich untergeordneten Sprengel. Unter dem Schutze dieser bischöflichen Hoheit erstarkte während des elften Jahrhunderts die bürgerliche Freiheit, indem die bisher bloß äußerlich vereinigten Stände, der waffenfähige Adel und die erwerbende Bürgerschaft, die zum Zweck der Rechtspflege ihre besonderen Vorsteher, Schöffen, hatten, allmählich zu einer großen Bürgergemeinde zusammenwuchsen, deren gemeinsame Angelegenheiten die zu einem Kollegium zusammentretenden Schöffen der einzelnen Stände leiteten. Anfangs wohl nur bei besonderen Anlässen erfolgt, wurde diese Vereinigung schließlich eine dauernde. Allmählich verwischten sich diese Standesunterschiede, selbst der Gegensatz von frei und unfrei geriet in Vergessenheit, und für die Stellung des einzelnen war nur noch die persönliche Tüchtigkeit maßgebend. An der Spitze dieser Bürgergemeinde, welche so die verschiedensten Elemente zu einer lebendigen Einheit verband, stand hinfort das Kollegium der nun gewöhnlich als Konsuln bezeichneten Schöffen, deren Thätigkeit nicht mehr bloß eine richterliche, sondern vorzugsweise eine administrative und häufig auch militärische war. Innerhalb der Bürgerschaften aber trat im Laufe der Zeit eine neue Sonderung nach Berufsständen ein, so daß die in den Städten heimisch gewordenen waffengeübten Edelleute vorzugsweise dem Kriege und der Verwaltung der städtischen Ämter, besonders des Konsulates, lebten und allmählich zu einer neuen städtischen Aristokratie wurden, während die übrigen Einwohner dem Erwerbe nachgingen und bloß in Notfällen als Fußvolk aufgeboten wurden. Die ehemals den Königen zustehenden, dann auf die Bischöfe übergegangenen Rechte brachten die Gemeinden allmählich an sich, meist in friedlicher Weise während des Investiturstreites, in einzelnen Fällen auch durch gewaltsame Erhebung, ohne daß die so entstandene neue Ordnung von seiten des Reiches, auf dessen Kosten sie erwuchs, ausdrücklich als zu Recht bestehend anerkannt worden wäre. Sie war eben das Ergebnis einer geschichtlichen Entwickelung, welches die zu voller Freiheit und Selbstregierung gelangten Kommunen als ein durchaus zu Recht bestehendes ansahen und als die Bürgschaft ihres Gedeihens feierten. Bei manchen Verschiedenheiten in Nebendingen, welche die besonderen Verhältnisse einzelner Städte veranlaßten, hatte sich die lombardische Stadtverfassung nun so gestaltet, daß an der Spitze das Kollegium der Konsuln stand, deren Zahl meist der der Stadtbezirke entsprach; beigeordnet war diesem ein Bürgerausschuß oder Stadtrat, und nur bei besonderen Gelegenheiten wurde die bürgerliche Gesamtgemeinde zur Volksversammlung, Parlament genannt, berufen.

Aber trotz der Gleichmäßigkeit ihrer Entwickelung und Verfassung waren die lombardischen Städte durch heftige Parteiungen gespalten, da die größeren und wichtigeren die kleineren und schwächeren von sich abhängig zu machen

und eine weithin leitende Stellung zu gewinnen trachteten. Am meiſten war das bei Mailand der Fall, dem an Zahl, Reichtum und Waffentüchtigkeit der Einwohnerzahl keine andere Stadt gleichkam und das auch durch ſeine kirchliche Bedeutung zum geiſtigen und politiſchen Zentrum der ganzen Lombardei berufen ſchien. Seit Jahren ſtrebte Mailand nach der Hegemonie über die anderen oberitaliſchen Städte: daher ſeine Verfeindung mit der ehemaligen Königſtadt Pavia und den auf ihre Selbſtändigkeit eiferſüchtigen Markgrafen von Montferrat, daher ſein Bund mit Piacenza zum Kampfe gegen Lodi, Como, Cremona und Pavia. Friedrich I. hatten ſich die Mailänder von vornherein feindlich gegenübergeſtellt: 1154—55 nicht ernſtlich bekämpft, hatten ſie nicht bloß das zerſtörte Tortona wieder aufgebaut, ſondern auch das wegen ſeines Anſchluſſes an den Kaiſer gehaßte Lodi im April 1158 zerſtört, nachdem ſie die Einwohner zum Auszug genötigt und anderweitig angeſiedelt hatten. Auch jetzt dachten ſie nicht an Nachgiebigkeit: auf ihre mächtigen Befeſtigungswerke pochend, für die ſie in einem Jahre die Summe von 50 000 Mark aufzuwenden vermochten, waren ſie entſchloſſen dem drohenden Angriff des Kaiſers die Stirn zu bieten.

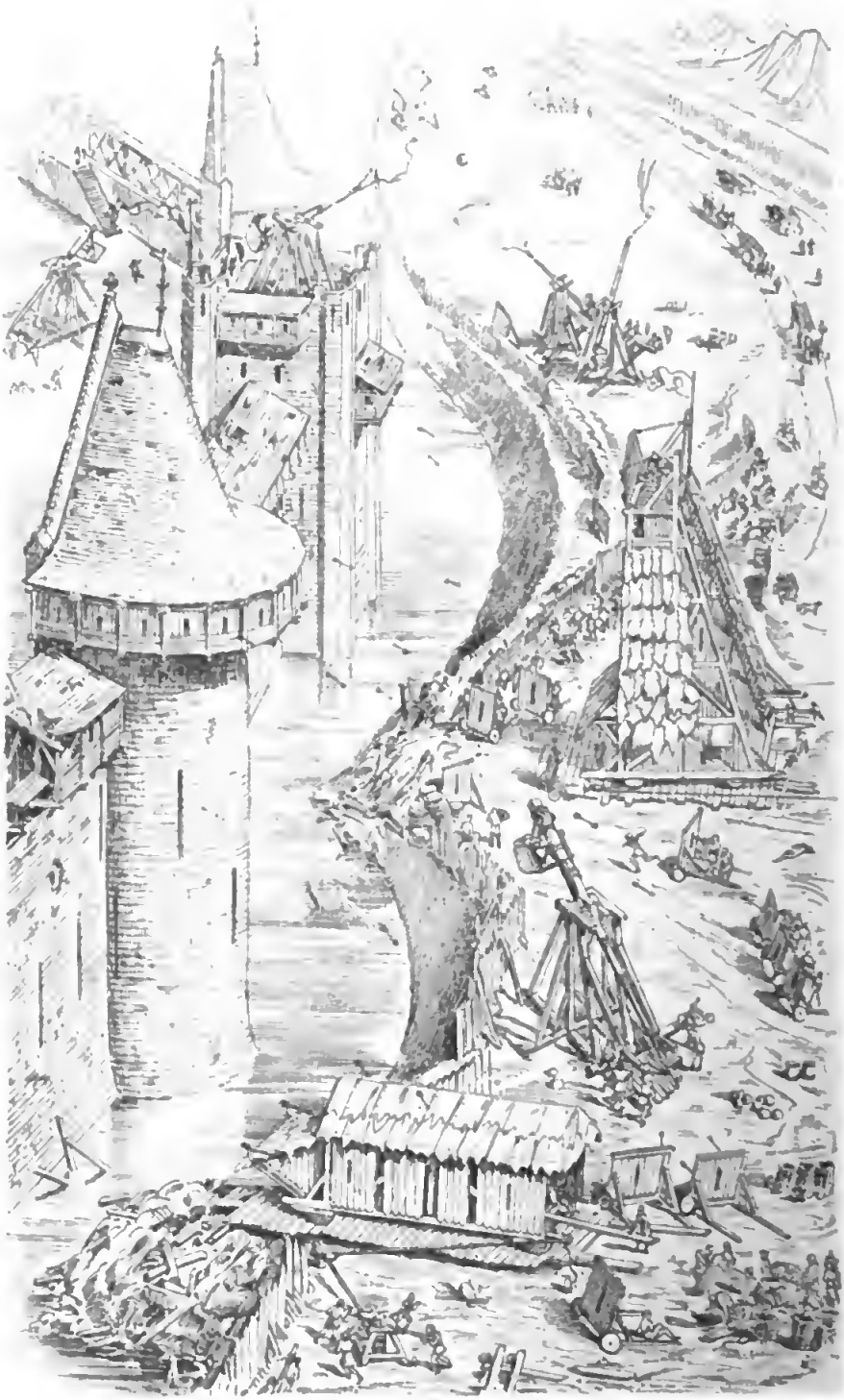
Pfingſten 1158 brach Friedrich nach dem Süden auf; die Brennerſtraße hinab kam er ungehindert in die Ebene. Dann zog er nach Überſchreitung der Adda ſengend und brennend durch das mailändiſche Gebiet und bald gegen die Stadt ſelbſt. Nach vier Wochen kapitulierte ſie, am 7. September 1158: gegen feierliche Unterwerfung und Huldigung, Stellung von 300 Geiſeln und Zahlung einer hohen Geldbuße erhielt ſie ihre Verfaſſung beſtätigt, ſo daß die gegenwärtig im Amte befindlichen Konſuln weiter fungierten, ihre am 1. Februar 1159 zu wählenden Nachfolger die Beſtätigung nachſuchen ſollten. In dem Glauben am Ziel zu ſein, entließ Friedrich die Reichsfürſten in die Heimat, während er ſelbſt die Neuordnung Oberitaliens auf dem großen Reichstage durchzuführen dachte, zu dem er Biſchöfe und Fürſten, ſowie die Konſuln der Städte für Mitte November 1158 nach dem ſtattlichen Lager beſchied, das auf den roncaliſchen Feldern hergerichtet war. Es handelte ſich dabei zunächſt um eine Unterſuchung über den Verbleib der ehemals dem König zuſtehenden Rechte, der ſogenannten Regalien, namentlich der finanziell ertragreichen. Von einer Kommiſſion wurde ein Verzeichnis derſelben aufgeſtellt, das von dem gegenwärtig geltenden Rechtszuſtand ganz abſah und rein theoretiſch erklärte, welche Regalien urſprünglich dem König gebührt hatten. Darunter befand ſich namentlich auch das Recht, den ſtädtiſchen Gemeinden ihre Vorſteher zu ſetzen, die Konſuln zu ernennen. Als nachher dieſe Regalienliſte dem Reichstage ſelbſt vorgelegt wurde, erkannte er ihre Richtigkeit an, d. h. die hiſtoriſche Thatſache, daß die betreffenden Rechte, die ſich jetzt meiſt in den Händen der bürgerlichen Gemeinden befanden, dereinſt von dem König geübt worden ſeien. Wenn dann der Reichstag gegen die Forderung Friedrichs, ihre dermaligen Inhaber ſollten dieſe Regalien herausgeben, ſoweit ſie nicht ihren rechtmäßigen Erwerb nachweiſen könnten, keinen Widerſpruch erhob, vielmehr die Einſetzung

eines Ausschusses zur Untersuchung dieses Verhältnisses beschloß, so erklärt sich das daraus, daß die Lombarden die im Laufe eines Jahrhunderts vollzogene geschichtliche Entwickelung als rechtmäßigen Erwerb ansahen und es nicht für möglich hielten, es könnte für jedes der jetzt von ihnen geübten Regalien die Nachweisung einer besonderen Verleihung gefordert werden. Sie hielten das Ganze für eine sozusagen theoretische Erörterung, die praktische Konsequenzen nicht haben und an dem zur Zeit geltenden Zustand für sie nichts ändern würde. Daher trugen auch die Mailänder, denen die Kapitulation vom 7. September die Konsularverfassung bestätigt hatte, nur Sorge, daß die neugewählten Konsuln dem Kaiser zur Bestätigung vorgestellt werden sollten, aber kein Bedenken, den roncalischen Beschlüssen zuzustimmen, und die Versammlung trennte sich in aller Eintracht, nachdem ein Landfrieden verkündet und das Lehnsgesetz Lothars III. erneut worden war. Thatsächlich aber war man von einem Einverständnis weit entfernt, da beide Teile die Tragweite der gefaßten Beschlüsse ganz verschieden beurteilten. Kaiserlicherseits nämlich rechnete man allein aus der Wiederwerbung der entfremdet gewesenen finanziell ertragreichen Hoheitsrechte auf einen Gewinn von 30 000 Mark Silber, d. h. mindestens 1 200 000 Reichsmark jährlich. Solche, für jene Zeit außerordentlichen Geldmittel, unmittelbar zu seiner Verfügung gestellt, hätten den Kaiser von dem guten Willen der Fürsten unabhängig gemacht und zur Entfaltung einer militärischen Macht befähigt, die Apulien und Sizilien schwer bedroht und damit die Unabhängigkeit des Papsttums in Frage gestellt hätte. Im Besitz einer solchen Machtstellung in Oberitalien, konnte Friedrich den Versuch zur Erneuerung der kaiserlichen Weltherrschaft mit ungewöhnlicher Aussicht auf Erfolg erneuen.

Nun erwiesen sich aber die roncalischen Beschlüsse als nicht durchführbar. Schon die Ungleichmäßigkeit des Verfahrens brachte dagegen auf: dem Kaiser anhängende Städte wie Pavia, Como, Lodi u. a. blieben im Besitz ihrer republikanischen Selbstregierung durch Konsuln, obgleich deren Wahl auch ihnen niemals ausdrücklich verliehen war; die der nationalen Partei angehörigen Städte sollten die Konsularverfassung einbüßen und ihre Vorsteher hinfort vom Kaiser ernennen lassen, weil sie das Wahlrecht nicht besonders verliehen erhalten hatten. Friedrich wollte also die geschichtlich gewordene Ordnung beseitigen, wo sie seinem Parteiinteresse im Wege stand, sie anerkennen, wo er Vorteil davon hatte. Wohl hatten die Lombarden Grund über Willkür zu klagen. Genua verweigerte den Gehorsam, und da er der seemächtigen Stadt mit seinen Mitteln nicht beikommen konnte, mußte Friedrich sie im Besitz ihrer Rechte lassen. Übler gestalteten sich die Dinge in Mailand. Als im Februar 1159 der Kanzler Reinald von Dassel und Pfalzgraf Otto von Wittelsbach auch dort erschienen und namentlich auch die Ernennung der Konsuln für den Kaiser verlangten, da erhob die Bürgerschaft lauten Widerspruch: hatte ihr doch die Kapitulation vom 7. September 1158 die Konsulwahl auch für die Zukunft gelassen und bloß eine kaiserliche Bestätigung

vorgesehen, so daß hier die rechtmäßige Erwerbung des bestrittenen Rechtes auf Friedrich selbst zurückgeführt werden konnte. Dieses ließen die kaiserlichen Gesandten nicht gelten: schließlich von der Menge an Leib und Leben bedroht, mußten sie die Stadt in nächtlicher Flucht verlassen. Seitdem trug der Kanzler gegen die Mailänder tödlichen Haß im Herzen.

Entscheidend aber wurde es, daß gleichzeitig mit der neuen Erhebung Mailands auch zwischen Friedrich und Hadrian IV. ein schwerer Konflikt zum Ausbruch kam. Wie sehr Friedrich seine Stellung durch die roncalischen Beschlüsse gestärkt glaubte, bewies die Art, wie er jetzt der Kirche begegnete, indem er sich auf den bisher von der Kurie eingenommenen Standpunkt stellte, das Konkordat als ein persönliches Abkommen zwischen Heinrich V. und Kalixt II. und daher für ihn nicht verbindlich ansah und wie er demgemäß die Rechte beanspruchte und übte, die den deutschen Königen vor demselben thatsächlich zugestanden hatten, d. h. für erledigte Sprengel einfach neue Bischöfe ernannte. Selbst in Italien versuchte er diese Praxis einzuführen und verlieh von sich aus den erzbischöflichen Stuhl von Ravenna dem Grafen Guido von Biandrate. Fast härter noch traf es die Kurie, daß er damals die mathildischen Güter an seinen Oheim Herzog Welf VI. gab, das Besitzrecht der Kirche, das Lothar III. durch die Entgegennahme der Belehnung anerkannt hatte, einfach ignorierte. Darüber kam es zu einem heftigen Schriftwechsel, der den alten Gegensatz zwischen Kaisertum und Papsttum mit gesteigerter Schärfe zum Ausdruck brachte. Bald stand daher Hadrian IV. in geheimer Verbindung mit Mailand, das nun auch offen an die Gewalt appellierte: um Ostern 1159 überfielen seine Mannschaften die wichtige Burg Trezzo. Auch die kleineren Städte kündigten dem Kaiser nun den Gehorsam auf. Crema verweigerte die Lossagung von Mailand und die Schleifung seiner Befestigungen. Zu seiner Züchtigung bot Friedrich alsbald die lombardischen Getreuen auf und mahnte die deutschen Fürsten um Zuzug. Mailand traf die Reichsacht. Auch mit der Kurie kam es nun zum Bruch. Im Fortgange des heftigen Notenwechsels verlangte Hadrian IV., der Kaiser sollte sich mit dem Treueid der Bischöfe begnügen, da ihm Mannschaft zu leisten mit ihrer kirchlichen Würde unvereinbar sei. Der Papst selbst sei sein Lehnsmann, erklärte Friedrich darauf. Hadrian dagegen mutete ihm nun den Verzicht zu auf alle Leistungen der italienischen Kirche mit alleiniger Ausnahme des Fodrums, das ist der Verpflegung seines Heeres auf dem Marsch zur Kaiserkrönung. Friedrich erwiderte mit der Alternative, die italienischen Bischöfe hätten entweder auf die Regalien zu verzichten oder ihm Mannschaft und alles sonst Gebührende zu leisten. Auf beiden Seiten also sah man von dem Wormser Konkordat völlig ab und nahm genau den extremen Standpunkt ein, wie zu Beginn des Investiturstreites. Der Kampf war unvermeidlich. Während Hadrian IV. sich mit den aufständischen lombardischen Städten, Mailand, Brescia und Piacenza verbündete, so daß keiner von beiden Teilen ohne den andern mit dem Kaiser Frieden schließen sollte, Wilhelm I. von



Angriff und Verteidigung einer Stadtmauer im 12. Jahrh. Hierzu Erläuterungsblatt.
(Nach Viollet-Le-Duc.)

Erläuterung zu:

Angriff und Verteidigung einer befestigten Stadtmauer im 12. Jahrhundert.

Das hüttenartige Bauwerk im Vordergrunde ist eine „Katze"; sie dient als Schutzwehr zunächst bei der Ausfüllung des Grabens und bewegt sich auf den Faschinen und Anhäufungen von allerlei Material, welches die Angreifer vorn aus der „Katze" in den Graben hinauswerfen, gegen die anzugreifende Mauer. Die „Katze" steht auf einem Boden von Bohlen, um Steckenbleiben im weichen oder morastigen Grunde zu verhüten; ihr Dach ist mit nassen Fellen behängt als Schutz gegen Brandpfeile. Am Kopfe der „Katze" ist ein schräg nach vorn gehendes Schirmdach angebracht, durch welches die innen befindlichen Angreifer geschützt werden; demselben Zwecke dienen die Pallisaden und die auf zwei Rädern beweglichen Wände (rechts neben der „Katze"). Bewegt wird diese Angriffsmaschine durch Flaschenzüge und eine Winde, welche ganz vorn durch vier Männer angedreht wird. An der Mauer angelangt, wird dieselbe von der „Katze" aus untergraben werden; oder auch der Sturmbock (Widder) wird unter dieser Schutzwehr gegen die Mauer in Thätigkeit gesetzt.

Um den Verteidigern die Abwehr zu erschweren, wird der auf der Mauer befindliche gedeckte Gang durch die Geschosse einer Wurfmaschine zerstört. Dieselbe steht etwas abseits von der Katze und ist dargestellt in *gespanntem* Zustande: den mit schweren Steinen angefüllten, als Gegengewicht des Geschosses wirkenden Kasten am dickeren Ende des Schleuderbalkens *hochgezogen*, ein Mann versieht das andere Ende soeben mit einem Geschoß; als solche dienen runde Steinkugeln, von denen eine Anzahl neben der Maschine liegt. Seitwärts sind hinter beweglichen Wänden Armbrustschützen postiert, welche durch die Scharte dieser Schirme die angegriffene Mauer beobachten und ihre Pfeile nach jedem Verteidiger, der sich etwa bei dem Versuch eines Gegenangriffes auf die Schleudermaschine sehen läßt, entsenden; im übrigen wird dieselbe auch durch hohe Pallisaden geschützt. Im Hintergrunde sind noch zwei solcher Schleudermaschinen in Thätigkeit und zwar schleudern dieselben Hohlgeschosse, angefüllt mit brennenden Materien, um das Holzwerk des Verteidigungsganges der Mauer durch Feuer zu zerstören.

Die belagerte Stadt erwidert dies durch zwei gleichartige Maschinen, von denen die eine auf der Plattform eines mächtigen Turmes aufgestellt ist.

Eine Vergleichung aller sichtbaren fünf Maschinen läßt die Bahn, welche der Schleuderbalken beim Werfen des Geschosses zu beschreiben hat, genau erkennen.

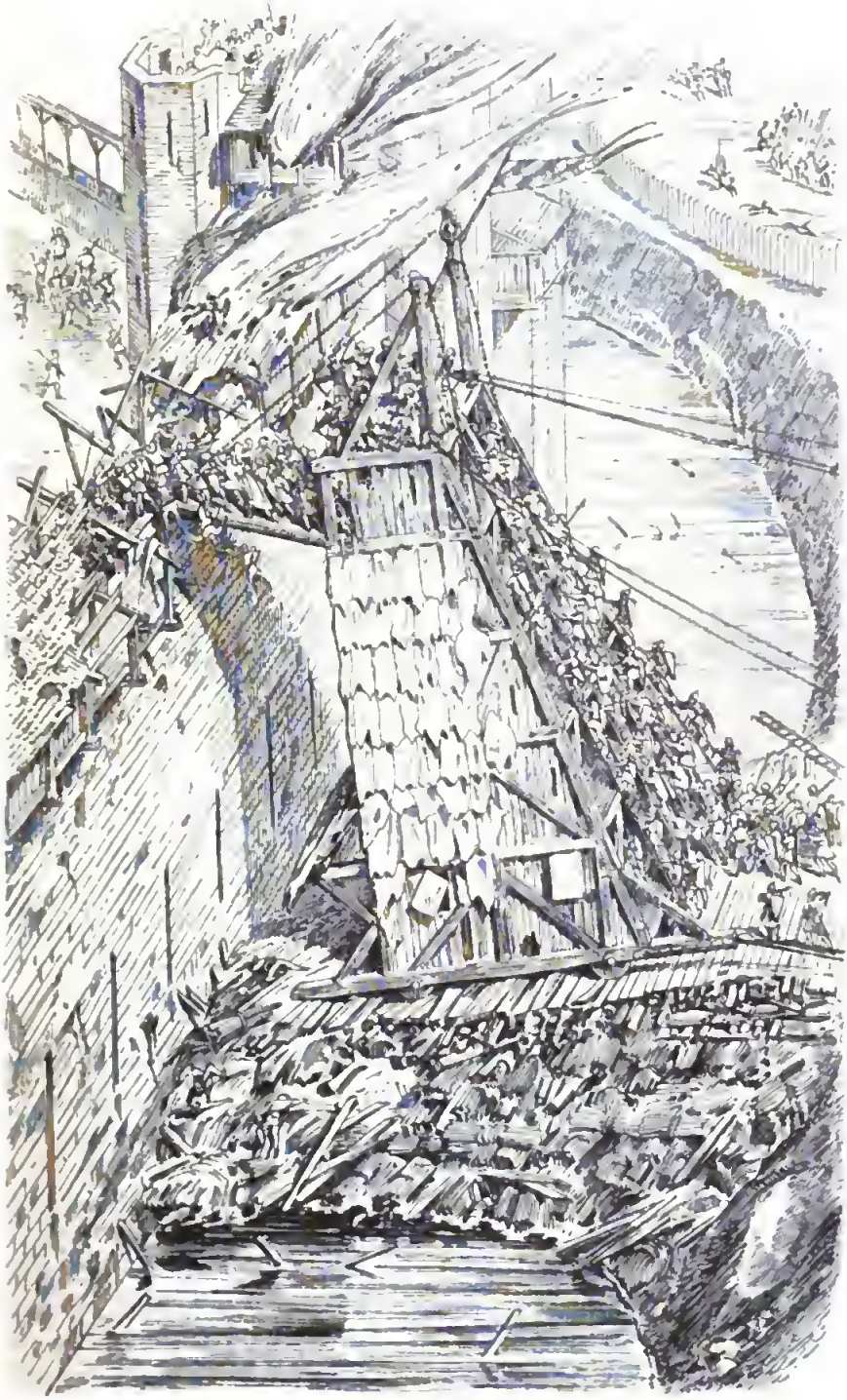
Im Mittelpunkt des Angriffs steht der *Angriffsturm*, auch er ist, wie die „Katze", zur Sicherung gegen Feuer mit nassen Fellen behängt, oben hat er eine an Ketten herabzulassende jetzt aufgezogene Brücke, unten ein nach vorn gerichtetes schräges Schirmdach, wie das der „Katze" und zu gleichem Zwecke, hinten ist die zu seiner Ersteigung nötige Leiter angebracht. Dieser Turm ruht auf einem Lager von Eichenbohlen und wird durch Winden und Flaschenzüge in dem Maße vorwärts bewegt, als die Ausfüllung des Grabens fortschreitet.

Die Bogenschützen der Belagerten suchen durch viele Pfeile die Annäherung möglichst zu hindern; auch werden Versuche gemacht werden, die Angriffswerke in Brand zu stecken oder sie bei nächtlichen Ausfällen zu zerstören. Nur große Anstrengungen können dabei zu Erfolgen führen, sonst wird der Tag kommen, an dem der Angriffsturm die Mauer erreicht. Das letzte Stück seines Weges legt derselbe schnell zurück, denn die Ausfüllung des Grabens neigt sich schräg gegen die Mauer, so daß der Turm vermöge seiner eigenen Last hingleitet und die Belagerer ihn nur an Seilen oben zu halten brauchen.

Wie sich dies vollzieht, zeigt das zweite Bild. Der Turm steht dicht vor der Mauer, auf welche seine bewegliche Angriffsbrücke plötzlich und mit Gewalt heruntergeschlagen worden ist, über die nun ein starker Trupp von Rittern und auserlesenen Kriegern hinübereilt und sich der Mauer bemächtigt, während immer neue Scharen an der Rückseite des Turmes auf Leitern emporsteigen. Sie werden dabei unterstützt von Bogenschützen, die auf dem Kopf des Turmes stehen und die Verteidiger aus nächster Nähe beschießen.

Wenn die Angegriffenen nicht im stande sind, den Feind abzuschlagen, und weichen müssen, so ziehen sie sich in die beiden Türme zurück, welche den erstiegenen Teil der Mauer — die in verhältnismäßigen Zwischenräumen von solchen Türmen unterbrochen wird — nach beiden Seiten hin zunächst abschließen. Von hier aus werden sie in starken Vorstößen versuchen, die Angreifer von der Mauer herabzustürzen. Oder die Verteidiger setzen sich in den Türmen fest, bestreichen von da aus mit ihren Pfeilen die Mauer und nötigen den Feind zur Belagerung jedes einzelnen. Natürlich versuchen die Angreifer auf jede Weise in die Stadt hinabzusteigen; das ist indes nicht ohne weiteres möglich, denn die auf die Mauer führenden Treppen liegen in den Türmen und sind vor deren Eroberung noch im Besitz der Verteidiger.

(Nach Viollet-le-Duc.)



Angriff und Verteidigung einer Stadtmauer im 12. Jahrh. Hierzu Erläuterungsblatt.
(Nach Viollet-Le-Duc.)

Sizilien durch Übersendung der Fahne des heiligen Petrus zum Vorkämpfer der Kirche aufrief und sich bereits anschickte Friedrich zu bannen, knüpfte dieser mit dem demokratischen Senat der ewigen Stadt an, dessen früher verschmähte Bundesgenossenschaft jetzt für ihn von hohem Wert werden konnte. Da starb Hadrian IV. am 1. September 1159, und Friedrich, der das verzweifelt verteidigte Crema berannte, dachte diesen unerwarteten Glücksfall in der Weise auszunutzen, daß er der Kirche ein gefügiges Oberhaupt aufnötigte und so mit einem Schlage alles gewänne. Doch gelang das nur teilweise: denn unter wüstem Tumulte kam es in Rom zu einer zwiespältigen Wahl, indem die kleine kaiserliche Partei in offener Gewaltthat dem rechtmäßig Erwählten der festgeschlossenen hierarchischen Mehrheit der Kardinäle, Alexander III., dem bisherigen Kanzler Roland, den Kardinal Oktavian als Viktor IV. entgegenstellte. Aber obgleich dies über den Kreis der kaiserlichen Anhänger hinaus nirgends Anerkennung fand, behauptete Friedrich als Nachfolger Constantins, Justinians und Karls des Großen berechtigt zu sein, das Schisma mit einem von ihm präsidierten Konzil durch seinen Spruch zum Austrag zu bringen. Demgegenüber trat Alexander III. als Verteidiger der Freiheit der Kirche auf und warf damit in die stürmisch bewegte Zeit ein Schlagwort, das ihm weithin begeisterte Sympathien erwarb und Friedrich und die Seinen als die Vorkämpfer einer die bürgerliche und die kirchliche Freiheit gleich schwer bedrohenden Gewaltherrschaft erscheinen ließ.

Als endlich im Januar 1160 Crema nach verzweifeltem Widerstand zerstört war, fand das längst angesagte Konzil in Cremona statt. Alexander III. erschien natürlich so wenig, wie er die Versammlung anerkannte. Thatsächlich war diese auch durchaus parteiisch, nur von kaiserlich gesinnten Geistlichen besucht. Das ganze sogenannte Konzil lief auf ein recht plumpes Trugspiel hinaus, bei dem man, wie die erhaltenen Akten zu beweisen ermöglichen, selbst vor Fälschungen nicht zurückschreckte und Bischöfe als anwesend und zustimmend nannte, bei denen keins von beiden zutraf. Die Proklamierung Viktors IV. als des rechtmäßigen Papstes war nur ein neuer Gewaltstreich. Nun schritt auch die Kirche mit den äußersten Maßregeln gegen Friedrich ein. Bereits Ende Februar 1160 hatte Erzbischof Otbert von Mailand den Bann gegen den Kaiser ausgesprochen: am Gründonnerstag stieß ihn Alexander III. (24. März) zu Anagni aus der Gemeinschaft der Kirche. Aber die Waffen, die einst Heinrich IV. zu Boden geworfen hatten, brachten jetzt keinen Eindruck hervor, und von den deutschen Fürsten, weltlichen wie geistlichen, dachte keiner daran, dem Kaiser als einem Gebannten den Gehorsam zu versagen. Auf einem weiten Umwege erst und durch das Zusammentreffen sehr eigentümlicher Umstände sollte der Bann schließlich auf Deutschland politisch bestimmend einwirken, während sonst die gesamte Kirche, namentlich die Frankreichs und Englands, von Anfang an mit Entschiedenheit für Alexander III. eintrat und dem kaiserlichen Gegenpapst jede Gemeinschaft versagte.

Für Friedrich I. selbst trat während der nächsten zwei Jahre der Kampf

mit der Hierarchie zurück gegen die Sorge um die Bewältigung ihres vornehmsten weltlichen Rückhalts, nach dessen Erliegen auch ihr Schicksal für entschieden gelten konnte. Das Zentrum, wo sich alle dem Kaisertum feindlichen Mächte zusammenfanden, war die Metropole der Lombardei. Der Umfang der Stadt, die Stärke ihrer Befestigungen und die Tapferkeit ihrer zahlreichen und zum Aushalten entschlossenen Bürgerschaft machten eine regelrechte Belagerung unmöglich. Ihren Widerstand zu brechen, wählte der Kaiser, durch Zuzug aus Deutschland verstärkt, den langsameren Weg einer Blockade. Nachdem in weitem Kreise die Gegend wiederholt verwüstet und jede Verproviantierung der Stadt von dorther unmöglich gemacht war, ließ er an den Knotenpunkten der nach Mailand führenden Straßen Kastelle errichten, deren Besatzung die Umgegend streng im Auge hielt, jeden Verkehr mit der Stadt hinderte und unablässig thätig war, um die Verwandlung der ganzen Gegend in eine Einöde zu vollenden. Noch nie war zwischen Deutschen und Lombarden mit solch leidenschaftlicher Erbitterung gekämpft: es schien, als ob beide Teile sich dessen bewußt waren, daß von dem Ausgange dieses Kampfes weit mehr als ihr eigenes Schicksal abhing, daß es die Zukunft der abendländischen Christenheit galt. Friedrich selbst soll gelobt haben, nicht eher von der Stelle zu weichen, als Mailand bezwungen worden, und für den Fall seines Todes die Fortführung des Kampfes haben sichern wollen, indem er neben seinem Vetter Friedrich von Rotenburg, dem Sohn Konrads III., den Welfen Heinrich von Sachsen und Bayern zum Nachfolger empfahl.

Endlich als das zweite Jahr der Blockade sich zu Ende neigte, erlahmte die Kraft des Widerstandes in Mailand. Der Hunger machte sein furchtbares Recht geltend. Mit ihm kamen Parteiungen: die einen riefen die Vermittelung der im kaiserlichen Lager befindlichen italienischen Großen an; aber die Unterhandlungen wurden abgebrochen, dann, als man sich drinnen von der Unmöglichkeit längeren Widerstandes überzeugte, wieder aufgenommen. Der Kaiser aber beharrte — wie er nach Lage der Dinge füglich auch nicht anders konnte, auf der Forderung bedingungsloser Ergebung. Am 1. März 1162 wurde dieselbe ausgesprochen: Mailand lag zu den Füßen des Siegers, der, beraten von dem unversöhnlichen Reinald von Dassel, der inzwischen zum Erzbischof von Köln aufgestiegen war, die unglückliche Stadt den Kelch der Demütigung bis auf die Hefe ausleeren ließ, um weithin Schrecken zu verbreiten und alle noch Widerstrebenden zu stummem Gehorsam einzuschüchtern. Am 4. März zogen die Einwohner, voran die Beamten und die Ritterschaft, in langen Reihen aus der Stadt, um vor dem Throne des Kaisers ihre Fahnen und Waffen niederzulegen; auch der Mast des Fahnenwagens mit dem Bilde des heiligen Ambrosius im Banner senkte sich vor dem Sieger. Am 6. März erschien die große Masse des Volkes, elend und abgehärmt und mit allen Zeichen unterwürfiger Zerknirschung, um den demütigenden Akt der bedingungslosen Unterwerfung zu vollziehen; tags darauf leistete die gesamte Einwohnerschaft den Bevollmächtigten des Kaisers den Eid, durch den sie sich zu unbedingtem

Gehorsam gegen jeden Befehl verpflichtete. Erst am zwölften Tage danach, den 19. März, wurde ihnen ihr klägliches Schicksal kundgethan. Binnen einer Woche hatten sie die Stadt zu räumen und sich einige Meilen davon entfernt in vier nach den vier Himmelsgegenden auseinander liegenden offenen Orten neu anzusiedeln. Das Schicksal, das sie selbst einst Lodi bereitet hatten, kam jetzt über sie. Jammernd und klagend, aber auch tödlichen Haß im Herzen und in der Stille künftige Vergeltung herbeisehnend, zogen die Mailänder aus ihrer Stadt. Diese aber gab der Kaiser ihren Todfeinden, den Bewohnern von Lodi, Como, Pavia u. a. zur Zerstörung preis: in den Tagen vom 26. März bis zum 8. April vollendeten diese ihre Arbeit, indem sie streckenweise die Wälle niederlegten und die Gräben ausfüllten, so daß der Eintritt in die Stadt auch einem Heere jeden Augenblick frei stand. In die Häuser warf man Feuer, das die Masse der Holzbauten schnell verzehrte und selbst die Kirchen zum Teil in Trümmer legte; nur die ehrwürdige Kirche des heiligen Ambrosius in der Vorstadt entging dem Verderben: Mailand war eine entvölkerte und entfestigte Trümmerstätte.

Alles unterwarf sich nun dem Kaiser; niemand wagte mehr einem so furchtbar strafenden Herrscher Widerstand zu leisten: gebändigt lag die Lombardei zu den Füßen des Siegers, der bezeichnender Weise gerade in diesen Tagen seines Triumphes über Mailand sich mit dem volltönenden Titel Karls des Großen nannte. Aber weit über die Gewalt hinaus, die dieser geübt hatte, ging die Weltherrschaft, die Friedrich nun zu errichten gedachte. Über Oberitalien brach eine harte Knechtschaft herein: nur die kaiserfreundlichen Städte behielten mit den Konsuln ihre republikanische Selbstregierung; allen anderen wurden kaiserliche Vögte, Podestà d. i. Gewaltboten, vorgesetzt, deren Regiment um so schwerer empfunden wurde, als der Kaiser dazu häufig Deutsche oder auch Leute aus den jenen verfeindeten Städten berief. Die lombardische Freiheit schien vernichtet, und weit über das Maß hinaus, das ihm die roncalischen Beschlüsse in Aussicht gestellt hatten, war der Kaiser Herr dieses unerschöpflich reichen Landes.

Auch das Schicksal der Kirche schien entschieden. Um die Zeit der Katastrophe Mailands war Alexander III. zu Schiff von Rom nach Genua und dann nach Südfrankreich geflohen, wo er begeisterte Aufnahme fand. Aber König Ludwig VII. war durch die Werbungen der kaiserlicher Parteigänger, namentlich seines mit Friedrich im Einverständnis handelnden Schwagers, des Grafen Heinrich von Champagne, schon halb umstrickt und hatte der Abhaltung eines französisch-deutschen Konzils zugestimmt und Alexander III. zur Aburteilung dazu zur Stelle zu bringen verheißen. Nur König Heinrich II. von England hatte Alexander die Vereitelung dieses gefährlichen Projektes zu danken: er hielt den wankenden französischen König bei dem rechtmäßigen Papsttum fest und das gemeinsame Konzil, zu dem sich Friedrich auf dem Heimweg nach Deutschland an die französisch-burgundische Grenze begeben hatte, kam nicht zu stande. Dafür hielt der Kaiser in Besançon mit den

zahlreich erſchienenen deutſchen Fürſten Reichstag und Konzil zugleich und ließ dort durch Reinald von Daſſel ein neues politiſches Syſtem verkünden, deſſen Verwirklichung freilich noch eine ganz andere Macht vorausſetzte, als er ſie beſaß. Darin hießen Heinrich II. von England und Ludwig VII. von Frankreich Königlein der Provinzen, die dem kaiſerlichen Rufe pflichtwidrig nicht Folge geleiſtet hätten und einen vom Kaiſer verworfenen Papſt in der kaiſerlichen Stadt Rom aufrecht zu erhalten ſich unterfingen. Ohne Rückſicht auf ſie müſſe die Sache zum Austrag gebracht werden: als ob England und Frankreich Provinzen des Reiches wären, der Papſt ein vom Kaiſer abhängiger Reichsbiſchof, das Schisma eine ausſchließlich den Kaiſer angehende Frage! Natürlich wurde auch hier wiederum kurzweg zu gunſten Viktors IV. entſchieden, der ſich gehorſam eingefunden hatte. Die Anſprüche der kaiſerlichen Politik wuchſen ins Ungemeſſene: aber ſollte ihre Befriedigung unmöglich ſein, wenn eben damals der neue König von Dänemark, Waldemar, deſſen Erhebung langjährigem Thronſtreit in dem nordiſchen Reich ein Ende machte, im Gefolge Heinrichs des Löwen in Beſançon erſchien, um Friedrich als ſeinem Oberherrn zu huldigen?

Und doch mehrten ſich bereits die Anzeichen einer Reaktion gegen die kaiſerliche Willkür. Sogar in Deutſchland regte ſich neues Widerſtreben. Herzog Berthold von Zähringen grollte wegen Burgunds, und als ſein Bruder Rudolf als Nachfolger Arnolds von Selenhofen (1153—60), der von den Mainzern (24. September 1160) in einem greulichen Aufruhr ermordet worden war, zum Erzbiſchof von Mainz gewählt wurde, verweigerte ihm der Kaiſer die Beſtätigung. Auch in Sachſen gärte es: Biſchof Udalrich von Halberſtadt wurde als Anhänger Alexanders III. aus dem Bistum verdrängt und durch den gefügigen Gero erſetzt. Dabei hatte wohl namentlich Heinrich der Löwe die Hand im Spiel, der unausgeſetzt darauf bedacht war, auch im öſtlichen Sachſen die höhere herzogliche Gewalt zu gewinnen, die ihm in Weſtfalen zuſtand, und dadurch die in ihrer Reichsunmittelbarkeit bedrohten Großen zu energiſchem Widerſtreben herausforderte. Unmittelbarer bedroht aber wurde des Kaiſers Machtſtellung durch die gleichzeitigen Vorgänge in Italien. Auf dem unglücklichen Lande laſtete ein unmenſchlicher Druck; der ihm als Statthalter vorgeſetzte Reinald von Köln waltete mit der ärgſten Willkür, auch in kirchlichen Dingen. Als 1164 der Gegenpapſt Viktor IV. ſtarb, ließ er, als ob es ihm vor allem darauf ankäme, dem Kaiſer die Möglichkeit einer Verſtändigung mit Alexander III. zu nehmen, in völlig ungeſetzlicher Weiſe den gefügigen Guido von Crema als Paſchalis III. zum Nachfolger erheben, während ſelbſt die Anhänger der kaiſerlichen Politik eine friedliche Wendung erwartet hatten. Dieſe kirchliche Vergewaltigung machte den Lombarden ihr Schickſal vollends unerträglich. Sie ſchoben es dem Haſſe Reinalds von Köln zu. Aber als auch eine neue Anweſenheit Friedrichs im Lande keine Änderung brachte, als die flehenden Bitten der den vorbeiziehenden Kaiſer fußfällig anrufenden Mailänder kurz abgewieſen wurden, da murrten ſelbſt

die kaiſerlichen Städte Pavia und Cremona und auch den Geduldigſten wurde es klar, daß dieſer Tyrannei nur eine verzweifelte Erhebung Halt gebieten könnte. Bereits im Winter 1163—64 traten Verona, Padua, Treviſo und Vicenza mit etlichen anderen Städten der Veroneſer Mark zu einem geheimen Bunde zuſammen. Bald ſchloß ſich Venedig an, das bei fernerem Wachstum der kaiſerlichen Macht ſeine Unabhängigkeit gefährdet ſah und den Verbündeten die Zahlung von Hilfsgeldern durch den byzantiniſchen Kaiſer Manuel auswirkte. Bereits im Frühjahr 1164 griff der Veroneſer Bund zu den Waffen; ein Vermittelungsverſuch der kaiſerlichen Städte Pavia und Cremona hatte keinen Erfolg, da der Kaiſer, obgleich ohne ausreichende Mittel zur Bekämpfung der Rebellion, doch jedes Zugeſtändnis ablehnte. Er eilte nun über die Alpen, um das Reich von neuem gegen die Lombarden in die Waffen zu bringen.

Aber ſchon handelte es ſich nicht mehr um einen Kampf mit dieſen allein. Die Enthüllung der letzten Ziele der kaiſerlichen Politik, die der Reichstag zu Beſançon gebracht, hatte derſelben neue Gegner erweckt. Schon unterhandelte der griechiſche Kaiſer Manuel mit den Königen von Frankreich, England und Sizilien. Die Gegner des der Kirche aufgenötigten ſchismatiſchen Papſtes leiſteten ſolchen Entwürfen überall thatkräftig Vorſchub; beſonders eifrig zeigte ſich der Patriarch Ulrich von Aquileja (1161—82), der entſprechend die Lage ſeines Sitzes zwiſchen den deutſchen und italieniſchen Gliedern des großen Bundes wider das ſtaufiſche Kaiſertum ſo gut vermittelte, wie zwiſchen den Griechen und den Ungarn. Auch im Reiche traten die Alexandriner zuverſichtlicher auf: ihr Haupt wurde Konrad II. von Salzburg (1164—68), ein Sproß des babenbergiſchen Hauſes. Selbſt der Friedrich nahe verbundene Erzbiſchof Hillin von Trier (1152—69) weigerte Paſchalis III. die Obedienz. Am meiſten Eindruck aber mußte es machen, daß auch der Wittelsbacher Konrad, ein Bruder des Pfalzgrafen Otto, der 1161 auf den einige Zeit erledigt gebliebenen Mainzer Erzſtuhl erhoben war, Alexanders III. Partei ergriff und als er deshalb 1165 entſetzt wurde, nach Italien an den Hof desſelben ging. Auch die weltlichen Fürſten beugten ſich ſchon nicht mehr in dem ehemaligen Gehorſam, und zahlreiche Fehden ſtörten den Landfrieden. Mit dem Kölner Erzbiſchof Reinald lagen Landgraf Ludwig II. von Thüringen und der Rheinpfalzgraf Konrad im Kampfe, beide des Kaiſers nahe Verwandte, und in Schwaben fochten die ſüddeutſchen Welfen gegen den Pfalzgrafen von Tübingen und ſeinen ritterlichen Anhang.

Sehr ungünſtig war ſeit dem Triumphe über Mailand des Kaiſers Stellung gewandelt worden: die inneren und äußeren Schwierigkeiten nahmen gleichmäßig zu. Sein wankendes Syſtem zu ſtützen, leitete Friedrich eine neue große, zugleich kirchliche und politiſche Aktion ein, die Heinrich II. von England zu dem kaiſerlichen Papſttum herüberziehen ſollte. Denn ſeit Anfang des Jahres 1164 lag dieſer in erbittertem Streit mit ſeinem ehemaligen Kanzler, Thomas Becket, dem Erzbiſchof von Canterbury, über die Änderungen,

die er durch die Konſtitutionen von Clarendon in dem Gerichtsſtand der weltlicher Vergehungen ſchuldigen Geiſtlichen eingeführt hatte. Einer raſchen Gewaltthat des leidenſchaftlichen Autokraten zu entgehen floh Becket nach Frankreich, wo er im Kreiſe des hierarchiſch denkenden Klerus als ein tapferer Vorkämpfer ſeiner Prinzipien mit Begeiſterung aufgenommen wurde, während Alexander III. ihn zu beſchwichtigen und hinzuhalten ſuchte und den Frieden mit dem König ſelbſt durch Zugeſtändniſſe zu erkaufen bereit war. Da ging Oſtern 1165 Reinald ſelbſt als Geſandter Friedrichs nach Rouen, der normänniſchen Hauptſtadt, zu Heinrich II. Glänzend empfangen brachte er die Verlobung der älteſten Tochter des Königs mit dem mächtigſten Reichsfürſten,

Goldene Bulle von Kaiſer Friedrich I.

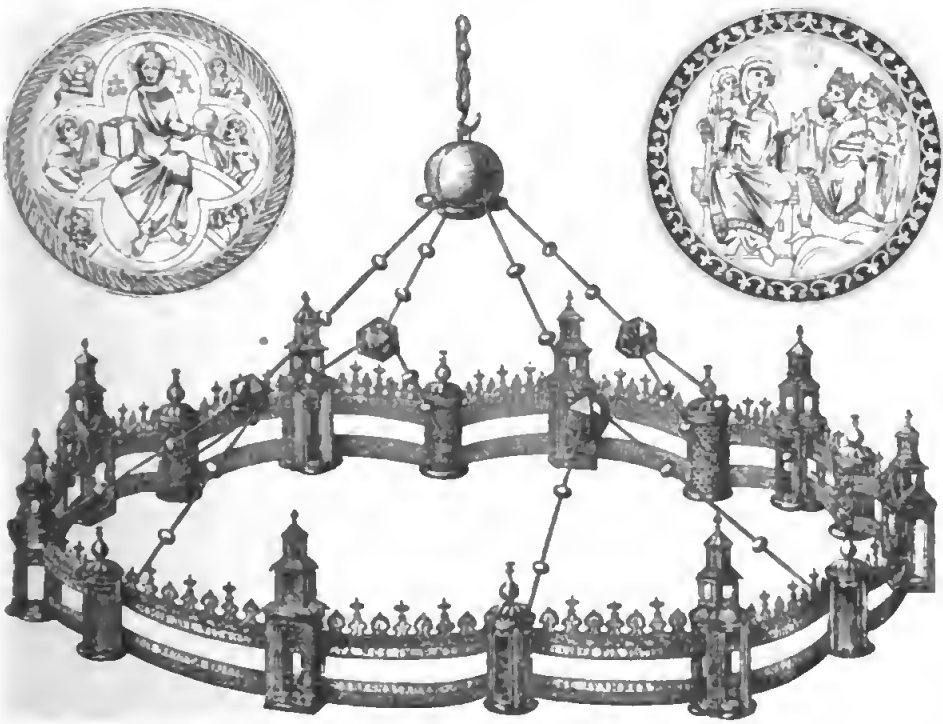
an der Urkunde datiert von Würzburg 26. Juni 1168, welche die herzogliche Gewalt für das Bistum Würzburg beſtätigt. Avers: Bruſtbild des Kaiſers auf einem dreitürmigen Thorgebäude; auf dem Haupte die Laubkrone mit perlenverzierten Bändern; in der Rechten das Lilienſcepter, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umſchrift: † FREDERIC . DEI GRA . ROMANORV. IMPERATOR AVGS. Revers: Siebentürmiges Thorgebäude, durch eine Mauer umſchloſſen. Zwiſchen den Zinnen AVREA und auf der Rundbogenthür des Mittelturmes ROMA. Umſchrift: † ROMA . CAPVT . MVNDI . REGIT . ORBIS . FRENA . ROTVNDI. (Nach Heſſner.)

Heinrich dem Löwen, und einer jüngeren mit des Kaiſers zweitem Sohn Heinrich zum Abſchluß und erhielt die Zuſage, daß auf einem in Würzburg zu haltenden Reichstage engliſche Geſandte die Anerkennung Paſchalis III. vollziehen ſollten. Aber der fein angelegte Plan ſcheiterte in der Hauptſache, und was Reinald durchſetzte, wurde für Kaiſer und Reich die Quelle verhängnisvoller Wirren. Als nämlich Pfingſten 1165 der zahlreich beſuchte Reichstag in Würzburg verſammelt war, erkannte Reinald in einer Rede die Schwierigkeit der kirchlichen Lage in Deutſchland offen an, meinte aber in dem durch ihn bewirkten Anſchluß Englands an den kaiſerlichen Gegenpapſt einen alles ausgleichenden Erſatz gewonnen zu haben, und machte dann den Vorſchlag, Kaiſer

und Fürsten sollten sich durch einen feierlichen Eid verpflichten, Alexander III. oder einen von seinem Anhang erhobenen Papst niemals anzuerkennen; die nicht anwesenden sollten binnen sechs Wochen den gleichen Eid leisten, zu dem auch die Unterthanen angehalten werden sollten; die sich weigernden wurden mit strengen Strafen bedroht. Das hieß denn freilich das Schisma verewigen: das hätte im günstigsten Fall zur Lösung der deutschen Kirche von Rom, zur Bildung einer nationalen deutschen Kirche geführt. Doch hat Reinald eine solche wohl nicht im Auge gehabt: sein Ziel war vielmehr die Unterwerfung des Papsttums unter das Kaisertum, seine Verwandlung in ein vom Kaiser nach Gutdünken zu vergebendes Amt, dessen jedesmaliger Inhaber gehalten sein sollte, der kaiserlichen Weltherrschaftspolitik den anderen Staaten gegenüber zur Anerkennung zu verhelfen. Vor solchen Plänen aber scheute die Mehrheit des deutschen Episkopats zurück. Wichmann von Magdeburg erhob Einsprache: sehr wirksam wies er auf die befremdliche Zweideutigkeit hin, deren der Urheber so radikaler Vorschläge sich schuldig machte, indem er selbst die erzbischöfliche Weihe noch immer nicht empfangen hatte, also eigentlich noch nicht zum Schismatiker geworden war. Was Reinald damit beabsichtigt hatte, wissen wir nicht: vielleicht, daß er sich, wie die Dinge auch kommen mochten, möglich erhalten wollte. Dergleichen lassen seine verlegenen Ausflüchte auf Wichmanns überraschende Einwendungen vermuten; aber sie halfen ihm nicht: er mußte versprechen, gleichsam als Unterpfand dafür, daß es ihm mit seinen radikalen Anträgen Ernst sei, sich von schismatischen Bischöfen weihen zu lassen. Auch in der Hauptsache wich er auf Wichmanns Warnungen einen Schritt zurück: der von ihm vorgeschlagene Eid sollte unverbindlich, eine Beendigung des Schismas also möglich sein, falls beide Gegenpäpste gleichzeitig mit Tod abgingen. Mit diesem Vorbehalt wurde der Schwur geleistet, zuerst von Friedrich, dann von Reinald und den geistlichen, dann den weltlichen Fürsten. Aber viele thaten es nur mit Weinen und Klagen, unter Ausflüchten und Vorbehalten, bloß weil sie, schworen sie nicht, sofort die Regalien verloren hätten. Auch die englischen Gesandten leisteten im Namen ihres Königs den Eid. Aber Heinrich II. erachtete sich dadurch für nicht im geringsten gebunden, sobald Alexander III., um ihn bei seiner Sache zu halten, ihm in dem mit Thomas Becket entbrannten Streit nachgiebiger begegnete.

Die Würzburger Beschlüsse im Reiche durchzusetzen, mußte Friedrich harte Zwangsmaßregeln ergreifen. Über die alexandrinischen Kirchenfürsten und ihre Sprengel brach damit eine Zeit der schwersten Verfolgung herein, die sie aber ungebrochenen Mutes ertrugen, allen voran der edle Babenberger Erzbischof Konrad II. von Salzburg (1164—68), auch durch die große politisch-kirchliche Demonstration nicht eingeschüchtert, die Friedrich Weihnachten 1165 zu Aachen veranstaltete, indem er die Gebeine des von seinem Papste kanonisierten Karl des Großen unter pomphaften Feierlichkeiten erheben und neu bestatten ließ, um seine Herrschaft als Erneuerung und Fortsetzung der von dem Glorienschein der nationalen und der kirchlichen Sage umstrahlten Herr-

ſchaft des großen Franken darzuſtellen und ihr eine ähnliche Weihe zu geben, wie ſie in England 1161 der Regierung des erſten Plantagenet die Kanoniſierung Eduards des Bekenners und in Dänemark 1165 dem Königtum des jungen Waldemar die Knuds des Großen durch Alexander III. verliehen hatte. Dennoch wuchs die Partei des rechtmäßigen Papſtes dauernd, und das ſchismatiſche Gegenpapſttum ſchützte nur Waffengewalt vor gänzlichem Erliegen. So reifte in Friedrich der Entſchluß, in Rom ſelbſt den vernichtenden Schlag gegen Alexander III. zu führen, der ſeit dem November 1165 aus dem gaſtlichen Frankreich nach ſeinem rechtmäßigen Sitze zurückgekehrt war.



Kronleuchter; Votivgabe von Kaiſer Friedrich I. an den Dom zu Aachen.
Die Türmchen enthielten ehemals getriebene Bildwerke, in der Art der beiden Medaillons, von denen indes nur wenige noch vorhanden ſind. (Nach Bock und Foerſter.)

Im Herbſt 1166 trat der Kaiſer den dritten Zug nach Italien an. Von den Reichsfürſten nahmen nur wenige teil; insbeſondere wurde Heinrich der Löwe durch die ſteigende Feindſchaft ſeiner oſtſächſiſchen Gegner zurückgehalten. Schon die Zuſtände, die er in der mißhandelten Lombardei fand, hätten Friedrich zur äußerſten Vorſicht mahnen müſſen. Noch einmal wurde er in Lodi von den Mailändern mit flehenden Bitten um Milderung ihres Geſchickes beſtürmt: in verblendeter Härte wies er ſie ab. Bergamo und Brescia wurden für neue Aufſtandsverſuche ſtreng gezüchtigt, das ſchwankende Genua dagegen durch kluge Nachgiebigkeit bei der kaiſerlichen Partei erhalten.

Dennoch ließ Friedrich, als er im Frühjahr 1167 weiter zog, das Land in drohender Gärung zurück. Kaum hatte er den Rücken gewandt, ſo brach der Sturm los. Bereits am 8. März 1167 ſchloſſen Cremona, Bergamo, Brescia und Mantua einen Bund nicht bloß zu gegenſeitigem Schutz, ſondern auch zur Vermittelung eines billigen Friedens zwiſchen der Kirche und dem Kaiſer, dem ſie die Treue wahren wollten, obgleich ſie auch beabſichtigten in der Lombardei die zur Zeit Konrads III. herrſchende Ordnung, alſo auch die Konſularverfaſſung wieder herzuſtellen. Das ſetzte doch aber die Zertrümmerung des ganzen fridericianiſchen Syſtems voraus, zu deſſen Auflöſung der Kaiſer gütlich niemals zu gewinnen war. Das lehrte der geſteigerte Druck, der alsbald von den kaiſerlichen Podeſtà geübt wurde und die Leiden der mißhandelten Mailänder unter dem gewaltthätigen Grafen Heinrich von Dietz ins Unerträgliche ſteigerte. Die vier Städte gingen deshalb ſofort einen Schritt weiter. Am 4. April kamen ihre Konſuln in Cremona mit Bevollmächtigten der Mailänder zuſammen. Feierlich wurde dort der alten Feindſchaft abgeſagt und unter Cremona als Vorort ein Bund auf fünfzig Jahre geſchloſſen, dem auch Ferrara beitrat. Seine erſte That ſollte die Zurückführung der Mailänder in ihre Stadt, die Herſtellung der Metropole der Lombardei ſein. Unter dem Schutze der aufgebotenen Bürgerheere der Bundesſtädte fand ſie am 27. April ſtatt. Schnell breitete ſich der Bund nun weiter aus: Piacenza trat bei, Lodi wurde zum Anſchluß gezwungen. Hand in Hand damit ging die kirchliche Reaktion zu gunſten Alexanders III., indem überall die ſchismatiſchen Biſchöfe weichen mußten.

Friedrich ließ das ruhig geſchehen: er glaubte offenbar, die Niederwerfung Alexanders III. in Rom müſſe auch dort im Norden zu ſeinen Gunſten entſcheiden, während doch vielmehr die Erhebung der Städte dem hartbedrängten Papſt rettende Hilfe verhieß. Statt zunächſt die Lombardei zu bändigen, belagerte er wochenlang das von den Griechen unterſtützte Ancona und ſtreifte ſogar bis nach Apulien, um von Rom normänniſche Hilfe fernzuhalten. Inzwiſchen zog Reinald von Köln gegen Rom, ſchlug bei Tusculum ſein Lager auf und brachte den Römern dort eine empfindliche Schlappe bei. Mit ihm begann vom unbezwungenen Ancona herbeieilend der Kaiſer am 24. Juli die Belagerung der ewigen Stadt. Aber erſt nach heißem Kampfe, bei dem die Peterskirche ſelbſt zu Schaden kam, erſtürmten die Kaiſerlichen die Leoſtadt, während der Papſt ſich in die Engelsburg einſchloß. Der Erfolg der kaiſerlichen Waffen beſtimmte die Römer zu unterhandeln, und man einigte ſich dahin, daß beide Päpſte zurücktreten und die Kardinäle eine regelmäßige Neuwahl vornehmen ſollten. Das war für Alexander III. unannehmbar: heimlich floh er unter den Schutz des eben zur Regierung gekommenen jungen Normannenkönigs Wilhelms II. Nun beugten ſich die Römer dem kaiſerlichen Papſte und öffneten die Thore. Am 1. Auguſt 1167 empfing Friedrich aus der Hand Paſchalis III. die Kaiſerkrone und ſeine Bevollmächtigten nahmen den Treueid der Römer entgegen. Da brach eine furchtbare Kataſtrophe über die Kaiſer-

lichen herein. Heftigem Gewitterregen folgte glühender Sonnenbrand; giftige Dünſte ſtiegen auf und erzeugten eine anſteckende Krankheit, die mit furchtbarer Schnelligkeit um ſich griff und ſchon wenige Stunden nach ihrem erſten Auftreten am 2. Auguſt das Heer mit paniſchem Schrecken ſchlug und zu fluchtähnlichem Rückzug nötigte, ihm aber auch da auf Schritt und Tritt folgte und hoch und niedrig einem jammervollen Tode am Wege überlieferte. Ein Gottesgericht ſchien den Kaiſer und die Männer, die mit ihm die Kirche in Feſſeln zu ſchlagen gedacht, vom Erdboden zu vertilgen: mit den Biſchöfen von Prag, Regensburg und Speier fiel ihm der geniale Reinald von Köln (14. Auguſt) zum Opfer; der jugendliche Schwabenherzog Friedrich von Rotenburg, des Kaiſers Vetter und Heinrichs des Löwen Schwiegerſohn, ſowie Herzog Welf VII., Welfs VI. einziger Sohn, erlagen der Seuche. Kaum entkam der Kaiſer mit der kleinen und entmutigten Schar, die ihm blieb, dem Heere der verbündeten Städte, das ihn bei dem Apenninübergang vollends zu vernichten drohte, und rettete ſich hinter die Mauern des treuen Pavia. Sofort nahm er den kleinen Krieg gegen die Empörer auf, die er, von jedem Gedanken an Nachgiebigkeit weiter denn je entfernt, am 21. September ächtete.

Denn Friedrich hatte keine Ahnung von der moraliſchen Wirkung, welche die römiſche Kataſtrophe auf Freund und Feind ausübte, und meinte auch jetzt noch ſtark genug zu ſein, um ſowohl das hierarchiſche Papſttum wie die lombardiſche Städtefreiheit niederringen zu können. Das wurde ſein Verhängnis, dem er ſich nach zehn Jahren mühevollen Ringens ſchließlich doch unterwerfen mußte. Zunächſt einigten ſich die bisher geſonderten Gegner: am 1. Dezember 1167 traten der Cremoneſer, der Veroneſer und der Venetianiſche Bund zu einem lombardiſchen Bunde zuſammen. Im Frühjahr 1168 errichtete dieſer in der ſumpfigen Niederung zwiſchen Tanaro und Trebia die durch gewaltige Erdwerke geſchützte Bundesfeſtung Aleſſandria, dem Papſte zu Ehren ſo benannt. Vergeblich rang Friedrich mit geringer Mannſchaft von Pavia aus um die Behauptung ſeiner Stellung.

Dabei war Hilfe von Deutſchland nicht zu erwarten. Denn auch dort herrſchten Unordnung und Auflöſung: daran war freilich weſentlich der Starrſinn ſchuld, in dem Friedrich jede Verſtändigung mit Alexander III. von der Hand wies. Als im September 1168 Paſchalis III. ſtarb, ließ er in Kalixtus III. alsbald einen neuen Gegenpapſt aufſtellen, dem aber ſelbſt die gefügigſten unter den deutſchen Biſchöfen Obedienz zu leiſten Bedenken trugen. Auf eigene Hand eine Vermittelung zu verſuchen, gingen Biſchof Eberhard von Bamberg (1146—70) und der Abt von Citeaux im Frühjahr 1169 an den päpſtlichen Hof. Zwar fanden ſie gute Aufnahme, doch beſtand Alexander III. auf der Zuziehung der Lombarden zu den Verhandlungen. In Gegenwart ihrer Bevollmächtigten wurde dann im März 1170 in Veroli ein Friedenskongreß eröffnet. Als unüberwindliches Hindernis aber für jede friedliche Wendung der kaiſerlichen Politik erwies ſich der Würzburger Eid. Man wollte ſich deshalb mit einem Stillſtand begnügen, den Abſchluß des Friedens

aber dem durch keinen Eid gebundenen Sohn, dem 1168 zum König gewählten Heinrich, überlassen, forderte aber von Alexander III. dennoch die Anerkennung der schismatischen Ordinationen. So ging der Kongreß unverrichteter Sache auseinander. Alexander erstattete nicht bloß über den Verlauf den Lombarden getreulich Bericht, sondern erteilte, um jeden Zweifel an seiner Bundestreue zu beseitigen, ihrem Bunde die kirchliche Weihe und nahm ihn in den besondern Schutz der Kirche. Auch des Kaisers damals erneuter Versuch, Heinrich II. von England auf seine Seite herüberzuziehen, mißlang, da Alexander III. dem König sofort weitere Zugeständnisse machte und Thomas Becket sogar von seinem erzbischöflichen Amte suspendierte. Als dann im Herbst 1170 eine unsichere Versöhnung zwischen dem König und dem Erzbischof vermittelt wurde, gleich nach dessen Rücklehr nach England aber der Streit von neuem entbrannte und mit der gräßlichen Ermordung Beckets durch übereifrige Diener des Königs ein blutiges Ende nahm, da hatte Heinrich II. allen Grund, sich durch geflissentliche Dienstbarkeit gegen die Kirche deren Gnade zu sichern und eine weitere Verfolgung des gegen ihn vorliegenden Verdachtes der Mitschuld abzuwenden.

Unter diesen Umständen war eine sofortige Niederkämpfung der Lombarden nicht möglich: dazu galt es erst die nötigen Mittel im Reiche zu beschaffen. Dorthin begab sich Friedrich nach mehrjährigem vergeblichen Kampfe endlich im Herbst 1170. Als Flüchtling mußte er Italien verlassen, freilich ungebrochenen Muts, tödlichen Haß im Herzen und entschlossen, demnächst furchtbare Vergeltung zu üben. Ließ er doch bei seinem eiligen Ritt nach dem Mont Cenis die Geiseln der lombardischen Städte längs der Straße aufknüpfen. War es bei solchem Verfahren zu verwundern, daß auch die Italiener gegen ihn tödlichen Haß trugen, und daß er in Susa nur mit genauer Not durch nächtliche Flucht dem ihm zugedachten Tode entging? Der lombardische Bund aber hatte zunächst völlig freie Hand: selbst die getreuesten Anhänger des Kaisers mußten sich ihm beugen und durch widerwilligen Anschluß vorläufig Sicherheit erkaufen. Pavia, die Markgrafen von Montferrat und von Biandrate wurden zum Beitritt gezwungen. Bei aller Rastlosigkeit und Tüchtigkeit vermochte Christian, der 1165 von Friedrich dem abgesetzten Wittelsbacher Konrad zum Nachfolger auf dem Mainzer Stuhl gegeben war und der jetzt in Oberitalien zurückgelassen war, dem Umsichgreifen des Bundes nicht mehr Einhalt zu thun.

Inzwischen suchte Friedrich Deutschland so weit zu ordnen, daß er seine Kräfte bald wieder gegen Italien wenden konnte, indem er einerseits die vielfach angefochtene Macht Heinrichs des Löwen durch entschiedene Parteinahme für den Welfen stärkte und sicher stellte, ohne zu sehen, daß er dadurch neue, schwerere Konflikte heraufbeschwor, anderseits aber in der Verfolgung der alexandrinischen Bischöfe mit wachsender Heftigkeit fortfuhr. Namentlich das Salzburger Erzstift, wo in dem böhmischen Prinzen Adalbert III. seit 1168 ein eifriger Vorkämpfer des rechtmäßigen Papstes erhoben worden war, wurde durch die Entfesselung des fehde- und beutelustigen Adels greulicher Ver-

wüstung preisgegeben und auf Jahre hinaus zum Schauplatz wilder kirchlicher und politischer Kämpfe gemacht, ohne daß es gelungen wäre, dem von schismatischer Seite zum Erzbischof erhobenen Abt Heinrich von Berchtesgaden zur Anerkennung zu verhelfen. So vergingen vier Jahre, bevor Friedrich wieder über die Alpen ziehen konnte, bei der wachsenden Abneigung der Fürsten gegen diesen ihnen keinen Gewinn bietenden italienischen Krieg auch diesmal mit geringer Macht, die er freilich durch den Anschluß der von der Übermacht des lombardischen Bundes befreiten kaiserfreundlichen Städte verstärkt zu sehen hoffte. Auch traten, nachdem er Susa für die ihm 1170 bereiteten Nachstellungen zerstört hatte, manche der ihm früher verbündeten Städte zu ihm über. Mit ihren Kontingenten belagerte er alsbald Alessandria, das ihn in der Flanke bedrohte und den einzigen sicheren Weg nach dem Reiche über den Mont Cenis nach Burgund abschneiden konnte. Aber den Winter hindurch mühte er sich vergeblich ab, und als im Frühjahr, nachdem ein Sturm am 10. April 1175 mißlungen war, ein lombardisches Entsatzheer nahte, hob Friedrich die Belagerung auf und zog dem Feinde entgegen. Durch Christian von Mainz verstärkt, der aus der Romagna herbeieilte, nahm er bei Montebello Stellung. Da machten die Lombarden Friedensanträge, vielleicht nur um Zeit zu gewinnen, vielleicht um durch einen listigen Trug den Kaiser zur Entlassung seines Heeres zu verleiten und dann den Kampf wieder aufzunehmen. Wenigstens verliefen die Dinge thatsächlich so, ohne daß sich eine bestimmte Absicht der Lombarden erweisen ließe.

Die Unterhandlungen bei Montebello führten zu einem Präliminarvertrag, der im Prinzip die Anerkennung der bisher bestrittenen lombardischen Städtefreiheit durch den Kaiser enthalten zu haben scheint, während die Lombarden durch einen feierlichen Akt der Unterwerfung und Waffenniederlegung die Oberhoheit des Kaisers und die nun gesicherte Ordnung als einen Ausfluß der kaiserlichen Machtvollkommenheit anerkannten; auf ihren Wunsch trat der Kaiser auch mit Alexander III. in Unterhandlungen ein. Durch einen Kompromiß, dessen Motive wir leider auf keiner von beiden Seiten kennen, war der vornehmste Zweck des einst zu Cremona geschlossenen Bundes erreicht. Zwei Punkte aber blieben offen. Die Lombarden verlangten die Aufnahme Alessandrias in den Frieden und ferner die vorbehaltlose Anerkennung Alexanders III. als Grundlage des Friedens mit der Kirche: beides lehnte der Kaiser ab. Die Entscheidung sollte nach dem Vertrage von Montebello durch den Spruch der Cremonesen erfolgen. Derselbe fiel in beiden Punkten zu gunsten des Kaisers aus. Alexanders III. Anerkennung sei nicht zu verlangen, so lautete er, im Hinblick wohl auf den Würzburger Eid; aber natürlich dürfe keine Stadt wegen ihrer Parteinahme für Alexander behelligt werden. Alessandria, das doch ganz anders stand als die Städte, die alte, geschichtlich gewordene Rechte seit langen Jahren unter schweren Opfern verteidigten, sollte sich dem Kaiser unterwerfen. Der Kaiser konnte mit diesem Ausgang zufrieden sein, nachdem er einmal die zu Roncalia inaugurierte Politik als undurchführbar

aufgegeben hatte. Dagegen standen die Lombarden, mit Ausnahme Cremonas, seit dem Bruch zwischen Friedrich und Hadrian IV. auf der Seite der Kurie und waren Alexander III. von Anfang an zu Schutz und Trutz verbündet. Durch Annahme des Cremoneser Schiedsspruchs brachen sie demselben die Treue. Zudem war Alessandria, das sich unbezwungen dem Kaiser unterwerfen sollte, dem rechtmäßigen Papst zu Ehren benannt und von ihm eben noch durch die Errichtung eines mit mancherlei Vorrechten begabten Bistums ausgezeichnet. So stellte der Schiedsspruch Cremonas an die Lombarden allerdings bedenkliche Zumutungen, die fast als ehrenrührig erscheinen konnten. Da erklärten sie denn, auf einen solchen Frieden nicht eingehen zu können: der Vertrag wurde hinfällig, und die zu Montebello vollzogene Unterwerfung der Lombarden unter den Kaiser blieb ein Schauspiel ohne jede praktische Konsequenzen, das höchstens die Erbitterung auf beiden Seiten noch steigerte. Der Kaiser befand sich in der peinlichsten Lage. Im Vertrauen auf einen befriedigenden Abschluß hatte er sein Heer entlassen und stand den Städten machtlos gegenüber, die ihr gleichfalls auseinandergegangenes Heer binnen kürzester Frist wieder zusammenbringen konnten. Sofort sandte er daher um schnelle Hilfe nach Deutschland, und bald rüsteten geistliche und weltliche Fürsten, wie Philipp von Heinsberg (1167—91), der Nachfolger Reinalds von Dassel auf dem erzbischöflichen Stuhl von Köln, u. a. zum Zug nach dem Süden im nächsten Frühjahr. Um so überraschender traf ihn die Weigerung Heinrichs des Löwen, dem Aufgebote Folge zu leisten.

Friedrichs Verhältnis zu dem mächtigen Welfen hatte allmählich einen Wandel erfahren, dessen Folgen, in einzelnen Momenten schon früher zu Tage getreten, sich jetzt in ihrer ganzen Schwere offenbarten und der kaiserlichen Politik eine ernste Krisis bereiteten. Im Gegensatz zu Konrad III. hatte Friedrich sein Königtum von Anfang an auf die innigste Allianz mit Heinrich dem Löwen gegründet und diesem während der Kämpfe in Italien im Norden der Alpen eine leitende Stellung eingeräumt, die ihm selbst einen Rückhalt gewährte. So war der Zwiespalt vermieden worden, an dem die ottonische, zum Teil auch die salische Kaiserpolitik gekrankt hatte, indem die Konzentration der Kräfte auf den Süden die deutschen Interessen im Norden und Osten schädigte. Der Vorkampf gegen die Slawen zur Ausbreitung christlicher und deutscher Kultur war von Heinrich kraftvoll und erfolgreich geführt worden, ohne jeden bedeutenderen Nebenbuhler, seit 1170 Albrecht der Bär, sein alter Gegner, gestorben und die Mark unter dessen Söhne geteilt worden war. Heinrichs Werk war die Abhängigkeit Dänemarks vom Reiche, und wenn der junge König Waldemar I. dem Kaiser zu Besançon als Vasall gehuldigt hatte, so war doch der Gewinn davon nicht an Kaiser

Brakteat von Albrechts des Bären Sohn Otto I. Markgraf von Brandenburg (1170—1184). Silber. Umschrift: MARCGRAVE . OTTO. Im Felde der gewappnete Markgraf mit Fahne und Schild. Es ist dies die älteste Münze mit deutscher Aufschrift.

und Reich, sondern an den Sachsenherzog gekommen, der mit Dänemark gemeinsam die Slawen bekriegte und als Waldemar 1168 die Insel Rügen eroberte, die Hälfte des dortigen Tributs erzwang. So war dort der Welfe geradezu an die Stelle des Kaisers, das sächsische Herzogtum an die des Reiches getreten, wie auch die Bischöfe von Lübeck, Ratzeburg und Schwerin die Regalien aus Heinrichs Hand empfingen.

Diese wahrhaft königliche Machtstellung des Herzogs beeinflußte nun aber auch die inneren Angelegenheiten Sachsens. An der Bekämpfung der Slawen hatte die sächsische Kirche von jeher das größte Interesse: dabei ehemals mit der weltlichen Autorität gleichberechtigt, sah sie sich jetzt in eine dienende Stellung herabgedrückt. Das änderte auch das Verhältnis der den slawischen Bistümern vorgeordneten Metropoliten zu Heinrich: Erzbischof Wichmann von Magdeburg wurde allmählich dessen entschiedener Gegner, zumal der Herzog gerade im östlichen Sachsen konsequent eine nahezu revolutionäre Umgestaltung der Machtverhältnisse erstrebte. Im allgemeinen nämlich gingen die Grafschaften dort noch vom Reiche zu Lehen, waren reichsunmittelbar und dadurch in wesentlichen Stücken der herzoglichen Autorität entrückt. In Westfalen dagegen war das Herzogtum so weit erstarkt, daß auch die Grafschaften von ihm abhingen. Nun war Heinrich der Löwe seit Jahren bestrebt, die gleiche Änderung auch im östlichen Sachsen herbeizuführen und die Inhaber von Reichslehen dort ebenfalls zu herzoglichen Lehnsleuten herabzudrücken. Das hatte lebhaften Widerstand von seiten des ostsächsischen Adels hervorgerufen: dessen Partei ergriffen die von dem Wachstum der welfischen Macht bedrohten sächsischen Fürsten. Die Übergriffe des Herzogs, dem der Kaiser alles nachsah, steigerten die Erbitterung. An dem Ausgang des entbrannten Kampfes aber hatten auch die außersächsischen Fürsten ein Interesse. So entstand schließlich ein weitverzweigter Fürstenbund gegen die widerrechtliche Erweiterung des sächsischen Herzogtums, an dem nicht bloß Wichmann von Magdeburg, sondern auch Reinald von Köln ratend und helfend Anteil hatten. Während Friedrich 1166 und 1167 auf dem Wege nach Rom, im Rücken durch den Veroneser Bund schwer bedroht war, erfolgte in Deutschland ein leidenschaftlicher Ansturm der weltlichen und geistlichen Widersacher gegen die welfische Macht in Sachsen, dessen Heinrich sich nur mit Mühe erwehrte. Der Kaiser ergriff entschieden die Partei des Herzogs, der ihm ja als die vornehmste weltliche Stütze des Gegenpapsttums unentbehrlich war. Auch als er 1170 als Flüchtling nach Deutschland zurückkehrte, that er den Übergriffen des Herzogs im östlichen Sachsen nicht Einhalt.

Gewiß war die nahezu königliche Macht des Herzogs von Sachsen und Bayern für Friedrich selbst vom höchsten Nutzen, solange sich ihre Interessen in allen wesentlichen Fragen deckten: das änderte sich aber mit der Zeit, und es entstand allmählich ein gewisser Gegensatz zwischen ihnen. Zunächst scheint auch Heinrich der Löwe an der Verbissenheit der kirchlichen Politik Friedrichs Anstoß genommen zu haben: zwar hatte er zu Würzburg mit-

geschworen; aber dieser Eid war längst als ein verhängnisvoller Fehler erkannt. Auch war Heinrich in Verbindungen eingetreten, die ihn nach der entgegengesetzten Seite zogen. Auf Grund des Verlöbnisses, das 1164 Reinald von Dassel zu Rouen abgeschlossen, hatte er 1167 Mathilde, die Tochter Heinrichs II. von England, geheiratet. So wechselvoll seines Schwiegervaters Verhältnis zu Alexander III. durch die wechselnden Phasen des Streites mit Thomas Becket sich gestaltete, so blieb derselbe doch trotz aller gelegentlichen Drohungen ein Anhänger des rechtmäßigen Papstes. Zudem war der Herzog durch diese Ehe der Schwager Wilhelms II. von Sizilien, der der großen Allianz gegen das staufische Kaisertum angehörte. Das alles mag Heinrich des Löwen Verhältnis zum Schisma geändert haben: ging er auch nicht zu Alexander III. über, so hat er sich doch direkter Feindschaft gegen ihn und seine Anhänger enthalten. Als ein charakteristisches Symptom erscheint in diesem Zusammenhange auch die Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, die Heinrich 1172 mit stattlichem Gefolge machte. Der glänzende Empfang, der ihm bei dem mit Friedrich I. im Kriege liegenden Kaiser Manuel und von der streng alexandrinisch gesinnten Geistlichkeit der heiligen Stadt, sowie den Ritterorden und namentlich den eifrig päpstlichen Tempelherren zu teil wurde, zeigt zur Genüge, daß man in ihm nicht mehr einen Schismatiker, sondern einen Anhänger des rechtmäßigen Papstes erblickte. Vielleicht ist seine Wallfahrt, unternommen zu einer Zeit, wo in Sachsen ernste Gefahren drohten, geradezu zu deuten als eine Sühne für das Unrecht, das Heinrich durch seine Parteinahme für das Gegenpapsttum begangen zu haben sich bewußt war. Aber noch andere Momente hatten ihn damals dem Kaiser entfremdet. Die Aussicht auf die Nachfolge, die ihm zur Zeit der Blockade von Mailand gewinkt hatte, war dahin, seit Beatrix von Burgund dem Kaiser Söhne geschenkt hatte. Dann hatte Friedrich mit dem durch Heinrichs unzeitige Sparsamkeit verstimmten Herzog Welf VI., nach seines einzigen Sohnes Tod an der römischen Pest dem letzten seines Stammes, einen Vertrag geschlossen, der nach des alten Herrn Ableben den reichen Besitz der süddeutschen Welfen, auf den Heinrich gerechnet hatte, dem staufischen Hause sicherte.

All das erklärt die Entfremdung der früher so eng verbundenen Vettern; aber es erklärt noch nicht, weshalb Heinrich dem durch den Vertragsbruch der Lombarden in die härteste Bedrängnis geratenen Kaiser die schuldige Hilfe verweigerte oder doch von Bedingungen abhängig machte, die Friedrich nicht bewilligen konnte. Bei der Erbitterung seiner ostsächsischen Feinde und in Erinnerung an den Ansturm, den sie unter Mitwirkung der Erzbischöfe von Magdeburg und Köln wiederholt gegen ihn unternommen hatten und dessen er sich nur mühsam erwehrt hatte, hielt Heinrich es offenbar für unmöglich, sich zur Unterstützung des Kaisers aus dem gärenden Lande zu entfernen. Die Schwächung seines Herzogtums hätte auch die gegen die Slawen gewonnenen Erfolge bedroht, denn längst strebte Dänemark nach Lösung aus seiner Abhängigkeit. Was dort im Norden verloren gehen konnte, während

er im Süden gegen die Lombarden focht, erschien dem Welfen als unendlich viel wichtiger und wertvoller als alles, was etwa gegen die Lombarden gewonnen werden konnte. Daß er damit in einen bewußten Gegensatz zu Friedrich getreten, demselben untreu geworden sei, kann nicht behauptet werden, so wenig man die Berechtigung seines Standpunktes wird in Abrede stellen können. Aber eben weil Heinrichs Auffassung der Lage von dem sächsischen Standpunkte aus entschieden zutraf, war ein Ausgleich zwischen diesem und dem des Kaisers nicht möglich. Durch briefliche Verhandlungen kam man sich nicht näher; bei Gelegenheit der Anwesenheit Heinrichs in Bayern fand daher im Frühjahr 1176 eine persönliche Begegnung beider statt, vermutlich in Chiavenna, an der Grenze Italiens und Schwabens. Was dort geschehen, entzieht sich naturgemäß unserer Kenntnis: daß Friedrich, als er des Herzogs Weigerung nicht überwinden konnte, endlich fußfällig Hilfe erfleht, einer von dessen Leuten aber dem Herzog daraus die einstige Erwerbung der Königskrone verkündet haben soll, ist historisch unerwiesen und sagenhafte Ausschmückung späterer Zeit. In sich wahrscheinlich dagegen ist die Angabe, Heinrich habe die Gewährung der Hilfe abhängig gemacht von der Überlassung der wichtigen Reichsstadt Goslar am Oberharz. Diese, der Schlüssel jener Gegend, war schon in den bisherigen Kämpfen Heinrichs mit seinen Widersachern mehrfach heiß umstritten. Abgesehen von dem reichen Ertrag der dortigen Silbergruben hätte ihr Besitz Heinrichs Stellung beträchtlich gestärkt. Friedrich schien der geforderte Preis zu hoch, und man trennte sich unverrichteter Sache. Daß die beiden Fürsten darum aber noch nicht als Feinde auseinander gingen, die demnächst strenge Abrechnung halten würden, lehrt der spätere Verlauf der Dinge.

Jedenfalls war Friedrich ohne Hilfe aus Sachsen und Bayern, als im Frühjahr 1176 der Kampf mit den Lombarden von neuem begann, von denen Cremona sich nun freilich losgesagt hatte. Während Christian von Mainz in Apulien glücklich focht, zog Friedrich von Pavia nach Como hinauf, um die deutschen Hilfstruppen unter Philipp von Köln, Wichmann von Magdeburg u. a. m. an sich zu ziehen. Als er sich dann gegen Mailand wandte, wo das Kontingent von Pavia zu ihm stoßen sollte, verlegten ihm die Mailänder mit 12 000 Mann den Weg. So kam es am 29. Mai 1176 bei Legnano zur Schlacht: anfangs siegreich, wurden die Kaiserlichen, nur 4000 Mann stark, als sie schon bis zu dem Mailänder Fahnenwagen vorgedrungen waren, aufgehalten und geworfen. Die feindliche Übermacht, die während des Kampfes herbeiströmender Zuzug aus den Bundesstädten fortdauernd vermehrte, faßte die erschütterten Deutschen in Flanke und Rücken, ein furchtbares Handgemenge entstand, der Kaiser selbst kam zu Fall: da suchte jeder sein Heil in der Flucht, auf der viele noch im Ticino ihren Tod fanden; nur ein dürftiger Rest erreichte Pavia. Der Kaiser selbst, den man bereits gefallen glaubte, kam, glücklich gerettet, in der folgenden Nacht ebenfalls dort an.

Gewiß war die kaiserliche Sache durch die Niederlage von Legnano schwer getroffen; verloren aber war sie nicht. Auch Friedrich war von einer solchen

Auffassung weit entfernt: nicht Friede, sondern neue Rüstung und Fortsetzung des Kampfes war sein einziger Gedanke; auch jetzt noch hielt er sich für stark genug, mit den Lombarden und dem Papste zugleich zum Ziele zu kommen. Anders dachte der deutsche Episkopat. Die unheilvollen Wirkungen des Schismas lasteten zu schwer auf ihren Kirchenprovinzen, als daß diese Männer nicht hätten wünschen sollen, den aussichtslosen Kampf mit dem rechtmäßigen Papst beendet zu sehen. Diesen zugleich mit dem Krieg gegen die Lombarden fortzusetzen erklärten jetzt die thatkräftigsten und treuesten Vorkämpfer Friedrichs für unmöglich. Wenn aber ein Philipp von Köln, ein Wichmann von Magdeburg, ein Christian von Mainz so urteilte, wer hätte dann mit Friedrich noch weiter zu gehen geneigt oder fähig sein sollen? Waren es persönliche, politische oder kirchliche Motive, die bei ihnen den Ausschlag gaben? Wirkten, wie es wahrscheinlich ist, die einen wie die anderen bei den einzelnen in verschiedener Weise zusammen? In ihnen versagte sich jedenfalls die deutsche Kirche dem Kaiser genau so, wie sich ihm wenige Monate früher Heinrich der Löwe versagt hatte. Diese Männer sahen die Stellung des geistlichen Fürstentums schwer bedroht durch die wachsende Übermacht des Laienfürstentums; gegen dieses bedurften sie eines starken Rückhaltes, wie ihn nur die allgemeine Kirche gewähren konnte, der sie durch das Schisma entfremdet waren. Der Kaiser beugte sich der Notwendigkeit oder gab sich doch den Anschein, als ob er das thue: denn in Wahrheit wollte er damit nur Zeit gewinnen. Doch trat damit eine eigentümliche Verschiebung der Lage ein: wie der Kaiser zu Montebello das bisher verfochtene Programm den Lombarden gegenüber plötzlich hatte fallen lassen, um den Kampf gegen die Hierarchie fortführen zu können, so sprang er jetzt nach der entgegengesetzten Seite um, war zum Frieden mit der Hierarchie bereit, um die siegreichen Lombarden niederwerfen zu können.

Im Oktober 1176 gingen Wichmann von Magdeburg, der hinfort eine besonders hervorragende Rolle spielte, Christian von Mainz, der sich bisher namentlich auf militärischem Gebiete verdient gemacht hatte, und Konrad von Worms zu Alexander III. nach Anagni. Einen Separatfrieden aber lehnte dieser ab: nur zugleich mit seinen Verbündeten, den Lombarden, dem König von Sizilien und dem griechischen Kaiser könne er abschließen. Dennoch unterhandelte man über die Begleichung der kirchlichen Streitpunkte, die ja jedenfalls einen Teil des allgemeinen Friedens ausmachen mußten. Man einigte sich; wie — ist uns nicht bekannt, doch scheint das damals Vereinbarte nachmals im wesentlichen unverändert in den definitiven Frieden aufgenommen zu sein. Außerdem wurde verabredet, daß in Venedig oder Ravenna eine Konferenz gehalten werden sollte. Damit waren die Lombarden wenig einverstanden: sie trauten weder dem Papste noch dem Kaiser recht und erhoben deshalb Schwierigkeiten wegen des Kongreßortes. Erst im April 1177 wurde auf einer Zusammenkunft der Bevollmächtigten zu Ferrara Venedig als solcher gewählt, wohin Alexander III. sich bereits begeben hatte, während der Kaiser,

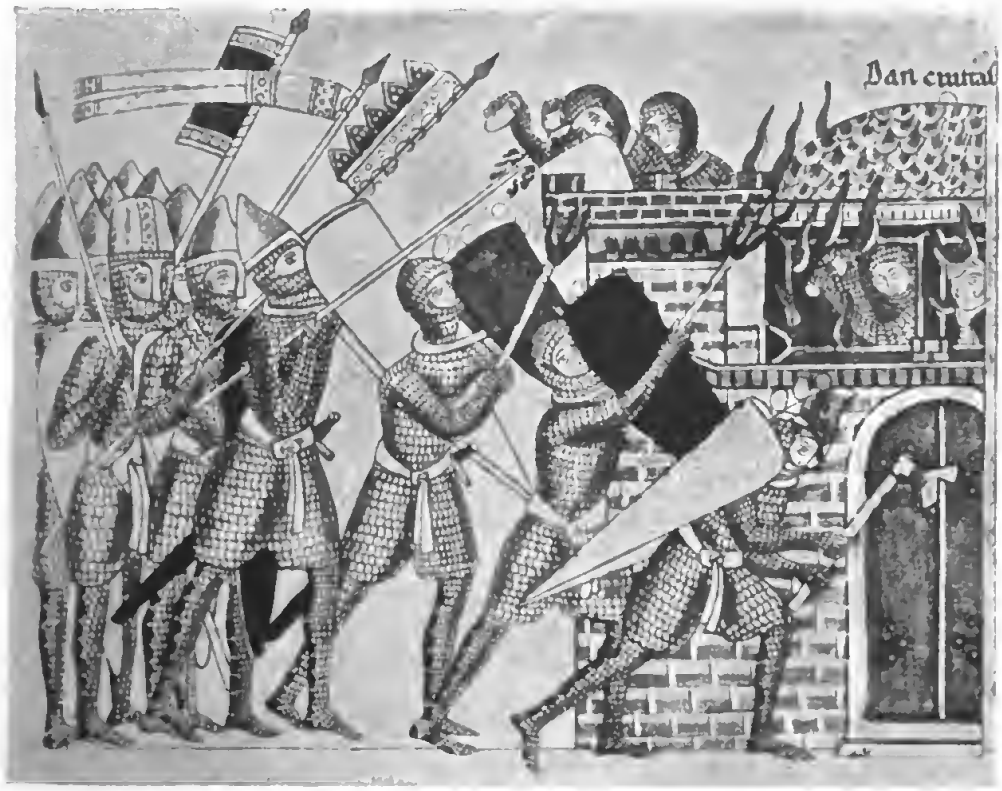
um in der Nähe zu ſein, nach Ravenna ging, dann ſeinen Sitz nach dem noch bequemer gelegenen Chioggia verlegte. Kaiſer und Papſt waren ſeit Anagni in allen weſentlichen Punkten einig, ausgenommen die Frage nach dem mathildiſchen Gut, das Friedrich zunächſt auf fünfzehn Jahre überlaſſen haben wollte, um dann des Reiches Recht darauf zu erweiſen. Die Hauptſchwierigkeit lag in dem Frieden mit den Lombarden, die gemäß dem Abkommen von Montebello und dem Cremoneſer Schiedsſpruch dem Reiche an Rechten nur das einräumen wollten, was es zur Zeit Heinrichs V. beſeſſen hatte. Das lehnte Friedrich als ungenügend ab. Endlich kam man dahin überein, dieſe Sache vorläufig unentſchieden zu laſſen, indem mit den Lombarden ſtatt des von Alexander III. geforderten Friedens zunächſt nur ein Waffenſtillſtand auf ſechs Jahre geſchloſſen werden ſollte; auch mit Sizilien begnügte man ſich mit einem ſolchen auf fünfzehn Jahre. Nur widerſtrebend ging der Kaiſer darauf ein. Seine Haltung während des venetianiſchen Kongreſſes iſt von Zweideutigkeit nicht frei: bis zum letzten Augenblick ſuchte er die Gegner zu teilen und durch den Abſchluß mit der Kurie allein die Möglichkeit zur weiteren Bekämpfung der Lombarden zu erlangen. Das energiſche Auftreten der deutſchen Kirchenfürſten durchkreuzte dieſe Pläne. Am 21. Juli endlich erklärte Friedrich die Annahme der getroffenen Abmachungen. Drei Tage ſpäter hielt er, vom Bann gelöſt, feierlich empfangen ſeinen Einzug in die Lagunenſtadt, wo er inmitten eines zahlreichen und glänzenden Kreiſes von geiſtlichen und weltlichen Fürſten mit dem nahezu zwanzig Jahre bekämpften Papſte in freundſchaftlicher Weiſe verkehrte. An dem Frieden aber, der ein mühſam zu ſtande gebrachter Kompromiß war, hatten die Eiferer auf beiden Seiten viel auszuſetzen. Die Gemäßigten konnten wohl mit der Art zufrieden ſein, wie man, in Anlehnung an die Unterſcheidungen des Wormſer Konkordates, die ſtreitigen Gebiete vorläufig zu trennen und damit ein friedliches Nebeneinander zu ermöglichen geſucht hatte. Mit Ausnahme des einen Biſchofs Gero von Halberſtadt wurden die ſchismatiſchen Biſchöfe in Deutſchland ſämtlich beſtätigt, das Schickſal der italieniſchen blieb der Entſcheidung Alexanders III. anheimgegeben; der Streit über die mathildiſchen Güter wurde einem künftigen Schiedsſpruch vorbehalten.

So fand der große kirchlich-politiſche Kampf endlich ſeinen Abſchluß: es war aber auch diesmal doch nur eine Waffenruhe, kein dauerhafter Friede, was man erreichte. Die Vereinbarung mit den Lombarden, welche dieſen ihre Freiheiten einſtweilen ließ, wollte auch gar nicht mehr ſein: nach ſechs Jahren ſollte der Kampf dort von neuem entbrennen. Im Hinblick darauf galt es für Friedrich, die erſchütterten Grundlagen des ſtaufiſchen Königtums neu zu befeſtigen. Dieſes hatte vornehmlich auf dem durch bedenkliche Zugeſtändniſſe gewonnenen Laienfürſtentum beruht, das auf Koſten des geiſtlichen Fürſtentums übermächtig angewachſen war, begünſtigt durch des letzteren Lähmung infolge der Kirchenſpaltung; nach deren endlicher Beſeitigung wollte der Epiſkopat das Laienfürſtentum nun in ſeine Schranken zurückweiſen.

Es wandte ſich damit beſonders gegen den Herzog von Sachſen und Bayern, der ſich durch ſeine Übergriffe im öſtlichen Sachſen auch die Laienfürſten und den Laienadel bitter verfeindet hatte. Noch vor des Kaiſers Rückkehr entbrannte der Kampf dort von neuem. Gero von Halberſtadt, der allein von allen ſchismatiſchen Biſchöfen zu Venedig preisgegeben war, wurde durch den eifrigen Ulrich erſetzt, den einſt Heinrich der Löwe mit verjagt hatte. Sofort geriet er mit dem Herzog in einen Lehnsſtreit und ſprach den Bann gegen denſelben aus. Der Kampf erneute ſich; wiederum nahm Philipp von Köln Partei gegen den Herzog: da gebot der heimkehrende Kaiſer Stillſtand, nahm aber nicht gegen den Welfen Partei. Vielmehr hat der Gedanke an eine Zertrümmerung der welfiſchen Macht ihm damals ganz fern gelegen; auch die Verweigerung der Hilfe gegen die Lombarden muß ihm danach nicht beſonders ſtrafwürdig erſchienen ſein. Als der Kaiſer dann im Oktober 1178 in Speier weilte, erſchien der Herzog, um über ſeine Angreifer Klage zu erheben. Auf dem zur Verhandlung angeſetzten Tage zu Worms aber, im Januar 1179, blieb er aus: um ſo heftigere Anſchuldigungen erhoben dort ſeine Gegner wider ihn. Das wiederholte ſich Ende Juni auf einem neuen Tage zu Magdeburg. Dort trat ſogar Markgraf Dietrich von Landsberg mit der Behauptung auf, der Herzog habe die Slawen zum Angriff auf das Magdeburger Gebiet veranlaßt, und wollte das im Zweikampf erweiſen. Friedrich ſuchte zu vermitteln. In Haldensleben hatte er mit Heinrich eine Zuſammenkunft: er erbot ſich gegen Zahlung von 5000 Mark Silber ihm einen Vergleich mit den Fürſten auszuwirken. Der Herzog lehnte auch das ab. So mußte das durch die erhobenen Klagen geforderte reichsrechtliche Verfahren gegen ihn weitergeführt werden. Aber auf einem Tage zu Kayna in Sachſen hinderte Heinrich die Verhandlung durch den Einwand, daß er als geborener Schwabe nur in Schwaben ſelbſt abgeurteilt werden könne. Die Sache wurde auf den Januar 1180 nach Würzburg vertagt.

Inzwiſchen tobte in Sachſen bereits wilde Fehde. Im Kampfe gegen Biſchof Ulrich nahmen Heinrichs Mannen den 29. September Halberſtadt und brannten es zum Teil nieder; Ulrich ſelbſt wurde als Gefangener fortgeführt. Ein Angriff ſeiner Gegner auf das feſte Haldensleben wurde abgeſchlagen; Heinrich ſelbſt ſuchte das Magdeburgiſche Gebiet ſchwer heim, während durch ihn aufgereizt die Slawen ſich wieder regten und namentlich die Circipanen und Abodriten die Grenzſtriche heimſuchten. Das machte dem Kaiſer, offenbar gegen Wunſch und Willen, jede Vermittelung unmöglich und nötigte ihn, dem Andringen der Fürſten nachgebend, Strenge walten zu laſſen. Als daher Heinrich auch den Würzburger Reichstag im Januar 1180 nicht wahrnahm, wurde die Reichsacht und der Verluſt ſeiner Reichslehen über ihn verhängt, und zwar nicht wegen der Verweigerung der Hilfe gegen die Lombarden, auch nicht um des Unrechtes willen, das er ſonſt gethan hatte oder gethan haben ſollte, ſondern weil er ſich durch die hartnäckige Mißachtung der an ihn ergangenen Ladungen des Majeſtätsverbrechens, des Hochverrates ſchuldig gemacht

hatte: weniger durch den Kaiser als durch die Reichsfürsten, namentlich die des östlichen Sachsen, wurde der verblendete Trotz des Herzogs geschickt zur Zertrümmerung seiner Übermacht benutzt. Auf einem Reichstage in der Gelnhausener Pfalz, am 13. April 1180, teilte man das Herzogtum Sachsen oder, wie man bezeichnender Weise sagte, Engern und Westfalen so, daß die herzogliche Gewalt in den Sprengeln von Köln und Paderborn, d. i. Westfalen,



Rüstung und Bewaffnung im 12. Jahrh.: Erstürmung des Thorturmes einer Burg.
Aus dem „Lustgarten" (Hortus deliciarum) der Äbtissin Herrad von Landsberg, um 1160—70.
(Nach Engelhardts Ausgabe.)

dem Erzbischof von Köln, in dem Lande zwischen Weser und Elbe an Albrechts des Bären Sohn Bernhard gegeben wurde unter gleichzeitiger Sicherung der Reichsunmittelbarkeit der dortigen Bischöfe und Grafen, die Heinrich zu herzoglichen Vasallen hatte herabdrücken wollen. Mit den Waffen in der Hand versuchte Heinrich seine Stellung zu behaupten, aber trotz einzelner Vorteile war er der Übermacht nicht gewachsen. Sein Werben um Hilfe in England und in Dänemark blieb erfolglos, und nachdem im Juni 1180 zu Regensburg Bayern an Pfalzgraf Otto von Wittelsbach gegeben war, konnte Friedrich die Reichsheerfahrt gegen den Rebellen ansagen, indem er dessen Anhängern

eine Frist zur Lossagung von dem Geächteten stellte, welche die meisten pünktlich einhielten. Dann erschien 1181 der Kaiser mit dem Reichsheer, dem namentlich die geistlichen Fürsten zuströmten, in Sachsen, ließ Braunschweig blockieren, zog, ohne Widerstand zu finden, über die Elbe und nötigte, unterstützt von Waldemar von Dänemark, der des Welfen lästige Hoheit los zu werden froh war, nach kurzer Belagerung Lübeck zur Übergabe, das aber durch die Erhebung zur freien Reichsstadt in seiner Bedeutung als Haupthandelsplatz der Ostseelande erhalten blieb. Heinrich der Löwe zog sich nach dem festen Stade zurück: indem er von da aus den Kaiser um sicheres Geleit bat, erklärte er seine Unterwerfung. Der Schlußakt erfolgte im November 1181 auf einem Reichstage zu Erfurt, wo Heinrich — zu spät — vor dem Kaiser kniete. Das gegen ihn gefällte Urteil blieb in Kraft, doch ließ Friedrich auch jetzt noch möglichste Milde walten, indem er dem Welfen von seinem eigentlich ebenfalls verwirkten Eigen Braunschweig und Lüneburg ließ. Im übrigen wurde die neue Ordnung bestätigt: die von Heinrich verdrängt gewesenen wurden in Besitz und Rechten restituiert; ein Landfriede sollte dem seit Jahren von Fehden zerrissenen Lande endlich Ruhe schaffen. Eine Hauptgefahr für diese sah man in des ehemaligen Herzogs Verbleiben im Lande: eidlich mußte er geloben, Sachsen so lange zu meiden, bis der Kaiser ihm die Heimkehr gestatten würde. Mit den Seinen zog er in die Verbannung zu seinem Schwiegervater, Heinrich II. von England, trotz scheinbarer Ergebung in sein selbstverschuldetes Schicksal doch nur von dem einen Gedanken erfüllt, sich für die ihm zugefügte Demütigung zu rächen und die verlorene Macht wiederzugewinnen.

Mit der Zertrümmerung der welfischen Macht sah sich auch das Königtum Friedrichs ganz neuen Verhältnissen gegenüber. Gewinn hatte er dabei sicherlich nicht gemacht: was er einst, um die welfische Macht herzustellen, anderen Reichsfürsten, namentlich dem neuen Herzog von Österreich, auf Kosten seiner königlichen Rechte gewährt hatte, verblieb jenen; was Heinrich durch die Erweiterung der herzoglichen Befugnisse auf Kosten anderer Reichsstände gewonnen hatte, kam an diese zurück: weder hier noch dort wurde das Königtum der Erbe der welfischen Macht. Den Hauptanteil an der Beute trug der Kölner Erzbischof davon, durch ihn überhaupt die deutsche Kirche: an weltlichen Machtmitteln bereichert und durch den Wiedereintritt in die allgemeine Kirche gekräftigt erhielt sie dem Königtum gegenüber eine unabhängigere Stellung, als sie jemals gehabt, und beanspruchte hinfort mit demselben Maße gemessen zu werden wie das Laienfürstentum. Verhängnisvoll aber wurde die Zerschlagung Sachsens für Deutschlands Stellung zu den Slawen. Bei der Ohnmacht Herzog Bernhards und den vielfachen Fehden zwischen ihm und den in ihrer Unabhängigkeit bestätigten kleinen Dynasten kam mit dem Eroberungskrieg die große Kulturarbeit der Christianisierung und Germanisierung der Slawen bald in Stillstand. Dänemark unter Waldemars I. Nachfolger Knud VI., des gestürzten Welfen Schwiegersohn,

Ruinen der Kaiſerpfalz zu Gelnhauſen. (Nach Photographie.)

der die Witwe des jugendlichen Schwabenherzogs heimgeführt hatte, gewann dort die leitende Stellung.

Günstiger entwickelten sich die Verhältnisse für Friedrich in Italien. Alexander III., der auf einem glänzenden Laterankonzil 1179 die Neuordnung der durch das Schisma arg verwirrten Kirche beendet hatte, starb 1181. Sein Nachfolger, der milde und versöhnliche Lucius III. (1181—85) mußte vor einem Aufruhr aus Rom weichen. Das benutzte Friedrich, um die zu Venedig offen gebliebene Frage des mathildischen Gutes nach seinem Wunsche zu erledigen. Im Sommer 1182 ließ er durch Erzbischof Konrad von Mainz (1183—1200), der als Nachfolger Christians auf den früher geräumten Metropolitansitz zurückgekehrt war, dem Papste einen Vergleich über alle zwischen Kaiser und Reich in Italien streitigen Besitzungen vorschlagen. Gegen den Verzicht auf alle Ansprüche sollte von den gesamten Reichseinnahmen in Italien der zehnte Teil dem Papst, der neunte den Kardinälen zufallen. Die Kurie lehnte ab. Vielleicht dachte sie, bei dem nahen Ablauf des zu Venedig zwischen dem Kaiser und den Lombarden geschlossenen Stillstands günstigere Bedingungen zu erlangen, da dem Kaiser bei der Möglichkeit eines neuen Kampfes mit den Städten die Freundschaft der Kirche besonders wertvoll sein mußte. Nun hatte sich aber die Lage der Lombarden ungünstig gestaltet. Ihr Bund war zusammengeschmolzen, da viele Städte es vorzogen, sich durch einen Sonderfrieden mit dem Kaiser zu sichern; bei einer Erneuerung des Kampfes auf sich selbst angewiesen, wünschten auch die übrigen eine rechtzeitige Verständigung mit dem Kaiser. Bei den so angeknüpften Verhandlungen ging man auf den Vertrag von Montebello und den Cremoneser Schiedsspruch zurück. Auch so standen sich beide Teile noch fern genug, als, vermutlich im Februar und März 1183, die Bevollmächtigten in Nürnberg zusammentraten. Die Hauptschwierigkeit machte wiederum die Frage nach der Stellung Alessandrias: die Lombarden wollten die Stadt allen anderen gleichgestellt sehen, Friedrich bestand auf ihrer Unterwerfung. Endlich fand sich eine Lösung: am 14. März 1183 unterwarf sich Alessandria, unter Zustimmung des Bundes, auf eigene Hand Friedrich auf Gnade und Ungnade, that also in der Form allen Ansprüchen der kaiserlichen Ehre genug, um alsbald als Cäsarea zu Gnaden angenommen und mit einem freiheitlichen Stadtrecht bewidmet zu werden. Nun verständigte man sich schnell in allen übrigen Punkten: die Konsularverfassung blieb, wurde aber als ein Ausfluß der kaiserlichen Autorität dargestellt, indem die Konsuln hinfort alle fünf Jahre vor dem Kaiser oder seinem Stellvertreter in Italien erscheinen sollten, um die Investitur zu empfangen. Die gegen die Städte erlassenen Strafmandate wurden kassiert; die streitigen Regalien sollten durch ein Schiedsgericht geregelt werden. Auf diese Bedingungen erfolgte Ende April zu Piacenza der feierliche Abschluß; gleichzeitig wurde ein Protokoll unterzeichnet, wonach die Lombarden sich verpflichteten, dem Kaiser 15000 Mark Silber in Jahresraten zu zahlen. Lombardische Gesandte gingen dann nach Deutschland, wo am

29. Juni 1183 zu Konſtanz der Friede durch den Kaiſer, König Heinrich VI. und die Fürſten beſchworen wurde.

Den zu Roncalia vertretenen Standpunkt, für den er einen nahezu zwanzigjährigen Krieg geführt, hatte der Kaiſer mit dieſem Konſtanzer Frieden vollkommen aufgegeben. Angeſichts der günſtigen Wirkungen dieſes verſpäteten Wandels auf ſeine geſamte Machtſtellung liegt faſt die Frage nahe, wie ganz anders ſich ſein Kampf mit der Hierarchie geſtaltet haben würde, wenn er

Fürſtliche Feſttafel um die Wende des 12. Jahrh., mit Unterhaltung durch Spielleute, Tänzerinnen u. Gaukler. Wandmalerei im Dom zu Braunſchweig, daſelbſt als bibliſches Motiv den Tanz der Herodias darſtellend.

ſich früher, etwa gleich 1158, entſchloſſen hätte, den geſchichtlich gewordenen Verhältniſſen in der Lombardei Rechnung zu tragen, die Konſularverfaſſung anzuerkennen und ſich mit der allgemeinen Überordnung des Kaiſertums zu begnügen, mit der er ſich jetzt abfinden ließ. Denn in Frieden und Freundſchaft mit den Lombarden nahm er in Italien eine ſo gebietende Stellung ein, daß auch die römiſche Kurie ſich ihm wohl oder übel beugen mußte. Unerledigt war mit dieſer noch die Frage des mathildiſchen Guts. Der Kaiſer erneute jetzt ſeinen Vorſchlag zu finanzieller Schadloshaltung des Papſtes und der Kardinäle; andernfalls wollte man jeden einzelnen Streitpunkt durch den

ſchiedsrichterlichen Spruch Sachkundiger zum Austrag bringen laſſen. Das Nähere wollte Friedrich im Herbſt 1184 in Verona perſönlich mit Lucius III. vereinbaren. Ehe er dorthin aufbrach, hielt er in der Rheinebene bei Mainz in einem großen, prächtig hergerichteten Lager unter Teilnahme der geiſtlichen und weltlichen Fürſten des Reiches und vieler Tauſende von Edelleuten und Miniſterialen jenes von allen Zeitgenoſſen viel bewunderte und noch lange danach vielbeſungene Pfingſtfeſt, das aus Anlaß der Schwertleite Friedrichs von Schwaben und König Heinrichs die glänzende Machtfülle des ſtaufiſchen König- und Kaiſertums dem jubelnden Volke ſo beglückend zum Bewußtſein brachte. Dem gegenüber erſchien die Spannung ungefährlich, die zwiſchen Friedrich und dem ehrgeizigen Philipp von Köln herrſchte, und ſelbſt ein Wahlſtreit im Erzbistum Trier, wo Rudolf von Wied von dem Kaiſer, ſein Gegner

Schwertleite. Der Fürſt gürtet dem Jüngling das Schwert um, Knappen legen ihm die Sporen an; Brünne, Schild und Speer werden bereit gehalten. Aus einer Hdſchr. d. 13. Jahrh. London, brit. Muſ. (Nach Cutts.)

Folmar vom Papſt unterſtützt wurde, ſchien bei dem guten Verhältnis zur Kurie unbeſorglich, zumal im Oktober 1184, wo die im geheimen eingeleitete Verlobung König Heinrichs, der ſeit dem Mainzer Tage als Mitregent neben dem Vater ſtand, mit der künftigen Erbin des normänniſchen Reiches, Konſtanze, zum Abſchluß kam, welche den mit den Lambarden befreundeten Kaiſer eigentlich zum Herrn Italiens machte. Aber eben dieſer Triumph der kaiſerlichen Politik ſteigerte ſofort die Spannung mit der Kirche. Als Friedrich I. und Lucius III. im November 1184 in Verona zuſammentrafen, einigten ſie ſich über Nebendinge leicht: auf die vom Papſt unterſtützte Fürbitte des Königs von England wurde Heinrich dem Löwen die Rückkehr aus der Verbannung geſtattet; Maßregeln gegen die Ketzer und zur Vorbereitung eines neuen Kreuzzuges wurden vereinbart; über das mathildiſche Gut jedoch verſtändigte man ſich nicht. Vornehmlich aber ſah der Kaiſer nun den Wunſch unerfüllt, deſſen Gewährung Lucius III. ihm früher zugeſagt

hatte, nämlich König Heinrich zum Kaiser zu krönen. Dem Zuge der staufischen Politik entsprach Friedrichs Wunsch, wie es Karl der Große, Ludwig der Fromme und Otto der Große gethan, bei seinen eigenen Lebzeiten den Nachfolger mit der kaiserlichen Krone schmücken zu lassen und dadurch die wiederauflebende Idee des Erbkaisertums zum Ausdruck zu bringen. Die ihm von dem Papste bereitete Enttäuschung besserte natürlich sein Verhältnis zur Kurie nicht, aber in der Hoffnung, Lucius III. umzustimmen, blieb er seiner versöhnlichen Haltung treu, hinderte des heißblütigen Sohnes Gewaltthaten gegen den Kirchenstaat, schloß aber doch ein Schutz- und Trutzbündnis mit Mailand, das, in völliger Verschiebung der Parteiverhältnisse, nun an die Stelle des mit dem Kaiser verfeindeten Cremona trat, und knüpfte selbst mit der Stadt Rom Beziehungen an. Doch kam er keinen Schritt weiter: im November 1185 starb Lucius III., und mit seinem Nachfolger Urban III., dem bisherigen Erzbischof Hubert von Mailand, erhielt die entschieden kaiserfeindliche Partei wieder die Leitung der Kirche. Dieser griff sofort all die prinzipiellen Streitpunkte wieder auf, die man in dem Wunsche nach Erhaltung des Friedens bisher geflissentlich umgangen und in denen die Kurie gegenüber der vom Kaiser beliebten Praxis vorläufig Duldung geübt hatte. So bestritt Urban III. dem Kaiser das Regalienrecht, nach dem während der Vakanz eines Bistums die Einkünfte dem Kaiser zustehen sollten, und das Spolienrecht, wonach der bewegliche Nachlaß von Bischöfen dem Kaiser zufiel, Fragen, in denen schwer lösbare Konflikte des Lehnrechts mit dem Kirchenrechte vorlagen. Anderseits sah es Friedrich als eine rechtswidrige Verletzung alten Brauches an, daß Urban III. als Papst sein Mailänder Erzbistum beibehielt. So gab er jetzt die versöhnliche Politik des Zuwartens auf, um entschlossen zu handeln. Als Ende Januar 1186 in Mailand — auf ausdrücklichen Wunsch der Bürgerschaft — die Vermählung König Heinrichs mit Konstanze von Sizilien festlich begangen wurde, ließ er drei bedeutungsvolle Krönungsakte vollziehen: er selbst empfing aus der Hand des Erzbischofs von Vienne nochmals die burgundische Krone, Konstanze wurde zur deutschen Königin, Heinrich vom Patriarchen von Aquileja zum König von Italien gekrönt. Es war der Ersatz für die nun nicht mehr erreichbare Kaiserkrönung des Nachfolgers, der sich demgemäß hinfort auch mit dem Titel eines Cäsar bezeichnete. Das bedeutete den offenen Bruch mit der Kurie.

Siegel von Konstanze von Sizilien.
Die Kaiserin auf einem Throne mit gebogener, vorn in Kugeln endigender Lehne. Auf dem Haupte die hohe dreizinkige Krone. In der Rechten ein langes Lilienscepter. Das einfache Gewand wird von einem mit Perlen besetzten Gürtel, dessen Enden bis auf den Boden herabfallen, umschlossen. (Nach Heffner.)

Urban III. blieb die Antwort nicht ſchuldig, und noch einmal entbrannte ein heftiger kirchlich-politiſcher Kampf, der bald über die Grenzen des Reiches hinausgreifend eine allgemeine, europäiſche Verwickelung herbeizuführen drohte. Der Papſt weihete zunächſt gegen ſeine frühere ausdrückliche Zuſage den vom Kaiſer verworfenen Folmar zum Erzbiſchof von Trier und verbündete ſich mit Cremona. Gegen dieſes zog Friedrich zu Felde, während Heinrich VI. im Kirchenſtaat fengte und brannte. In Deutſchland war Philipp von Köln im päpſtlichen Intereſſe thätig; aber die überwältigende Mehrheit des deutſchen Epiſkopats trat auch jetzt für die Rechte des Reiches ein und wies die päpſtlichen Zumutungen mit freimütigen Worten zurück. Jetzt glaubte auch Heinrich der Löwe, daß ſeine Zeit gekommen: er trat mit ſeinem alten Gegner, dem Kölner Erzbiſchof, in Verbindung; dieſer fand in Frankreich einen Rückhalt, wo auf den ſchwächlichen Ludwig VII. der thatkräftige und hochſtrebende Philipp II. Auguſt gefolgt war; im Norden gewann er des Welfen Schwiegerſohn Knud VI. von Dänemark und trotz ſeiner Verwandtſchaft mit dem Kaiſer den ihm verſchwägerten Landgrafen Ludwig II. von Thüringen, ſowie Adolf III. von Schauenburg, den Grafen von Holſtein. Der Anſchluß Heinrichs II. von England ſollte die große Koalition gegen das ſtaufiſche Haus vollenden: er erfolgte auch, hatte aber den Abfall des mit England bitter verfeindeten Königs von Frankreich zur Folge, der ſich nun mit dem Kaiſer verſtändigte. Zwiſchen England und Frankreich brach zudem über die Grafſchaft Namur ein Erbſtreit aus; dabei Philipp II. Auguſt zu Hilfe zu ziehen wurde der Kaiſer von dem Kölner Erzbiſchof gehindert, der ihm den Durchzug durch ſein Gebiet wehrte. Das war ein Akt offener Rebellion des mächtigſten von den geiſtlichen Reichsfürſten, der nicht ungeahndet bleiben durfte. Aber der an ihn ergangenen Vorladung leiſtete Philipp von Heinsberg nicht Folge und rüſtete zu gewaffnetem Widerſtand: doch kam weder von England, noch von Dänemark, noch endlich von den deutſchen Bündnern die gehoffte Hilfe. Um ſo ſicherer rechnete der Erzbiſchof auf energiſches Einſchreiten der Kurie zu ſeinen Gunſten. Auch war Urban III., obgleich von König Heinrich VI. bedrängt und von einem Teil des Kardinalkollegiums mit Friedensmahnungen beſtürmt, bereits entſchloſſen, den Kaiſer zu bannen, als er im Oktober 1187 zu Ferrara ſtarb.

Sofort trat eine friedliche Wendung ein: denn Urban III. folgte der bisherige Kanzler Albert als Gregor VIII., ein Mann von mildem und verſöhnlichem Geiſt, der ehrlich eine Verſtändigung mit dem Kaiſer ſuchte. Nur Philipp von Köln beharrte in ſeiner trotzigen Haltung, als die Kunde von der Kataſtrophe, die auf dem Felde von Hittin die Chriſten des heiligen Landes getroffen hatte und den völligen Verluſt des Königtums Jeruſalem erwarten ließ, aller Sinn nach dem Oſten lenkte und die abendländiſche Chriſtenheit mahnte, ihre Uneinigkeit abzuſtellen und ſich wetteifernd dem neuen Anſturm des Islam entgegenzuwerfen. So trat der Gedanke an einen neuen Kreuzzug in den Brennpunkt aller Intereſſen. Mit beſonderem Eifer nahm

ihn Gregor VIII. selbst auf, und sein vorzeitiger Tod änderte daran nichts, da sein Nachfolger Clemens III. das Begonnene weiterzuführen eilte. Dieser unwiderstehlichen Bewegung mußte auch Philipp von Köln sich beugen: auf einem glänzenden Reichstag zu Mainz im März 1188, der im Munde des begeisterten Volkes bald als der „Reichstag Christi" bezeichnet wurde, weil dort die Teilnahme des Kaisers und der deutschen Fürsten an dem Unternehmen zur Rettung des heiligen Landes jubelnd beschlossen wurde, unterwarf er sich und erhielt Verzeihung. Auch die Trierer Sache wurde durch Clemens' III. versöhnliches Entgegenkommen gütlich erledigt; ja der Papst lud Heinrich VI. ein zum Empfang der Kaiserkrone möglichst bald nach Rom zu kommen. Alles, was er gewünscht, sah Friedrich erreicht: ein allgemeiner Friede herrschte im Reiche. Nur Heinrich dem Löwen traute er nach den letzten Erfahrungen nicht und mochte ihn nicht im Reiche zurücklassen: entweder sollte er auf des Kaisers Kosten in dessen Gefolge den Kreuzzug mitmachen oder so lange das Reich meiden und von neuem in die Verbannung gehen. Daß Heinrich letzteres wählte, ließ erkennen, wie wenig er auf eine Restauration verzichtet hatte.

Während nun das Reich von kriegerischen Vorbereitungen erfüllt war und jeder sich beeiferte, an dem von dem Kaiser zum Aufbruch bestimmten Zeitpunkte wohlgerüstet auf dem Sammelplatze zu erscheinen, damit ein mit allem Nötigen versehenes, kriegstüchtiges und von keinem unnützen Troß belastetes Heer mit der Gewähr des Sieges nach dem Osten aufbrechen könnte, bestellte Friedrich vorsorglich sein Haus. Auf einem Tage in Hagenau im Elsaß wurde im Mai 1189 der zu Mainz eingeleitete Frieden mit der Kurie feierlich zum Abschluß gebracht; im Juni hielt der Kaiser inmitten des sich sammelnden Heeres der deutschen Kreuzfahrer in Regensburg nochmals feierlich Hof. Dort vollzog er auch die Erbteilung unter seine Söhne: der erstgeborene Friedrich bekam das Herzogtum Schwaben, die Erbschaft Welfs VI. und die gräflich Pfullendorfschen Güter, der zweite, der damals vierundzwanzigjährige König Heinrich VI. wurde zum Regenten bestellt, Konrad erhielt das Rotenburger Erbe und Otto Burgund; der jüngste, Philipp, war als Dompropst zu Aachen der geistlichen Laufbahn bestimmt. Am 11. Mai 1189 brach Friedrich nach dem Osten auf, der gefeierte Herrscher eines in sich befriedeten und geeinigten Reiches, an der Spitze der Blüte deutscher Wehrkraft, der ehrwürdige Führer der gesamten Christenheit zur Befreiung des heiligen Grabes.

Er sollte den heimatlichen Boden nicht wieder betreten.

Zweites Kapitel.

Kaiser Heinrich VI. (1190—97), Papst Innocenz III. (1198—1216) und der deutsche Thronstreit.

1190—1216.

Innerlich beruhigt und gekräftigt und nach außen im Besitz einer Macht, die es zur Leitung des gesamten christlichen Abendlandes berechtigte und befähigte wie kaum je zuvor, ließ Kaiser Friedrich I. das Reich zurück, als er, zum Heerführer der abendländischen Christenheit in dem Entscheidungskampf mit dem Islam berufen, den Zug nach dem Osten antrat. Aber das Wesen des Reiches war doch einigermaßen gewandelt. Um das Gleichgewicht zwischen den universalen und den nationalen Tendenzen, in dem seine Erfolge beruhten, zu erhalten, hatte Friedrich den Fürsten eine Freiheit der Bewegung und damit eine politische Selbständigkeit gewährt, welche den Zusammenhang des Reiches gefährdete und für die Zukunft seine Umwandlung in einen Fürstenbund anbahnte. Aber wie einst beim Übergang der Regierung von Heinrich I. auf Otto den Großen und von diesem auf Otto II. und von Konrad II. auf Heinrich III., so erfolgte auch jetzt dennoch zunächst eine Stärkung des monarchischen Elementes, weil der Sohn, der unmittelbar auf dem vom Vater Erreichten weiter baute, die unwiderstehliche Wucht einer imponierenden Persönlichkeit und eines großen Charakters dafür einzusetzen hatte.

Heinrich VI. war damals vierundzwanzig Jahre alt, von Jugend auf sorgsam gebildet und vorbereitet für seinen hohen Beruf, von ungewöhnlichen geistigen Gaben, weitem Blick, kühn von Entschluß, zäh ausdauernd in der Bekämpfung von Hindernissen, durchdrungen von der unvergleichlichen Würde und Hoheit seiner Stellung, gewillt, die sich aus ihr ergebenden Ansprüche zur Anerkennung zu bringen, ein klug berechnender und energisch zugreifender Staatsmann, nicht ohne eine gewisse Leidenschaftlichkeit, die ihn zuweilen zu übereiltem Handeln fortriß, ein durchaus ungewöhnlicher Mann, an Talenten dem Vater zweifellos überlegen, überlegen auch dadurch, daß er neben dem Thron als dessen Erbe aufgewachsen war. Von bewährten Gehilfen des Vaters beraten, mit einem Wichmann von Magdeburg, einem Konrad von Mainz, seinem Erzieher Konrad von Querfurt und dem Reichsministerialen Werner von

Yolanden neben ſich gab er die Bürgſchaft einer Regentſchaft ganz im Sinn und Geiſte des Vaters; die Schwierigkeiten aber, die ihm alsbald bereitet wurden, ließen darüber hinaus ſeine Selbſtändigkeit und Thatkraft ſich glänzend bewähren.

Kaum hatte der Kaiſer Deutſchland verlaſſen, ſo kehrte Heinrich der Löwe eidbrüchig heim. Er rechnete auf die vermeintliche Unerfahrenheit des jungen Königs, auf die Unzufriedenheit, die in Sachſen herrſchte, die Hilfe ſeines däniſchen Schwiegerſohnes und die Förderung des durch ſeinen Schwager Richard von England für ihn gewonnenen Erzbiſchofs Hartwig II. von Bremen und Hamburg (1184—1207). Auch fand er vielfach Anſchluß, konnte die Stadt Bardewiek zerſtören, deren Bürger ihn auf dem Wege in die Verbannung ſchwer beleidigt hatten, und Lübeck, ſeine Lieblingsſtadt, zurückgewinnen. Bald aber gebot ihm die unerwartete Energie des jungen Königs halt, der die Reichsheerfahrt wider ihn anſagte. Seine holſteiniſche Grafſchaft zu retten, eilte Adolf III. von Schauenburg von dem Kreuzzuge heim. So befand ſich der Herzog bald in harter Bedrängnis und mußte froh ſein, daß der König auf die Kunde von dem Tode Wilhelms II. von Sizilien, der ihn nach dem Süden rief, um ſeiner Gemahlin Erbrecht auf das normänniſche Reich geltend zu machen, ihm einen glimpflichen Frieden bewilligte. Zwar wurde ihm die Hälfte von den Zolleinkünften Lübecks überlaſſen, aber daß er der Beſiegte war, lehrte die Entfeſtigung von Lüneburg und Braunſchweig und die Auslieferung zweier von ſeinen Söhnen, Heinrich und Lothar, an den König, ſowie die Entſetzung ſeines Bündners Hartwig II. von Bremen, der nun auch in das Exil nach England ging.

Wenn auch in der Hauptſache erfolglos, hatte die Erhebung Heinrichs des Löwen dem ſtaufiſchen Hauſe doch Schaden genug gethan, indem ſie den König an dem ſofortigen Eingreifen in Sizilien hinderte und dadurch eigentlich alle die Schwierigkeiten der nächſten Jahre verſchuldete. Am 18. November 1189 war mit Wilhelm II., dem Eidam Heinrichs II. von England, der Mannsſtamm des normänniſchen Königshauſes erloſchen, und nach den früher geſchloſſenen und durch die Großen des Reiches feierlich anerkannten Verträgen ging die Krone auf Konſtanze über, die Tochter Rogers II., die Tante und Erbin Wilhelms II. und Gemahlin des deutſchen Königs und demnächſt auch römiſchen Kaiſers. In Sizilien aber beklagte man das als ein nationales Unglück und ſah mit Entſetzen der hereinbrechenden Herrſchaft der deutſchen Barbaren entgegen. Während der Erzbiſchof Walter von Palermo mit ſeinem Anhange für die Nachfolge Konſtanzens und ihres deutſchen Gemahls eintrat, erhob ſich unter dem Kanzler Matthäus eine zu raſchem Handeln entſchloſſene nationale Partei und riß die Leitung des augenblicklich herrenloſen Staates an ſich: einen natürlichen Sohn Rogers, des verſtorbenen Sohnes König Rogers II., den Grafen Tankred von Lecce, ſtellte ſie als nationalen König dem nordiſchen Prätendenten entgegen; ſchon im Januar 1190 empfing dieſer in Palermo die Krone.

Die ſizilische Frage, welche den größten Erfolg der ſtaufiſchen Politik zu vernichten drohte, wurde das Zentrum für die Entwickelung des Abendlandes. Denn mittelbar waren alle Mächte an ihrem Ausgange intereſſiert, der über das Schickſal der ſtaufiſchen Weltherrſchaftspläne entſcheiden mußte. Zu deren Bekämpfung fand namentlich die bisher hilfloſe römiſche Kurie nun einen feſten Stützpunkt. Dabei hatte ſie das formale Recht für ſich: das normänniſch-ſizilische Reich war Lehen des heiligen Petrus, aber die lehnsherrliche Zuſtimmung zu Wilhelms II. Ordnung der Erbfolge war niemals erfolgt. Durch die welfiſche Erhebung beſchäftigt konnte Heinrich VI. zur Zeit nichts zur Durchſetzung ſeiner Anſprüche thun. Vollends ſchwierig wurde die Lage durch die Anweſenheit Richards von England in Sizilien: er wollte ſich dort mit Philipp II. Auguſt von Frankreich zu dem gemeinſamen Zug nach Paläſtina vereinigen, blieb nun aber mit ſeinem Heere monatelang bei Meſſina, um unter dem Vorwande, die Rechte ſeiner Schweſter, der Witwe Wilhelms II., zu vertreten, ſchwer entwirrbare Umtriebe anzuzetteln. Faſt ſcheint es, als habe er ſich Siziliens bemächtigen wollen, um im Einverſtändnis mit der römiſchen Kurie und den Welfen durch Gründung eines neuen großen Normannenreiches die fernere Entwickelung der ſtaufiſchen Macht aufzuhalten. Daß er im Intereſſe der Welfen handelte, iſt zweifellos: war doch der älteſte Sohn des damals noch mit dem jungen König in Kampf liegenden Heinrich des Löwen im Lager ſeines engliſchen Oheims zu St. Réole in Südfrankreich, als dieſer ſich nach Sizilien einſchiffte.

Aber das Glück blieb den Staufern zunächſt günſtig. Im Juni mußte der Löwe enttäuſcht Frieden machen. Selbſt die Kunde von dem am 10. Juni 1190 im fernen Aſien erfolgten Tod Kaiſer Friedrichs verzögerte den Aufbruch Heinrichs VI. nur um kurze Zeit, da an den Verhältniſſen des Reiches dadurch thatſächlich nichts geändert, ſondern nur die proviſoriſche Ordnung in eine endgiltige verwandelt wurde. Als Heinrich VI. dann im Süden der Alpen erſchien, ſchloſſen ſich ihm die lombardiſchen Städte an, mit Ausnahme Mailands, das zu ſeiner alten kaiſerfeindlichen Haltung zurückkehrte. Dazu ſtarb im März 1191 Papſt Clemens III., der Tankred von Lecce anerkannt hatte, und in einer Art von Verlegenheitswahl beriefen die Kardinäle den Kardinal Orſini als Cöleſtin III. (1191—98) auf den heiligen Stuhl, einen mehr als achtzigjährigen Greis, der unentſchloſſen ſchwankend zwiſchen Unterwerfung unter die ſtaufiſche Macht und offener Bekämpfung derſelben, ohne den zu der einen wie zu der anderen nötigen politiſchen und moraliſchen Mut, ſeine Zuflucht zu einer kläglichen Politik hilfloſen Zauderns nahm und durch völlige Unthätigkeit den Gang der Ereigniſſe aufhalten zu können glaubte. Er verweigerte Heinrich VI. die von ſeinem Vorgänger zugeſagte Kaiſerkrönung und ſchob, um zu ihrem Vollzug unfähig zu ſein, ſeine eigene Weihe gefliſſentlich hinaus. Immerhin gewann das nationale Gegenkönigtum in Sizilien Zeit ſich zu befeſtigen. Die Lage war demnach äußerſt kritiſch, als Heinrich VI. auf dem Marſch nach Rom an dem See von Bracciano ſein Lager aufſchlug.

Da trat durch die Vermittelung der Römer eine überraschende Wendung ein, die zu einer freilich für beide Teile nicht eben rühmlichen Lösung führte. Bereits Clemens III. hatte 1188 die freiheitliche Verfassung Roms anerkannt und die Bürgerschaft demgemäß mit den Regalien belehnt, ihr auch die Übergabe der Nachbarstadt Tusculum zugesagt, die den Römern ihrer gut kaiserlichen Gesinnung wegen von alters her bitter verhaßt war. Von deutschen Streifscharen beunruhigt brachten die Römer nun einen Vergleich zu stande, nach dem Heinrich VI. dem Papst nicht bloß die Städte in der Romagna und in der Campagna zurückgab, die er zur Zeit des Streites Friedrichs I. mit Urban III. (S. 502) zur Huldigung gezwungen hatte, sondern auch Tusculum überantwortete, das der Papst dann den Römern ausliefern sollte. Durch diesen unrühmlichen Handel, dessen Kosten, von Heinrich preisgegeben, die kaisertreuen Tusculaner trugen, wurde alles geebnet. Nun ließ sich Cölestin III. endlich am 14. April 1191 weihen und krönte am folgenden Tage Heinrich VI. zum Kaiser. Die Römer aber fielen über die Tusculaner her, trieben sie aus ihren Wohnsitzen und legten die Stadt unbarmherzig in Trümmer.

Sofort zog der Kaiser weiter nach Apulien. Dem Ansturm seiner kampfsfrohen Deutschen erlagen die Gegner; Städte und Burgen fielen in schneller Folge in seine Hand. Erst vor Neapel, wohin die Anhänger Tankreds sich konzentrierten und dessen zahlreiche Bürgerschaft mutig für das nationale Königtum eintrat, kam der Krieg zum Stehen. Trotz der Unterstützung durch die pisanische und genuesische Flotte gelang es Heinrich nicht, die Stadt auch gegen die See völlig abzusperren; von dorther mit Zufuhr versehen leistete sie erfolgreich Widerstand, während mit dem fortschreitenden Sommer und der zunehmenden Hitze die Gefahr für die Belagerer wuchs. Dadurch ermutigt erneuten nun auch die anderen Gegner des staufischen Kaisertums den Angriff: namentlich meinten die Welfen jetzt ihre Restaurationspläne mit mehr Aussicht auf Erfolg aufnehmen zu können. Heinrich der Jüngere, des Löwen Sohn, der als Geisel mitgeführt im kaiserlichen Lager vor Neapel weilte, ging zu den Belagerten über, eilte dann zu Schiff nach Rom, wo der Papst seinem Geschlechte das Privileg verlieh, daß es nur von dem Papste selbst mit dem Banne belegt werden dürfte, also des Welfen zahlreiche geistliche Gegner in Deutschland ihrer wirksamsten Waffe beraubte, und zog dann durch Frankreich nach Deutschland, um des Kaisers Absetzung und die Erhebung eines Gegenkönigs zu betreiben. Das ganze kaiserliche Heer, so verkündete er jubelnd, sei bei Neapel umgekommen. Beinahe war er es wirklich so, denn eben in den Tagen seiner Desertion brach in dem kaiserlichen Lager vor Neapel eine Seuche aus, die mit furchtbarer Schnelligkeit um sich greifend neun Zehntel des Heeres dahinraffte und den eiligen Abmarsch nötig machte. Der Kaiser selbst wurde davon ergriffen und schien dem Tode verfallen. Und dazu kam nun die Meldung, daß die Einwohner von Salerno, wohin sich die Kaiserin Konstanze ihrer Gesundheit wegen begeben hatte, sich hochverräterisch derselben bemächtigt

hätten: an Tankred ausgeliefert wurde die Trägerin von Heinrichs Recht auf die sizilische Krone nach Messina geführt.

Aber trotz solcher Unfälle war Heinrichs VI. Mut nicht gebrochen: Rache an den Verrätern, Vernichtung namentlich der wortbrüchigen Welfen war sein einziger Gedanke. Mit rastloser Thätigkeit und überlegener Umsicht bereitete er die Vergeltung vor. Klug beschwichtigte er die gärende Lombardei. In Deutschland, wo der aus dem Osten heim geeilte Graf Adolf III. von Schauenburg in Holstein mit wechselndem Glück gegen die Welfen und ihre Parteigänger focht, sprach er gegen Heinrich den Jüngern, der selbst die Hand nach der Krone auszustrecken schien, die Reichsacht aus. Es war ein Gewinn für ihn, daß damals Herzog Welf VI. starb und er nach dem von seinem Vater mit diesem geschlossenen Erbvertrage (S. 490) nun den reichen Besitz der süddeutschen Welfen mit dem staufischen Hausgut vereinigen konnte. Dagegen trat nun die römische Kurie offen auf die Seite der Gegner, zumal eine zwiespaltige Bischofswahl in Lüttich auch in den deutsch-französischen Grenzlanden, wo die verschiedensten politischen, nationalen und dynastischen Interessen sich kreuzten, den Staufern zahlreiche Gegner erweckte und eine Verwickelung von unübersehbarer Tragweite veranlaßte. Zum Nachfolger des Zähringers Rudolf (1167 bis 5. August 1191) nämlich wählte eine Partei der Domherren zu Lüttich den Grafen Albert von Reteſt, einen Oheim des vom Kaiser unlängst unter Einräumung ungewöhnlicher Vorrechte zum Markgrafen von Namur erhobenen Grafen von Hennegau, der die Abwesenheit Philipps II. August von Frankreich auf dem Kreuzzuge benutzt hatte, um sich des durch Todesfall erledigten Flandern zu bemächtigen, während die andere ihre Stimmen auf Albert von Brabant vereinigte, einen Bruder des Heinrich VI. bitter verfeindeten Herzogs von Brabant. Unter Berufung auf jene angebliche Bestimmung des Wormser Konkordats, die in solchen Fällen dem Kaiser die Ernennung eines dritten zu dem streitigen Bistum erlaubte (S. 463), verwarf Heinrich VI. beide und ernannte den tüchtigen Lothar von Hochstaden zum Bischof von Lüttich. Der Lütticher Klerus protestierte gegen eine solche Verkümmerung seines Wahlrechtes; Albert von Brabant appellierte an den Papst, eilte nach Rom, fand dort bei der herrschenden Erregung gegen die staufische Politik, die eben Schiffbruch zu leiden schien, Anerkennung und wurde durch den Erzbischof von Reims als Metropoliten der Lütticher Kirche geweiht. Einer der wichtigsten Bischofssitze der westlichen Reichslande war damit in die Hände der entschiedensten Gegner Heinrichs VI. gekommen. Als nun im November 1192 Bischof Albert von drei deutschen Rittern ermordet wurde, bezichtigte die öffentliche Meinung den Kaiser der Urheberschaft und machte ihn für die Blutthat in ähnlicher Weise verantwortlich, wie einst Heinrich II. von England für den Mörder Thomas Beckets gegolten hatte. Genehmeres konnte den zahlreichen Feinden des staufischen Hauses natürlich nicht geschehen: gerade in jenem kritischen Augenblick wurde ihnen eine furchtbare Waffe in die Hand gegeben. Von allen Seiten erneute man alsbald den Ansturm zum Sturz

des staufischen Königtums und bereitete ihm eine sein Dasein schwer gefährdende Krisis.

Noch waren die Gegner in Sachsen nicht bezwungen; während sie jetzt den statt Hartwigs II. (S. 505) zum Erzbischof von Bremen erhobenen Bischof Waldemar von Schleswig bewältigten, einen dänischen Prinzen, der zum Kaiser stand, und im Bunde mit ihnen auch gegen Knud VI. von Dänemark siegreich war, schlossen sich infolge des Lütticher Bischofsmordes nun des Getöteten nächste Verwandte, der Herzog von Brabant, die Grafen von Hennegau und von Limburg mit Erzbischof Philipp von Köln zu einem Bündnis zusammen, das Konrad von Mainz mit der sächsischen Opposition verknüpfte. Wer irgend dem Stauser zu grollen Grund hatte oder durch seine Demütigung gewinnen konnte, schloß sich an, so daß ein durch ganz Deutschland verzweigter Fürstenbund entstand. Berthold von Zähringen, Ottokar von Böhmen, Markgraf Albrecht von Meißen und Landgraf Hermann von Thüringen traten bei; Papst Cölestin III. blieb natürlich nicht zurück. Unter dem Schutz und Schirm des Papstes stand fast ganz Deutschland gegen Heinrich VI. in Waffen. Unentmutigt nahm dieser den Kampf auf, obgleich er dabei nur seine Hausmacht für sich hatte. Zur Niederwerfung so zahlreicher Widersacher aber war diese nicht stark genug, und in steigender Bedrängnis war Heinrich bereits dem Erliegen nahe, als ein unerwarteter, höchst außerordentlicher Glücksfall ihm zu Hilfe kam und den eben mit dem Untergang Ringenden zum Herrn der Lage machte. Das geschah durch die Gefangennahme Richards von England in Österreich und seine Auslieferung an den Kaiser, der so den Mann in seine Gewalt bekam, auf dessen Mitwirkung die verschworenen Fürsten namentlich gerechnet hatten und dessen Freiheit sie nun doch nur durch Unterwerfung unter des Kaisers Willen erkaufen konnten.

Als einen gefährlichen, mit seinen Entwürfen weit ausgreifenden Gegner des staufischen Hauses hatte sich Richard bereits durch seine mehrfache Verbindung mit den Welfen und namentlich durch seine Umtriebe in Sizilien bewährt. Heinrich VI. hatte allen Grund, vor ihm auf der Hut zu sein. Aber auch sonst hatte sich der unstäte, abenteuernde König viel Feinde gemacht: Philipp II. August von Frankreich hatte die politischen und nationalen Gegensätze zu ihm durch den Versuch des Zusammenwirkens im heiligen Lande nur verschärft gesehen, und die öffentliche Meinung schob auf unerwiesene Gerüchte hin den unglücklichen Ausgang des Kreuzzuges auf angeblichen Verrat Richards. Daß das staufische Streben nach Errichtung eines großen abendländischen Reiches in ihm den gefährlichsten Widersacher hatte, ist zweifellos. So war Heinrich VI. bereits mit dem aus dem Orient heimkehrenden französischen König in Verbindung getreten: Richard war für einen Reichsfeind erklärt, jeder ihn Schützende mit Ächtung bedroht worden. Dennoch wollte Richard bei der Heimkehr, um den gefährlichen Weg durch Frankreich zu vermeiden, von Istrien durch Österreich nach Sachsen gehen, um von da aus mit welfischer Hilfe England zu erreichen. Den großen Fürstenbund gegen den Kaiser kannte er nicht, konnte

also auch nicht die Absicht haben, sich an seine Spitze zu stellen. In der Gegend von Aquileja schiffbrüchig ans Land geworfen, trat er die Reise nordwärts in der Verkleidung eines Kaufmanns an. Bald war sein Geheimnis durchdrungen; wohlgemeinte Warnungen aber mißachtete er; bei Wien wurde er entdeckt und festgehalten: Weihnachten 1192 saß er als Gefangener Leopolds von Österreich auf der Burg Dürrenstein. Das war eine frohe Botschaft für den eben hart bedrängten Kaiser: brachte er den englischen König in seine Gewalt, so hatte er eine kostbare Geisel, welche die gegen ihn verschworenen Fürsten an jeder Aktion hinderte, die dem sichern Untergang zu entreißen sie nur durch Unterwerfung unter seinen Willen, Verzicht auf ihre Pläne hoffen konnten; zugleich konnte er Richard für die frühere Unterstützung der Welfen und die Umtriebe in Sizilien büßen lassen.

Bereits im Februar 1193 kam der Vertrag zum Abschluß, nach dem der Herzog von Österreich seinen Gefangenen dem Kaiser auslieferte. Die Verhandlungen zwischen diesem und Richard verfolgten nun den Zweck, einmal England der staufischen Weltherrschaft dienstbar zu machen, dann unter einem neuen Vorwande die Haft des Königs so lange hinzuzögern, bis die Fürstenverschwörung zerfallen und jede Gefahr von dieser Seite abgewandt war. Obgleich die Einzelheiten nicht ganz durchsichtig sind, so ist doch das eine klar, daß die Hauptschwierigkeit in Richards Verhältnis zu den Welfen lag und daß er vornehmlich der Bundestreue, die er diesen hielt, die Verschlimmerung seines Schicksals zu danken hatte. Denn nicht genug, daß der Kaiser von ihm die Zahlung eines Lösegeldes von 100 000 Mark Silber, die Stellung von fünfzig mit je hundert Rittern und fünfzig Bogenschützen bemannten Schiffen und seine persönliche Unterstützung mit einem gleich starken Geschwader im Kampf gegen Tankred von Lecce forderte: auf einem Ostern 1193 in Speier gehaltenen Reichstag verlangte er von ihm Dinge, die der König, wie es heißt, selbst wenn sein Leben davon abhing, nicht bewilligen konnte. Damals erschien Richard persönlich vor dem Kaiser und beugte als Gefangener vor ihm das Knie. Die stolze und freimütige Art, wie er die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zurückwies, machte einen sehr guten Eindruck. Am 25. März kam denn auch ein Vertrag zu stande, nach dem Richard 100 000 Mark Silber zahlen und auf ein Jahr fünfzig Schiffe und zwanzig Ritter stellen sollte; doch hatte die Zahlung nur zu erfolgen, wenn Richard durch die Vermittelung des Kaisers auch mit dem französischen König versöhnt wäre. Wenn auch etwas weniger streng als bisher gehalten, blieb Richard doch in Haft auf der Veste Trifels: denn dem Kaiser war mit jenem Vertrage noch nicht genug geschehen. Heinrich verlangte die Lehnshuldigung des englischen Königs. Lange sträubte sich dieser: erst als er sich überzeugen mußte, daß ohne dieses Opfer die Stunde der Freiheit ihm nicht schlagen würde, gab er nach, verzichtete auf sein Reich, um es gegen Zahlung von 500 Pfund Sterling unter dem Sinnbild eines Doppelkreuzes vom Kaiser zurückzuerhalten. Das Abkommen wurde der Christenheit kund gethan und das englische Volk angewiesen, dem deutschen Oberherrn

den Treueid zu leisten. Das war freilich ein Triumph der Kaiseridee, und ihre Durchführung that damit einen großen Schritt vorwärts; aber es war auch ein Gewinn für Richard, insofern der Kaiser sich nun unmöglich Frankreichs wie bisher gegen ihn bedienen konnte, ihn vielmehr auch diesem gegenüber vertreten mußte. Dennoch blieb Richard in Haft: erst mußte das vereinbarte Lösegeld aufgebracht sein, und das hatte in dem finanziell erschöpften England unerwartete Schwierigkeiten. Wohl gewann das durch des Kaisers Härte über ihn verhängte Martyrium dem König weithin Sympathien, die um so lebhafter aufwogten, je entschiedener des Kaisers Verfahren gegen einen Pilger, der unter dem besonderen Schutze der Kirche stand, eine Verletzung kirchlich geheiligten Brauches enthielt. Demgemäß handelte auch Cölestin III.: die Androhung des Bannes nötigte Heinrich zum Einlenken.

Aber die Lage des Fürstenbundes war inzwischen völlig verändert. Einige seiner Glieder eilten sich mit dem Kaiser zu verständigen; gegen die übrigen verbündete sich dieser mit Philipp von Frankreich. Das bedrohte Richard auf das schwerste. Dringend mahnte der Gefangene selbst seine Freunde zum Nachgeben und zur Folgsamkeit gegen den Willen des Kaisers, der ihn ja durch weitere Erstreckung der Haft und die Herbeiführung eines französischen Angriffs auf seine festländischen Besitzungen zu Grunde richten konnte. So lenkten denn zunächst die rheinländischen Fürsten ein, und ihre östlichen Genossen folgten ihrem Beispiel. Im Juni 1193 erfolgte auf einem Reichstag zu Koblenz die Versöhnung auch mit dem Herzog von Brabant: der Kaiser reinigte sich durch feierlichen Eidschwur vom Verdachte der Mitschuld an dem blutigen Ende des Bischofs Albert von Lüttich, verbannte die Mörder aus dem Reiche und gab dem Domkapitel die Wahl eines neuen Bischofs frei. Nur Heinrich der Löwe war nun noch unbezwungen: aber auch ihn dachte der Kaiser durch Richard Löwenherz seinem Willen zu beugen. Doch gelang ihm das nicht so ganz. Zwar erschienen Johanni 1193 auf einem Reichstage zu Worms zahlreiche englische Große und erneute der gefangene König das Zugeständnis der Lehnshuldigung und des Lösegeldes, die Forderung aber, die der Kaiser in betreff Heinrichs des Löwen an ihn stellte, lehnte er ab. Was diese enthalten, wissen wir nicht. Um eine bloße Vermittelung kann es sich nicht gehandelt haben; denn sie als eine ehrenrührige Zumutung abzuweisen, lag für Richard kein Grund vor: vielmehr hat der Kaiser wohl eine ausdrückliche Lossagung von den Welfen gefordert, vielleicht gar die Leistung von Waffenhilfe zu ihrer Niederwerfung. Jedenfalls gab der König nur eine bedingte Zusage, und auch die nur, weil er ohne sie mit dem Kaiser wohl überhaupt nicht zum Abschluß gekommen wäre, war aber zum voraus entschlossen, sie nicht zu erfüllen. Denn es wurde zu Worms vereinbart, falls König Richard der dem Kaiser in betreff des ehemaligen Herzogs von Sachsen und Bayern gegebenen Zusage nachkäme, sollten von dem festgesetzten Lösegeld 50 000 Mark erlassen werden, d. h. Richard sollte alsdann nur 100 000 Mark zahlen und dafür keine Geiseln stellen. Da nun aber feststeht, das Richard Geiseln gestellt und 150 000 Mark

erlegt hat, so hat er auch das ihm in Bezug auf die Welfen Zugemutete nicht gethan: der Kaiser hat in diesem Punkte seinen Willen nicht durchgesetzt. Wenn Richard nun auch jetzt noch nicht freigelassen wurde, sondern in Haft und damit in höchst gefährlicher Lage blieb, so wird man darin die kaiserliche Vergeltung sehen dürfen für die Treue, die er seinen deutschen Verwandten bewahrte.

Um so mehr eilte Richard wenigstens mit Philipp von Frankreich zum Abschluß zu kommen: alles bewilligte er, was irgend verlangt wurde, nicht bloß 20 000 Mark Silber, sondern auch Straflosigkeit für seinen treulosen Bruder Johann, der sich inzwischen der Herrschaft zu bemächtigen versucht hatte, und die Leistung der Huldigung für seine französischen Besitzungen. Aber sofort drohten neue kaiserliche Intriguen den englisch-französischen Frieden wieder zu stören; denn nur das erstrebte Heinrich VI., als er Richard die Belehnung mit Arelat anbot, d. h. mit einem nicht ihm, sondern Philipp gehörigen Lande, das so zu vergeben freilich wieder einen Schritt vorwärts bedeutet hätte in der Geltendmachung der staufischen Weltherrschaft. Zudem verging eine beträchtliche Zeit, bis in England die für das Lösegeld nötigen Summen aufgebracht waren. Endlich boten, Anfang des Jahres 1194, der König von Frankreich und Prinz Johann dem Kaiser Geld, wenn er den Gefangenen noch länger festhalten und dadurch ihren ehrgeizigen Plänen Vorschub leisten wollte. Gleichzeitig warb Philipp, der seine dänische Gemahlin Ingeborg eben widerrechtlich verstoßen hatte, um des Kaisers Base, des Rheinpfalzgrafen Tochter Agnes, die als Kind dem ältesten Sohne Heinrichs des Löwen verlobt worden war, jetzt aber als Preis für das staufisch-französische Bündnis geopfert werden sollte. Diese Entwürfe wurden jedoch in fast romantischer Weise durchkreuzt: des Löwen Sohn eilte, in heimlichem Einverständnis mit der Rheinpfalzgräfin, nach Stahleck und wurde dort mit Agnes vermählt, so daß nicht bloß die französische Ehe unmöglich gemacht, sondern auch das von des Kaisers unversöhnlichem Haß verfolgte Haus der Welfen den Staufern von neuem verwandschaftlich nahe verbunden wurde. Der Kaiser war außer sich: vergeblich forderte er die Lösung der ohne seinen Willen eingegangenen Ehe. Aber wie hätte die Kirche ihm damals dazu helfen sollen! So entlud sich sein Zorn auf das Haupt des schutzlos in seiner Gewalt befindlichen englischen Königs, der trotz aller Verträge nach wie vor in Haft blieb. Dieses Verfahren war denn doch zu gewaltthätig, entbehrte auch zu sehr jedes Scheines von rechtlicher Begründung, als daß es nicht endlich allgemeinen Unwillen hätte erzeugen sollen. Die Fürsten erhoben sich dagegen und verlangten, daß der königliche Gefangene endlich in Freiheit gesetzt werde; namentlich der neue Erzbischof von Köln, der Nachfolger des freiwillig zurückgetretenen Bruno (1191—93), Adolf von Berg (1193—1205) trat mit Entschiedenheit dafür ein. Da mußte der Kaiser endlich nachgeben, wollte er nicht alle die Vorteile wieder in Frage stellen, die er der ebenso geschickten wie rücksichtslosen Ausbeutung der Gefangenschaft Richards verdankte: am 4. Februar 1194 wurde dieser zu Mainz der Haft

entlassen, um, in Köln glänzend empfangen, endlich in sein Reich zurückzukehren. Nun fehlte dem Kaiser die Handhabe zur völligen Niederbeugung der Welfen, und nur der Vermittelung des Rheinpfalzgrafen gelang das schwierige Werk der Sühne. Von einer Herstellung der welfischen Macht war natürlich nicht die Rede: Heinrich der Löwe mußte allen Entwürfen der Art endgültig entsagen und sich in das Unabänderliche fügen. Dafür bot der Kaiser seinem Hause die Möglichkeit neuen Emporkommens an anderer Stelle: Heinrich der Jüngere erhielt die Anwartschaft auf die Nachfolge in der Rheinpfalz, die er sich im Gefolge des Kaisers im Kampfe um die sizilische Krone verdienen sollte; sein jüngerer Bruder Otto, der Liebling des englischen Oheims, diente dem Kaiser als Geisel für den rückständigen Teil des Richard abgepreßten Lösegeldes. Auf einer Zusammenkunft zu Tilleda am Kyffhäuser im März 1194 machten der Kaiser und Heinrich der Löwe ihren Frieden. Der Welfe saß hinfort

Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde im Dom zu Braunschweig.
(Nach einem Gipsabguß im königl. Museum zu Berlin.)

ruhig in Braunschweig, wo er am 6. August 1195 sein bewegtes Leben schloß. Auch in Sachsen kehrte nun die Ruhe endlich wieder ein; aber die nachteiligen Folgen dieser Wirren blieben: von den Dänen besiegt mußte Adolf von Schauenburg sich mit der Grafschaft Holstein der fremden Hoheit beugen.

Heinrich VI. aber war froh, endlich freie Hand zu haben und sich des Normannenreichs bemächtigen zu können, dessen Erwerbung bei ihm allem andern vorging. Dabei waren die Aussichten eben sehr günstig. Zwar hatte Cölestin III. nach dem Lütticher Bischofsmord Tankred offen als König anerkannt und der Versuch zu gütlicher Verständigung, den dieser durch die aus der Gefangenschaft entlassene Konstanze unter päpstlicher Vermittelung gemacht hatte, war gleich im Anfang gescheitert; doch blieb Tankreds Lage äußerst bedrängt. Um griechische Hilfe werbend verlobte er seinem Sohne Roger des Kaisers Isaak Angelos schöne Tochter Irene, die nach Sizilien gesandt wurde; auch focht er nicht unglücklich gegen die 1192 in Süditalien erschienenen Kaiserlichen: aber ein vorzeitiger Tod machte im Februar 1194 seinen Be-

mühungen ein Ende. Sein erstgeborner Sohn Roger war ihm im Tode bereits vorangegangen; nun kam die Krone an einen unmündigen Knaben, dessen Rechte seine Mutter Sibylla in dem von Parteiungen zerrissenen Lande nicht wirksam vertreten konnte. Im Mai 1194 brach Heinrich aus Deutschland auf; sobald er Sizilien betrat, beugte sich ihm alles in beflissenem Gehorsam. Salerno büßte seinen Verrat (S. 507) mit Zerstörung. Unaufhaltsam drang er vor, während die pisanische Flotte die Küsten Siziliens heimsuchte. Ende Oktober betrat er bei Messina die Insel; am 20. November zog er, als rechtmäßiger Herrscher empfangen, in Palermo ein. Dort empfing er Weihnachten die Krönung, und am Tage darauf genas seine Gemahlin Konstanze in Jesi in der Mark Ancona, wo sie zurückgeblieben war, eines Knaben, der nach seinen beiden Großvätern Roger Friedrich genannt wurde, der Erbe dreier Kronen. Heinrich VI. war ein milder Sieger: Sibyllas Sohn Roger sollte im Besitze der väterlichen Grafschaft Lecce bleiben. Da wurde ihm ein Komplott verraten, das seiner Herrschaft gleich wieder ein Ende machen sollte. Auch Sibylla und die Ihren waren daran beteiligt und wurden nun verhaftet und nach Deutschland abgeführt. Für den Augenblick war damit die nationale Partei zu schweigendem Gehorsam eingeschüchtert; aber ihr Sinnen und Denken blieb auf die Beseitigung der barbarischen deutschen Herrschaft gerichtet und im geheimen gärte es fort.

Dennoch mußte Heinrich das Land bald verlassen: galt es nun doch seine größeren Entwürfe ihrer Vollendung entgegenzuführen. Als Herr Unteritaliens und Siziliens konnte er nicht bloß die kaiserlichen Rechte energischer geltend machen, auch das deutsche Königtum erhielt durch die Fülle der an ihn gekommenen Macht eine wesentlich gesteigerte Bedeutung und konnte mit ganz anderen Ansprüchen auftreten. War Heinrich doch im Besitze des vielberühmten, im Laufe von Menschenaltern aufgesammelten Schatzes der normännischen Könige, zu dessen Fortführung 150 Maultiere nötig gewesen sein sollen, der reichste Fürst des Abendlandes. Und mehr noch als sonst je war das Geld damals eine Macht: nichts schien Heinrich hinfort unerreichbar. Vor seinem Aufbruch ordnete er Ostern 1195 auf einem Reichstag zu Bari das Reich: Konstanze wurde zur Regentin bestellt; aber die wichtigsten Posten kamen an Deutsche: der getreue Konrad von Urslingen, der zum Herzog von Spoleto erhoben war und sich im Kampfe gegen Tankred und seinen Anhang besonders bewährt hatte, wurde als Statthalter der Regentin gleichsam als Aufseher beigeordnet. Aber zu dürftig war der so erzeugte Schein nationaler Ordnung, als daß er die Bevölkerung über die traurige Thatsache des Verlustes der Freiheit hätte täuschen können. War doch für Heinrich die unbedingte Unterthänigkeit Unteritaliens und Siziliens nur der Grund- und Eckstein für das neu aufzuführende Gebäude kaiserlicher Weltherrschaft.

Zunächst war nun Italien völlig in Heinrichs Hand gegeben. Durch die Pisaner und Genuesen beherrschte er das Meer; die Inseln waren zum Teil als zum mathildischen Gute gehörig in seiner Gewalt; durch den Bund mit

der dem Papst verfeindeten Senatspartei war er Herr der ewigen Stadt. Und immer weiter bereits griff von Italien aus die staufische Macht nach allen Seiten um sich. England und Frankreich waren, das erstere gezwungen, das letztere um des eigenen Vorteils willen, ihm dienstbare Verbündete. Die Staaten der pyrenäischen Halbinsel warben um seine Freundschaft und suchten seinen Schutz. Die Araber Nordafrikas schickten ihm huldigende Gesandtschaften. In Asien ließ sich der Rupenide Leo von Armenien von ihm die königliche Krone verleihen. Auch das griechische Reich zog Heinrich mit in seine immer weiter ausgreifenden Kombinationen. Dort hatte Alexios den Isaak Angelos entthront, dessen einst dem Sohne Tankreds bestimmte Tochter Irene er seinem jüngsten Bruder Philipp, der, zum weltlichen Leben zurückgekehrt, zum Markgrafen von Tuscien gemacht war, zur Gattin gab, um einen Rechtstitel zum Einschreiten gegen den Usurpator am Bosporus zu gewinnen. Das ganze Mittelmeergebiet umspannte so das Netz der staufischen Politik. Zum Gelingen solcher Entwürfe aber bedurfte der Kaiser wenn nicht der Förderung, so doch eines friedlichen Verhaltens der römischen Kurie. Was Verhandlungen kaum erreicht hätten, bewirkte Heinrich, indem er am 31. Mai 1195 zu Bari das Kreuz nahm, weniger um als Führer der abendländischen Christenheit in dem Kampf gegen die Ungläubigen des Vaters Nachfolger zu sein, als um die römische Kurie zu entwaffnen und zur Unterstützung seiner Politik zu nötigen.

Es ergab sich aber aus alledem schließlich noch eine weitere Forderung. Wohl waren schon früher vom Glück begünstigt einzelne deutsche Könige zu ähnlicher Machtfülle emporgestiegen wie Heinrich VI., regelmäßig aber war mit dem Thronwechsel eine Reaktion eingetreten, die ihre Nachfolger an Macht und Ehre gemindert und von dem geistlichen und weltlichen Fürstentume abhängig gemacht hatte. Auch jetzt war dem nur vorzubeugen, wenn die Krone, von den Wechselfällen der Wahl unabhängig, erblicher Besitz des staufischen Hauses blieb. Die Erblichkeit des Königtums, die alle mächtigeren deutschen Könige erstrebt hatten, wollte Heinrich VI. ganz offen auf dem Wege der Reichsgesetzgebung einführen. Dazu kehrte er jetzt über die Alpen zurück. Der Augenblick war glücklich gewählt: ehrfurchtsvoll blickte alle Welt zu dem ruhmgekrönten Herrscher empor, der, unlängst noch so schwer bedroht, jetzt mühelos so außerordentliches erreicht hatte: der Erfüllung seines Kreuzfahrergelübdes durfte man nicht hinderlich werden; von den Welfen war nichts zu fürchten und nichts zu hoffen: der Löwe war tot, sein erstgeborener Sohn hielt treu zum Kaiser. Auch klangen Heinrichs Vorschläge verlockend: gegen Anerkennung der Erblichkeit der Krone in seinem Hause wollte er das sizilische Reich dem deutsch-römischen einverleiben, die weltlichen Reichslehen als erblich auch in der weiblichen Linie anerkennen, bei deren Erlöschen — wie in Österreich — ein Übergang auf die Seitenverwandten eintreten sollte, und den Bischöfen gegenüber auf das von seinem Vater wieder in Übung gebrachte Spolienrecht verzichten. Der Wert dieser Vorschläge erwies sich jedoch bei näherer Prüfung als ziemlich illusorisch. In dem Spolienrecht sah die Kirche

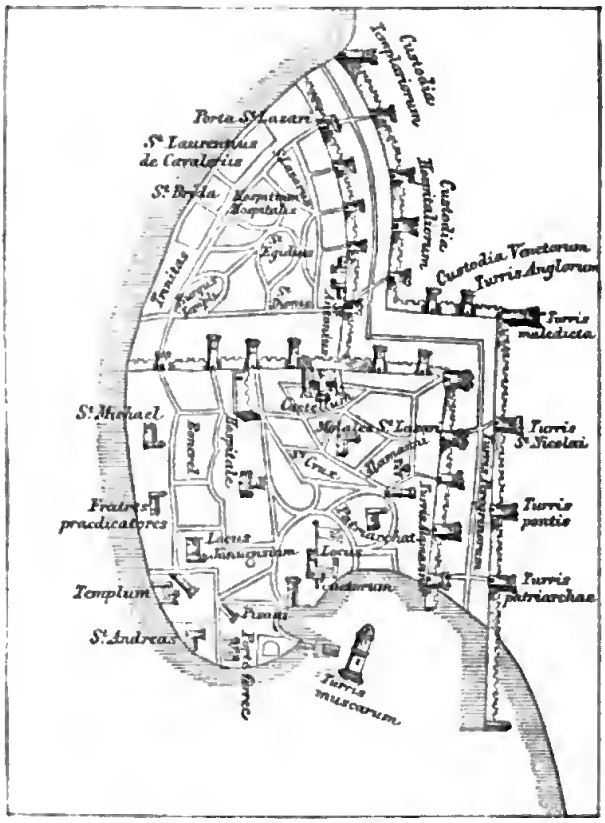
nur einen Mißbrauch, dessen Abstellung nicht als ein Gewinn gelten konnte. Die weltlichen Fürstentümer waren längst erblich, und wenn Heinrich VI. auch regelmäßig nur die Söhne nachfolgen ließ, so war doch die jetzt angebotene erweiterte Erblichkeit im Laufe der Zeit ohne ein so schwerwiegendes Zugeständnis zu erreichen, wie es mit dem Verzicht auf das Wahlrecht gewährt werden sollte. Gerade durch das Wahlrecht hatte das Reichsfürstentum die königliche Macht noch immer wieder aus den auf seine Kosten gewonnenen herrschenden Positionen verdrängt. Dazu kam ein allgemeineres Bedenken. Bei der von Heinrich VI. vorgeschlagenen Vereinigung Siziliens mit Deutschland mußte letzteres im Nachteil sein: das so entstehende Reich, das von den Gestaden der Ost- und Nordsee in ununterbrochenem Zusammenhang bis zur Süd- und Westspitze Siziliens reichte und als zentrale Macht das gesamte Mittelmeergebiet seiner Vorherrschaft beugte, konnte nur von universalen Tendenzen beherrscht sein, gegen welche die nationalen Interessen zurücktreten und zu Schaden kommen mußten. In diesem Reiche wäre Deutschland das Nebenland und von Anfang an zu einer untergeordneten Rolle verurteilt gewesen. Das Kaisertum hätte das deutsche Königtum völlig absorbiert, um sein Recht und seine Bedeutung gebracht. So verlockend also Heinrichs Vorschläge erscheinen mochten: aller Vorteil war auf des Kaisers Seite, und die Fürsten sollten um höchst fragwürdige Vorteile das Recht ein für allemal aufgeben, vermöge dessen sie bisher noch jedes übermächtige Königtum ungefährlich gemacht hatten. Völlig unerträglich aber war ein solches deutsch-römisch-sizilisches Erbreich der Staufer für das Papsttum, das damit in dauernde Dienstbarkeit gefallen wäre. Der Trieb der Selbsterhaltung machte es der römischen Kurie daher zur Pflicht, Heinrichs Entwürfe um jeden Preis zu hindern. So führte die Gemeinschaft der wichtigsten Interessen Fürstentum und Papsttum, wie zur Zeit der großen Fürstenverschwörung, zum Bunde gegen die staufische Weltmacht zusammen.

Damit war das Schicksal von Heinrichs Erblichkeitsplan zum voraus entschieden: auf einem Fürstentag zu Worms im Dezember 1195 wurde er abgelehnt. Aber es war nicht des Kaisers Art, sich solchem Widerstand sofort zu beugen. Es begann eine planmäßige Bearbeitung der fürstlichen Opposition, die er durch Drohungen einzuschüchtern suchte. Das blieb nicht ganz ohne Erfolg: auf einem neuen Tage in Würzburg im April 1196 fügten sich die meisten und ließen ihre Siegel an die die Erblichkeit verkündende Urkunde hängen. Um so eifriger erhoben sich die entschiedenen Gegner: unter Adolf von Köln scharten sich da namentlich die niederrheinischen Fürsten um die Herzöge von Brabant und Limburg u. a. m., die schon in dem großen Fürstenbunde eine leitende Rolle gespielt hatten. Gegen sie durchzudringen war möglich nur mit Hilfe des Papstes und der erdrückenden Übermacht, die ihm die Herrschaft über Italien gewährte. Deshalb ging Heinrich 1196 wieder über die Alpen: aber einmal fand er dort Mailand in neuer Opposition gegen die deutsche Herrschaft, und dann kam der Konflikt mit Cölestin III. sofort

zum Ausbruch, indem dieser die geforderte Kaiserkrönung des Kindes Friedrich verweigerte. Das ermutigte die Gegner der Erblichkeit, und dazu waren doch eigentlich alle Reichsfürsten zu zählen, zu neuem Gegenstreben: auf einem Fürstentage in Erfurt wurde des Kaisers Antrag endgültig abgewiesen, und Heinrich war klug genug, nun nicht weiter anzudringen, sondern von der Geneigtheit der Fürsten, ihm nun anderweitig gefällig zu sein, Nutzen zu ziehen, indem er seines Sohnes Wahl zum König vornehmen ließ. Nur Adolf von Köln beharrte auch dabei in seiner ablehnenden Haltung und gab erst 1197 zu dem Geschehenen seine Zustimmung.

Vielleicht war diese Wendung ein Glück für die staufische Herrschaft in Deutschland. Denn während sie dort erblich gemacht werden sollte, wankten ihre Fundamente im Süden. Allmählich war den Sizilianern die verhängnisvolle Veränderung vollends zum Bewußtsein gekommen, die sich mit dem Verluste der nationalen Selbständigkeit für sie vollzogen hatte, und die von Heinrich eingeführte Ordnung stellte sich bald als eine schwer empfundene Fremdherrschaft heraus. Ihre gewaltsame Beseitigung wurde allgemein gewünscht: selbst die Regentin Konstanze teilte die nationalen Wünsche und war dem Komplott nicht fremd, das zu ihrer Erfüllung gestiftet wurde. Während eines Jagdausfluges in der Gegend von Messina sollte der Kaiser ermordet werden. Aber der Anschlag wurde verraten: rechtzeitig gewarnt eilte Heinrich in das sichere Messina, sammelte zunächst seine treuen deutschen Ministerialen um sich, brachte dann ein Heer zusammen und zog gegen die adligen Herren, die nun zu den Waffen griffen, und schlug sie bei Catania. Von der Mitschuld seiner Gemahlin gab er sich den Anschein keine Ahnung zu haben: die Anerkennung und die Ahndung ihrer Schuld hätte seine Stellung nur verschlimmert. Ja, recht geflissentlich ließ er Konstanze unmittelbar nach der Bewältigung des Aufstandes an den durch sie nötig gewordenen Regierungsmaßregeln teilnehmen, um sie in den Augen der nationalen Partei rettungslos zu kompromittieren. Ein furchtbares Strafgericht traf die übrigen Schuldigen: die nach Deutschland geführten Geiseln wurden geblendet, nur die Geistlichen und die Glieder des königlichen Hauses entgingen diesem Schicksal. Als ein unbarmherziger Richter trat der Kaiser im Frühjahr 1197 unter die zum Reichstage nach Palermo beschiedenen Großen: sie alle seien des Todes schuldig, alle ihre Privilegien verfallen; dennoch wolle er nur die Hauptschuldigen büßen lassen, und nun erging unter dem Schein der Gnade eine lange Reihe dem barbarischen Strafrecht der Zeit für solche außerordentliche Fälle geläufiger Urteile, die alle mit starrem Entsetzen schlugen. Mit Schwert und Strick wurde gewütet, die adligen Hochverräter wurden ertränkt, mit Pech bestrichen und verbrannt, gepfählt und gräßlich zu Tode gequält; dem Burgherrn von St. Giovanni, der für den Fall des Gelingens zum nationalen König bestimmt war, wurde in unmenschlichem Hohn eine glühende Krone auf das Haupt geschmiedet. Kein Wunder, daß dieses entsetzliche Strafgericht in der Erinnerung der Sizilianer fortlebte und den Namen Heinrichs für alle Zeit mit blutigem Schrecken umgab, aber ihn deshalb

als einen unmenschlichen, bluttriefenden Tyrannen darzustellen und zum Gegenstand allgemeinen Abscheues zu machen, hatte man doch kein Recht, da auch das Verbrechen, das es zu strafen galt, ein verabscheuungswürdiges war und nach den Anschauungen seiner Zeit derartige Strafen in derartigen Fällen berechtigt und geboten waren. Jedenfalls beugte sich Sizilien nun in scheuem Gehorsam: die dezimierte Nationalpartei meinte sich in ihr Schicksal um so mehr fügen zu müssen, als der Kaiser nun auch die Mittel seines Erbreiches in den Dienst des Kreuzes stellen wollte, um durch die Eroberung des heiligen Landes das Werk seines Lebens zu krönen.



Mittelalterlicher Plan von Akkon.

Wie Heinrich zu Bari das Kreuz genommen hatte ohne religiöse Schwärmerei, unbeeinflußt von ritterlichem Glaubenseifer, so verfuhr er nun auch weiterhin in der Vorbereitung des geplanten Zuges ausschließlich nach politischen Gesichtspunkten. Gesandte gingen nach Konstantinopel, und Kaiser Alexios eilte den drohenden Angriff durch friedliche Erklärungen abzuwenden und durch 5000 Pfund Gold Ruhe zu erkaufen: Byzanz wurde dem Staufer tributär. Inzwischen sammelte sich in Apulien ein stattliches Heer: mit 60 000 Mann sollte Konrad von Mainz vorausgehen und dem Kaiser die Wege bereiten. Über Bari und Messina trat er Anfang September 1197 die Fahrt an; am 22. September landete er in Accon, von den bedrängten Christen jubelnd willkommen geheißen. Niemand ahnte dort im fernen Osten, daß der gewaltige Herrscher, von dem auch das heilige Land endlich Sicherung gegen die Angriffe der Ungläubigen erhoffte, damals schwer krank darniederlag und von einem verzehrenden Fieber einem frühen Tode entgegengeführt wurde.

Heinrich stand auf dem Gipfel der Macht, bewundert und gefürchtet von den staunend zu ihm aufblickenden Zeitgenossen. Mit seinen Entwürfen im Osten hing es zusammen, wenn er damals die Vermählung seines Bruders

Philipp mit der Griechin Irene feſtlich begehen ließ. Dann ſollte der Bruder, dem er das inzwiſchen erledigte Herzogtum Schwaben gegeben hatte, den jungen Friedrich aus Italien nach Aachen holen, um ihn dort auf den Stuhl Karls des Großen ſetzen und krönen zu laſſen. Da ſtürzte ihn ein jäher Tod ins Grab, und über ihm ſank das ganze ſtolze Gebäude ſeiner weltherrſchenden Macht in Trümmer zuſammen. Das ſüdliche Klima hatte Heinrich nie recht vertragen; nun ergriff ihn in Sizilien das Fieber; auch nach dem Aufſtand lag er krank; kaum leidlich geneſen eilte er nach der Sumpfinſel Niſi bei Meſſina, um ſich im Waidwerk vollends zu erholen. Da packte ihn am 6. Auguſt das Fieber mit erneuter Heftigkeit. Er läßt ſich nach Meſſina bringen; als eine Beſſerung eintritt, rüſtet er ſich zur Überſiedelung nach Palermo: ein Rückfall tritt ein, dem er am 28. September 1197 erliegt.

Es iſt nicht leicht, ſich einen Begriff zu machen von dem überwältigenden Eindruck, den dieſer Todesfall hervorrief. Während die Anhänger des ſtaufiſchen Hauſes dem genialen Herrſcher in lauten Klagen nachtrauerten und voll banger Sorge den heilloſen Verwirrungen entgegenſahen, die unter dem Anſturm der ſich mit neuer Zuverſicht erhebenden Feinde hereinzubrechen drohten, jubelten namentlich die Getreuen der päpſtlichen Kirche in heller Freude auf über den plötzlichen Zuſammenbruch einer Macht, von der ſie gefürchtet hatten vollends erdrückt zu werden. Die Unfertigkeit von Heinrichs Werk ſtellte den Fortbeſtand des ganzen in Frage. Heinrich ſelbſt hatte das erkannt und in ſeinem Teſtament Vorſorge getroffen, daß wenigſtens die Grundlagen erhalten und dazu den meiſt bedrohten Gegnern durch Zugeſtändniſſe erträglich gemacht würden. Die Verbindung der ſiziliſchen und der deutſchen Krone zu dulden ſollte die Kurie gewonnen werden durch Herſtellung der päpſtlichen Lehnshoheit über das einſtige Normannenreich und durch Anerkennung auch von Ravenna, Ancona, Bertinoro und Spoleto als päpſtlicher Lehen ſowie das Verſprechen der Rückgabe des mathildiſchen Gutes, ſobald Friedrich II. Kaiſer geworden ſein würde. Sorge machte dem ſterbenden Kaiſer außerdem die Haltung Richards von England, deſſen verſpätete Rache abzuwenden er nicht bloß die Aufhebung der deutſchen Lehnshoheit über das Inſelreich verfügte, ſondern auch die Rückgabe des dem Gefangenen einſt abgepreßten Löſegeldes.

Aber dieſe Fürſorge kam zu ſpät: das Teſtament blieb unausgeführt, weil auf die Kunde von ſeinem Tode ſofort eine von dem Papſttum geleitete nationale Erhebung gegen die Fremdherrſchaft ausbrach, die alle bisher geltenden Vorausſetzungen vernichtete. Hieß es jetzt doch, Heinrich ſei im Bann geſtorben, der ihn wegen des gegen den Kreuzfahrer Richard Löwenherz begangenen Frevels getroffen, und könne nicht kirchlich begraben werden. Als Philipp von Schwaben erſchien, um den königlichen Neffen zur Krönung nach Aachen zu holen, wurde er zur Umkehr genötigt. Auf alles, was ſie jemals irgend als ihr gehörig beanſprucht hatte, legte die Kirche jetzt die Hand und benutzte den günſtigen Augenblick zu der rückſichtsloſeſten Rekuperationspolitik, indem ſie zu ihren Gunſten eine gründliche Reviſion der Karte von Italien vornahm.

So dankbar sie noch unlängst die Zugeständnisse des kaiserlichen Testamentes begrüßt hatte, jetzt genügten sie ihren Ansprüchen nicht mehr. Und wer hätte sie hindern sollen? In Sizilien stellte sich Konstanze selbst an die Spitze der nationalen Reaktion, erwirkte durch Unterhandlungen mit Rom das kirchliche Begräbnis Heinrichs im Dom zu Palermo neben seinen normännischen Vorgängern und durch Anerkennung päpstlicher Lehnshoheit die Krönung des jungen Roger Friedrich. Die treuen Deutschen, welche ihres Gemahls besten Rückhalt gegen die aufsätzigen Sizilianer gebildet hatten, mußten aus dem Lande weichen. In Tuscien einten sich die Städte zu gemeinsamer Abwehr der deutschen Herrschaft; in der Lombardei lebte der alte Haß gegen die nordischen Gewalthaber wieder auf. Italien war in wenig Wochen für Deutschland verloren.

Es war nicht das erste Mal, daß eine solche Katastrophe die deutsche Herrschaft im Süden der Alpen jählings zertrümmerte; nur sollte sie sich dieses Mal nicht mehr erholen. Denn zu derselben Zeit, wo sie durch das Zusammenwirken aller Deutschland feindlichen Mächte hereinbrach, Deutschland selbst aber in einen langjährigen Thronstreit und Bürgerkrieg verfiel, wurde an die Spitze der Kirche der Mann berufen, welcher die der Vollendung nahe kaiserliche Weltherrschaft für alle Zeiten unmöglich zu machen und das Ideal der päpstlichen Weltherrschaft zu verwirklichen entschlossen und befähigt war, indem er die Kirche in ihrem politischen Wirken so organisierte, daß sie den Entscheidungskampf mit dem Kaisertum unter den denkbar günstigsten Verhältnissen aufnehmen konnte.

Deutschland wurde durch Heinrichs VI. Tod schwer getroffen: all die selbstsüchtigen kleinen Mächte, die des strengen Herrschers kräftige Hand niedergehalten hatte, eilten die wiedergewonnene Freiheit nach Möglichkeit auszunutzen. Mit dem Kaiser seien Recht und Frieden gestorben, so wurde bald geklagt. Böhmen und Österreich, Flandern, Hennegau und Brabant zerrissen wüste Fehden. Bei solcher Bedrängnis von innen und außen ein Kind auf den Thron zu setzen und den unberechenbaren Wechselfällen einer vormundschaftlichen Regierung Thür und Thor zu öffnen, hätte nichts anderes geheißen, als mit sehenden Augen in das Verderben rennen. Daß Philipp von Schwaben dennoch an des kaiserlichen Bruders Bestimmungen festhalten, den jungen Friedrich folgen lassen und höchstens als Vormund die Regentschaft übernehmen wollte, entsprach dem streng rechtlichen Sinn des edlen Fürsten, aber nicht der kritischen Lage von Haus und Reich. Zu spät erst überzeugte er sich von der Undurchführbarkeit seines Vorhabens und sah ein, daß seinem Geschlecht die Krone nur erhalten werden könnte, wenn sie einem Gliede übertragen würde, das Rechte und Pflichten des Königs selbst wahrzunehmen befähigt war. Dann schlossen sich jetzt die alten Widersacher des Herrscherhauses, welche die Bedrohung ihrer Selbstherrlichkeit durch Heinrichs VI. Erblichkeitspläne noch nicht vergessen hatten und solche Gefahren für alle Zeiten vermieden zu sehen wünschten, zusammen, um die Staufer von dem Throne zu verdrängen. Richard

von England hatte dabei die Hand im Spiele: die Erzbischöfe Adolf von Köln und Johann von Trier (1190—1212) sowie der Herzog von Lothringen waren die Leiter der Aktion. In Andernach kam man zuerst zusammen. Natürlich dachte man sofort an ein welfisches Gegenkönigtum, aber von des Löwen Söhnen war der erstgeborene, Heinrich, mit dem Kreuzheer im Orient, vielleicht auch durch seine nahe Verschwägerung mit dem staufischen Hause und die Rücksicht auf die Nachfolge in der rheinischen Pfalzgrafschaft nicht geneigt, sich zu einer solchen Rolle gebrauchen zu lassen; Otto war in England, Wilhelm zu jung: aus Mangel an einem geeigneten Kandidaten kam es zu Andernach nicht zu zu dem geplanten Gegenkönigtum. Auch wartete man auf ein thätiges Eingreifen Richards von England. Aber Schwaben, Österreich, Bayern, Franken, Kärnten, ja, sogar Sachsen nahmen an diesen Intriguen nicht teil, sondern hielten zu Philipp und würden ihm willig gefolgt sein, wenn er nach der Krone gegriffen hätte. Auf Tagen zu Erfurt und Arnstadt bestellten ihn die sächsischen Großen einmütig zum Reichsverweser. Doch drang bald die Überzeugung durch, daß eine solche Maßregel die Lage nur verschlimmerte. Am 8. März 1198 erhob die staufische Partei auf Grund neuer Beratungen in Mühlhausen den Schwabenherzog zum König. Nun thaten auch die Gegner den Schritt, den sie bisher abwartend gemieden hatten. Drei Monate später, am 9. Juni, wählten sie unter Leitung Adolfs von Köln den Welfen Otto zum König und ließen ihn am 12. Juli in Aachen krönen, einen sechzehnjährigen Jüngling, in des Vaters Verbannung geboren, in der Fremde erwachsen, den Liebling Richard Löwenherzs, der ihn zum Grafen von York gemacht und ihm die schottische Krone zuzuwenden gedacht, dann zum Grafen von Poitou erhoben hatte, halb Engländer, halb Franzose und in den endlosen Fehden seiner Adoptivheimat verwildert, leidenschaftlichen und heftigen Wesens, Deutschland fremd und ohne Verständnis und Interesse für seine Angelegenheiten, nach alledem freilich sehr geeignet in der Hand des ehrgeizigen Adolf von Köln ein Werkzeug zu sein zur Steigerung der reichsfürstlichen Selbstherrlichkeit und zur Wahrung des päpstlichen Einflusses und zur Hebung der Macht des Auslandes auf Kosten des deutschen Königtums.

Ein Jahrzehnt des Bürgerkrieges begann, von dessen unheilvollem Einfluß sich das mittelalterliche Deutschland eigentlich niemals ganz erholt hat. Der Stern des deutschen Königtums, seit Friedrichs I. Zeiten so hell strahlend, begann zu erbleichen, um den ehemaligen Glanz nie wieder zu erlangen. Statt seiner erhob sich, die Welt mit seinem blendenden Licht erfüllend, das helle Gestirn des weltbeherrschenden Papsttums. Während Deutschland dem Doppelkönigtum entgegentrieb, vollendete sich die monarchische Zentralisation der Kirche unter dem größten Herrschergeist, der den Stuhl St. Peters inne gehabt hat. In den ersten Tagen des Jahres 1198 starb der greise Cölestin III.; am 9. Januar wurde der erst 37 Jahre alte Kardinal Lothar von Segni einstimmig zum Nachfolger gewählt, ein Mann im Vollbesitze der theologischen und kanonistischen Gelehrsamkeit seiner Zeit, die er sich in Rom, Paris und Bo-

logna erworben, seit sieben Jahren dem heiligen Kollegium angehörig, in dem er gerade in der letzten Zeit als der entschiedenste Träger, vielleicht der Urheber der päpstlichen Rekuperationspolitik eine hervorragende Rolle gespielt hatte, zum Herrscher geboren wie wenig Menschen, mehr als durch die imposante Würde seiner Erscheinung durch die Klarheit des Blickes, die überlegene Sicherheit in der Beurteilung von Menschen und Dingen und in der Erkenntnis der zu dem vorgesteckten Ziele führenden Wege, das ihn gleichsam über sich selbst erhebende Bewußtsein seiner Würde und der um ihretwillen ihm zustehenden Ansprüche, bei allem ihn erfüllenden Thatendrang infolge seiner vollendeten Kenntnis der Geschäfte gewohnt den gegebenen Verhältnissen Rechnung zu tragen und ihnen nichts Unmögliches abringen zu wollen. Die Ideale der hierarchischen Partei standen klar und scharf umrissen vor seinem Geiste, der den höchsten Flug zu nehmen gewohnt war, und die Gunst der Zeit ermöglichte sie nahezu vollständig zu verwirklichen. Die letzten Konsequenzen aus dem pseudoisidorischen System wurden jetzt gezogen: die Herrschaft der Kirche über den Staat wurde durchgeführt mit einer Einheit und Folgerichtigkeit, die jeden Widerstand als Auflehnung gegen die von Gott gewollte Ordnung erscheinen ließen. Als Stellvertreter Gottes auf Erden beanspruchte und gewann Innocenz III. (1198—1216) den Vollbesitz der weltlichen Gewalt; das Kaisertum büßte, bestand die von ihm vertretene Ordnung dauernd, jedes eigene Recht ein, hörte auf eine dem Papsttum auch nur nebengeordnete Autorität zu sein und trat wie die nationalen Staaten in ein anerkanntes Abhängigkeitsverhältnis zu der römischen Kirche. Hatte das Kaisertum einst den Rang einer Schutzmacht den nationalen Staaten gegenüber beansprucht und zur Zeit Heinrichs III. sowohl wie Heinrichs VI. in weitem Umfange zur Anerkennung gebracht, so trat nun das Papsttum an seine Stelle. Im Osten beugte Innocenz III. Ungarn und Siebenbürgen, im Westen Aragonien und Portugal der Hoheit des heiligen Petrus; England machte er zu einem päpstlichen Lehen. Den weltlichen Rückhalt dafür bildete die Herrschaft über den erweiterten Kirchenstaat und die Einigung des vom Kaisertum emanzipierten Italien unter der päpstlichen Hegemonie. Nach der rechtlichen Begründung solcher Ansprüche wurde nicht gefragt: dieselben erstreckten sich auf Territorien, die Rom niemals gehört hatten, und fanden durch Urkundenfälschung oder durch Interpolation eine scheinbar unwiderlegliche Begründung. Aber wenn es Innocenz III. auch gelang, die kaiserliche Herrschaft in Italien zu vernichten, sie ihrem ganzen ehemaligen Umfange nach an den heiligen Petrus zu bringen gelang ihm doch nicht, obgleich die päpstliche Lehnshoheit über das sizilische Reich wieder zur Anerkennung gebracht war und nach dem Tode der Kaiserin Konstanze durch die Vormundschaft über den jungen Friedrich II. die Zukunft des staufischen Hauses ganz in die Gewalt des Papstes gegeben schien.

Inzwischen zog der Thronstreit in Deutschland immer weitere Kreise; dennoch beobachtete Innocenz III. mehrere Jahre eine zuwartende Haltung, und erst 1201 erkannte er den Welfen an, dessen Sieg für ihn von Wichtigkeit

wurde wegen der Verflechtung des ſtaufiſch-welfiſchen Kampfes mit dem neuen Streit zwiſchen England und Frankreich und mit dem Konflikt zwiſchen der Kurie und Johann von England. Aber eben dieſe Verzweigung des Kampfes und die Teilung der Intereſſen bei den Gegnern leiſtete der Sache Philipps Vorſchub, da man in Deutſchland immer mehr zu der Einſicht kam, daß man für fremden Vorteil ausgebeutet, die eigene Wohlfahrt ſchwer geſchädigt werde. Auch beſaß Otto IV. nicht die Eigenſchaften, die ihm hätten Sympathieen erwecken und zu Opfern für ihn hätten begeiſtern können, während die maßvolle, ritterliche und verſöhnliche Haltung Philipps auch die Gegner entwaffnete und gewann. So lichteten ſich allmählich die Reihen der um Adolf von Köln geſammelten Partei: ſelbſt Ottos Bruder Heinrich, der dem Schwiegervater in der rheiniſchen Pfalzgrafſchaft gefolgt war, ließ das welfiſche Gegenkönigtum im Stich, und als Philipp gar Köln erobert hatte, da beharrten nur noch die ſächſiſchen Anhänger Ottos im Widerſtand, und aufatmend begrüßten alle Vaterlandsfreunde das nahe Ende des Bürgerkrieges, allen voran Herr Walter von der Vogelweide, der in ſeinen Liedern und Sprüchen Philipp als den nun allgemein anerkannten rechtmäßigen König feierte. Auch Innocenz III. paßte ſich klug der veränderten Lage an: Verhandlungen wurden angeknüpft und führten zu einer Verſtändigung auch über die zwiſchen Reich und Kirche ſtreitigen Gebiete in Mittelitalien. Die Kirche ſollte das ihr nicht Zuſtehende herausgeben, eine Tochter Philipps aber dem Neffen des Papſtes vermählt werden und dieſer Tuscien als Reichslehen erhalten; ſelbſt die Kaiſerkrone ſtellte Innocenz Philipp nun in Ausſicht. Wetteifernd rüſtete man zum letzten Feldzug gegen die Reſte der welfiſchen Partei; ſchon glaubten die lombardiſchen Städte zur Verteidigung ihrer Freiheit gegen die erneute ſtaufiſche Macht wieder rüſten zu müſſen, als die Schreckenskunde von Philipps plötzlichem blutigen Ende durch das Reich flog und alles mit Jammer und Sorge erfüllte. Während des Aufenthaltes in Bamberg, wo er die Hochzeit ſeiner Nichte Beatrix, der Tochter Ottos von Burgund (S. 503) mit Herzog Albert von Meran ausrichtete, war der König am 21. Juni 1208 durch den bayriſchen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, dem er früher die Hand ſeiner nun dem Neffen des Papſtes verlobten Tochter verweigert und deſſen Werbung um eine Tochter Heinrichs von Schleſien er durch eine vertrauliche Mitteilung von ſeinem wilden und zügelloſen Weſen durchkreuzt hatte, aus Privatrache in dem biſchöflichen Palaſte meuchlings erſchlagen.

Troſtloſigkeit und Verzweiflung herrſchten: allgemein fürchtete man den kaum beendeten Bürgerkrieg erneut und die eben aufleuchtende Hoffnung auf beſſere Zeiten vernichtet zu ſehen. Schien doch der ſtaufiſchen Partei nichts übrig zu bleiben, als das Thronrecht des jungen Friedrich von Sizilien, der eben mündig geworden war, aufleben zu laſſen. Das aber hatte unvermeidlich die erneute Feindſchaft der römiſchen Kurie zur Folge, da Innocenz III. die Vereinigung der deutſchen und der ſiziliſchen Krone auf einem Haupte um jeden Preis verhindern mußte. So vollzog ſich denn eine überraſchende

Wendung: auf Anregung des vaterlandsliebenden Erzbischofs Albrecht von Magdeburg (1205—32) reichten sich über dem offenen Grabe des edlen Philipp, der so noch im Tode für Deutschland ein Segen wurde, die Gegner die Hände zum Frieden und Bündnis. Die Anhänger des staufischen Königtums erkannten den eben aus der Macht verdrängten Otto von Braunschweig als Oberhaupt des Reiches an, und er trat vorbehaltlos in die Weiterführung der Politik des Ermordeten ein. In seiner Person wurde der Zwiespalt ausgeglichen, der das Reich bisher zerrissen hatte, und das von Philipp glücklich geförderte Werk des Friedens in dem Augenblicke vollendet, wo man es vernichtet zu sehen gefürchtet hatte.

Eben noch an der Schwelle eines neuen Bürgerkrieges, atmete Deutschland wie erlöst auf und scharte sich in lange nicht gekannter Einmütigkeit um König Otto IV., und ergriffen von der Größe des Momentes und fortgerissen von dem allgemeinen nationalen Aufschwung entwickelte dieser Eigenschaften, die man bisher kaum in ihm vermutet hatte, und zeigte sich des Vertrauens würdig, mit dem Volk und Fürsten ihn ehrten. Am 11. November 1208 in herkömmlicher Weihe zum König gewählt, ließ er sich nicht bloß die Verfolgung des Mörders angelegen sein, sondern sorgte auch für die Hinterbliebenen Philipps; durch die Verlobung mit dessen Tochter Beatrix besiegelte er die Versöhnung der Parteien und stellte eine neue enge verwandtschaftliche Verbindung zwischen den Häusern der Staufer und Welfen in Aussicht. Nun gaben auch die wenigen Fürsten, die sich der Einigung nicht sofort angeschlossen hatten, ihre zuwartende Haltung auf, und Pfingsten 1209 sah Otto sie alle zu einen glänzenden Reichstag in Würzburg um sich vereinigt. Wohl aber erweckte diese Wendung der deutschen Dinge bei der römischen Kurie ein gewisses Mißtrauen. Innocenz III. befürchtete, die Herstellung eines lange nicht gekannten inneren Friedens könnte den Blick der Deutschen wieder nach Italien lenken, um die großen Traditionen der staufischen Politik auch dort wieder aufzunehmen. Er verlangte von Otto IV. die ausdrückliche Anerkennung einmal der nach Heinrichs VI. Tod vollzogenen Rekuperationen, also der beträchtlichen territorialen Erweiterung der päpstlichen Herrschaft, dann der Lehensabhängigkeit Siziliens von dem päpstlichen Stuhle, die einem Verzicht auf alle Rechte des Reiches darauf gleich kam. Aber das genügte Innocenz noch nicht: seine Legaten übermittelten Otto noch andere, unbequemere Forderungen, nämlich außer der Aufgabe des Spolienrechtes, wodurch eine alte Beschwerde der Kirche abgestellt würde, auch den Verzicht auf die ihm nach dem Wormser Konkordat bei den Bischofswahlen zustehenden Rechte. Otto IV. sollte also gewissermaßen zum Pfaffenkönig gestempelt werden und, obgleich einmütig erwählt und allgemein anerkannt, ähnlich wie Lothar und Konrad III. bei ihrer Erhebung gestellt werden. Gewiß wird sich Otto zunächst solcher Zugeständnisse geweigert haben; in nicht mißverständlicher Weise erinnerten alsbald die päpstlichen Legaten daran, daß nach dem früher in durchaus rechtsverbindlicher Form vollzogenen Wahlakt der junge Friedrich von Sizilien zweifellose Rechte auf die deutsche

Krone besitze, und ließen durchblicken, daß man sich desselben nötigenfalls anzunehmen veranlaßt sein könnte. Otto wurde also mit einem staufischen Gegenkönigtum bedroht, falls er den von Rom geforderten Preis nicht zahlen, d. h. den geforderten Verzicht nicht leisten wollte. Die rücksichtslose Selbstsucht der päpstlichen Politik konnte sich kaum offener bethätigen als in diesem perfiden Zuge, bei dem die bisher behauptete Unvereinbarkeit der Kronen von Sizilien und Deutschland mit einemmale vergessen war. Doch mußte Otto vorläufig nachgeben: im März 1209 kam in Speier der Vertrag zum Abschluß, der die päpstlichen Ansprüche befriedigte, Investitur und Treueid der Bischöfe zu einer wesenlosen Form machte und die deutschen Kirchenfürsten der Verfügung des Reiches in den wichtigsten Dingen entzog, um sie um so strenger in das hierarchische Belieben des Papstes zu geben. Die Frage war nur, ob gegenüber dem starken nationalen Zug, der die deutsche Entwickelung erfüllte, Otto IV. im stande sein würde, die ihm aufgezwungenen Schranken zu beobachten und nicht vielmehr ähnlich wie sein Ahn Lothar durch die zwingende Logik der Thatsachen genötigt werden würde, auch in diesem Punkte das Erbe der staufischen Politik anzutreten.

Nachdem er sich Ende Mai 1209, nach Eingang des nötigen päpstlichen Dispenses zu der der Kurie höchst erwünschten Ehe, mit Beatrix feierlich verlobt hatte, zog er nach Italien und empfing trotz der Feindseligkeiten der Römer am 4. Oktober aus der Hand Innocenz' III. die kaiserliche Krone. Als er dann aber die Angelegenheiten Mittelitaliens zu ordnen suchte, auch in den zwischen Kirche und Reich streitigen Punkten redlich um friedliche Verständigung bemüht, mußte er den Ansprüchen der Kurie doch mehrfach entgegentreten und daran erinnern, daß er nicht bloß die Kirche, sondern auch das Reich in Rechten und Gütern zu schützen verpflichtet sei. Bald sah er sich selbst bedroht. Denn während Innocenz III. mit ihm unterhandelte, um Friedrich von Sizilien für sein Anrecht auf einen Teil des staufischen Hausgutes, das der Kaiser seit der Verlobung mit Beatrix in seine Verwaltung genommen hatte, eine Entschädigung auszuwirken, hatte dieser in Schwaben geheime Verbindungen angeknüpft. Die Einzelheiten sind uns natürlich verborgen: doch scheint Otto den Eindruck gewonnen zu haben, daß Friedrich sein Recht auf die deutsche Krone, das der Papst in Speier so augenfällig in Erinnerung gebracht hatte, von dort aus gegen ihn geltend machen wollte. Das erklärt die jähe Wendung, die in seiner bisher so friedfertigen und versöhnlichen Politik eintrat, indem er, den Angriff für die beste Verteidigung haltend, jetzt die Reichsrechte auf Unteritalien geltend machte und so den Bruch mit der Kurie unmittelbar herbeiführte. Seit der Kaiserkrönung war ihm wohl klar geworden, daß sein Verhältnis zum Papsttum ungesund und unhaltbar sei. Indem er Diepold von Acerra, den bewährten, den Italienern aber besonders verhaßten Gehilfen Heinrichs VI. in Bewältigung Unteritaliens, zum Herzog von Spoleto und Großkapitän von Apulien und der Terra di Lavoro ernannte, behandelte er diese Gebiete kurzweg als Reichslande und sagte sich von dem Vertrage los, durch den er

die Lehnshoheit des heiligen Petrus für ſie anerkannt hatte. 1210 ließ er die Seinen in dem tusciſchen Patrimonium ſtreifen und brach ſelbſt in Apulien ein, wo er von vielen freudig aufgenommen wurde. Die Mönche von Monte Caſino, die Städte Kapua, Aquino, Averſa, ja ſogar Neapel und Sorrent ſchloſſen ſich ihm an: es ſcheint, man hoffte durch den Welfen von der immer noch als Fremdherrſchaft empfundenen Herrſchaft des Staufers befreit zu werden. Dieſer geriet in harte Bedrängnis: als Preis der Friedens bot er den Verzicht auf das ſtaufiſche Erbe in Deutſchland, wollte Geld zahlen, ja, dachte, als Otto

Siegel von Otto IV.

Der Kaiſer auf einem Throne mit ſehr niedriger perlenbeſetzter Lehne. An der Krone kurze Bänder. In der Rechten das Scepter mit doppeltem Kreuz, in der Linken den Reichsapfel. Das Obergewand wird auf der Bruſt durch eine große Agraffe gehalten. Neben dem Kopfe Sonne und Mond. Umſchrift: † DEI GRATIA OTTO ROMANORVM IMPERATOR ET SEMPER AVGVST. (Nach Heſſner und einem Abdruck im Brit. Muſ. zu London.)

dennoch weiter vordrang, bereits an Flucht nach der afrikaniſchen Küſte. Da trat der Papſt mit der ganzen Wucht ſeiner Autorität für ihn ein: am 18. November ſprach er gegen Otto den Bann aus.

Faſt gewaltiger noch als einſt die Bannung Heinrichs IV. durch Gregor VII. wirkte dieſe Maßregel Innocenz' III. Alle die zahlreichen Gegner der wieder erſtarkenden kaiſerlichen Macht in Italien erhoben ſich: in der Lombardei ſammelten ſie ſich um Cremona und den Markgrafen von Eſte, während Mai-

land, mit dieſen verfeindet, Otto noch treu blieb. Die Städte und die Großen des dem Reiche eben zurückgewonnenen Mittelitalien folgten dem lombardiſchen Beiſpiele. Beſonders aber erfolgte in Deutſchland ein faſt allgemeiner Abfall, denn mit den Mahnungen des Papſtes verbanden ſich dort die Werbungen Philipps II. von Frankreich, der Otto als Verbündeten Englands mit unverſöhnlicher Feindſchaft verfolgte und durch ſeinen Sturz freie Bahn zur Vergrößerung Frankreichs in den deutſch-flandriſchen Grenzlanden und auf Koſten Johanns von England zu gewinnen hoffte. Eifrig betrieb er die Aufſtellung eines Gegenkönigs und empfahl dazu natürlich in erſter Linie Friedrich von Sizilien. Von ſeiten des Papſtes erfolgte kein Widerſpruch, obgleich doch die Gefahr einer Union der ſiziliſchen und der deutſchen Krone erneut wurde. Wie hätte Innocenz III. auch die Erhebung des Jünglings bekämpfen können, deſſen Thronrecht er ſelbſt früher anerkannt und als Waffe gegen Otto IV. gebraucht hatte? Friedrichs Jugend und Lehnsabhängigkeit mochten Innocenz zudem mit der Zuverſicht erfüllen, daß dieſer ein gefügiges Werkzeug in ſeiner Hand ſein würde. So brachten päpſtliche und franzöſiſche Intriguen die Sache in Gang: in Gemeinſchaft mit Hermann von Thüringen und Herzog Ottokar von Böhmen trat Erzbiſchof Siegfried II. von Mainz (1200—30) an die Spitze der Bewegung. Im September 1211 kamen ſie mit den Herzögen von Bayern und Öſterreich in Nürnberg zuſammen: im Hinblick auf den Eid, den ſie ihm geleiſtet hatten, ſchickten ſie an Friedrich geheime Botſchaft, er möge nach Deutſchland kommen und ſich zum König wählen laſſen.

Auf die Kunde hiervon eilte Otto, der auch 1211 in Unteritalien glücklich gefochten hatte, nach Deutſchland zurück. Mit ſeltener Einmütigkeit ergriff die öffentliche Meinung des rechtmäßigen Königs Partei, machte ſeine Sache voll frohen Kampfesmutes zu der ihrigen und war bereit, alles an die Verteidigung der nationalen Selbſtändigkeit und Ehre zu ſetzen, die Frankreich und die römiſche Kurie ihren ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen opferten. Noch niemals hatte ſich die populare Abneigung gegen Rom mit ſolchem Nachdruck geäußert wie jetzt: allen voran war es der ſtreitbare Walter von der Vogelweide, der in kraftvollen Sprüchen voll patriotiſchen Zornes und ſchneidender Satire die Selbſtſucht des Papſtes, die Sophiſtik ſeiner Erlaſſe und die Geldgier ſeiner Sendlinge an den Pranger ſtellte und dem deutſchen Volke den tiefinnerlichen Gegenſatz ſeiner Vaterlandsliebe und Treue zu der Verlogenheit und Untreue der Welſchen und der Pfaffen zum Bewußtſein brachte. Auch die Mehrzahl der deutſchen Fürſten riß dieſe mächtige nationale Strömung mit ſich fort. Wiederholt erſchienen ſie im Frühjahr 1212 am Hofe Ottos und leiſteten ihm Heeresfolge, als er gegen Hermann von Thüringen, den Hauptträger des drohenden ſtaufiſchen Gegenkönigtums, zu Felde zog, ſo daß die Ausſichten für den auf dem Wege nach Deutſchland befindlichen ſiziliſchen König ſich recht trübe geſtalteten. Da raffte am 17. Auguſt 1212 der Tod Ottos junge Gemahlin Beatrix dahin und zerriß das Band, das die Anhänger der Staufer vornehmlich an Otto geknüpft hatte: ihnen erſchien der Kaiſer

nun nicht mehr als der berechtigte Vertreter der ſtaufiſchen Intereſſen, ſie ſahen in ihm wieder nur den Welfen, und ſo gewann in ihren Augen der junge Friedrich das beſſere, das alleinige Recht. Daß er nun gerade damals in Deutſchland erſchien, beſchleunigte und vollendete den durch jenen Todesfall eingeleiteten Umſchwung: in einem Abfall, wie ſelbſt der gebannte Heinrich IV. ihn nicht zu erleben gehabt hatte, ſagte ſich alles von Otto los und ging zu dem vom Papſt geſchützten und empfohlenen Enkel des großen Friedrich über.

Im Frühjahr 1212 hatte dieſer mit geringem Gefolge den gewagten Zug nach dem Norden angetreten. Ein ſiebzehnjähriger Jüngling, aber ſüdländiſch frühreif, aus politiſchen Rückſichten der zehn Jahre älteren Konſtanze von Aragonien verheiratet, hatte er ſeit drei Jahren die Regierung ſeines Erbreiches in die Hand genommen, ohne ſonderliches Glück, mit mancherlei Schwierigkeiten ringend und namentlich durch die Aufſtandsgelüſte der ſizilischen Barone gefährdet. Seine Lage daheim ließ die Aufnahme ſeiner Anſprüche auf die deutſche Krone zum mindeſten gewagt erſcheinen: aber der hochfliegende Ehrgeiz des Jünglings ſetzte ſich über Bedenken und Gefahren in dem Glauben an ſeinen Stern getroſt hinweg. Galt es doch den günſtigen Zeitpunkt zu benutzen, wo die Kurie ihm dazu half, die beiden Kronen wiederum zuſammenzubringen, auf deren ſonſt ſtets bekämpfter Vereinigung die der Welt gebietende Macht ſeines Vaters beruht hatte. Nachdem er ſeine aragoniſche Gemahlin zur Regentin ernannt und ſeinem kleinen Sohne Heinrich durch die Krönung die Nachfolge geſichert hatte, ging er von Meſſina nach Rom, wo es ſeinen glatten Worten gelang, Innocenz' III. Bedenken gegen die Union der beiden Reiche zu beſchwichtigen, ſegelte nach Genua hinüber, entging auf dem Ritt durch Oberitalien glücklich den Nachſtellungen der Lombarden und kam über den Splügen nach der Schweiz, von wo er den Rhein hinab nach Oberdeutſchland zog. Mit jedem Schritt vorwärts wuchs ſein Anhang: freudig ſtrömten ihm die alten Anhänger ſeines Hauſes zu, die ſeit Beatrix' Tod jeder Pflicht gegen den gebannten Welfen überhoben zu ſein glaubten. Süd- und Mitteldeutſchland befand ſich in ſeiner Gewalt, als er am 1. Dezember 1212 in Aachen zum König gewählt und am 9. in Mainz gekrönt wurde. Freilich leiſtete Otto IV. ihm verblendet beinahe noch Vorſchub: während es galt, alle Kräfte zu ſchneller Erdrückung des Gegenkönigs zu konzentrieren, glaubte er des Erfolges ſicher zu ſein, ſobald er den Stauſer der auswärtigen Helfer beraubt und namentlich den mächtigſten, Philipp II. von Frankreich, unſchädlich gemacht hätte. Deshalb miſchte er ſich in den Krieg ein, der zwiſchen dieſem und König Johann von England entbrannt war und das Reich in dem Beſitz der nordweſtlichen Grenzlande gefährdete. Aber nicht bloß dieſe gingen dem Reiche durch die ſchwere Niederlage verloren, die Otto und Johann am 27. Juli 1214 bei Bouvines erlitten, ſie brachte Otto auch um ſeine Krone. Die Gewalt im Reiche ging thatſächlich an den Gegenkönig über, dem alle Mittel recht waren, um ſeine wenigen Gegner vollends zu entmutigen oder zu gewinnen. Auch Rechte und Güter des Reiches ſparte er nicht, ſondern zahlte jeden

Preis, der ihm für Gewährung der begehrten Beihilfe abverlangt wurde. Am 12. Juni 1213 überließ Friedrich der Kirche urkundlich in Italien alles zu eigen, was ſie ſeit Heinrichs VI. Tod als ihr gehörig beanſprucht hatte, zu dem eigentlichen Patrimonium das mathildiſche Gut, Ancona und Spoleto, das Exarchat, die Pentapolis und dann die italiſchen Inſeln, und gelobte, ſie in dieſem Beſitz mit allen Mitteln ſchützen, auch dieſe Verbriefung dereinſt bei der Kaiſerkrönung zu wiederholen. Ein Staufer gab preis, wofür Vater

Siegel Friedrichs II.

Der König auf einem Throne mit gedrehten Säulen, die oben Lilien tragen, Rücklehne und Sitz von Gitterwerk, mit Borten verziert. Das faltenreiche Oberkleid hat einen perlenbeſetzten Saum. Auf dem Haupte Laubkrone mit Perlengehängen; in der Rechten ein belaubtes Kreuzſcepter, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Um das Bildnis Perlenkreiſe. Umſchrift: † FRIDERICVS DEI GRA ROMANOR. REX SEMP. AVGVSTV. im Felde die Fortſetzung ET REX-SICILIE. (Nach Heffner und einem Abdruck im Brit. Muſ. zu London.)

und Großvater ihre ganze Herrſcherkraft und Herrſcherkunſt eingeſetzt hatten und erneuerte und befeſtigte den Kirchenſtaat in einem Umfange und mit einer Macht, welche die Verwirklichung ſeiner noch klug verborgen gehaltenen echt ſtaufiſchen Entwürfe zum voraus unmöglich machten. Deutſchnationale Geſichtspunkte waren ihm ganz fremd: erkaufte er doch die Freundſchaft Waldemars II. von Dänemark durch die Abtretung der nordalbingiſchen Grenzmark, die Heinrich der Löwe in ſchweren Kämpfen Deutſchland gewonnen hatte.

Otto IV. war völlig vereinsamt. Von der Begeisterung, mit der man sich anfangs für ihn erhoben, dem kampffrohen Eifer, mit dem man den Papst und sein Werkzeug aus Deutschland zu verdrängen gedacht hatte, war keine Spur mehr vorhanden. Er hatte es nicht verstanden, die sich ihm anbietenden nationalen Kräfte zu organisieren und zu planvollem Handeln zu leiten: er hatte sich der Größe des Augenblickes nicht gewachsen gezeigt. Die unerwartete Kläglichkeit seines Ausganges ließ den Erfolg des triumphierenden Papsttums, das also wirklich über Kronen verfügte und Könige ein- und absetzte, doppelt großartig und glänzend erscheinen. Wie früher Johann von England, so hatte nun der Kaiser, der über allen Fürsten zu stehen behauptete, seine Auflehnung gegen des Gebot des Statthalters Gottes auf Erden mit ruhmloser Niederlage und jäher Entthronung gebüßt. Otto zog sich, bald vergessen, in seine braunschweigischen Erblande zurück. Auch Deutschland erschien nun als eine Provinz des kirchlichen Weltreiches, dem der römische Bischof als der Träger der unmittelbar von Gott stammenden höchsten Gewalt auf Erden mit unumschränkter Herrschermacht vorgeordnet war. Selbst Heinrich VI. war durch Innocenz III. in den Schatten gestellt: seit zehn Jahren gebot infolge des flandrisch-französischen Kreuzzuges Rom auch in Byzanz, von ihm hofften die Christen des Morgenlandes Erlösung aus der Herrschaft der Ungläubigen, in seinem Auftrage wurde das ferne Preußen, wurde in Livland mit dem Christentum zugleich die Herrschaft Roms gepflanzt, während durch die neu entstandenen Orden der Franziskaner und Dominikaner das innerkirchliche Leben eine gewaltige Steigerung erfuhr und immer mächtiger auf die große Masse des gläubig erweckten Volkes einwirkte. Die Jünger des Spaniers Domingo de Guzman widmeten sich bald vorzugsweise der Sorge für die Erhaltung der Einheit und Reinheit des Glaubens und fanden für ihren Eifer gegen jede Art von Häresie namentlich im südlichen Frankreich ein fruchtbares Feld, aus dem allmählich die planvolle Organisation der Inquisition hervorwuchs, während die tiefinnerliche Frömmigkeit des Franz von Assisi und seiner frommen Frieden und gottselige Eintracht des Lebens erstrebenden Genossen bald an der päpstlichen Herrschaft Anstoß nahm, welche die Kirche im Widerspruch mit ihrem eigentlichen Beruf in weltliche Händel und unkirchliche Verirrungen hineinzog.

Innocenz III. aber glaubte damals, wo sich in Deutschland alles so plötzlich zu gunsten des staufischen Gegenkönigs wandte, am Ziele zu sein. Die letzten Gegner der neuen, auf der päpstlichen Weltherrschaft beruhenden Weltordnung niederzuwerfen, schien es nur noch einer feierlichen, einmütigen Anerkennung und Verkündigung des durch ihn geschaffenen Zustandes zu bedürfen. Dazu schrieb er 1213 für den November 1215 ein allgemeines Konzil aus, obgleich doch ein gewisser Widerspruch darin lag, daß das System des päpstlichen Absolutismus, dem Staat und Kirche gleichmäßig gebeugt werden sollten, an letzter Stelle von der Anerkennung durch die Vertretung der Gesamtkirche abhängig gemacht wurde. Aber auch jetzt fügte sich alles nach Wunsch. Der

Sieg des päpſtlichen Gegenkönigs in Deutſchland war entſchieden, als Friedrich am 25. Juli 1215 inmitten einer glänzenden Verſammlung von geiſtlichen und weltlichen Großen zu Aachen auf den Thron Karls des Großen erhoben

Franz von Aſſiſi empfängt von Papſt Innocenz III. die Erlaubnis der freien Predigt.
Fresko von Giotto di Bondone (1276—1336) in der Oberkirche zu Aſſiſi. (Nach Photographie)

und nochmals feierlich gekrönt wurde und zum Danke gegen Gott und die Kirche einen Kreuzzug gelobte. Triumphierend konnte Innocenz III. dieſen Ausgang des deutſchen Thronſtreites dem allgemeinen Konzil verkündigen, das ſich im November 1215 im Lateran um ihn verſammelte, zahlreicher und

glänzender als irgend ein früheres. Siebzig Patriarchen und Erzbischöfe, darunter die von Jerusalem und Konstantinopel, mehr als vierhundert Bischöfe und mehr als die doppelte Anzahl von Äbten und Prioren waren erschienen. Die Könige von Deutschland und von England, von Aragonien und Kastilien, von Ungarn, Cypern und Jerusalem, zahlreiche andere Fürsten und Städte waren durch huldigende Gesandtschaften vertreten. Maßregeln zur Besserung der Kirche und zur Rettung des heiligen Landes wurden erwogen, und willig folgte dabei alles der Leitung Innocenz' III. Gegen die von ihm verfolgte Politik aber wurden doch schon jetzt ernste Bedenken laut: Mailand und die lombardischen Städte traten offen für Otto IV. ein, und unter den Vätern des Konzils fehlte es nicht an solchen, die von dem jungen Staufer, dessen Sieg Innocenz als einen neuen Triumph der Kirche feierte, vielmehr Unheil für diese befürchteten. Natürlich aber drangen solche Meinungen nicht durch: auch in dieser Frage beugte sich die Versammlung der Autorität des Papstes, billigte das von ihm in dem deutschen Thronstreit befolgte Verfahren und verkündete gemeinsam mit ihm dem Erdkreis nochmals Ottos IV. Bannung und Absetzung. Die päpstliche Weltherrschaft war That und Wahrheit geworden.

Drittes Kapitel.

Kaiſer Friedrich II. und der Untergang des ſtaufiſchen Hauſes.

1215—1268.

Das Wagnis, das der jugendliche König von Sizilien unternahm, als er ſein gärendes Land verließ und mitten durch die feindliche Lombardei nach Deutſchland zog, um als Schützling und gleichſam im Namen des Papſtes ſein Recht auf die deutſche Krone geltend zu machen, hatte durch ein glückliches Zuſammentreffen der Umſtände und Ottos IV. verblendete Politik einen unerwartet leichten und vollſtändigen Erfolg gehabt. Wie er als Pfaffenkönig begann und den Fürſten entthronte, dem nach ſeines Oheims blutigem Tode das deutſche Volk in ſeltener Einmütigkeit zugejubelt hatte, ſo kennzeichnete Friedrichs II. Politik von vornherein ein undeutſcher Zug, indem er die nationalen Intereſſen den univerſalen und zugleich dynaſtiſchen unbedenklich nachſetzte: Deutſchland kam für ihn nur ſo weit in Betracht, als es ihm zur Verwirklichung ſeiner Entwürfe, die im Geiſte des Vaters auf eine das Papſttum entwaffnende kaiſerliche Weltherrſchaft gerichtet waren, zu helfen geeignet ſchien, und ſank dadurch zu einem des eigenen Rechtes entbehrenden Nebenlande ſeines italieniſchen Hauptreiches herab.

Widerſtand regte ſich nirgends mehr, als Friedrich nach der Aachener Krönung auch von dem bisher zu den Welfen haltenden Köln aufgenommen worden war. Otto IV. ſaß grollend in ſeinem Erbe, von den Seinen mit dem leeren Königstitel geehrt; er ſcheint bereits vergeſſen geweſen zu ſein, als er am 10. Mai 1218 auf der Harzburg ſtarb. Nun lieferte ſein Bruder, Pfalzgraf Heinrich, die Reichskleinodien an Friedrich aus und leiſtete ihm die Huldigung. Die letzte Erinnerung an den Thronſtreit war damit getilgt. Doch hatte Deutſchland davon wenig Gewinn. Denn eben damals vollzog ſich, von Friedrich begünſtigt, eine Wandelung ſeiner inneren Verhältniſſe, die es mehr und mehr der Vielteilung und Kleinſtaaterei entgegentrieb. An eine Dauer des guten Verhältniſſes zur römiſchen Kurie hat Friedrich keinen Augenblick geglaubt; ſie war mit ſeinen Plänen unvereinbar. Gingen dieſe doch zunächſt auf Erneuerung der für das Papſttum unerträglichen Union der deutſchen und der ſiziliſchen Krone; immer offener trat er damit hervor: 1216 machte er ſeinen Sohn, den kleinen König Heinrich, zum Herzog von Schwaben und erhob ihn weiter zum Regenten von Burgund. Gegen die drohende

Einſprache Roms einen Rückhalt zu gewinnen, gewährte er den Biſchöfen den Verzicht auf das Spolienrecht und beſtätigte den Laienfürſten die Rechte, die ſie während des Thronſtreites auf Koſten des Königtums ſich angemaßt hatten. Freier noch trat er mit ſeinen Abſichten hervor, als ihn der Tod Innocenz' III. am 16. Juli 1216 von jeder Verpflichtung zu löſen ſchien, jedenfalls für den Fall des Konfliktes von einem genialen Gegner befreite. Denn der neue Papſt Honorius III. (1216—27), wenn er auch die Bahnen ſeines Vorgängers verfolgte, war doch nicht entfernt von dem gleichen Scharfblick und der gleichen zielbewußten Energie: in ſeiner milden und friedfertigen Geſinnung vertraute er gern den beſchwichtigenden und hinhaltenden Reden, mit denen der König ſeine Beſorgniſſe zu zerſtreuen wußte. Geſchickt benutzte Friedrich dabei des Papſtes Eifer für die Rettung des heiligen Landes: Honorius hatte bereits König Andreas II. von Ungarn nach dem Orient zu gehen beſtimmt und bot nun alles auf, um das Abendland noch einmal zu einem Angriff auf Ägypten zu waffnen, der zunächſt Damiette in die Gewalt der Chriſten bringen ſollte. Indem er ſich der Kirche in anderen Dingen dienſtwillig und ergeben zeigte, namentlich die Freiheiten des Klerus erweiterte und ihr den weltlichen Arm zur Verfolgung der Ketzer lieh, gab er ſich mit Erfolg den Anſchein, als ob es nur von ihr abhinge, das bei ſeiner erſten Krönung abgelegte Kreuzzugsgelübde erfüllt und ſeine ganze Macht in den Dienſt von Honorius' III. Lieblingsidee geſtellt zu ſehen. Alle Schwierigkeiten zu beſeitigen, ſagte der Papſt Friedrich auch noch die Kaiſerkrönung zu und vollzog ſie am 22. November 1221, ohne dadurch für den Augenblick mehr zu erreichen, als daß der nunmehrige Kaiſer das frühere Gelöbnis feierlicher wiederholte.

Bulle von Papſt Honorius III.

Links St. Paulus, rechts St. Petrus; als ſolche durch die Überſchriften erklärt. (Ann. arch.)

Um dieſe Verpflichtung Friedrichs II. zum Kreuzzuge dreht ſich während der nächſten Jahre ſein geſamtes Verhältnis zu Papſt und Kirche, nicht als ob ſeine Ordnung wirklich davon abgehangen hätte, ſondern nur inſofern, als der Kaiſer durch ſeinen Kreuzfahrereid — ganz ähnlich wie es einſt ſein Vater zu Bari gethan hatte (S. 515) — den Papſt fürs erſte entwaffnete und an einer ernſten Bekämpfung ſeiner die Kirche bedrohenden Politik hinderte. Den erneuten Mahnungen Honorius' III., der das ruhmreich begonnene Unternehmen von Damiette jämmerlich ſcheitern ſehen mußte, ſetzte er immer neue Entſchuldigungen entgegen. Endlos ſchleppen ſich die immer wieder aufgenommenen Verhandlungen über den endlichen Antritt des Kreuzzuges hin, wiederholte Kongreſſe führen zu neuen Abkommen, die nachher ſämtlich unausgeführt bleiben. Auch als Friedrich, durch den Tod Konſtanzens von Aragonien verwitwet, auf Anlaß Hermanns von Salza, des in ſeinem Rate beſonders an-

geſehenen und ihm innig vertrauten Meiſters des Deutſchen Ordens, ſich mit der Tochter Johanns von Brienne vermählte, der damals den Titel eines Königs von Jeruſalem führte, um ſich ein Anrecht auf die Krone des heiligen Landes zu erwerben, wurde die Ausführung des Unternehmens nicht beſchleunigt, ſo daß Honorius III. endlich ungeduldiger zu drängen anfing und das künſt-

Franz von Aſſiſi predigt vor Papſt Honorius III.
Freſko von Giotto di Bondone (1276—1336) in der Kirche zu Aſſiſi. (Nach Photographie.)

lich gewobene Netz der kaiſerlichen Zögerungspolitik zu zerreißen drohte. So kam es im Juli 1225 in San Germano zu einem Vertrage, durch den Friedrich ſich verpflichtete, den Kreuzzug binnen längſtens zwei Jahren anzutreten; geſchähe es nicht, ſo ſollte er ohne weiteres dem Banne verfallen ſein. Aber auch dieſem Pakte wußte die überlegene diplomatiſche Kunſt Friedrichs neue Vorteile abzugewinnen, indem er es gewiſſermaßen als die Pflicht der Kirche

darſtellte, ihm zur Beſeitigung der Hinderniſſe zu helfen, welche die Zuſtände ſeines Reiches dem Kreuzzuge angeblich entgegenſtellten. Dabei handelte es ſich nicht bloß um die von ihm betriebene Herſtellung einer ſtraff monarchiſchen, abſolutiſtiſch und büreaukratiſch zentraliſierten Reichsordnung in Sizilien, welche die reichen Mittel des Landes in einer mit der päpſtlichen Lehenshoheit füglich nicht vereinbaren Weiſe bedingungslos zu ſeiner Verfügung ſtellte, ſondern namentlich um die Unterwerfung der lombardiſchen Städte. Zu dieſer ſollte ihm im Intereſſe des Kreuzzuges die Kirche mit ihrer Autorität helfen. Dieſe ebenſo kühne wie verſchlagene Politik, die Honorius' III. frommer Eifer und gütiges Wohlwollen nicht durchſchauten, gelang zunächſt ganz nach Wunſch. Denn als die lombardiſchen Städte die ihre Freiheit bedrohenden Forderungen, die Friedrich Oſtern 1226 auf einem Reichstage zu Cremona erhob, unter Mailands Leitung mit der Erneuerung des lombardiſchen Bundes beantworteten, Friedrich aber ſie darauf ächtete und den Konſtanzer Frieden für verwirkt erklärte, da trat Honorius III. mit aller Entſchiedenheit für den Kaiſer ein und ließ durch ſeine Bevollmächtigten die Städte bannen, weil ſie durch ihren Ungehorſam den zur Rettung des heiligen Landes eilenden Kaiſer aufzuhalten und der geſamten Chriſtenheit ſchweren Anſtoß zu geben drohten. So ſtanden, im Widerſpruch mit der Vergangenheit aller Beteiligten, Papſt und Kirche als Verbündete den Lombarden gegenüber, und durch die überlegene Diplomatie des Kaiſers irregeleitet, bekämpfte die Kirche ihre beſten, bewährteſten Bundesgenoſſinnen, denen ſie in mehr als einer ſchweren Kriſis ihre Rettung zu danken gehabt hatte. Die Allianz war durchaus unnatürlich: unter dem Scheine einträchtigen Zuſammenwirkens verfolgten beide Teile völlig verſchiedene Ziele. Nur die Langmut und Milde Honorius' III. ſchoben den drohenden Bruch immer wieder hinaus: der Wechſel im Pontifikat machte das widerſpruchsvolle Verhältnis ſofort unhaltbar.

Die zweijährige Friſt, die der Vertrag von San Germano dem Kaiſer für den Antritt des Kreuzzuges gewährt hatte, ging ihrem Ende entgegen, als Honorius III. am 18. März 1227 ſtarb. Sein Nachfolger, der trotz hohen Alters jugendlich thatkräftige und zäh ausdauernde Kardinal Ugolino Conti, nahm als Gregor IX. (1227—41) ſofort eine veränderte Haltung an, entſchloſſen alles das, was den Kaiſer wirklich an der Erfüllung ſeines Gelübdes hindern konnte, mit rückſichtsloſer Energie aus dem Wege zu räumen, anderſeits aber auch keinen Vorwand und keine Ausflucht mehr zu dulden. So zwang er zunächſt die lombardiſchen Städte zur Niederlegung der Waffen. Wirklich ſammelte der Kaiſer nun das Heer zum Kreuzzug in Brindiſi; aus Deutſchland und Italien, Frankreich und der Lombardei ſtrömten die Teilnehmer herbei. Anfang September, als ſich im Lager bereits eine bedenkliche Krankheit zeigte, ſchiffte man ſich ein. Der Kaiſer ſelbſt, der von dem neuen Papſte ungewöhnlich ſtrenge Worte zu hören bekam, namentlich auch wegen ſeines leichtfertigen Wandels, trat am 8. September 1227 gemeinſam mit Landgraf Ludwig II. von Thüringen die Reiſe an: da ergriff ihn ein

heftiges Fieber und nach einigen Tagen mußte er in Otranto wieder ans Land gehen. Daß die Krankheit nicht, wie die zornig ausbrechenden Gegner behaupteten, bloß vorgegeben war, zeigte doch wohl der Tod des thüringischen Landgrafen; auch sonst spricht alles dafür, daß der Kaiser damals sein Gelübde ernstlich erfüllen wollte: abgesehen von den augenblicklich besonders günstigen und einen leichten Erfolg verheißenden Umständen mußte ihm alles daran liegen, sich die Freiheit des Handelns zurückzugewinnen, die er durch jenen Eid verloren hatte. Gregor IX. bemächtigte sich der dadurch geschaffenen Lage mit einem Eifer, der gegen die Aufrichtigkeit seiner Motive Bedenken erwecken konnte. Er schien froh, einen stichhaltigen Grund zu rücksichtslosem Vorgehen gegen den Kaiser gefunden zu haben, und in dem eidbrüchigen Kreuzfahrer den Erneuerer der für das Papsttum unerträglichen staufischen Herrschaft in Deutschland und Sizilien zu treffen. Am 29. September 1227, unmittelbar nach der Meldung von des Kaisers Ausschiffung in Otranto, ohne weitere Erklärungen abzuwarten und auf die Rechtfertigungsversuche Friedrichs einzugehen, sprach er den Bann gegen ihn aus.

Wenn auch lange nicht so schwer bedrängt, so war die Lage Friedrichs II. nun doch der Heinrichs IV. vor dem Tage von Canossa einigermaßen ähnlich. Auch für ihn galt es dem Papste die Waffe schleunigst zu entwinden, die ihn angeblich nur kirchlich züchtigen sollte, in Wahrheit aber seine ganze politische Stellung schwer bedrohte. Der Bann erlaubte den Lombarden neuen Aufruhr und gab den deutschen Gegnern der staufischen Herrschaft ein Recht sich ihr zu entziehen; er gab der Kurie die erwünschte Möglichkeit, ohne ihre politischen Motive und Ziele einzugestehen, einen Kampf gegen ihn zu beginnen, der alle Errungenschaften der letzten Jahrzehnte in Frage stellte. So schwierig unter solchen Umständen die Ausführung eines Unternehmens war, zu dessen Gelingen die Mitwirkung der Kirche kaum zu entbehren war, so konnte doch allein die Unterwerfung unter den Spruch der höchsten kirchlichen Autorität, also die Erfüllung des Kreuzzugsgelübdes, schnell eine Besserung seiner Lage bewirken, wenn auch nur insofern, als die Kurie, wenn sie ihre Entwürfe durchkreuzt sah, die Maske fallen ließ und mit ihren wahren Absichten hervortrat. Denn daß nicht der Kreuzzug allein in Frage stehe, lehrten die leidenschaftlichen Ergüsse, in denen Gregor IX. der Christenheit den gegen Friedrich geschleuderten Bann bekannt machte und durch Scharen in Italien streifender Bettelmönche verbreiten ließ. Friedrich antwortete demgemäß: im Gegensatz zu dem trügerischen Frieden der letzten Jahre kam nun mit rückhaltsloser Heftigkeit der prinzipielle Gegensatz zum Ausdruck, der zwischen Papsttum und Kaisertum bestand. Offen bezichtigte Friedrich seinen Gegner frevelhafter Tyrannei: den König von England und den Grafen Raimund von Toulouse, den Beschützer der südfranzösischen Waldenser, habe er um Land und Leute gebracht und zu Knechten S. Peters gemacht, nun wolle er allen anderen Fürsten das gleiche Schicksal bereiten. Noch niemals war das weltliche Machtstreben des Papsttums in so unverhüllten Worten vor der gesamten

Chriſtenheit gebrandmarkt worden. Des Bannes achtete Friedrich nicht: er zwang die Geiſtlichen, wo er erſchien, den Kultus nicht einzuſtellen und in ſeiner Gegenwart den Gottesdienſt zu halten. Auch war die Welt doch nicht blind genug, um ſich durch die zornigen Reden des Papſtes und ſeiner Sendlinge über die wahre Natur des päpſtlichen Angriffs auf den Kaiſer täuſchen zu laſſen. Weithin nahm man für Friedrich Partei, und deſſen Lage geſtaltete ſich vollends günſtig, als Oſtern 1228 Gregor IX. durch einen Aufſtand der Römer nach Viterbo zu fliehen genötigt wurde. Allgemeine Sympathieen aber mußte es dem Kaiſer erwerben, daß er trotz alledem in der Sache, die äußerlich den Anſtoß zu dem Konflikt gegeben hatte und ihn im Unrecht erſcheinen ließ, ſich als gehorſamen Sohn der Kirche zeigte und ſeine Verſäumnis gut zu machen eilte.

Im Juni 1228 trat er die Fahrt nach Paläſtina an, die Rechte zur Anerkennung zu bringen, die ihm und ſeinem zweiten Sohn Konrad, bei deſſen Geburt Jolanthe von Brienne unlängſt geſtorben war, auf die Krone von Jeruſalem zuſtanden. Trotz der andauernden Feindſchaft der Kirche, die ihn auf Schritt und Tritt zu hindern trachtete und durch die verräteriſchen Umtriebe namentlich der Tempelherren, die ihn gar in die Hände der Ungläubigen zu bringen verſuchten, gelang es ihm, unter Beirat des klugen Hermann von Salza, durch ſein ebenſo mildes und verſöhnliches wie energiſches Auftreten alle Schwierigkeiten zu überwinden, mit dem Sultan Alkamel einen Vertrag zu vereinbaren, der die heiligen Orte nebſt einer ſicheren Straße zur Küſte den Chriſten ſicherte, alſo mehr gewährte, als alle Kreuzzüge der letzten Menſchenalter geleiſtet hatten, und ſich dann auf Grund ſeines Erbrechts in der Heiligengrabeskirche zum König von Jeruſalem krönen zu laſſen, ohne daß das Eifern, Schmähen und Schelten der Bettelmönche und des fanatiſierten paläſtiniſchen Klerus ihm Einhalt zu thun vermocht hätte. Vollends auf ſeine Seite gebracht aber wurde politiſch und moraliſch der Vorteil, als die Chriſtenheit vernehmen mußte, daß, während er das heilige Land befreite, die päpſtlichen Heere unter Führung ſeines unzuverläſſigen Schwiegervaters Johann von Brienne, der nun ſelbſt Anſprüche auf die Krone von Jeruſalem erhob, in ſein italiſches Erbland eingefallen ſeien. Jeder Zweifel über Charakter und Wert des päpſtlichen Einſchreitens gegen ihn war damit beſeitigt: nur weltliche Motive hatten den Bann veranlaßt, und der Eifer für das heilige Land war nur ein trügeriſcher Vorwand geweſen.

Aber die Dinge waren doch noch nicht ſo reif, wie Gregor IX. geglaubt hatte, und ſo leicht ließen ſich die Folgen nicht wieder beſeitigen, die Honorius' III. Schwäche für die Stellung des Papſttums dem hochſtrebenden Stauſer gegenüber gehabt hatte. Heim eilend erſchien Friedrich, den Gegner überraſchend, in Italien, befreite Apulien von der päpſtlichen Invaſion und drang in den Kirchenſtaat ein. Da entſchloß ſich Gregor IX. zum Frieden, nicht als ob er auf die Verfolgung ſeiner zu unrechter Zeit enthüllten Pläne verzichtet hätte, ſondern mit dem ſtillſchweigenden Vorbehalt, unter günſtigen Umſtänden darauf

zurückzukommen. Auch dem Kaiser, so wenig er sich über die Unvermeidlichkeit des Entscheidungskampfes mit Rom täuschen konnte, war eine Zeit des Stillstandes zum Sammeln und Organisieren seiner Kräfte genehm. So kam unter Vermittelung Hermanns von Salza und Leopolds von Österreich am 23. Juli 1230 der Friede von San Germano zu stande, der eine Lösung des großen Konflikts natürlich nicht brachte, sondern nur Nebenpunkte erledigte, indem er Friedrich die Lösung vom Bann, Gregor IX. die Bestätigung des Kirchenstaates und der päpstlichen Rechte in Sizilien gewährte. Eine persönliche Begegnung zwischen den beiden Häuptern der Christenheit in Anagni, der allein der hochangesehene und wiederum als Vermittler bewährte Meister des Deutschen Ordens beiwohnte, sollte die alte Feindschaft vollends begraben helfen, während es sich nach Lage der Dinge doch immer nur um einen Stillstand handelte.

Fünf Jahre hat derselbe gedauert, eine Zeit des Glückes und des Glanzes für den Kaiser, welche, wenn auch nicht ganz ohne trübe Zwischenfälle und Vorboten künftigen Unheils, ihm eine Reihe von großen Erfolgen gewährte und die Zuversicht auf künftige Verwirklichung seiner hochfliegenden Pläne steigern konnte. Diese entsprangen der seine ganze Seele erfüllenden Kaiseridee, in deren Gestaltung und Ausbildung Friedrich an Heinrich VI. anknüpfte, dem Vater überlegen an politischer Einsicht, an Klarheit und Konsequenz und namentlich an Gewandtheit und zugleich Entschlossenheit in der Wahl der Mittel. Auch für ihn war das Fundament für den Aufbau der Weltherrschaft die Union Italiens und Deutschlands, so daß ersteres das Hauptland war, von dem aus der den Staufern unterthänige Erdkreis regiert werden sollte. Insbesondere galt es, in seinem sizilischen Erbreich eine Ordnung zu schaffen, welche ihm die uneingeschränkte Verfügung über dessen reiche Mittel, eine absolute Herrschaft sicherte, auf die gestützt er dann erst die Umgestaltung des zersplitterten Deutschen Reiches in gerade entgegengesetzter Richtung anbahnen konnte.

Damals entstand die berühmte Organisation der sizilischen Verwaltung, die in der Blütezeit des mittelalterlichen Lehnswesens das vollendete Musterbild einer büreaukratisch regierten absoluten Monarchie verwirklichte. Friedrich erscheint darin durchaus als Normanne: die Regierungen seines Vaters und seines Gegners Tankred waren für ihn Episoden, die er als nicht gewesen überging, um unmittelbar an den letzten echten nationalen Herrscher, Wilhelm II., anzuknüpfen, unter Beseitigung natürlich der Mißstände, welche durch die Entwickelung gewisser orientalischer Elemente eingetreten waren und vielfach an Harems- und Günstlingswirtschaft gestreift hatten. Diese Ordnung widersprach allem, was die Kirche der Zeit in Bezug auf die staatliche Organisation vorschrieb, und ließ für die von ihr erhobenen Ansprüche keinen Raum. Deshalb mahnte Gregor IX. auch ab und suchte das große Gesetzbuch, das Friedrich 1231 veröffentlichte und nachmals mehrfach ergänzte, als vom kirchlichen Standpunkte aus verwerflich wiederum zu beseitigen. Aber der Kaiser so wenig

wie sein vornehmster Mitarbeiter bei dem großen Werk, Erzbischof Jakob von Kapua, neben dem vermutlich auch der Großjustitiar Peter von Vinea daran beteiligt war, ließen sich durch die päpstliche Einsprache aufhalten, sondern schufen einen strengen Beamtenstaat, der schon dadurch gegen alle mittelalterlichen Anschauungen verstieß, daß er das Amt nicht als Lehen ansah und behandelte, sondern in streng büreaukratischer Organisation die Stufenfolge der Ämter feststellte und innerhalb derselben die Befugnisse jedes einzelnen peinlich genau umgrenzte, auch durch ein nahezu chikanöses System mißtrauischer Kontrolle und polizeilicher Präventivmaßregeln von den Beamten die furchtsamste Pflichterfüllung erzwingen wollte. Dabei fehlte es aber an der nötigen Scheidung zwischen administrativen, militärischen und richterlichen Befugnissen, die vielfach in denselben Personen vereinigt waren, so daß bei aller Ordnung und Pünktlichkeit doch der Zug autokratischer Despotie und willkürlicher Kabinettsregierung vorwaltete und die Quelle schwer empfundener Bedrückungen wurde. An der Spitze der Beamtenhierarchie nämlich stand der Großjustitiar als Präsident des Kollegiums der vier Großhofrichter, dessen Spruch Kompetenzkonflikte, Majestätsverbrechen und Fragen der höheren Lehen unterstanden, sowie die Urteile in letzter Instanz gebührten. Von ihm hingen ab die Beamten der neun Provinzen des Reiches, der Justitiar, der nicht bloß die Rechtsprechung in Kriminalfällen und minder wichtigen Lehnsrechtsfragen sowie die Voruntersuchung gegen die von dem Großhofjustitiar abzuurteilenden Barone zu führen hatte, sondern auch das Heeresaufgebot erließ und die Steuern ausschrieb, und der Kämmerer, der in der Rechtspflege die dem Ortsrichter übergeordnete Instanz bildete und dann das Finanzwesen seiner Provinz zu leiten hatte. Überhaupt wurde die finanzielle Seite der Verwaltung stark betont, so daß dieselbe einen ausgesprochen fiskalischen Charakter erhielt, der von Land und Leuten je länger je schwerer empfunden wurde. Denn reiche Einnahmequellen zu schaffen war Friedrich namentlich bemüht: daher die üppige Ausbildung der staatlichen Handelsmonopole, die für Getreide, Salz, Eisen, Kupfer und rohe Seide galten, der Zolleinrichtungen und der Steuerverfassung. Dazu waren die neun Provinzen in fünf Finanzkreise zusammengefaßt, deren jeder seine eigene Kasse hatte, auf die alle Barzahlungen angewiesen und in die alle Einnahmen abgeführt wurden. Die Leistungsfähigkeit des Landes ist durch diese Organisation auf das äußerste angespannt, aber auch schnell erschöpft

Münzen von Kaiser Friedrich II.
(Nach Seroux d'Agincourt.)

Transkription

zu dem Fakſimile der Ketzerordnung Kaiſer Friedrichs II., 1232.

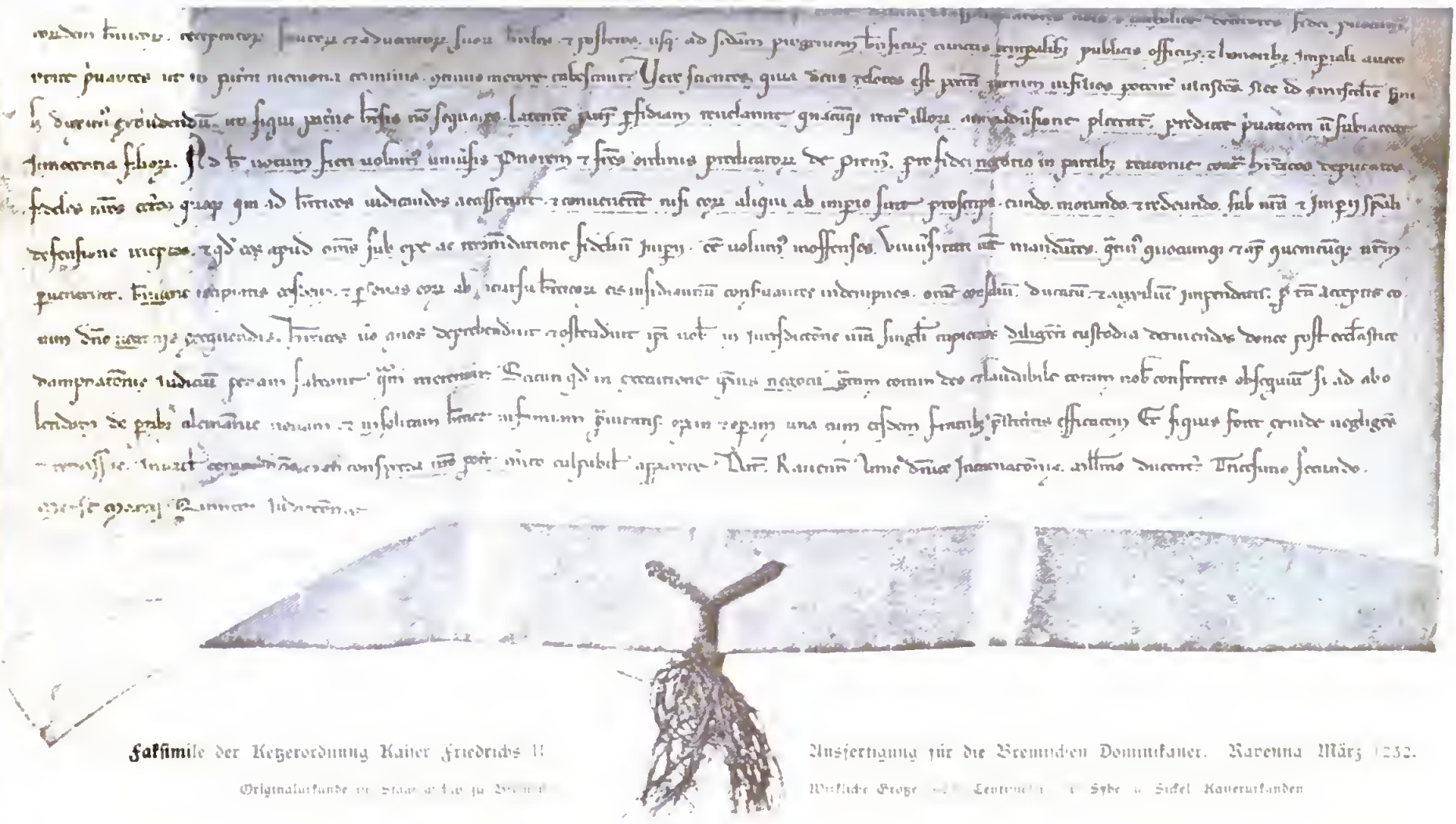
Fridericus Dei gratia Romanorum imperator et semper augustus, Jerusalem at Sicilie rex Dilectis principibus suis, venerabilibus archiepiscopis, episcopis aliisque prelatis ecclesiarum, ducibus, marchionibus, comitibus, baronibus, scuitetis, burggreviis, advocatis, jndicibus, ministerialibus, officialibus et nniversis per totum imperium constitutis presentes iitteras inspecturis, fideiibus suis gratiam suam et omne bonum. Commissi nobis ceiitus cura regiminis et imperialis cui dante domino presidemus fastigium dignitatis, materialem quo divisim a sacerdotio fungimur gladium adversus hostes fidei et in exterminium heretice previtatis exigunt exerendum, ut vipereos perfidie filios contra dominum et ecclesiam insuitantes tamquam materni uteri corrosores in judicio at justitia persequamur, maleficos vivere non passuri, per quorum scientiam seductricem mundus inficitur et gregi fidelium per oves bas morbidas gravior infligitur corruptela. Statuimue ltaque sanctientes, ut heretici, qnocumque nomine censeantur, ubicnmqoe per imperium ab ecclesia dampnati fuerint et secularl jndicio assigneti, animadversione debite puniantur. Si qui vero de predictis postquam fuerint deprebensi, territi metu mortis redire voiuerint ad fidei unitatam, juxta canonicas sanctiones ad egendam penltentiam in perpetuum carcerem retrudantur. Preterea quicnmque beretici reperti fuerint in civitatibus, oppidie eeu locis aiils imperii per inquisitores ab apostolica sede datos et alios ortbodoxe fidei selatores, hii qui iurisdictionam ibidem babuerint, ad inquisitorum et allorum catbolicorum virorum insinuationem eos capere teneantur et captos artins custodire, donec par censuram ecclesiasticam condempnatos dampnabiii morte perimant, qui fidei et vite sacramenta dampnabunt. Simili quoque pena plecti censemus omnes, quos ad fovendum bereticorum errorem cellldi bostis astutia snscitet advocatos et parat iliicitos defensores, maxime cum facinus quos inquinat equet, nisi monitione premisse destiterint et eorum vite duxerint consuiendum. Eos preterea, qui convicti in uno loco de beresi ad alia loca se transferunt, nt cautius possint effundere virus heretica previtatis, debitam vindictam subira censemus. Ubi super hoc per viros ab eodem arrore conversos ad fidem necnon allos, qui sos da heresi convicerunt, qnod in hoc casu licite concedimus faciendum, evidens testimonlnm habeatur. Item mortis sententie duximus adicendos, si quos bereticorum ad iudicium tractos in extremo vite paricuio heresim abiurantes postmodum de falso juramento constiterit et fide mentita convinci ac eos contigerit eiusdem morbi spontaneam lncurrere recidivam, ut sibi dampnabiiius iniquitas sit mentita et penam debitam mendacium non evadat. Omne insuper proclamationis et appeiiationis benefidum ab hereticis receptatoribus et feutoribus eorundem penitus emovemus volentes, ut dn finibus Aiemannie, in quibus samper extitit fida fides, beretice labis genimine modis omnibus daleantur. Ceternm quia quanto maiora divino nutu miseretionis accepimus et altiorem iocum pre filiis hominum optinemus, tanto devotiore dnbemus obsequla gratitudinis confereuti. Si quando lgitur in nostri maledicos nominis nostri cniminis excandescat auctoritas, si lese maiestatis reos in personis eorum et suorum iiberorum exharedetione dampnamus, multo dignius iustinaqne contra divini blasphemetores nominis et catholice detrectatores fidei provocamus eorundem bereticorum receptatorum, feutorum et advocatorum suorum beredes et posteros usque ad secundam progeniem beneficiis cunctis temporalibus, publicis officils et honoribus imperiali auctoritate privantes, ut in paterni memoria criminis continuo merore tabescant. Vere scientes, quia Deus selotes est peccata patrum in fiiios potenter uiciscens, nec id a misericordie finibus duximus excludendum, ut si qoi paterne beresis non sequaces latentem patrum perfidiam revelarint, qoacnmque reatus illorum animadversione plectatur predicta privatinei non subiaceat innocentia fiiiorum. Ad hoc notum fieri voiumus universis, priorum et fretres ordinis predicatorum de Prem. pro fidei negotio in partibus Teutonie contra hereticos deputatos, fidelas nostros, ceteros quoque qui ad hereticos iudicandos accesserint et convenerint, nisi eorum aliqui ab imperio sint proscripti, eundo, morando et redaundo sub nostra nt imperii speciali defensione receptos at qnod eis apud omnes sub ope ac recommendatione fidelium imperii essa voiumus inoffensos, universitati vestre mandantes, quatinus quocumque et apud qnemcumque vestrum pervenerint, benigne recipiatis eosdem et personas eorum ab incursn heretlcorum eis insidiantium conservantes indempnes, omna consilium, ducatum et auxiiium impendatis pro tam ecceptis eorum domino negociis exequendi, bereticos vero, quos deprehenderint et ostenderint ipsi vobis in iurisdictione vestra, singulari capientes diiigentia custodia detinendos, donec post ecclesiastice dampnationis indicinm penam subeant, quam merentur, sciturl quod in executione ipsius negocii gratiam coram Deo et laudabilo coram nobis conferetis obsequium, si ad aboiendam de partibus Aiemannie novam nt insoiitam beretica infamiam previtatis opem et operam una cum eisdem fratrlbus prestiteritis efficacem. Et sl quis foret exinde negligens et remissus, inutiiis coram domino et in conspectu nostro poterit merito culpabiiis epperere. Datum Revenne. Anno domini incarnationis miliesimo ducentesimo tricesimo secundo. Mense Martii. Quinte Indictionis.

Ueberſetzung

zu dem Fakſimile der Ketzerordnung Kaiſer Friedrichs II., 1232.

Friedrich, von Gottes Gnaden Kaiſer der Römer und allzeit Mehrer (des Reiches), König von Jeruſalem und Sizilien, ſeinen geliebten Fürſten, den ehrwürdigen Erzbiſchöfen, Biſchöfen und anderen Prälaten der Kirchen, den Herzögen, Markgrafen, Baronen, Schultheißen, Burggrafen, Vögten, Richtern, Miniſterialen und Beamten und allen im ganzen Reich, die gegenwärtiges Schreiben ſehen, ſeinen Getreuen Gnade und alles Gute. Die Sorge für die uns vom Himmel aufgetragene Königsherrſchaft und die Hoheit der uns von dem Herrn verliehenen kaiſerlichen Würde gebieten uns das weltliche Schwert, das wir getrennt von dem Prieſtertum führen, gegen die Feinde des Glaubens und zur Ausrottung ketzeriſcher Schlechtigkeit zu ziehen, damit wir die Schlangenſöhne des Unglaubens, die den Herrn und die Kirche beleidigen wie Entweiher des eigenen Mutterleibes, mit gerechtem Urteil verfolgen und die Böſewichter nicht irden laſſen, durch deren verführeriſche Wiſſenſchaft die Welt vergiftet und die Herde der Gläubigen durch dieſe räudigen Schafe angeſteckt wird. Wir beſtimmen daher, daß Ketzer, wie ſie auch immer benannt ſein mögen, wo irgend im Reich ſie von der Kirche verdammt und dem weltlichen Gericht überwieſen ſind, mit der gebührenden Strafe belegt werden. Wenn aber von den Genannten welche nach ihrer Ergreifung aus Furcht vor dem Tode zu der Glaubenseinheit zurückkehren wollen, ſo ſollen ſie den kanoniſchen Satzungen gemäß, um Buße zu thun, zu lebenslänglicher Haft eingeſchloſſen werden. Ferner ſollen, wenn Ketzer in Städten, Flecken oder anderen Orten des Reiches durch die vom apoſtoliſchen Stuhle beſtellten Inquiſitaren und andere Eiferer für den rechten Glauben aufgefunden ſind, diejenigen, welche daſelbſt die Gerichtsbarkeit haben, auf Anzeige der Inquiſitoren und andrer katholiſcher Männer gehalten ſein dieſelben gefangen zu nehmen und ſtreng in Haft zu halten, bis ſie dieſelben, durch kirchlichen Spruch verurteilt, dem Tode der Verworfenen überliefern als ſolche, welche ihrerſeits die Sakramente des Glaubens und des Lebens verwarfen. Gleiche Strafe, meinen wir, muß alle diejenigen treffen, welche die Verſchlagenheit des argliſtigen Feindes zum Schutz ketzeriſcher Irrtümer anſtiftet und zu unverminderter Verteidigung derſelben beſtimmt, zumal da ſie bei ſie beſudelnden That gleichkommt, wenn ſie nicht auf vorherige Ermahnung abgeſtanden und ihr Leben zu retten beſchloſſen haben. Ferner ſollen diejenigen, welche, um einem Orte der Ketzerei überführt, ſich nach anderen Orten begeben, um ungeſtört das Gift ketzeriſcher Verderbtheit auszuſprengen, die gebührende Strafe erleiden, wenn hierüber von Leuten, die nun demſelben Irrtum bekehrt ſind, aber auch von ſolchen, welche ſie der Ketzerei überführen, was wir in dieſem Falle für erlaubt erklären, ein beſtimmtes Zeugnis vorliegt. Dem Tode verfallen erklären wir dann diejenigen Ketzer, welche vor Gericht gezogen in Gefahr des Lebens die Ketzerei abſchwören, dann aber des Meineides und der Lüge in betreff des Glaubens überführt freiwillig rückfällig in dieſelbe Krankheit geraten, auf daß die Ungerechtigkeit recht zu eigener Verdammnis gelogen habe und die Lüge der gebührenden Strafe nicht entgehen möge. Obendrein entziehen wir jegliche Wohlthat des Aufrufs und der Appellation den Schützern und Begünſtigern der Ketzer, da wir willens ſind aus den Grenzen Deutſchlands, wo der Glaube immer rein geweſen iſt, die Keime des ketzeriſchen Unkrauts auf alle Weiſe auszutilgen. Weil wir aber im übrigen vom Himmel ſoviel Barmherzigkeit erfuhren haben und hoch über die Menſchenkinder geſtellt ſind, ſollen wir zum Dank dem, der uns das verliehen hat, um ſo demütiger Gehorſam leiſten. Da wir nun, wenn unſer erhabener Zorn gegen die, welche unſern Namen geſchmäht haben, entbrennt, die der Majeſtätsbeleidigung Schuldigen in ihren Perſonen und ihre Kinder zur Enterbung verdammen, ſo verfahren wir würdiger noch und viel gerechter gegen die Schmäher des göttlichen Namens und die Verkleinerer des katholiſchen Glaubens, indem wir die Erben und die Nachkommen der Schützer, Begünſtiger und Schirmherrn der Ketzer bis in die zweite Generation aller weltlichen Güter, öffentlichen Ämter und Ehren kraft kaiſerlicher Autorität berauben, auf daß ſie in Erinnerung an das Verbrechen des Vaters in dauernder Trauer dahinſchwinden. In Wahrheit wiſſend, daß Gott ein eifriger Gott iſt, der die Sünden der Väter an den Söhnen gewaltig heimſucht, haben wir auch das dem Anfang unſerer Barmherzigkeit nicht entziehen zu müſſen gemeint, daß diejenigen Söhne, welche ohne die väterliche Ketzerei zu teilen den heimlichen Unglauben des Vaters enthüllen, wie ihre Schuld auch beſtraft werden möge, als unſchuldig der vorerwähnten Verordnung nicht unterliegen ſollen. Dazu wollen wir, daß allen bekannt werde, daß wir den Prior und die Brüder des Predigerordens von Bremen, die in Glaubensſachen gegen die Ketzer Bevollmächtigten für Deutſchland, unſere Getreuen, und auch die übrigen, welche zur Aburteilung von Ketzern gehen und zuſammenkommen, mit Ausnahme der etwa von dem Reiche Geächteten, im Hingehen, Verweilen und Zurückkehren unter unſern und des Reiches beſondern Schutz nehmen und daß es unſer Wille iſt, daß ſie überall unter dem Schutze und dem Schirm der Getreuen des Reiches unbehelligt ſein ſollen, indem wir euch allen anbefehlen, daß ihr ſie, von wo und zu wem immer ſie kommen mögen, freundlich aufnehmet und ihre Perſonen vor den Angriffen der ihnen auflauernden Ketzer unbeſchädigt bewahret, ihnen Geleit und Hilfe gewähret für die Verrichtung dem Herrn ſo wohlgefälliger Geſchäfte, die Ketzer aber, welche ſie ergreifen oder euch anzeigen in dem Bezirk eurer Gerichtsbarkeit, ergreifet und mit beſonderem Fleiß feſthaltet, bis ſie nach dem kirchlichen Verdammungsurteil die verdiente Strafe erleiden, indem ihr wiſſet, daß ihr in Vollſtreckung dieſes Geſchäftes Gnade bei Gott erwerbet und löblichen Gehorſam vor uns erweiſt, wenn ihr zur Vertilgung der neuen und ungewohnten Schande der Ketzerei zugleich mit eben jenen Brüdern thatkräftig Hilfe leiſtet, und daß wer ſich darin nachläſſig und ſaumſelig zeigt, vor Gott und vor unſeren Augen mit Recht ſchuldig erſcheinen kann. Gegeben zu Ravenna. Im Jahre der Fleiſchwerdung des Herrn 1232 im Monat März. In der fünften Indiktion.

FRederic dei gra Romanor Imperator ⁊ Semp Augustꝰ Jerlm ⁊ Sicil Rex. Dilectis ꝑncipibꝫ suis ⁊ venrabilibꝫ fidelibꝫ suis. Archiep. Epis. Dilectis ꝑncipibꝫ eccliar Ducibꝫ quarterioribꝫ Comitibꝫ Baronibꝫ. Baillivis Burgensibꝫ. Vicecom. Judicibꝫ. Ministerialibꝫ. Officialibꝫ ⁊ Vniuersis p totum Imperium constitutis ꝑsentes lras inspecturis fidelibꝫ suis gram suam ⁊ omne bonu. Comissi nob alte⁹ aure ingemuit ⁊ Imperat⁹ aut Sancte tue ꝓsidem⁹ hostiu⁹ dignemur mandatis quo diuisim a sacrilego sanguine gladium adiusse hostes fidei ⁊ in ꝑniciosum breue finem exgisse arbitrandum ⁊ ut ingressor ꝑfidie filius pene ⁊ rectum Israel ramꝫ pharisei ueri conuersi in adinuentore ⁊ ultrice gl̃ie ⁊ malefactor uindicte no possint. ꝑ quorum sacrum federis mundi ruinosis ⁊ ingrauescentibus hac morbidas grauer infligitur correcta. Statuim⁹ itaq; sanctorum ut tota gentilitas nomine censeat⁹ ubiuis ꝑ totum ab errore damnari sciant ⁊ sectam fidei assignari. animaduersione debita puniant. Siqui uo de predictis postquam sciuerit ꝓhibiti ꝓtinus recta uia uoluit ad fidei unitate uñ conuentus sanctorum ad gremium priuatꝰ in gremium auctoris reuidit. Preter quicqd breue ꝓsentis scripti ꝑ auctoritate. Oppidis seu locis alijs templ ⁊ inquisitoribꝰ ab ortho fide diuersa. ratio exhibere fidei zelatores hu qui uos fouendum ibidem habuerint. ad inquisitores ⁊ alios catholicos uiros informationē eor atq; retinere ⁊ ꝑpes arctius custodire. donec ꝑ consilium ecclesiastica ademptatis damnabili morte puniatur qui fidei ⁊ uite ꝑniciem damnabat. Simili quoq; pena plectet ⁊ fauor omis. quos ad fouendum breuem errore callide hostis astucia fuscauit. Adiecimus ⁊ pariter illicitos defensores. maxime cum fauor quos inquisitor egerit. nisi mouere fortissa destruere. ecclesiam uere dignitate consulendū. Eos preterea qui ꝑtinet tuo loco de hoc ad illa loca se extendere ut cauti possint effugere qui breue finem debitam iudicia subire consti. Vbi sup hoc ꝑ uros ab eodem errore conuersos ad fidem recta ⁊ alios qui eos de hoc gauerint. qd in hoc cau breue concedim⁹ secundū eadem restringatis solicitudine. Ne uero fauorem diuini adiuandos siquos timore ad ydolum ire in corpo nec pectore hostes abiurantes. possint de falso iuramento constare ⁊ fide uere contemne. ac eos ergo ecclesiam uestra sponsam uniuersi uestrum ut sibi dampnabile inquirat. Ne uero ꝑ ꝑ uestrum ydolum no cuadit. Quare insup prodentia ꝓpositionis hoc uos ab hereticis recipientibꝫ ⁊ fouentibꝫ eosdem penis ꝑ dictis ꝑ uos ꝑ ꝑ ꝑ



Faksimile der Ketzerordnung Kaiser Friedrichs II.

Originalurkunde im [illegible] zu [illegible]

Ausfertigung für die Bremischen Dominikaner. Ravenna März 1232.

Wirkliche Größe [illegible] Centimeter [illegible] Höhe [illegible] Siegel Kaiserurkunden

worden. Namentlich Heer und Flotte kosteten ungeheure Summen. Ersteres, auf dem Lehnsaufgebot beruhend, wurde durch Söldner ergänzt, unter denen die arabischen besonders ausgezeichnet, aber auch strenger Denkenden besonders anstößig waren. In militärischer Hinsicht zerfiel das Reich in zwei Kapitanate, deren jedes drei bis fünf Festungsinspektionen enthielt. Ganz unerträglich wurde der harte Druck dieser streng büreaukratischen Organisation, als nach der Erneuerung des Kampfes mit Rom Friedrich eine noch straffere Zentralisation einführte und im Jahre 1240 die militärische Gewalt allen anderen überordnete, indem er an die Spitze der gesamten Verwaltung den Oberjustitiar und -Kapitän stellte.

Durch diese organisatorische Gesetzgebung von 1231 meinte Friedrich in seinem sizilischen Reiche den unerschütterlichen Rückhalt für die Beherrschung Italiens und die Begründung einer auch das Papsttum niederbeugenden staufischen Weltherrschaft geschaffen zu haben. Überraschend sticht gegen diese straff monarchische Ordnung die Art ab, in der er Deutschland gleichsam sich selbst überließ und seine Umgestaltung zu einem Fürstenbunde begünstigte, dessen Glieder nach unten hin die Machtbefugnisse erwarben, die in Sizilien dem König vorbehalten waren. In Friedrichs II. Politik hat Deutschland keine Rolle gespielt: der Kaiser stand dem Vaterlande seines Geschlechts, in dem er immer ein Fremdling blieb, teilnahmlos gegenüber, und er scheint immer nur das eine Ziel im Auge gehabt zu haben, jede Störung seiner sonstigen Unternehmungen durch deutsche Verwickelungen fern zu halten. Das aber schien am sichersten erreicht zu werden, wenn er die nun einmal im Zuge befindliche Ausbildung der fürstlichen Landeshoheit nicht bloß ungehindert fortschreiten ließ, sondern, um sich die Fürsten persönlich zu verbinden, nach Kräften begünstigte. So lebten sich Deutschland und Italien, obgleich unter demselben Herrscher, doch mehr und mehr auseinander und traten schließlich in einen Gegensatz, der auf die gesamte Stellung Friedrichs mit Notwendigkeit nachteilig einwirken mußte.

Als er zuerst wieder nach Italien zog, hatte Friedrich die Reichsverweserschaft in Deutschland dem staatsklugen, vaterlandsliebenden und thatkräftigen Erzbischof Engelbert von Köln (1216—25) übergeben. Es waren für lange Zeit die letzten Jahre des Glückes und Gedeihens, die Deutschland genoß. Ruhe und Frieden wurden gewahrt und, beinahe im Gegensatz zu dem Kaiser, eine thatkräftige vaterländische deutsche Politik verfolgt. Denn während Friedrich die Anerkennung Waldemars II. von Dänemark leichten Herzens durch die Überlassung der überelbischen Lande erkauft hatte (S. 529), so daß der Däne sich hinfort stolz als Herrn Slawiens und Nordalbingiens bezeichnete und sich auf Kosten Deutschlands immer weiter ausbreitete, nahmen jetzt die deutschen Grafen in dem von Heinrich dem Löwen eroberten slawischen Lande ihre Zuflucht zur Selbsthilfe. Heinrich von Schwerin, dessen Gebiet während seiner Abwesenheit im heiligen Lande ebenfalls okkupiert war, brachte im Mai 1223 durch listigen Überfall den König in seine Gewalt und setzte ihn trotz der päpstlichen

Drohungen und eines dänischen Angriffs nicht eher in Freiheit, als bis er das Genommene herausgegeben und unter Zahlung eines hohen Lösegeldes die Unabhängigkeit der transalbingischen Gebiete anerkannt hatte. Als Waldemar dann, durch den Papst von dem Eide entbunden, zu den Waffen griff, wurde er am 23. Juli 1227 bei Bornhöved geschlagen und zur Erneuerung des demütigenden Friedens genötigt. Inzwischen war in den allgemeinen Verhältnissen Deutschlands eine ungünstige Wendung eingetreten. Der edle Engelbert von Köln war durch den wilden Graf von Isenburg aus Privatrache ermordet, und die Verwaltung des Reiches ging auf des Kaisers jugendlichen Sohn über, König Heinrich VII., welcher mit Margarethe, der reichen Erbtochter Herzog Leopolds V. von Österreich, vermählt war. Mit leichtfertigen Genossen einem lockeren Wandel ergeben, erwies sich dieser weder gewillt noch befähigt, den Ansprüchen einer solchen Stellung zu genügen, meinte aber doch in der Politik seine eigenen Wege gehen und die des Vaters nach Gutdünken kreuzen zu können. Insbesondere war er nicht einverstanden mit Friedrichs versöhnlicher Haltung dem Papsttum gegenüber, scheint auch in Bezug auf die von dem Kaiser betriebene Minderung der deutschen Städtefreiheit anders gedacht zu haben. Denn während Salier und Staufer Beschützer des aufsteigenden Bürgertums und Gönner städtischer Freiheit gewesen waren, meinte Friedrich II. in den herrlich erblühten deutschen Städten den Reichsfürsten den Preis bieten zu können, um den er sie zu Gehilfen für seine ferneren Pläne und zu Bundesgenossen für den Entscheidungskampf mit dem Papsttum erkaufen könnte.

Königliche Tracht im 13. Jahrhundert. Glasmalerei in den Chorfenstern des Kölner Doms. (Nach v. Hefner-Alteneck.)

Hätte das Gesetz, das 1231 auf dem Wormser Reichstag gegen die deutschen Städte erlassen wurde, dauernde Geltung gewonnen, so wäre es mit der Herrlichkeit deutschen Städtewesens zu Ende gewesen. Denn ganz planmäßig unterband es den Städten die Quellen des Gedeihens. Sie sollten hinfort keine Pfahlbürger aufnehmen dürfen: um die adeligen Herren gegen das übliche Entweichen ihrer Hörigen in den befreienden Schutz der städtischen Mauern zu sichern, schnitt man den Bürgergemeinden einen besonders wichtigen Zuzug ganz ab. Indem man die Verleihung neuer Marktrechte untersagte, wollte man die Entstehung neuer Städte unmöglich machen. Die bürgerlichen Innungen in den Städten verbieten hieß die Wurzel des städtischen Lebens

überhaupt angreifen. Die Beschränkung der städtischen Gerichtsbarkeit auf das eigentliche Stadtgebiet riß die Städte aus der natürlichen Lebensgemeinschaft mit ihrer Umgebung und lieferte so beide dem erstarkenden Fürstentum aus, dem der ruhige Genuß seiner Rechte noch ausdrücklich verbrieft wurde. Ja, nicht zufrieden damit, die Verleihung neuer Stadtfreiheiten selbst durch den König von der Zustimmung der Fürsten abhängig zu machen, versuchte man geradezu das gesamte Ergebnis der Entwickelung des deutschen Städtewesens aus den letzten mehr als anderthalb Jahrhunderten mit einem Federstrich zu vernichten, indem man alle den Städten bisher von Königen oder Bischöfen verliehenen Privilegien widerrief und alle darauf beruhenden Stadtverfassungen aufhob, so daß auch nur die teilweise Fortdauer derselben in das Belieben des betreffenden Landesherrn gegeben war. Das Schicksal, das einst Kaiser Friedrich I. zu Roncalia den lombardischen Städten zu bereiten gedacht hatte, brachte sein Enkel über die deutschen Städte.

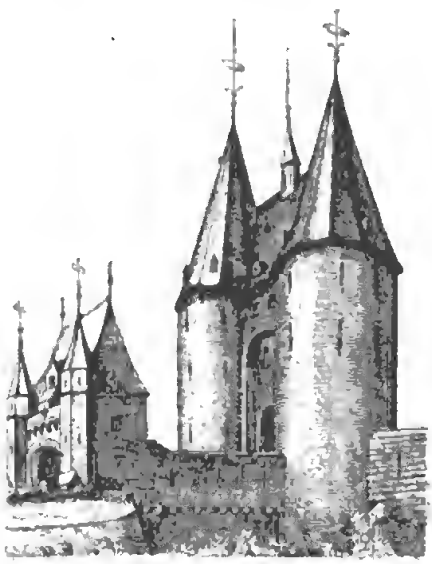
Bischöfliche Tracht.

Malerei aus dem Anfange des 13. Jahrh. im Dome zu Worms. (Nach v. Hefner-Alteneck.)

Es darf als ein Glück für Deutschland bezeichnet werden, daß dieser Wormser Reichstagsbeschluß von 1231, der im folgenden Jahre zu Ravenna in dem gleichen Geiste ergänzt wurde, nicht wörtlich genommen und demgemäß ausgeführt worden ist. Das zukunftreichste Element der deutschen Entwickelung wäre damit dem Untergange geweiht gewesen. Und ferner darf man es als ein Glück ansehen, daß der fürstlichen Landeshoheit in demselben Augenblicke, wo sie nach der einen Seite hin auf dem Wege der Reichsgesetzgebung vollendet wurde, auf der anderen eine Schranke gezogen wurde, welche ihr auch die willkürliche Ausnutzung der neuen Gewalt den Städten gegenüber wenigstens erschwerte. Der geplanten Vernichtung der bürgerlichen Freiheit entsprach die Steigerung der landständischen Gerechtsame in den Reichslanden, wo zwar der Landesherr seine Rechte ungestört genießen, aber doch auch keine Neuerung einführen sollte ohne die Zustimmung seiner Landstände. Beide Maßregeln zusammen haben die längst begonnene Auflösung des Deutschen Reiches wesentlich beschleunigt.

Inmitten dieser widerstreitenden Strömungen nun stand der junge König Heinrich, leichtsinnig und unzuverlässig, dabei eigenmächtig und, wie es scheint,

frühzeitig spielend mit dem gefährlichen Gedanken, sich als Träger und Haupt der der väterlichen Politik feindlichen Richtungen dem Vater entgegenzusetzen und erfüllt von dem seinen Fähigkeiten weit vorauseilenden Streben nach Gewinnung einer selbständigen Stellung. Seine Regententhätigkeit entsprach nicht den Absichten Friedrichs II., er erhielt Verweise und wurde getadelt. Das steigerte seinen Mißmut und entfremdete ihn dem Vater vollends. Er wurde schließlich 1232 zur Rechenschaft nach Ravenna geladen, leistete aber dem Rufe nicht Folge. Erst einer wiederholten Berufung vor des Vaters Angesicht gehorchte der übel beratene Jüngling: zu Civitale bei Aquileja wurde er ernst getadelt, bat reumütig ab und erhielt Verzeihung. Aber das Verhältnis war und blieb gestört, und der Kaiser meinte vor dem Sohn auf seiner Hut sein zu müssen, der sich vielleicht einmal bereit finden ließ, im Bunde mit der römischen Kurie und mit den Reichsfürsten ihm gegenüber das Beispiel Heinrichs V. nachzuahmen. Einige Reichsfürsten mußten sich für denselben verbürgen mit der Verpflichtung, sich von ihm loszusagen, sobald er dem Vater die Treue bräche. Jedenfalls hatte König Heinrich, wenn er auf dem bisher verfolgten verkehrten Wege fortging, in Deutschland selbst auf Hilfe nicht zu rechnen. Zu seinem Verhängnis fand er aber an einer anderen Stelle für die hochverräterischen Pläne, die gewissenlose Schmeichler aus seiner lockeren Umgebung in ihm nährten, größeres Entgegenkommen. Der Errichtung eines absolutistischen Beamtenstaates in Sizilien sollte nach Friedrichs Absicht die Unterwerfung der lombardischen Städte unter ein ähnlich strenges Regiment folgen, wie es sein Großvater nach der Zerstörung Mailands geführt hatte: die blühenden und reichen Kommunen Oberitaliens waren bestimmt, dem Kaisertum doppelt und dreifach zu leisten, was die aufgegebenen deutschen Städte dem salischen und dem staufischen Königtum dereinst gewesen waren. Ihr Bund zur Verteidigung der Freiheit bestand trotz der früheren kaiserlichen Auflösung. Dem Friedensgebot, das der Reichstag von Ravenna 1232 erließ, leisteten sie keine Folge; auch die päpstlichen Friedensmahnungen blieben wirkungslos: die Lombarden sahen den Zeitpunkt kommen, wo das unnatürliche Bündnis zwischen Kaiser und Papst zerfallen und ihnen in der Kirche wieder eine Alliierte erstehen würde, handelten aber inzwischen nach dem Beispiel, das dereinst Urban II. im Kampfe gegen Heinrich IV. gegeben hatte, indem sie



Das ehemalige Kölner Thor zu Aachen.
13. Jahrh. (Nach Jähns.)

den Sohn dem Vater abtrünnig machten. König Heinrich hatte auch nach dem Tage von Civitale dem Vater Grund zur Unzufriedenheit gegeben, ſo daß bereits ſeine Ausſchließung von der Nachfolge erwogen wurde. Da trat er mit den Lombarden in Verbindung und warb auch im Reiche um Anhang zur offenen Empörung gegen den Vater. Mehr aber als eine unruhige Gärung in den ſüdlichen und weſtlichen Landſchaften wurde dadurch nicht veranlaßt. Ernſte Abmahnungen an die deutſchen Biſchöfe kamen vom Papſte, den der Kaiſer ſich 1234 durch die Unterwerfung des aufrühreriſchen Rom verpflichtet hatte, und die kirchenfreundliche Politik trug Friedrich gerade in dieſer Kriſis reiche Früchte. 1235 genügte ſein perſönliches Erſcheinen in Deutſchland, um jeden Gedanken an Aufruhr und Abfall niederzuſchlagen: alles huldigte ihm, König Heinrich unterwarf ſich und wurde aller ſeiner Rechte beraubt und als Staatsgefangener über die Alpen geführt, wo er zu Beginn des Jahres 1242 in Apulien geſtorben iſt.

Goldene Kaiſerbulle Friedrichs II.

Avers: Der Kaiſer auf einem Throne mit Rücklehne; in der Rechten das Scepter mit Doppelkreuz, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umſchrift: FRIDERIC DI GRA ROMANOR IMPATOR ET SEP AVGV im Felde die Fortſetzung ST ET REX JERLEM SICILIE. Revers: Vierttürmiges Thorgebäude mit der Umſchrift ROMA CAPVT MVNDI REGIT ORBIS FRENA ROTVNDI. Es iſt die ſogenannte goldene Bulle von Zeitz vom Jahre 1237. (Nach Heſſner.)

Auch die deutſche Politik Friedrichs II., ſo bedenklich ſie uns erſcheint, hatte ſich damit bewährt. Der Kaiſer durfte hoffen, daß ihm in der weiteren Verfolgung ſeiner Ziele von dorther Hinderniſſe der Art nicht bereitet werden würden, wie ſie mehr als einem ſeiner Vorgänger verhängnisvoll geworden waren; ob er freilich im Fall einer ernſten Gefahr im Süden von Deutſchland her opferfreudige Hilfe zu erwarten hatte, iſt eine andere Frage. Doch war es offenbar gar nicht Friedrichs Abſicht, Deutſchland feſter an ſich zu ketten und ihm größere Laſten aufzulegen als bisher; er begnügte ſich mit der geminderten königlichen Autorität, welche die zehn Jahre des Thronſtreites noch übrig gelaſſen hatten, um des guten Willens der deutſchen Fürſten gewiß

und vor ihrem Eintreten für seine sonstigen Widersacher gesichert zu sein. Deshalb wünschte er auch den Gegensatz seines Hauses zu den Welfen endlich völlig ausgeglichen zu sehen. Auf einem glänzenden Reichstage zu Mainz, wo er seine Hochzeit mit Isabella von England feierte, der Schwester König Heinrichs III., einer nahen Verwandten Ottos IV., erhob er die Gebiete von Braunschweig, Goslar und der Grafschaft Stade, die ihm seines einstigen Gegners jüngster Sohn, Otto der Jüngere, übergab, zu einem auch in der weiblichen Linie erblichen Herzogtum Lüneburg, mit dem er jenen belehnte. Die letzte Erinnerung an den unheilvollen welfisch-staufischen Zwist sollte damit aus der Welt geschafft sein. Dieser Mainzer Reichstag bezeichnet den Höhestand in Friedrichs Laufbahn, wenn auch seine Macht in Deutschland in der Folge noch eine Steigerung erfuhr, als er 1236 zur mühelosen Niederschlagung eines Aufstandes Herzog Friedrichs des Streitbaren nach Österreich eilen mußte, Wien zur freien Reichsstadt machte und Österreich unter einen kaiserlichen Landeshauptmann stellte, also in unmittelbare Gewalt der Krone brachte. Damals wählten dann auch die Fürsten seinen Sohn von Jolanthe von Brienne, Konrad, zum Nachfolger.

Unmittelbar an diese Erfolge schloß sich der Beginn des furchtbaren Kampfes, in dem dieses ganze stolze Gebäude erneuter kaiserlicher Macht zerstört werden sollte. Der längst drohende Krieg mit den Lombarden war ausgebrochen; in dem gewaltigen Ezzelin von Romano hatte Friedrich einen Bundesgenossen gewonnen, der die Städte erfolgreich bekämpfte. Unter dem Eindruck des in Österreich gewonnenen Erfolges brachte Friedrich ein starkes deutsches Heer zusammen, mit dem er im August 1237 in die Lombardei kam. Mit seinen arabischen Söldnern und den streitbaren Scharen des wilden Ezzelin vereinigt, verlangte er von den Städten kurzweg Auflösung ihres Bundes und vorbehaltlose Anerkennung der Rechte des Reiches und begann, als sie das ablehnten, ohne Rücksicht auf päpstliche Vermittelungsversuche die Feindseligkeiten. Von der Veroneser Mark aus nach Westen vordringend, nahm er Mantua und lagerte dann den Lombarden gegenüber an der Mündung des Oglio, ohne ihre feste Stellung angreifen zu können. Als sie aber, durch seinen Rückzug verleitet, ihr Heer auflösten, überfiel er die Abziehenden am 27. November bei Cortenuova und brachte ihnen trotz tapferer Gegenwehr eine vernichtende Niederlage bei, welche den Fahnenwagen und zahlreiche vornehme Gefangene in seine Hand lieferte. Die Lombardei lag zu seinen Füßen, und um den Preis der Belassung allein der freien Konsulwahl boten selbst Mailand, Brescia, Alessandria, Piacenza und Bergamo ihre Unterwerfung an. Aber Friedrich hatte in seinem Reiche für ein freies Bürgertum überhaupt keinen Raum: auch diese Städte sollten zu bedingungsloser Unterwerfung gezwungen werden. Der Erfolg konnte kaum zweifelhaft scheinen angesichts der Machtfülle, von der sich der Kaiser Pfingsten 1238 zu Verona umgeben sah. Huldigende Gesandtschaften fremder Fürsten umdrängten ihn, die Boten der besiegten Städte erschienen seine Befehle einzuholen, Florenz und Genua schworen ihm Treue. Mit einem stattlichen Gefolge von deutschen und burgun-

dischen Edelleuten erschien Konrad IV. am Hofe des Vaters, der damals seine natürliche Tochter Selvaggia dem gewaltigen Ezzelin von Romano vermählte.

Dann rückte der Kaiser wieder gegen die Lombarden ins Feld. Aber trotz dreimonatlicher Belagerung blieb Brescia unbezwungen. Dieser erste große Mißerfolg gab sofort allen Gegnern neuen Mut: auch die römische Kurie, die mit steigender Sorge um ihre Zukunft das Wachstum der kaiserlichen Macht verfolgt hatte, ohne den Mut und die Mittel zu haben, ihm Halt zu gebieten, glaubte jetzt, wo die Lombarden sich zum Verzweiflungskampf erhoben, handeln zu müssen. Ein Vorwand war leicht gefunden: während der Belagerung von Brescia hatte Friedrich seinen natürlichen Sohn Enzio mit des Ubaldo Visconti Witwe Adelasia verheiratet, der Erbin eines Teiles der Insel Sardinien, welche die römische Kirche als Teil der mathildischen Güter beanspruchte; demnach nannte sich der achtzehnjährige Jüngling hinfort König von Sardinien. Ein neues Glied war der Kette eingefügt, die Italien und die Kirche dem staufischen Kaisertum dienstbar machen sollte. Friedrich erbot sich die Kirche zu entschädigen, wenn er ihren Rechten zu nahe getreten sei. In diesem Sinne wurde unterhandelt. Gregor IX. aber wollte keinen Frieden: ihm schien nach der Niederlage des Kaisers vor Brescia zum letztenmale die Gelegenheit zu erfolgreichem Ansturm gegen denselben gegeben, da er jetzt der rückhaltlosen und opferfreudigen Hilfe der lombardischen Städte gewiß war. Die noch schwebenden Unterhandlungen jäh abbrechend, sprach er am Palmsonntag, den 20. März 1239, den Bann gegen den Kaiser aus, entband seine Völker von dem geleisteten Treueid und verfluchte jeden Ort, wo Friedrich weilen würde.

Ein Kampf auf Leben und Tod begann damit. All die Erbitterung und Leidenschaft, welche, durch die unnatürliche Bundesgenossenschaft der letzten Jahre zurückgehalten, sich aufgesammelt hatte, brach nun mit wahrhaft elementarem Ungestüm zu stürmischster Bethätigung aus, und aus den damals zwischen Kaiser und Papst gewechselten Schriftstücken voll der unerhörtesten Invektiven spricht eine Wut des Hasses und ein Fanatismus zur Vernichtung des Gegners, denen kaum eine andere Zeit etwas Ähnliches an die Seite zu setzen hat. Was auch an einzelnen Beschwerden und Anklagen von dem einen gegen den andern Teil vorgebracht werden mochte, nicht um diese handelte es sich, sondern um die endgültige Ausfechtung eines prinzipiellen Gegensatzes, der, seit dem Investiturstreit bestimmt zum Ausdruck gebracht, notdürftig beglichen und durch halbe Maßregeln scheinbar erledigt, unaufhaltsam gewachsen und endlich an einen Punkt gelangt war, wo er nur noch mit dem Erliegen eines der beiden streitenden Teile seinen Abschluß finden konnte. Nicht Friedrich II. und Gregor IX. persönlich, das Kaisertum und das Papsttum, der Universalstaat und die Universalkirche des Mittelalters rangen miteinander um die Herrschaft über die Zukunft des christlichen Abendlandes, über den ferneren Gang der Weltentwickelung. Der angreifende Teil aber war zweifellos die Kirche: um von dem von Erfolg zu Erfolg eilenden Kaiser-

tum nicht völlig überflügelt und ſchließlich zur Dienſtbarkeit verurteilt zu werden, ergriff Gregor IX. den erſten ſich bietenden Moment, der günſtige Ausſichten erſchloß, um alle von dem weltherrſchenden Kaiſertum bedrohten Gewalten unter ſeiner Führung zu gemeinſamem Anſturm gegen Friedrichs Machtſtellung zu vereinigen. Ähnlich wie es dereinſt Alexander III. im Kampf gegen Friedrich I. gethan, ſtellte auch Gregor IX. ſich hin als den Vorkämpfer der Freiheit gegen den kaiſerlichen Deſpotismus. Wohl gab Friedrichs II. Haltung gegen die lombardiſchen Städte dem den Schein der Berechtigung, und doch ſollten die Lombarden und überhaupt die Italiener durch den Bund mit der Kurie ſchließlich nur eine noch weit ſchlimmere Knechtſchaft erdulden. Nicht um irgend welche ideale Güter, um weltliche Intereſſen allein und um Fragen der politiſchen Macht handelte es ſich auch auf ſeiten der römiſchen Kirche: die Religion, die von Gregor IX. und ſeinen Nachfolgern in hochtönenden Phraſen als durch Friedrich bedroht und durch ſie verteidigt für den Gegenſtand des heiligen Kampfes ausgegeben wurde, hatte mit alledem in Wahrheit nicht das Geringſte zu thun.

Der Kampf entbrannte zunächſt in Italien. Im mittleren Teile hielten die Mark Ancona und das Herzogtum Spoleto zum Kaiſer, während die Städte Tusciens und Umbriens faſt alle wider ihn waren. In Oberitalien hielt der gewaltige Ezzelin von Romano die Städte Cremona, Modena, Parma, Mantua u. a. auf der Seite des Kaiſers feſt und focht unermüdlich gegen Mailand, Bologna, Genua und Venedig, die mit Azzo von Eſte und Alberich von Romano an der Spitze des Gegenbundes ſtanden. Die oberſte Leitung des Kampfes legte Friedrich in des ritterlichen Enzio Hand, den er mit ausgedehnten Vollmachten zum Reichsverweſer für Italien ernannte. Aber auch nach Deutſchland griffen die päpſtlichen Intriguen bald hinüber. Friedrich der Streitbare von Öſterreich empörte ſich wieder, Otto von Bayern und Wenzel von Böhmen ſannen auf Abfall, und ſchon wurde im Sommer 1239 zu Eger die Erhebung eins Gegenkönigs erwogen. Am bedrohlichſten für den Kaiſer war jedoch ohne Frage die Thatſache, daß es ſelbſt in ſeinem ſizilischen Erbreich ſofort zu gären anfing: nur durch eiſerne Härte hielt er die auf offene Empörung drängende päpſtliche Partei nieder; Hinrichtungen und Konfiskationen der Kirchengüter verbreiteten vorläufig Schrecken in ihren Reihen: aber eine große Kriſis, in die ſeine Macht geriet, mußte, ſo ſtand zu fürchten, gerade dort, wo er ſeine Macht am feſteſten begründet glaubte, einen Zuſammenbruch herbeiführen.

In raſtloſer Thätigkeit ſuchte Friedrich den ſchnell und unaufhaltſam wachſenden Anſprüchen dieſes Rieſenkampfes zu genügen, mußte aber bald nach mehr als einer Seite hin der Unzulänglichkeit ſeiner Mittel inne werden. Namentlich an Geld fehlte es, und trotz unbarmherzigen fiskaliſchen Druckes konnte Sizilien die nötigen Mittel bald nicht mehr aufbringen und der Kaiſer ſah ſich zur Schaffung eines Notgeldes, lederner Thaler, gezwungen. Um ſo mehr ſuchte er den Hauptgegner ſchnell niederzuwerfen: war der Papſt bewältigt,

ſo mochte er hoffen, mit den lombardiſchen Städten fertig zu werden. So erſchien er im Februar 1240 vor Rom; aber ungebrochenen Mutes bereitete Gregor IX. alles zum Widerſtand bis zum Äußerſten, und ohne angegriffen zu haben zog Friedrich ab. Die Zuverſicht des Papſtes wuchs: die geſamte Kirche ſollte aufgeboten werden, um den „König der Peſtilenz“, gegen den er jede unerwieſene niederträchtige Nachrede haßerfüllter Verleumder wie eine beglaubigte Thatſache in leidenſchaftlich einherſtürmenden Erlaſſen der Chriſtenheit verkündete, der Herrſchaft zu berauben. Ein allgemeines Konzil wurde nach Rom ausgeſchrieben. Seine Abhaltung mußte der Kaiſer um jeden Preis zu verhindern ſuchen. Er ließ der genueſiſchen Flotte, auf der im Frühjahr 1241 zahlreiche Prälaten die Reiſe nach Rom antraten, durch König Enzio auflauern; am 3. Mai 1241 wurde ſie geſchlagen und zum größten Teil gewonnen: etwa hundert hohe Geiſtliche fielen in die Gewalt der Sieger und wurden als Gefangene in Kapua interniert. Wie ſchwer dieſer Schlag die päpſtliche Partei getroffen hatte, bewies die leidenſchaftliche Wut, mit der ſie über Friedrich herfiel und ihn wegen des gottloſen Attentats gegen die Kirche in wilden Schmähungen zum Gegenſtand allgemeinen Abſcheues zu machen ſuchte. Auch ſonſt geriet Gregor IX. damals hart ins Gedränge: in Rom ſelbſt erhob ſich die kaiſerliche Partei unter dem Kardinal Colonna. Den günſtigen Augenblick zu benutzen, eilte Friedrich mit Heeresmacht heran und ſtand, diesmal zum Angriff entſchloſſen, bereits bei Spoleto. Und der Sieg ſchien ihm kaum entgehen zu können, als ihn eine Schreckenskunde aus dem Norden aufhielt und vor eine ſchwere Entſcheidung ſtellte. Seit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts durch den gewaltigen Temudſchin, der ſich über die ſämtlichen Stämme ihres vielgeteilten Volkes zum Dſchengiſchan d. i. Großchan aufgeworfen hatte, zu einem furchtbaren Eroberervolk zuſammengefaßt, waren die Mongolen, nachdem ſie Innerafien von der indiſchen bis zur byzantiniſchen Grenze und vom iraniſchen Hochlande bis tief nach dem heutigen Rußland hinein erobert hatten, unter Temudſchins Enkel Batu ſiegreich in das öſtliche Europa eingedrungen, hatten Rußland unter ihr barbariſches Joch gebeugt, die tapferen Magyaren beſiegt und bis in die dalmatiſchen und illyriſchen Küſtenlande hinein Raub und Vernichtung getragen: jetzt bedrohten ſie Deutſchland, wohin König Bela von Ungarn geflohen war, indem er Friedrich um Schutz und Hilfe anrief und für deren Gewährung ſeine Krone vom Reiche zu Lehen zu nehmen bereit war, während Gregor IX. auch ihn eben noch gegen den Kaiſer in die Waffen zu bringen verſucht hatte.

Münze von Dſchengis Chán; Originalgröße. Berlin, kgl Münzkab.

Eine furchtbare Gefahr bedrohte zunächſt Deutſchland, weiterhin die ganze abendländiſche Kultur. Während die Häupter der Chriſtenheit einander auf Tod und Leben bekämpften, brach eine Hochflut der Barbarei herein, die ſie beide mit ihren Völkern rettungslos hinwegzuſpülen drohte. Das enthielt

wohl eine eindringliche Mahnung zum Frieden. Der Kaiſer war Chriſt und Patriot genug, ihr nachzugeben: er ſtellte den Marſch auf Rom ein und bot Gregor IX. friedliche Verſtändigung an, um die Abwehr der mongoliſchen Invaſion zu ermöglichen. Etwas politiſche Berechnung wird dabei freilich auch mitgewirkt haben: denn in den Augen der Chriſtenheit ehrte ihn eine ſolche Haltung und machte ſeinen Gegnern eine ähnliche Unterordnung ihrer beſonderen Intereſſen unter die allgemeinen zur Pflicht. Aber für Gregor IX. gab es ſolche Erwägungen nicht, ſtand die Errettung der chriſtlichen Kultur des Abendlandes vor der mongoliſchen Barbarei dem Triumphe der weltlichen Papſtherrſchaft weit nach. Zudem wurde ihm die letzte und peinlichſte Entſcheidung geſpart. Denn ſtatt aus Ungarn durch Öſterreich nach Deutſchland einzubrechen, ging das mongoliſche Heer nordwärts, eroberte Polen und brach dann nach der Oder hin gegen Schleſien vor. Am 9. April 1241 ſiegte es über die unter Heinrich dem Frommen von Liegnitz vereinigte ſchleſiſche Ritterſchaft bei Liegnitz, erlitt dabei aber ſelbſt ſo ſchwere Verluſte, daß es den Rückzug antrat. Deutſchland war gerettet und bedurfte nicht mehr der Hilfe von Kaiſer und Papſt. So entging Gregor IX. der moraliſchen Nötigung, des Kaiſers Friedensanträge anzunehmen. Auch erneute fürſtliche Vermittelung ſtimmte ihn nicht um, zumal der Kaiſer ihn durch erneute Anknüpfung mit ſeinen ſtädtiſchen Feinden erbitterte und bedrohte, indem er die Partei der Colonnas gegen ihn und ſein Haus in Waffen zu bringen ſuchte. So nahm der Kampf nach kurzem trügeriſchem Stillſtand ſeinen Fortgang. Die Kaiſerlichen ſtreiften ſengend und brennend um Rom, wo Gregor IX. trotz der ungeſunden Sommerglut ungebrochenen Mutes ausharrte, ungerührt durch all den Jammer, den er über Land und Leute gebracht hatte, fern jedem Gedanken an Friede und Verſöhnung noch, als er am 21. Auguſt 1241 hochbetagt ſtarb.

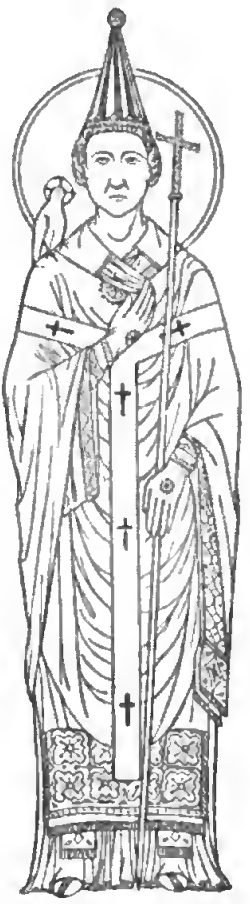
Nun mochte man wohl eine Wendung zum Frieden hoffen. Denn daß Gregors IX. Politik nicht die Intereſſen der Kirche wahrnahm, ſondern von weltlicher Herrſchſucht und perſönlichem Haß eingegeben war, hatte ſeine Haltung gegenüber dem Mongoleneinfall auch dem blödeſten Blick offenbart. Vielleicht gelang es jetzt, in Rom einer verſöhnlicheren Richtung zur Herrſchaft zu verhelfen. Deshalb entließ der Kaiſer die in Kapua gefangen gehaltenen Kardinäle, damit ſie an dem Konklave teilnehmen könnten. Heftig ſtießen dort die Parteien aufeinander: während die Adelsfaktionen und das ſtädtiſche Volk die Entſcheidung zu beſchleunigen lärmten und drohten, kamen die Kardinäle in einem Monat nicht einen Schritt vorwärts. Schon hatten ſich viele von ihnen der drohenden Vergewaltigung durch eilige Entfernung entzogen, als endlich am 1. November der Kardinalbiſchof Gotfried von Sabina, ein Mailänder, gewählt wurde, um ſchon neun Tage danach durch ſeinen Tod die Verwirrung noch heilloſer zu erneuern. Senat und Volk jagten die noch übrigen Wähler aus der Stadt, ein Konklave kam nicht mehr zu ſtande, und der geiſtliche Stuhl blieb volle zwei Jahre unbeſetzt, während in oder um Rom ein wüſter

Bürgerkrieg tobte, der ohne größere Ereigniſſe von den Parteien wechſelweiſe mit Raub und Brand geführt, das Land ringsum in eine Einöde zu verwandeln drohte und aller Kräfte allmählich erſchöpfte. Auch Friedrich, der mehrfach bis vor Rom ſtreifte, gewann keinen entſcheidenden Vorteil und ſah, tief gebeugt durch den Tod ſeiner engliſchen Gemahlin Iſabella, am 1. Dezember 1241, und ſeines entthronten, aber immer noch geliebten Sohnes Heinrich am 2. Februar 1242 auch ſeine Kräfte ſich in einem völlig ausſichtsloſen Kampfe verzehren.

Das Schwinden jeglicher kirchlichen Ordnung aber traf nicht Rom und nicht das Reich allein: mit dem Wegfall des Papſttums fehlte die Autorität, die der kirchlich-politiſchen Verfaſſung des Abendlandes ſeit Jahrhunderten Halt verliehen hatte. Sollte die Geſamtheit ſich jetzt einem leidenſchaftlich feſtgehaltenen Parteiintereſſe opfern laſſen? Bei den an dem großen Kampfe unbeteiligten Mächten regte ſich der Gedanke an Selbſthilfe: was die römiſche Kirche nicht mehr leiſten konnte oder nicht mehr leiſten wollte, mußten die einzelnen Nationen ſich durch eine nationale Konſtituierung ihrer Kirchen ſelbſt zu leiſten verſuchen. So dachte namentlich Ludwig IX. von Frankreich: der franzöſiſche Klerus, erfüllt von den Erinnerungen an die alte gallikaniſche Selbſtändigkeit, wollte ſich auf eigene Hand ein oberſtes Haupt ſetzen. Das aber hätte den Beſtand des Papſttums überhaupt gefährdet, der ganzen hierarchiſchen Herrlichkeit den Boden unter den Füßen fortgezogen. Deshalb machten die Kardinäle endlich einen neuen Verſuch zur Einigung: im Juni 1243 wurde in Anagni der Kardinalprieſter Sinibald Fieſchi, Graf von Lavagna, zum Papſte gewählt. Er nannte ſich Innocenz IV., und das allein enthielt ſchon ein Programm, die Friedenshoffnungen der Gemäßigten zu enttäuſchen geeignet. Ohne den ſittlichen Adel und den idealen Zug, die ſein großes Vorbild ausgezeichnet und trotz ſeines einſeitig hierarchiſchen Wirkens in die Sphäre des weltgeſchichtlich Bedeutenden erhoben hatten, war er erfüllt von Begierde nach dem Vollbeſitz der Gewalt um der Gewalt willen, nicht wegen des Gebrauchs, den er im Dienſte einer großen Idee davon machen konnte, und geneigt, auf Umwegen ſeinem Ziele zuzuſtreben, es im Notfalle durch Verſtellung und Liſt zu erreichen. Zur Befriedigung einer perſönlichen Leidenſchaft ſollte die Weltherrſchaft des Papſttums durch Zertrümmerung des Kaiſertums vollendet werden. Demgemäß gab Innocenz IV. ſich anfangs den Anſchein, als ob er bereit wäre, dem allgemeinen Verlangen nach Herſtellung eines billigen Friedens nachzukommen. In dieſem Sinne erwiderte er die Glückwünſche, die ihm Friedrich durch die erſten Männer ſeines Rats, die Großjuſtitiare Thaddäus von Sueſſa und Peter von Vinea, ſowie den Nachfolger des vor dem verhängnisvollen 20. März 1239 (S. 547) verſtorbenen Hermann von Salza, den Meiſter des Deutſchen Ordens, Gerhard von Malberg, zu ſeiner Erhebung darbringen ließ. Doch ſoll Friedrich ſchon damals die Befürchtung ausgeſprochen haben, einen wohlgeſinnten Kardinal verloren zu haben, um einen feindlichen Papſt wiederzufinden.

Neue Verhandlungen begannen, obgleich Innocenz IV. außerordentlich harte Bedingungen ſtellte, Freilaſſung aller Gefangenen, Rückgabe aller der Kirche entzogenen Güter, volle Strafloſigkeit für alle Parteigänger des Papſtes und Einſetzung eines Schiedsgerichts zur Schlichtung der Streitigkeiten zwiſchen Reich und Kirche, als einzige Gegenleiſtung aber Friedrich die Löſung vom Bann anbot. Zudem ſah ſich Friedrich gleichzeitig durch neue päpſtliche Umtriebe ſchwer bedroht. Viterbo wurde ihm abwendig gemacht und die kaiſerliche Beſatzung der dortigen Burg gegen die bewilligte Kapitulation zuſammengehauen. Sein Verſuch, die wichtige Stadt zurückzugewinnen, mißlang. Das entmutigte viele ſeiner Anhänger, und der Abfall begann ihre Reihen zu lichten. Da führte ein ähnliches Verhängnis, wie es 1241 Deutſchland bedroht hatte, die entſetzliche Heimſuchung Paläſtinas durch die furchtbaren Chowaresmier, die der geſamten Chriſtenheit die Pflicht zu ſchleunigſter Hilfeleiſtung auferlegte, eine friedliche Wendung herbei. Bei dem allgemeinen Ruf nach Rettung für das heilige Land mochte Innocenz IV. nicht als Hindernis des Friedens erſcheinen: den Kaiſer in dieſe Stellung zu drängen, verhieß ihm ſelbſt den größten Gewinn. Und danach verfuhr denn die Diplomatie der römiſchen Kurie, als im Auftrage Friedrichs die beiden Großjuſtitiare und Graf Raimund von Toulouſe den im Intereſſe der Chriſtenheit gebotenen Frieden zu vereinbaren kamen. Wiederum wurde die Aufhebung des Bannes abhängig gemacht von der vorbehaltloſen Begnadigung aller Anhänger und Bündner des Papſtes, alſo auch der Lombarden, Gewährung vollen Schadenerſatzes an die Kirche für alles ihr während des Kampfes Zugefügte und unbedingter Unterordnung unter den Willen der Kirche in allen geiſtlichen Dingen. So ſchwer dieſe Bedingungen waren, Friedrich nahm ſie an und ſtimmte den von ſeinen Unterhändlern geſchloſſenen Präliminarien zu. Als man aber nachher die Einzelfragen ordnen wollte, kam die Kurie mit immer neuen läſtigen Zumutungen und verweigerte ihrerſeits jedes Zugeſtändnis. Seinerſeits erklärte der Kaiſer die Aufnahme der Lombarden in den Frieden für nicht vereinbar mit ſeiner Ehre. So ſcheiterte auch dieſer Verſuch zum Frieden. Innocenz IV. aber hatte offenbar gar nicht den Wunſch gehabt, zum Abſchluß zu kommen: er unterhandelte nur, um Zeit zu gewinnen und die Verantwortung für das ſchließliche Scheitern in den Augen der Welt Friedrich zuzuſchieben. Denn inzwiſchen war alles zur Flucht aus Rom und Italien vorbereitet, die den Schein erwecken ſollte, als ob er bedroht und verfolgt, ein Märtyrer für die Freiheit der Kirche wäre, ſo daß der Schlag, den er gegen den Kaiſer führen wollte, in den Augen der Welt als ein Akt der Notwehr erſchiene. Genueſiſche Schiffe brachten ihn mit den Kardinälen nach Genua; dann ging er nach Frankreich und nahm in Lyon ſeinen Sitz. Dorthin berief er für den Sommer 1245 eine allgemeine Kirchenverſammlung, welche die Rettung des heiligen Landes, den Schutz des lateiniſchen Kaiſertums, die Abwehr der Mongolen und ſeinen Streit mit dem Kaiſer beraten ſollte. Daß es ſich dabei aber nur um die feierliche Verkündigung eines zum voraus feſtſtehenden Ver-

dammungsurteils handelte, lag in der Natur des Kampfes und der Gegner. Oſtern 1245 erneuerte der Papſt den Bann gegen Friedrich und König Enzio. Nochmalige Vermittelungsverſuche blieben natürlich erfolglos. Ja, Friedrich ſcheint daran gedacht zu haben, das Konzil gewaltſam zu hindern: die Sammlung von Truppen in Oberitalien ſpricht dafür; doch verzichtete er darauf und leiſtete der päpſtlichen Ladung Folge, indem er den getreuen Thaddäus von Sueſſa als ſeinen Anwalt nach Lyon ſandte.



Statue eines Papſtes aus dem 13. Jahrhundert; an der Kathedrale zu Chartres. (Ann. arch.)

Am 28. Juni 1245 wurde das Konzil eröffnet. Deutſchland und England waren ſo gut wie gar nicht vertreten; Franzoſen und Italiener hatten ſich zahlreich eingefunden. Von all dem Leid, das auf ihm laſten ſollte, ſtellte Innocenz IV. gleich in der Eröffnungsrede das als das ſchwerſte hin, das ihm der Kaiſer bereitete, indem er ſich der Ketzerei, der Heiligtumſchändung und anderer Greuelthaten ſchuldig machte. Thaddäus von Sueſſa überbrachte ſtatt aller Antwort neue, überaus günſtige Friedenserbietungen ſeines kaiſerlichen Herrn und die Zuſage, nach Löſung vom Bann der bedrängten Chriſtenheit im heiligen Lande und in Konſtantinopel zu helfen: ſie wurden keiner Antwort gewürdigt. In der zweiten Sitzung des Konzils, am 5. Juli, brachte der Papſt unter Weinen und Klagen neue unerhörte Anſchuldigungen gegen Friedrich vor: der Verkehr mit Mohammedanern wurde ihm zum Verbrechen angerechnet, aus ihm und ſeinem üppigen Leben der Beweis angeblichen Irrglaubens entnommen; durch Nichterfüllung der bereits Honorius III. gemachten Zuſagen ſei er des Wortbruches ſchuldig geworden. Es war Thaddäus von Sueſſa leicht, ſolche Beſchuldigungen als unbegründet zu erweiſen; dennoch wollte Innocenz IV. ſofort zum Spruche ſchreiten, und nur auf Andrängen der Geſandten der Könige von England und Frankreich bewilligte er dem kaiſerlichen Anwalt die erbetene Friſt zur Einholung neuer Weiſungen.

Inzwiſchen hatte Friedrich in Verona vergeblich mit den deutſchen Fürſten verhandelt, unter denen, dank der eifrigen Thätigkeit päpſtlicher Sendlinge, die Zeichen nahen Abfalls ſich mehrten. Die erſten kirchlichen Würdenträger gaben das Beiſpiel: die Erzbiſchöfe Siegfried III. von Mainz (1230—49), Konrad von Köln (1238—61) und Arnold II. von Trier (1242 bis 59) hatten bereits die Aufſtellung eines Gegenkönigs zugeſagt, ſobald Friedrich durch den Spruch des Konzils abgeſetzt ſein würde. Heinrich von Thüringen, bisher des jungen Königs Konrad Berater bei Verwaltung des Reiches, ſchloß

ſich ihnen an. Der zum voraus feſtſtehende Spruch des Konzils war alſo hier auch gleich zum voraus anerkannt. Von dieſer Seite war für Friedrich nicht die geringſte Hilfe zu erwarten: Deutſchland nahm an ſeinem Schickſal ſo wenig teil, wie er an ſeinem Ergehen Intereſſe gezeigt hatte. Auf die Meldung von dem in Lyon Geſchehenen ging Friedrich dann nach Turin; zur Unterſtützung Thaddäus' von Sueſſa ordnete er vier weitere Bevollmächtigte ab, obenan den Großjuſtitiar Peter von Vinea. Aber die Entſcheidung war bereits gefallen, nicht von dem Konzil, dem Innocenz IV. doch nicht ganz getraut zu haben ſcheint, ſondern in geheimen Beratungen des Papſtes allein mit den Kardinälen; der Wortlaut der Dekrete ſtand bereits feſt, durch die Friedrich all des ihm Nachgeſagten für ſchuldig erklärt und verdammt wurde. Treubruch gegen die Kirche, ſeine Wohlthäterin, und gegen den Papſt, ſeinen Lehensherrn, Gotteslästerung, Waffnung Ungläubiger gegen die Chriſten, Irrglauben aller Art ſollte er begangen haben. Mit den furchtbarſten Schmähungen, den ſchwerſten Schimpfnamen, der bilderreichen Sprache des Alten Teſtamentes und der Apokalypſe entlehnt, wurde er vor der Chriſtenheit als ein Auswurf gleichſam der Menſchheit gebrandmarkt, als Fürſt der Tyrannei, Meiſter der Grauſamkeit, Verderber der Welt, Zerſtörer des Erdkreiſes, Hammer der ganzen Erde: als Jäger nach Ungerechtigkeit und ein Fürſt der Lüge müſſe er zu Boden geworfen werden vor dem Angeſicht der Könige, damit ſie, von Furcht erfüllt, ſich hüteten, ſeinen Spuren zu folgen. Und nicht genug damit: Friedrich ſollte auch ſchuld ſein am Tode ſeines erſtgeborenen Sohnes Heinrich, an dem Tode ſeiner drei Frauen, am Tode Gregors IX. in der Glut des römiſchen Sommers! Ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig, ſprach die Leidenſchaft tödlichſten Haſſes aus den Worten, durch die Innocenz IV. die Entthronung des der päpſtlichen Weltherrſchaft hinderlichen erſten Fürſten der Chriſtenheit zu begründen wähnte.

Noch vor der Ankunft der neuen kaiſerlichen Bevollmächtigten wurde ohne Rückſicht auf des Thaddäus von Sueſſa Proteſt die dritte allgemeine Sitzung des Konzils auf den 17. Juli anberaumt. Das Verdammungsdekret, dem die Mehrzahl der anweſenden franzöſiſchen und ſpaniſchen Prälaten bereits durch Unterſchrift beigeſtimmt hatte, wurde verleſen: auf Grund der ihm angeblich nachgewieſenen unerhörten Verirrungen wurde Friedrich vom Papſt, kraft des ihm verliehenen Rechtes zu pflanzen und auszureißen, der Herrſchaft entſetzt; ſeine Unterthanen wurden bei Strafe des Bannes angewieſen, ihm nicht mehr zu gehorchen; über Sizilien, das Lehen des heiligen Petrus, wollte der Papſt ſpäter verfügen; in Deutſchland ſollten die Fürſten eine Neuwahl vornehmen. Ungehört verhallte des Thaddäus von Sueſſa Klageruf über dieſen Tag des Zornes, der Trauer und des Verderbens, deſſen ſich nur die Feinde der Chriſtenheit freuen könnten. Papſt und Kardinäle ſtimmten das Tedeum an und löſchten die von ihnen gehaltenen Kerzen aus: ſo ſollte des verfluchten Kaiſers Lebenslicht verlöſchen.

Nunmehr war auch für den Kaiſer jede Rückſicht verſchwunden; ein

Friede war völlig ausgeſchloſſen. Nur in todesmutigem Kampfe konnte er noch hoffen, ſeine Kronen zu behaupten. Deutſchland freilich kam dabei kaum noch in Betracht. Dort wurde unter Leitung des päpſtlichen Legaten Biſchof Philipp von Ferrara im Sommer 1246 Heinrich Raſpe, der Landgraf von Thüringen, zum Gegenkönig erhoben, freilich ohne allgemeine Anerkennung zu finden und von den mächtigeren Fürſten nicht als Reichsoberhaupt geachtet. Gegen ihn focht König Konrad IV. mit wechſelndem Glück. Auch ein Sieg, den er bei Frankfurt über den jungen Stauſer gewann, beſſerte Heinrichs

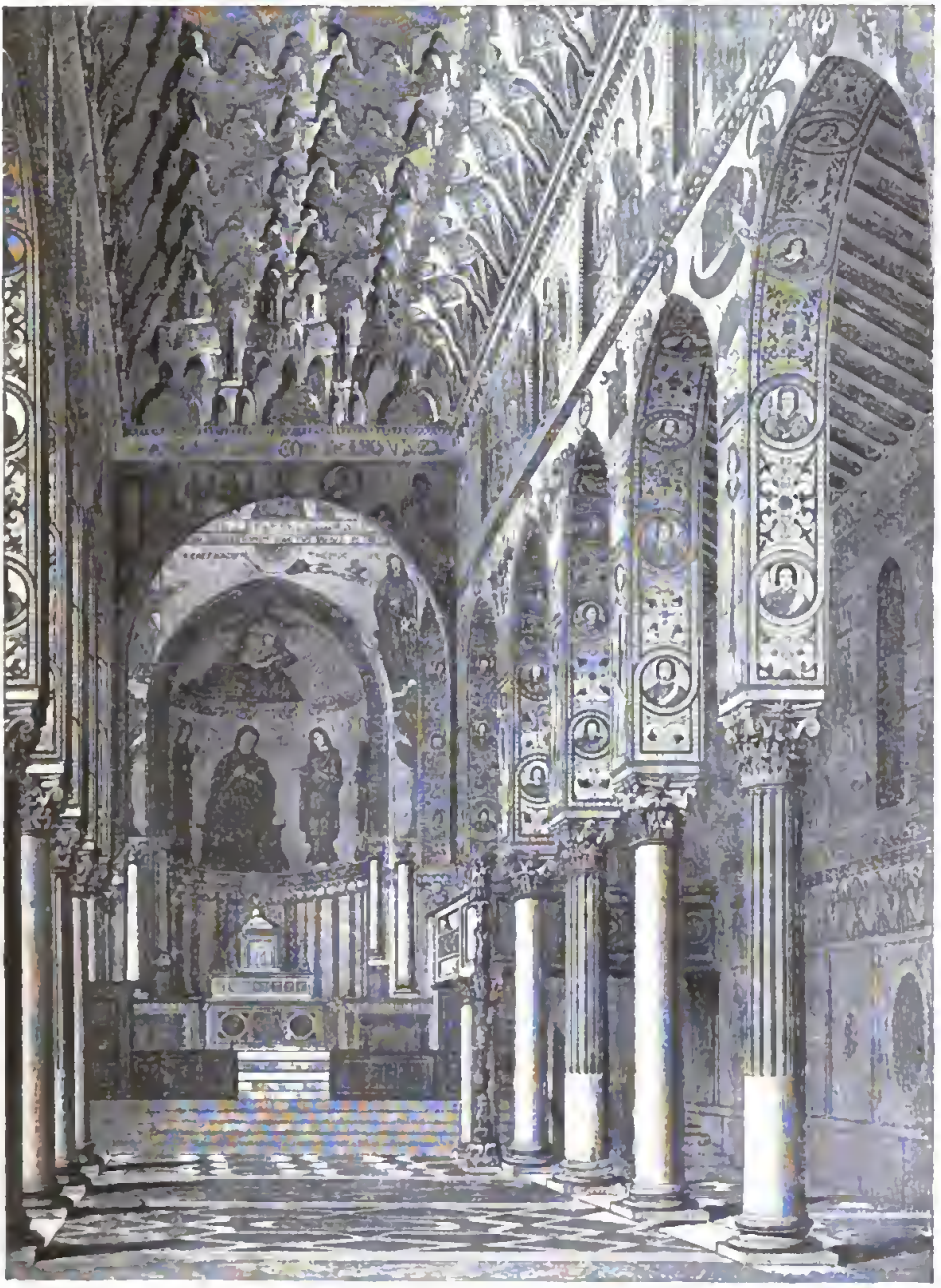
Siegel Kaiſer Friedrichs II. als König von Jeruſalem.

Der Kaiſer auf einem Throne, deſſen von Gitterwerk gebildete Lehne und Sitz mit Borten, die gedrehten Säulen aber mit Lilien verziert ſind. Auf dem Haupte Laubkrone mit Perlengehängen; in der Rechten ein belaubtes Kreuzſcepter, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Das faltenreiche und am Saum mit Perlen beſetzte Oberkleid wird auf der Bruſt zuſammengehalten. Umſchrift: † FRIDERICVS DI GRA IMPERATOR RO . . . ORV SEMP AVGVSTV. Im Felde rechts und links neben dem Kaiſer REX JERLM. (Nach einem Abdruck im brit. Muſ. zu London.)

Lage nicht. Im Februar 1247 erlöſte ihn ein früher Tod von der undankbaren und unwürdigen Rolle, die er übernommen hatte. Die Lage des ſtaufiſchen Königtums aber wurde dadurch nicht gebeſſert, mochte man auch angeſichts des erneuten Bürgerkrieges ſich von der Kirche als der Urheberin all dieſes Unheils mehr und mehr abwenden. Ein ſolcher Wandel der Geſinnung vollzog ſich auch in England und Frankreich: Heinrich III. ſowohl wie Ludwig IX. konnten nicht ohne Sorge Zeugen ſein, wie die Weltherrſchafts-

theorien Innocenz' IV. eine Bethätigung fanden, die mittelbar auch ihre Kronen bedrohte oder doch herabſetzte. Beide haben auch ihre Sympathieen für den Kaiſer mehrfach zu erkennen gegeben: ſie durch die That zu erweiſen waren ſie freilich nicht in der Lage. Vielleicht hätte ſie ein großer, durchſchlagender Erfolg des Kaiſers veranlaßt, aus ihrer zwar wohlwollenden, aber doch immer nur zuwartenden Stellung herauszutreten und dem Mißbrauch der oberhirtlichen Gewalt des Papſtes energiſch Einhalt zu gebieten. Aber eben dieſer Erfolg, deſſen er bedurfte, um ſeine Partei von neuem zu ſammeln, blieb Friedrich II. verſagt. Der leidenſchaftlich heftig betriebene Angriff, durch den er das von den Päpſtlichen überfallene Parma wieder in ſeine Gewalt zu bringen ſuchte, nahm nach monatelangem Kampfe einen unglücklichen Ausgang. Die voreilig Viktoria genannte Lagerſtadt, die vor dem dem Untergange geweihten Parma aufgeführt war, wurde am 18. Februar 1248 von den Belagerten überfallen und niedergebrannt; das kaiſerliche Heer floh in voller Auflöſung, eine ungeheure Beute, darunter die Krone und das große Siegel Friedrichs, der zur Zeit des Überfalles ſelbſt auf einem Jagdausflug abweſend geweſen war, fielen in die Hände der Sieger. Auch in Italien war des Kaiſers Machtſtellung nun bis in ihre Fundamente erſchüttert, und ſelbſt ſeine fieberhafte Thätigkeit konnte die hereinbrechende Kataſtrophe nicht mehr aufhalten. Der Abfall griff um ſich; ſelbſt bewährte Gehilfen und Diener verzweifelten an der Rettung und machten ihren Frieden mit den Gegnern. Friedrich vereinſamte: Thaddäus von Sueſſa war vor Parma gefallen, Peter von Vinea ſoll zum Verräter geworden ſein und dem Kaiſer mit Gift nach dem Leben geſtanden und ſich durch Selbſtmord im Gefängnis zu Piſa der drohenden Vergeltung entzogen haben. Aber ſchwerer als alles andere traf es Friedrich, als König Enzio, ſein Liebling, ſein glänzender Waffengenoſſe in den wilden Kämpfen dieſer Zeit, Ende Mai 1249 bei Foſſalta von den Bologneſen beſiegt und gefangen genommen wurde. Seine Löſung gelang nicht, der blühende Jüngling ſah ſich zu lebenslänglicher elender Kerkerhaft verurteilt. Dennoch erhob ſich der Kaiſer auch nach dieſem Schlag noch einmal, durch einen Sieg der treuen Cremoneſen über Bologna und Ferrara ermutigt. Großartige Rüſtungen wurden betrieben, ohne Rückſicht auf die troſtloſe Erſchöpfung des Landes: aber noch ehe er wieder im Felde erſchienen war, erkrankte der Kaiſer Anfang Dezember 1250 in Fiorentino, nahe der Sarazenenſtadt Luceria, und ſtarb an der Ruhr am 19. Dezember 1250. Erzbiſchof Berald von Palermo hörte ſeine Beichte und abſolvierte ihn; in die Kutte der Ciſterzienſermönche gehüllt gab er den Geiſt auf in den Armen Manfreds, ſeines zärtlich geliebten jüngſten Sohnes. Wie er ſich als Normanne, als Sizilianer gefühlt und als ſolcher geherrſcht hatte, ſo fand er auch in dem Dom der normänniſchen Könige zu Palermo, neben den Ältern und Konſtanze von Aragonien ſeine Ruheſtätte in einem porphyrnen Sarkophag, den vier Löwen tragen.

Mit dem Tode des geiſtesgewaltigen Staufers war der Ausgang des großen Kampfes entſchieden, das Erliegen des Kaiſertums unabwendbar. Mit



Die Schloßkapelle, Capella palatina, des Palastes der Normannenkönige zu Palermo; 1129—1140.
(Nach Gailhabaud.)

lautem Jubel begrüßte man daher in Lyon die Freudenbotschaft von seinem Ende; mit leidenschaftlicher Hast eilte man, die Trümmer des staufischen Machtbaues vollends niederzureißen und zu zerstückeln: auch den Namen dieses

Babyloniers, seine Nachkommenschaft und seinen Samen wollte Innocenz IV. ausgerottet sehen. In den fromm schwärmenden Kreisen aber, welche in der päpstlichen Weltherrschaft einen Abfall von dem wahren Beruf der Kirche sahen, beklagte man des Kaisers Tod, in dem man den von dem Abte Joachim von Fiore verkündeten Antichrist gesehen hatte, der die entartete Kirche zertrümmern sollte, um der neuen, wahren Kirche und dem tausendjährigen Reiche die Bahn zu bereiten. Da er diesen Beruf noch nicht erfüllt hatte, konnte er, so meinte man, auch noch nicht wirklich gestorben sein, und so entstand die eigentümliche Vorstellung, daß Friedrich II. nicht tot, sondern nur zeitweilig der Erde entrückt sei, sich verborgen halte, um dereinst wiederzukehren und das ihm von Gott aufgetragene Werk zu Ende zu führen. Mit dieser eigentümlichen Vorstellung, welche durch die unter den Minoriten zahlreichen joachimitisch Gläubigen Verbreitung fand, wurde in der Folge die Nerosage verschmolzen. Man erwartete demnach die Wiederkehr des nur angeblich, nicht wirklich gestorbenen Kaisers Friedrich II., nicht um des Reiches Herrlichkeit herzustellen, sondern um die verheißene Zertrümmerung der entarteten Kirche zu vollenden. Erst viel später ist dieser ursprüngliche Inhalt und Sinn der Kaisersage mißverständlich im nationalen Sinn und auf Friedrich I. umgedeutet worden.

An der Erneuerung des Reiches hatte damals niemand ein Interesse, und derartige Wünsche und Hoffnungen lagen jener Zeit noch ganz fern. Vielmehr war man in Deutschland sowohl wie in Italien einig darin, daß der Verband des Reiches vollends zersprengt und die Selbstherrlichkeit der von dem staufischen Kaisertume zeitweise so schwer bedrohten kleineren Gewalten für alle Zeit sicher gestellt werden müsse. Nicht die geringste Aussicht war so für die Erhaltung der Union Deutschlands und Italiens vorhanden, die Friedrich II. noch in seinem Testamente hatte gewahrt wissen wollen, wenn er Konrad IV. die Nachfolge in beiden Reichen zuwies und für den Fall seines kinderlosen Todes Heinrich, seinem Sohne von Isabella von England, beide Kronen bestimmte; an dritter Stelle sollte Manfred zur Nachfolge berufen sein, der das Fürstentum Tarent und die Statthalterschaft Italiens erhielt; seinen Enkel Friedrich, Heinrichs VII. Sohn, wollte Friedrich mit Österreich und Steiermark, dem Erbe seiner Mutter Margarethe, versorgt sehen. Nichts von alledem konnte durchgesetzt werden: überall erlagen die Staufer, und in wahrhaft tragischem Untergange verfiel das unvergleichliche Heldengeschlecht einem Verhängnis, das nur der verblendete Haß seiner Todfeinde ohne die tiefste Erschütterung zu sehen vermochte.

In Deutschland focht Konrad IV. seit 1247 ohne Entscheidung gegen Wilhelm von Holland, den Nachfolger Heinrich Raspes in dem entwürdigten und machtlosen Gegenkönigtum: wieder war es die treue Hilfe der deutschen Städte, die ihm die Fortsetzung des Kampfes ermöglichten und denen er, des Vaters Politik aufgebend, zum Lohne dafür Rechte und Freiheiten mancherlei Art einräumte, so daß sie trotz der Bestimmungen von Worms und Ravenna (S. 542) ihre schwer bedrohte Freiheit dem erstarkenden Landesfürstentum

gegenüber befeſtigten und erweiterten. Inmitten des über Deutſchland hereinbrechenden Chaos retteten die Städte mit ihrem Bürgertum dem deutſchen Volke die Möglichkeit einer beſſeren Zukunft. Aber Konrad IV. gab den ausſichtsloſen Kampf in Deutſchland bald auf, um das ſizilisch-apuliſche Erbreich zu retten. Dort hatte Innocenz IV. das ganze große Geſetzgebungswerk Friedrichs kaſſiert und ließ als Oberlehnsherr Abfall und Verrat predigen. Während in Oberitalien Ezzelin von Romano in der Sache der Staufer ſeines eigenen Hauſes Zukunft in wildem Kampfe verteidigte, erlangte Konrad in Unteritalien, wohin er von Venedig ſegelte, einige Erfolge und eroberte namentlich Neapel und Kapua. Um ſo wütender fiel Innocenz IV., der nun wieder in Rom Hof hielt, über ihn her: ähnlich übertriebene teils, teils völlig ungegründete Anklagen wurden jetzt gegen ihn geſchleudert, wie einſt gegen den Vater. Selbſt den Tod ſeines Halbbruders Heinrich zu Beginn des Jahres 1254 ſollte Konrad IV. verſchuldet haben, während man im päpſtlichen Lager froh war, das Babyloniergeſchlecht endlich durch vorzeitige Todesfälle ſchnellem Erlöſchen nahe gebracht zu ſehen. Auch Heinrichs VII. junger Sohn, König Konrads Neffe, und Konrads Schwiegervater und getreuer Berater, Herzog Otto von Bayern, erlagen dem Verhängnis, das dieſes Geſchlecht zu verfolgen ſchien. Innocenz IV. aber erneute Oſtern 1254 den Bann gegen Konrad; auch Ezzelin von Romano wurde als offenbarer Ketzer und ein Feind des Menſchengeſchlechts aus der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſtoßen und ſein Bruder Alberich durch die Ausſicht auf die Übertragung ſeines reichen Beſitzes gegen ihn in Waffen gebracht. In Sizilien ſollte Konrad IV. ebenfalls ein Gegenkönig entgegengeſtellt werden, um den Willen des Papſtes mit den Waffen durchzuſetzen: aber dem Prinzen Edmund von England, dem Sohne Heinrichs III., der ſich zu dieſer Rolle dem ſtaufiſchen Vetter gegenüber herzugeben bereit war, weigerten die engliſchen Stände die nötige Hilfe. Schon

Siegel von König Konrad IV.

Umſchrift: † CVRAD DIVI AVGTI IMPIS FRIDERICI FILI DI GRA ROMAOR J . REGE . ELECT, im Felde: HER-S JERLM.
(Nach einem Abdruck im brit. Muſeum zu London.)

war Konrad IV. im Begriff, den Krieg nach Mittel- und Oberitalien zu tragen, als er am 21. Mai 1254 im Lager zu Lavello bei Melfi den Einwirkungen des italieniſchen Klimas erlag.

Sein Erbe war ein unmündiges Kind, Konrad, von den Italienern Konradino genannt, das in Deutſchland von den bayriſchen Verwandten ſeiner Mutter erzogen wurde. Als ob er ſeine Zukunft dadurch ſicher ſtellen, einen unverſöhnlichen Feind entwaffnen könnte, hatte Konrad IV. ſterbend den Sohn unter die Vormundſchaft Innocenz' IV. geſtellt und damit einen neuen Beweis von dem Mißtrauen gegeben, das man ihm gegen den edlen Manfred einzuflößen gewußt hatte. Nicht einmal die Regentſchaft im ſiziliſchen Reiche wurde dieſem anvertraut: ſie gab des Königs Teſtament einem ſeiner deutſchen Begleiter, dem Markgrafen Konrad von Hohenburg. Dieſer aber erwies ſich als völlig unfähig und bat bald ſelbſt Manfred an ſeine Stelle zu treten. Nur widerſtrebend gab dieſer dem Andringen auch der anderen Großen des Reiches nach. Denn ſchon hatten die Päpſtlichen den Angriff erfolgreich begonnen: von den apuliſchen Baronen machten manche mit ihnen ſchleunigſt ihren Frieden, Verrat und Abfall lauerten ringsum. Da entſchloß ſich Manfred zu einer vollkommenen Änderung des politiſchen Syſtems, indem er unter Vorbehalt der Rechte Konradins, als deren Vertreter Innocenz IV. bisher gehandelt haben wollte, die Anſprüche der Kirche auf das normänniſche Reich anerkannte und dasſelbe dem heiligen Petrus zu überantworten ſich bereit erklärte. Wirklich kam ſo ein Friede zu ſtande, und Manfred erhielt ſogar das Fürſtentum Tarent als erbliches Lehen der Kirche. Nicht lange danach aber erſchien Innocenz IV. ſelbſt in Apulien, um dort in einer Weiſe zu walten, die keinen Zweifel darüber ließ, daß er ſich Manfreds nur bedienen wollte, um Konradin jedes Rechts zu berauben. Nun blieb dieſem freilich keine Wahl: gelangen die päpſtlichen Pläne, ſo wäre er das nächſte Opfer der Kurie geweſen. Sein Konflikt mit einem Schützling des Papſtes, Borello von Aglone, der ihn aus einem Teile ſeines Beſitzes zu verdrängen ſuchte und den Manfreds Anhänger erſchlugen, beſchleunigte den Bruch. Doch glücklich entkam Manfred den feindlichen Nachſtellungen, erreichte das von den getreuen Sarazenen beſetzte Lucceria, brachte dort ein Heer zuſammen, eroberte Foggia und Troja und hatte noch vor Ende des Jahres 1254 einen großen Teil des Reiches zurückgewonnen. Damals ſtarb, 7. Dezember 1254, Innocenz IV. in Neapel; vergeblich ſuchte ſein Nachfolger Alexander IV. (1254—61) Manfred durch trügeriſche Anerbietungen zu gewinnen. Bald war das Feſtland wieder in Manfreds Hand; dann ſetzte er (1258) nach Sizilien über, das er ebenfalls allmählich zum Gehorſam zurückführte, geſtärkt durch eine demokratiſche Erhebung in Rom, vor der Alexander IV. nach Viterbo entweichen mußte und deren Haupt, der gewaltthätige Senator Branealeone, ſein Bündnis ſuchte.

Die ſtaufiſche Herrſchaft im ſiziliſch-apuliſchen Reiche war hergeſtellt, und bald erblühte das ſo ſchwer heimgeſuchte Land von neuem unter der ſorgſamen und liebevollen Leitung des milden und menſchenfreundlichen Manfred.

auf den alle guten und liebenswürdigen Eigenschaften seines Vaters übergegangen zu sein schienen. Ein Kind des Landes, in ihm heimisch, der Bevölkerung vertraut, schien Manfred die glücklichsten Zeiten des nationalen Königtums zu erneuern, mochte er auch zunächst nur als Vertreter des im fernen Deutschland weilenden Konradin da stehen. Da verlautete, dieser sei gestorben, und alsbald drangen geistliche und weltliche Große in Manfred, der königlichen Stellung, die er thatsächlich inne hatte, nun als der berufene Erbe des Neffen den königlichen Namen hinzuzufügen, entsprechend der für diesen Fall von Friedrich II. getroffenen testamentarischen Bestimmung. Am 11. August 1258 wurde er in Palermo gesalbt und gekrönt. Das war nun freilich nicht ungeschehen zu machen, als sich die Kunde von Konradins Tod als irrig erwies. Doch war die damit gegebene Lösung die einzige, von der sich für das sizilische Reich selbst eine Festigung und ein Ausbau der bisher gemachten glücklichen Anfänge erhoffen ließ; sie war vom nationalen und politischen Standpunkte aus berechtigt und heilsam, so daß es nicht wunder nehmen kann, wenn bei den Gegnern der Verdacht laut wurde, Manfred habe das falsche Gerücht von Konradins Tod absichtlich ausgesprengt, um sich den Weg zur Krone zu bahnen, die dem Kinde doch nicht erhalten werden konnte. Wie dem auch sei, ihrer inneren Bedeutung nach war Manfreds That sicherlich nicht eine Usurpation, entsprungen aus unruhigem Ehrgeiz, sie war ein seltener Beweis hohen moralischen Mutes, der sich tapfer der endlichen Lösung der großen Aufgabe unterzog, welche die nationale Restauration eines arg mißhandelten Volkes ihm stellte. Seit dem Hingang des letzten normännischen Königs hatte sich das sizilisch-apulische Reich nicht eines solchen innern Friedens, solch wirtschaftlichen Gedeihens und solchen frohen geistigen Aufschwunges zu erfreuen gehabt. Manfreds Hof wurde der Sitz eines heiteren und glänzenden, durch die verständnisvolle Pflege von Poesie und Wissenschaft verschönten Lebens, an dem die erneuten Flüche Alexanders IV. einige Jahre lang ohnmächtig abprallten. Auch auf die übrigen Teile Italiens wirkte diese neue Ordnung im Süden segensreich ein. Gegen die unmenschliche, bluttriefende Tyrannei, die Ezzelin von Romano als Herr Paduas und der Veroneser Mark übte und die Freund und Feind mit gleichem Entsetzen erfüllte, ohne daß die von dem Papste gegen den Gebannten veranlaßten Kreuzzüge etwas ausgerichtet hätten, erhoben sich endlich die Ghibellinen selbst, obenan Cremona und Venedig, und König Manfred machte mit ihnen gemeinsame Sache. Einzelne Städte wurden durch wütende Parteistreitigkeiten und blutige Umwälzungen zerrissen, die Ezzelin reichlich Gelegenheit boten, die Gegner zu teilen und zu lähmen. Dagegen mißlang sein Versuch, in Mailand die Adelspartei wieder in den Besitz der Gewalt zu bringen: auf dem Rückzug wurde er bei Cassano an der Adda geschlagen und selbst schwer verwundet gefangen genommen; durch Abreißen des Verbandes machte er in dem festen Soncino am 7. Oktober 1259 seinem Leben ein Ende. Seine Macht wurde zertrümmert, sein ganzes Haus von den Siegern in blutiger Verfolgung dem

Untergange geweiht. Die Führung der Ghibellinen Oberitaliens ging nun auf Manfred über; die gleiche Stellung gewann er in Toscana, als die Macht des guelfischen Florenz im Herbst 1260 durch den Sieg der Ghibellinen zu Montaperto gebrochen wurde. Italien war auf dem Wege zu nationaler Unabhängigkeit, zu deren Verteidigung eine Konföderation unter Manfred im Entstehen war. Mit der Vorherrschaft des Papstes war es alsdann zu Ende, und alle Erfolge Innocenz' IV. und Alexanders IV. fielen in sich zusammen: die ganze Arbeit der päpstlichen Politik von Innocenz' III. Rekuperationen an war vergebens gewesen, und was sie den Staufern gegenüber erreicht hatte, kam nicht der Kurie, sondern den Italienern zu gute, die Rom von der deutschen Herrschaft befreit, aber nicht sich selbst unterthänig gemacht hatte. Das zu hindern, kam die Kurie auf ihren alten Plan zurück, sich der Kräfte eines fremden Fürsten zu bedienen, um die Macht Manfreds und die Anfänge der nationalen Unabhängigkeit Italiens zu zertrümmern.

Diesen Weg ging denn auch Alexanders IV. Nachfolger, der im September 1261 erhobene Urban IV. (1261—65). In Ludwigs IX. Bruder, Karl von Anjou, der, durch seine Ehe mit Beatrix, der von Ehrgeiz und Herrschsucht erfüllten Tochter Raimund Berengars IV., Herr der Provence war, einem ländergierigen, nach unumschränkter Macht und nach Reichtümern lüsternen Fürsten von finsterer, tyrannischer Art, einer grausamen, vor keiner Blutthat zurückschreckenden Despotennatur, fand er das geeignete Werkzeug. Aber die Ansprüche, die derselbe erhob, verzögerten den Abschluß: erst mit Urbans IV. Nachfolger, Clemens IV. (1265—68), erfolgte er. Ende Juni 1265 wurde Karl von Anjou in Rom als König von Sizilien investiert gegen Rückgabe Benevents an die Kirche, Verzicht auf die Beeinflussung der Bischofswahlen und einen jährlichen Lehnszins von 8000 Unzen Gold. Mit ihm kamen Scharen südfranzösischer Abenteurer, die bei dieser Unternehmung ihr Glück zu machen, Land und Leute oder doch Reichtümer und Ämter zu gewinnen trachteten. Was Italien von diesen zu erwarten hatte, lehrte bereits ihr wüstes Treiben auf dem Durchmarsch in der Lombardei und Toscana. Dann schlossen sich Karl, als er nach der Krönung (6. Januar 1266) südwärts zog, alle Gegner Manfreds an. Dieser war eines so frühen Angriffs kaum gewärtig gewesen: auch sonst ging er dem Kampf um die Krone unter ungünstigen Anzeichen entgegen. Bei dem anfechtbaren Ursprung seiner Herrschaft hatte er den Baronen mehr Freiheit lassen müssen, als mit einem straffen, namentlich auch militärisch alle Zeit leistungsfähigen Regiment vereinbar war. Dazu kam die kirchliche Agitation gegen ihn und die Sorge vor den neuen Erschütterungen, die der Kampf gegen die höchste kirchliche Autorität herbeizuführen drohte. Namentlich der Adel hatte keine Lust sich für einen König zu opfern, dessen Legitimität doch zweifelhaft war: es schien vorteilhafter sich mit dem von der Kirche anerkannten neuen Herrn friedlich zu verständigen als Leben, Eigen und Lehen in einem Kampfe aufs Spiel zu setzen, dessen schließlicher Ausgang doch kaum glücklich sein konnte. So war Manfred

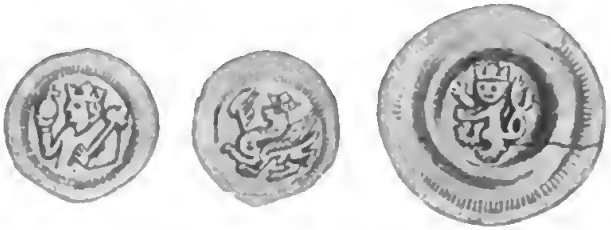
von halben und ganzen Verrätern, von lauen Freunden und auf ihren eigenen Vorteil bedachten Waffengefährten umgeben, als er Karl von Anjou zum Entscheidungskampfe entgegenrückte. Gleich im Beginn traf ihn eine Reihe von Unfällen; die Franzosen eilten von Erfolg zu Erfolg; die Schwere der Vergeltung, welche die Widerstand Wagenden traf, schüchterte die erst zum kämpfen Entschlossenen ein: ein allgemeiner Abfall zu Karl von Anjou begann. So war Manfred bald in vollem Rückzug; bei Benevent beschloß er zu schlagen, da bei der zunehmenden Unzuverlässigkeit in seinem zusammenschmelzenden Heere nur ein schneller Sieg noch Rettung verhieß: die Treue seiner Sarazenen und seiner deutschen Gefährten waren sein einziger Rückhalt. Am 26. Februar 1266 kam es in der Ebene von Benevent zur Schlacht. Die Überlegenheit der französischen Reiterei im Kampfe Mann gegen Mann entschied die Niederlage der Deutschen Manfreds; die Italiener ergriffen angesichts derselben sofort die Flucht. Manfred selbst suchte und fand den Tod: an der Landstraße ließen die Sieger die Gebeine des gebannten Gegners einscharren.

Mit diesem Siege war Karl von Anjou Herr des sizilischen Reiches: dessen wurde dieses bald furchtbar inne. Eine Schreckensherrschaft sondergleichen brach herein. Manfreds Familie wurde das Opfer unbarmherzigster Verfolgung: seine Witwe, Helene von Epirus, beschloß mit drei Söhnen ihr Leben in elender Kerkerhaft; allein ihre Tochter Beatrix hat nach fast zwanzigjähriger Haft die Freiheit wieder erlangt; mit dem Beile des Henkers nicht bloß, mit den ausgesuchtesten Martern wurde gegen alle gewütet, die zu Manfred gestanden hatten, so furchtbar, daß selbst Clemens IV. dagegen Einsprache erhob und zur Mäßigung mahnte. Die Worte verhallten ungehört, wie Karl von Anjou sich überhaupt gleich nach dem Siege der Kirche wenig dienstwillig zeigte, eigenmächtig verfuhr und die eingegangenen Verpflichtungen vielfach unerfüllt ließ. Im Besitz des Reiches ging er gerade wie die Staufer darauf aus, die päpstliche Lehnshoheit abzustreifen oder wenigstens zu entwerten. Der römischen Kurie selbst wurde angst vor dem entsetzlichen Bundesgenossen, den sie aufgerufen hatte. Verzweiflung aber ergriff die Italiener, als sie inne wurden, was für ein Schicksal ihrer unter diesem bluttriefenden Tyrannen wartete. Zu spät sehnte man nun die glücklichen Zeiten König Manfreds zurück, dem man mit so schnödem Undank gelohnt hatte. Nur Selbsthilfe verhieß Rettung. So begannen die Ghibellinenhäupter sich wieder enger zusammenzuschließen: Pisa und Siena, Padua und Verona gingen voran; Urbino und Ferrara folgten. Von dort erging an Konradin die erste Einladung, als Erbe Siziliens der Befreier Italiens zu werden. Hier und da kam es bereits zu gewaffneten Erhebungen, selbst die Florentiner wankten, und im Frühjahr 1267 drohte eine allgemeine Empörung gegen die französische Fremdherrschaft.

Goldmünze Karls von Anjou, Königs von Neapel. Brustbild auf einem Regalis. Originalgröße. Berlin, kgl. Münzkabinett

Inzwischen hatte Konradin beschlossen, dem Rufe, der an ihn erging,

Folge zu leiſten. In Deutſchland boten ſich ihm keine Ausſichten. Nach ſeines Vaters Tode hatten die meiſten Anhänger ſeines Hauſes den Grafen Wilhelm von Holland als König anerkannt, dem ſich die Reichsſtädte ſchon früher zugewandt hatten. Aber die Autorität Wilhelms war dadurch nicht geſteigert: die geiſtlichen Fürſten, denen er die Krone verdankte, hielten ihn in drückendſter Abhängigkeit, und namentlich der hochmütige Gerhard von Mainz (1251—59) durchkreuzte jeden Verſuch königliche Rechte zu üben. Und als nun Wilhelm von Holland zu Anfang des Jahres 1256 auf einem Zuge gegen die Frieſen erſchlagen wurde, da kam es nach langem Schwanken 1257 zu einer Doppelwahl, indem Konrad von Hochſtaden, der Erzbiſchof von Köln (1258—61), mit Rückſicht auf die alten, wichtigen und gewinnreichen Beziehungen ſeiner Stadt zu England, und aus Feindſchaft gegen Frankreich den Bruder Heinrichs III. von England, Richard von Cornwallis, mit den von ihm durch engliſches Geld gewonnenen Fürſten zum König machte, die Gegner aber unter Arnold II. von Trier (1242—59) den durch ſeine Mutter den Staufern verwandten Alfons von Kaſtilien erhoben. So freigebig ſie Reichsgüter und Reichsrechte verſchleuderten, um Anhang zu gewinnen, ſo blieben beide doch machtlos, während Ottokar II. von Böhmen, der ſelbſt auf die Krone gehofft hatte, von beiden Teilen umworben und von Richard durch Verleihung des Reichsvikariats in allen rechtsrheiniſchen Landen zu außerordentlichem Einfluß erhoben, durch die Okkupation Öſterreichs, Steiermarks, Kärntens und Krains eine deutſch-ſlawiſche Großmacht im Südoſten errichtete. Dazu wütete in Thüringen nach dem Tode Heinrich Raſpes ein Erbfolgeſtreit, in deſſen Verlauf Erzbiſchof Gerhard von Mainz ſeine Einmiſchung mit harter Gefangenſchaft in der Gewalt des Herzogs Albrecht von Braunſchweig zu büßen hatte. Überall herrſchten Fehde und Raub, das Fauſtrecht mit ſeiner rohen Selbſthilfe ſtand in höchſter Blüte und bedrohte durch die Vernichtung von Handel und Verkehr Deutſchland mit wirtſchaftlichem Ruin. Deshalb griffen ſchließlich die Städte namentlich des nördlichen Deutſchlands, zur Selbſthilfe, und Hamburg und Lübeck ſchloſſen bereits 1241 einen Bund zur Sicherung ihres Handels, während die rheiniſchen Städte unter Vortritt von Mainz, Worms, Oppenheim und Bingen 1254 den rheiniſchen Städtebund eingingen, ſo daß wenigſtens das wirtſchaftliche Gedeihen des deutſchen Bürgertums gegen die unheilvollen Wirkungen des Thronſtreites einigermaßen ſicher geſtellt wurde. Um ſo ſtaunenswerter mußte im Gegenſatz zu dem allgemeinen Verfall, der über Deutſchland hereingebrochen



Denar von Ottokar II. von Böhmen — Böhmiſcher Brakteat.
(Nach Eſſenwein.)

war, den Zeitgenossen die Begründung eines neuen Deutschlands erscheinen, welche die Ritter des Deutschen Ordens seit einem Menschenalter in Preußen, jenseits der Weichsel begonnen hatten und gerade um jene Zeit gegen eine zweite allgemeine Erhebung der Preußen siegreich verteidigten und durch eine musterhafte Organisation des ziemlich entvölkert in ihre Gewalt gefallenen Landes vollendeten.

Für den Erben des staufischen Namens und der staufischen Traditionen war in Deutschland unter diesen Umständen kein Platz, bot sich keine Aussicht. Der reiche Besitz des staufischen Hauses war längst bis auf einen dürftigen Rest in alle vier Winde verstreut. Dieser Widerspruch zwischen der trüben Gegenwart und der glorreichen Vergangenheit seines Hauses mußte auf das Gemüt des königlichen Knaben Konradin einen mächtigen Eindruck machen: daß das geknechtete Italien von ihm Rettung heischte, mußte seine Entwürfe den kühnsten Flug nehmen lassen. Die Vermählung seiner Mutter in zweiter Ehe mit dem Grafen Meinhard von Görz, dem Herrn Tirols und Kärntens, mochte ihm die Heimat vollends verleiden. So beschloß Konradin dem Rufe der Ghibellinen Italiens Folge zu leisten. Durch Verkauf und Verpfändung der ihm gebliebenen Hausgüter beschaffte er Geld; sein Oheim Ludwig von Bayern, an dessen Hof er erzogen war, seine Mutter und sein Stiefvater gewährten Beihilfe; an alle Anhänger des staufischen Hauses erging der Aufruf um Zuzug, der reichlich erfolgte, da in Deutschland nichts zu verlieren war, wohl aber in Italien viel gewonnen werden zu können schien. In Rom herrschte gewaltige Aufregung über den drohenden deutschen Angriff: Konradin suchte zu beschwichtigen, indem er öffentlich erklärte, sein Zug gelte nicht dem

Siegel des Herzogs Konrad von Masovien.

Abdruck in Wachs, mit rotseidenen Strängen an einer Urkunde vom Jahre 1238. Der Herzog zu Pferde, geharnischt und mit dem Waffenrocke bekleidet, auf dem Haupt einen spitzen, lantigen und zum Schutze des Gesichts mit einer Schiene versehenen Helm. Am linken Arm der Schild, in der Rechten eine Fahne mit großem Kreuz, als Hindeutung auf die Bekämpfung der heidnischen Preußen durch den von ihm herbeigerufenen Deutschen Orden. Umschrift: † (S) CONRADI DVCIS . . . DVC . . . IRIE LACICIE. (Nach Boßberg.)

Ordenstracht der Deutſchherren.

Grabſtein des Landgrafen Konrad von Thüringen († 1243), Hochmeiſter des Deutſchen Ordens. In der Eliſabethkirche zu Marburg. (Nach v. Hefner-Alteneck.)

Papſte, ſondern dem Räuber ſeines Erbes, Karl von Anjou. Von Augsburg aus trat er den Zug an. Die Nachrichten aus dem Süden lauteten verheißungsvoll: Karl von Anjou, durch die Gärung in Unteritalien im Rücken bedroht, wagte ihm nur bis Toscana entgegenzugehen. Schon erhoben ſich die Sarazenen von Luceria für ihres gefeierten Herrſchers Enkel; in Sizilien drohte, durch ghibelliniſche Agenten genährt, eine nationale Erhebung. Auf dem Marſche wuchs Konradins Heer durch zahlreichen Zuzug zu beträchtlicher Stärke: mit 12000 Mann zog er am 21. Oktober in Verona ein, mit ihm Ludwig von Bayern, ſein Oheim, ſein Stiefvater Meinhard von Görz, ſein geliebter Jugendfreund Friedrich von Öſterreich, der Sohn Hermanns von Baden und Gertruds, der Tochter Friedrichs des Streitbaren.

Aber dem günſtigen Anfang entſprach der Fortgang des Unternehmens nicht. Der päpſtlichen Agitation war es gelungen, die meiſten lombardiſchen Städte zu einer Genoſſenſchaft des Friedens und des Glaubens zu vereinigen, die ſich ebenſo Konradin wie Karl von Anjou entgegenſetzte und im Bunde mit der Kirche eine guelfiſche Reaktion einleitete. Die toscaniſchen Städte blieben den Franzoſen treu; weder hier noch dort konnte Konradin etwas unternehmen. Drei Monate blieb er unthätig in Verona: ſeine Genoſſen ſahen ſich in ihren Hoffnungen enttäuſcht, die meiſten zogen heim; bald hatte der Erbe der Stauſer keine dreitauſend Mann mehr bei ſich. Aber er harrte aus: Geld wurde beſchafft, teils durch

den Bayernherzog, teils von den eifrig ghibellinischen Städten Pavia und Pisa. Mitte Januar 1268 brach Konradin von Verona auf. Die Kunde von der wachsenden Gärung im Rücken Karls erweckte neue Hoffnungen; selbst in Rom regten sich die Ghibellinen. Aber Eile that not: den Marsch durch Toscana gegen Karl von Anjou zu erzwingen, war mit einem so kleinen Heere nicht möglich. So wandte sich Konradin von Pavia nach der Küste und wurde von da auf pisanischen Schiffen mit einem Teile seines Heeres zur See weiter geführt. Am 5. April zog er in Pisa ein. Aber fast einen Monat dauerte es, bis die übrigen Truppen unter Friedrich von Österreich, der von den fürstlichen Teilhabern des Zuges allein noch bei Konradin aushielt, auf dem Landweg nachgekommen waren. Von den Pisanern und Sienesen mit Geld und Waffen unterstützt, zog Konradin Mitte Juli weiter südwärts, ermutigt durch den Sieg, den Friedrich von Österreich am 25. Juni bei Ponte a Valle im Arnothal über die Franzosen davon getragen hatte, und voll froher Zuversicht, als nun der Aufstand gegen die Fremdherrschaft in den Marken um sich griff, die pisanische Flotte zur Insurgierung Kalabriens auslief und eine Gesandtschaft der Römer ihn in die ewige Stadt einlud. Von lautem Jubel empfangen, hielt er dort am 24. Juli seinen Einzug. Es waren die letzten frohen Stunden, die das Schicksal dem edlen Jüngling gönnte.

Inzwischen hatte Karl von Anjou die aufständischen Sarazenen in Luceria belagert; jetzt eilte er nach Norden, dem nahenden Feinde entgegen, und nahm in der palentinischen Ebene am Fucinersee eine trefflich gewählte Stellung, in der er Konradins Vormarsch auf Benevent und Neapel in der Flanke und im Rücken bedrohte. So mußte dieser weiter östlich, durch zerklüftetes Bergland ihn zu umgehen suchen. Nach mehrtägigen Kreuz- und Quermärschen gelang ihm das auch. Am 10. August von Rom aufgebrochen, erreichte er am 21. glücklich das Thal des Salto und lagerte bei Scurcola, die palentinische Ebene vor sich, durch die er den Weg nach Apulien offen zu haben glaubte. Aber schon am nächsten Tage erschien auf den umliegenden Höhen der Feind, den Konradin durch seine Bewegungen glücklich getäuscht und auf eine falsche Spur geleitet hatte. Wegen der Ermüdung seines nur 6000 Mann starken Heeres wich Karl der Schlacht aus, die Konradin alsbald liefern wollte. Erst am 23. August rückten die Heere zum Entscheidungskampfe vor, beide in je zwei Treffen geordnet. Auserwählte 800 Mann hielt Karl den Blicken der Gegner verdeckt in einem Seitenthal im Hinterhalte, um die im Falle des Sieges übereilt vordringenden Deutschen überraschend in der Flanke zu fassen. Dort nahm er selbst Stellung und ließ die Messe lesen: von dem Tage der Himmelfahrt der Jungfrau erhoffte er sicher den Sieg. Seine Berechnung traf zu: in gewaltigem Ansturm überrannten Konradins Truppen, die italienischen im ersten, die deutschen im zweiten Treffen, nach Überschreitung des beide Heere trennenden Salto das erste, dann auch das zweite Treffen Karls, dessen Leute bald aus der Ebene nach den Bergen flohen, vollends entmutigt durch das falsche Gerücht, der König selbst sei gefallen. Schon begannen die Deutschen

das feindliche Lager zu plündern: da plötzlich brach Karl, der mit kaltblütiger Ruhe sich bisher zurückgehalten hatte, mit seinen 800 auserlesenen Reitern aus dem Hinterhalt vor und sprengte die ungeordneten Reihen der Deutschen völlig auseinander, so daß sie, von panischem Schrecken ergriffen, sich zur Flucht wandten und widerstandslos von den nachdringenden Siegern niedergehauen wurden. Konradin selbst wurde von der Flucht mit fortgerissen. Mit nur fünfhundert Mann erreichte er mit Friedrich von Österreich fünf Tage nach der Schlacht wieder Rom. Natürlich regte sich dort jetzt keine Hand mehr für ihn. Nachdem er mit vergeblichem Hilfewerben kostbare Zeit verloren hatte, setzte Konradin am 31. August die Flucht fort. In Astura kam er an die Küste und schiffte sich ein; er schien gerettet, als das Fahrzeug den kleinen Hafen glücklich hinter sich hatte. Da wurde er von einem Schnellsegler eingeholt, den der Befehlshaber des Kastelles, ein Frangipani, der zu den Guelfen übergegangen war, ihm nachschickte, um die Flüchtlinge zurückzuholen. Gegen eine hohe Geldsumme lieferte dieser dann nach anfänglichem Weigern, das nur den Preis steigern sollte, den edlen Gefangenen mit seinen Genossen den Leuten Karls von Anjou aus. Bei Palestrina im Kastell S. Pietro hielt man sie in unfürstlicher Haft; dann nahm sie Karl mit nach Rom, wo er unter dem Jubel der wieder in den Besitz der Gewalt gelangten Guelfen am 16. September einzog.

Französischer Ritter im 13. Jahrh.
Siegel Johanns von Corbeil. Nationalarchiv zu Paris.
(Nach Lacroix.)

Inzwischen hatte Karl von Anjou den Sieg auf seine Weise nutzbar zu machen begonnen. In Strömen Blutes sollten die Ghibellinen erstickt, in Entsetzen erregendem Massenmord die staufischen Sympathieen ausgerottet, alle zu zitterndem Gehorsam gegen jeden Wink des Tyrannen eingeschüchtert werden. Mit eisiger Ruhe ließ er beispiellose Grausamkeiten verüben, scheinbar frei von jeder Leidenschaft einer politischen Notwendigkeit nachgebend, die namentlich auch durch die Rücksicht auf das Heil der Kirche geboten sein sollte, — eine schlaue Wendung, welche das Papsttum in den Augen der Welt zum Mitschuldigen seiner Blutthaten machte. Der Kirche, die bald ein Abscheu ergriff vor diesem Verbündeten, jeden Rückweg abzuschneiden, sollte der Erbe

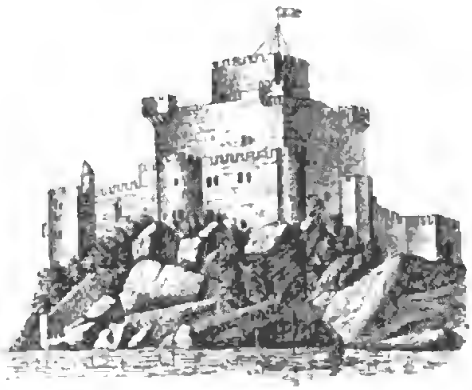
Friedrichs II., dessen Recht auf Sizilien Innocenz III. gegen Otto IV. mit dem Banne verteidigt hatte, Konradin, den noch Alexander IV. Manfreds Usurpation gegenüber als den rechtmäßigen Nachfolger auf den normännischen Thron bezeichnet hatte, als Hochverräter dem Tode geweiht werden und zwar auf Grund der Bestimmungen des durch die Kurie längst als dem Gesetze der Kirche widersprechend aufgehobenen fridericianischen Gesetzbuches! Der Kampf um das ihm geraubte Erbreich wurde mit gemeinem Meuchelmord auf eine Stufe gesetzt, eine Rechtsverdrehung, so groß, daß sie nur der niederträchtigste Knechtssinn gutheißen konnte. Von den vier Rechtsgelehrten, die Karl um ein Urteil befragte, fand nur einer den traurigen Mut zu der Antwort, Konradin gebühre der Tod, weil er gegen seinen legitimen Herrscher die Waffen erhoben und Klöster und Kirchen verbrannt habe. Die anderen konnten in dem Gefangenen nur einen Fürsten sehen, der sein väterliches Erbe in ehrlichem Krieg zurückzugewinnen versucht hatte, dem daher auch nur die einem ritterlichen Kriegsgefangenen gebührende Behandlung zu teil werden dürfte. Natürlich trat Karl dem einen, den Tod des Hochverräters fordernden Spruche bei.

Mit heldenmütiger Fassung vernahm Konradin sein Urteil. Würdig bereitete er sich zum Tod, indem er sein Testament bestätigte, wie er es vor dem Aufbruch in Deutschland aufgesetzt hatte. Auf dem Markte zu Neapel war das Schafott errichtet. Auch auf diesem letzten schweren Gange war Friedrich von Österreich der Genosse des unglücklichen Freundes. Karls Protonotar Robert von Bari verlas das vorgebliche Todesurteil. Mit einem lauten Klageruf um seiner Mutter Schmerz legte Konradin sein Haupt auf den Block; ihm folgte der Freund in den Tod. Ihre Leichen warf man an den Strand, mit Steinhaufen zugedeckt. Erst Karls Nachfolger errichtete über dem Grabe eine Kapelle, die er den Karmelitern befahl. Ein halbes Jahrtausend später wurde sie zu der stattlichen Kirche der Jungfrau Maria zum Karmel ausgebaut: hinter ihrem Hochaltar ruhen die irdischen Reste des letzten Sprossen aus dem herrlichen schwäbischen Kaiserhause; nachmals sind sie unter der Statue bestattet, die König Maximilian II. von Bayern im Schiffe der Kirche dem Opfer Karls von Anjou errichten ließ.

Und doch war Konradin beinahe noch glücklich zu preisen, daß ein früher Tod ihn vor so elenden Leiden bewahrte, wie sie den überlebenden Gliedern jenes von dem Haß unversöhnlicher Feinde verfolgten Geschlechtes bereitet wurden. König Enzio starb nach 23jähriger Haft 46 Jahre alt im Kerker der Bolognesen im März 1282; seine Halbschwester Margarethe, Friedrichs II. unglückliche Tochter, floh, von ihrem Gemahl, dem wüsten Albrecht von Thüringen und Meißen, am Leben bedroht in ein Kloster, wo sie 1270 starb; ihre Schwester Katharina endete 1279 als Nonne in einem französischen Kloster.

Das furchtbare Wort Innocenz' IV., das die Ausrottung des Namens dieses Babyloniers, seiner Nachkommenschaft und seines Samens gefordert hatte, war buchstäblich in Erfüllung gegangen. Aber um welchen Preis!

Italien war zu einem Teile wüſten, alle Kultur und Geſittung mit dem Untergange bedrohenden Parteikämpfen, zum andern einer beiſpielloſen, blutriefenden Tyrannei und der ſchamloſeſten Mißhandlung und Ausbeutung durch fremde Abenteurer verfallen. Mit Abſcheu wandten ſich die Italiener von der Kirche ab, welche dieſes Schickſal über ſie gebracht hatte und doch bereits zu ahnen anfing, daß ſie damit auch über ſich ſelbſt eine unabwendbare Kataſtrophe heraufbeſchworen habe. Deutſchland verfiel trauriger Zerrüttung, in der Rechte und Ordnung ſchwanden und das Reich, das Jahrhunderte hindurch im Zentrum der geſamten Entwickelung des Abendlandes geſtanden hatte, zu hilfloſer Ohnmacht verurteilt wurde. Das ganze Staatenſyſtem des Abendlandes wurde damit einem tiefgreifenden Wandel entgegengeführt, der dem Fall des Univerſalſtaates im Kaiſertum den der Univerſalkirche im Papſttum folgen ließ.



Normänniſche Burg la Falconara auf Sizilien. 12. Jahrh.
(Nach Jähns.)

Viertes Kapitel.

Frankreich und England im staufischen Zeitalter.

1154—1272.

Während Deutschland über das Ringen der Staufer um Erneuerung der kaiserlichen Weltherrschaft seine politische Einheit vollends zu Grunde gehen, eine unheilvolle fürstliche Vielherrschaft aufkommen und auch sein wirtschaftliches Gedeihen durch die Entwickelung verschärfter gesellschaftlicher Gegensätze gelähmt sah, erhoben sich in Frankreich und England die ersten festgefügten, innerlich straff geeinten nationalen Staaten, mit deren zunehmender, selbstbewußt zur Geltung gebrachter Macht eine Vorherrschaft, wie sie die deutschen Könige als Träger der kaiserlichen Krone bisher geübt hatten, nicht mehr vereinbar war: ihr Aufkommen zu allgemeinerer Bedeutung leitete eine Umgestaltung des politischen Systems ein, das in den wechselseitigen Beziehungen der abendländischen Staaten bisher zum Ausdruck gekommen war.

Verschieden aber sind die Wege, auf denen beide Staaten dahin gekommen sind, auf nationaler Grundlage einen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Neubau aufzuführen, während in Deutschland der Zerfall unaufhaltsame Fortschritte machte. In Frankreich wurde das ermöglicht durch die fortschreitende Konzentration aller staatlichen Gewalt in dem Königtum und den von diesem bestellten Organen zur Übung der verschiedenen staatlichen Funktionen, die Ausbildung eines allein von dem Träger der Krone abhängigen Beamtentums, das die feudalen Gewalten allmählich zurückdrängte und den Staat ihrer selbstsüchtigen Ausnutzung entzog und dadurch alle von ihnen bisher gedrückten oder bedrohten Elemente, namentlich das Bürgertum der Städte und bald auch die Bauernschaften zu engstem Anschluß an das Königtum gewann. In England dagegen nahm die Begründung eines einheitlichen nationalen Staates ihren Ausgang von einem Kampfe des hohen Adels und des Klerus gegen den Mißbrauch der Feudalverfassung durch den königlichen Despotismus, den man zur Hinderung weiterer Ausschreitungen in bestimmte Schranken einschloß; ihn aber darin eingeschlossen zu halten, erwies sich bald die Mitwirkung auch des niedern Adels und des Bürgertums als unentbehrlich, so daß die Verschmelzung der bisher gesonderten Stände zu einem vielgegliederten nationalen Organismus hier nicht durch das Königtum, sondern im Gegensatz zu ihm erfolgte und erst später unter seiner Leitung vollendet wurde. Dieser Gegensatz in der inneren Entwickelung beider Staaten hat auch zur Verschärfung

ihrer Gegnerſchaft beigetragen, in der ſie von der Mitte des 12. bis zu der des 13. Jahrhundert über ſchwer entwirrbare territoriale Streitfragen einen erbitterten Kampf um die leitende Stellung im weſtlichen Europa ausgefochten haben, der, reich an jähen Wechſelfällen, in ſeinen einzelnen Phaſen von den das ganze Zeitalter beherrſchenden kirchlichen und politiſchen Konflikten ebenſo entſchieden beſtimmt worden iſt, wie er ſeinerſeits wiederholt beſtimmend auf ihre Entwickelung eingewirkt hat.

Durch die Löſung der Ehe mit Eleonore von Aquitanien (S. 404) hatte Ludwig VII. von Frankreich auch die Anwartſchaft auf deren reiches Erbe aus der Hand gegeben, deſſen Verbindung mit dem Kronlande die territoriale Abſchließung des franzöſiſchen Staates nahezu vollendet und den Capetingern über den durch ſeine Doppelſtellung als König von England als Lehnsmann ſo unbequemen Herzog von der Normandie das entſcheidende Übergewicht geſichert haben würde. Nun gab Mathildens Vermählung mit Heinrich von Anjou, der im Kampfe gegen Stephan von Blois das Erbrecht der Plantagenets auf den engliſchen Thron zur Anerkennung brachte (S. 415), England ein bedrohliches Übergewicht, zerriß Land und Volk von Frankreich in unnatürlicher Weiſe und wurde der Anlaß zu wechſelvollen, trotz aller Stillſtände und Friedensſchlüſſe immer wieder erneuten Kämpfen, die nicht bloß zwiſchen den Dynaſtien, ſondern auch zwiſchen den Völkern erbitterte Feindſchaft erzeugten und in ihren Nachwirkungen die Entwickelung beider bis zu Ausgang des Mittelalters beſtimmt haben. Für England führten dieſe Kämpfe eine Reihe ſchwerer innerer Kriſen herbei, indem die im Gange befindliche Umgeſtaltung der nationalen und ſozialen Grundlagen ſeines Staatsweſens und unheilvolle Streitigkeiten innerhalb des königlichen Hauſes ſich mit den Wechſelfällen des feſtländiſchen Krieges und den großen kirchlichen Kämpfen kombinierten. Dagegen hatte Frankreich für ſich den Vorteil einer ſeit Generationen ausgebildeten capetingiſchen Hauspolitik, deren Stärke darin lag, daß ſie nicht bloß unabhängig war von dem Wechſel der Perſonen auf dem Throne, ſondern ſich in allen wichtigen Fragen mit dem nationalen Intereſſe des franzöſiſchen Volkes deckte und daraus in Zeiten der Not und Bedrängnis ſelbſt neue Stärkung zog. Nachdrücklicher und daher auch erfolgreicher wurde dieſer Einklang zwiſchen dynaſtiſcher und nationaler Politik durch Ludwigs VII. reich begabten und hochſtrebenden Sohn zur Geltung gebracht, Philipp II. mit dem Beinamen Auguſtus (1180—1223), den erſten franzöſiſchen König, der nicht bereits bei des Vaters Lebzeiten gekrönt worden war, dennoch aber ohne jeden Widerſpruch folgte. So war die Ausbildung Frankreichs zur Erbmonarchie gerade zu der Zeit vollendet, wo in Deutſchland die gleiche Umgeſtaltung, durch Heinrich VI. energiſch betrieben, als unerreichbar aufgegeben werden mußte und dann ein zweimaliger Thronſtreit das Königtum ſchwächte, in England aber die Krone zum Lehen der Kirche herabgedrückt und ihre Macht durch eine große ſtändiſche Erhebung weſentlich eingeſchränkt wurde. Beiden gegenüber gewann alſo Frankreich damals einen großen Vorſprung.

In England hatte zunächst der mehrjährige Thronstreit (S. 413) die alten Grundlagen des Königtums doch wesentlich geändert: hatte es bisher auf dem normännischen Lehnsadel beruht, der einerseits den unterworfenen und von der Ehre der Waffenführung ausgeschlossenen Angelsachsen schroff gegenüberstand, anderseits durch die harte Feudalordnung von dem Königtum in drückender Abhängigkeit gehalten wurde, so hatte der Kampf zwischen Stephan von Blois und Heinrich Plantagenet in beiden Rücksichten eine Änderung herbeigeführt. Zunächst entbehrte der Adel, von Parteiungen zerrissen, der Einheit, ohne die er die herrschende Stellung gegenüber der Masse der unterthänigen Angelsachsen nicht behaupten konnte, und dann hatte im Werben um Anhang Stephan von der königlichen Unumschränktheit manches geopfert. Deshalb suchte Heinrich II. (1154—89) einen Rückhalt auch bei den Angelsachsen, denen er das Recht der Waffen zurückgab und die er durch die Verpflichtung, sich für gewisse Fälle in Waffenbereitschaft zu halten, in der Art im Interesse des Königtums für die nationale Wehrkraft nutzbar machte, daß er die alte angelsächsische Volksmiliz neu erstehen ließ. Es war der erste Schritt, um den nationalen Gegensatz auszugleichen, der seit einem Jahrhundert zwischen Siegern und Besiegten bestand und jede auswärtige Bedrängnis sofort auch zu einer inneren Gefahr werden ließ. Nun erst wurde die allmähliche Vermischung der beiden bisher scharf gesonderten Volkselemente ermöglicht und die Bildung einer englischen Nationalität angebahnt, in der sie, jedoch ohne ihre Eigentümlichkeiten völlig aufzugeben, wohl aber die der anderen teilweise aufnehmend, zu einer neuen höheren Einheit aufgingen. Die guten Wirkungen davon wurden bald offenbar: der nun verbundenen Kraft von Adel und Volk erlagen bisher unbezwungene Gegner. 1170—75 wurde Irland unterworfen und dem dort bestehenden eigentümlichen culdäischen Sonderkirchentum ein Ende gemacht; auch Schottland mußte sich der englischen Hoheit beugen.

Eine der übelsten Nachwirkungen des Bürgerkrieges trat Heinrich II. in der Verwilderung des englischen Klerus entgegen, von dessen Mitgliedern sich eine unerhört große Anzahl oft schwerer weltlicher Vergehungen schuldig machte, ohne daß der Staat Abhilfe zu schaffen vermochte. Durch die überraschende Weigerung des Erzbischofs Anselm von Canterbury (1093—1109), die bisher durch die Könige unangefochten geübte Investitur von Wilhelm II. sich erteilen zu lassen, war ein kurzer, heftiger Konflikt mit der römischen Kurie entbrannt, der 1106 dadurch seine vorläufige Lösung fand, daß Heinrich I. auf das Investiturrecht verzichtete, die Bischöfe aber dem König nach wie vor nicht bloß den Treueid, sondern auch die Mannschaft leisteten, mithin auch der königlichen Rechtsprechung wie alle anderen Vasallen unterstanden. Auch hier aber opferte der schwache Stephan königliche Rechte den wachsenden hierarchischen Prätensionen: die Geistlichkeit sollte auch in weltlichen Dingen nur unter der Gerichtsbarkeit der Kirche stehen; seitdem entzogen sich selbst schwer verschuldete Geistliche durch die Appellation nach Rom jeder Strafe. Das mußte Heinrich II. um so anstößiger sein, als er durch die Einführung von

Reiſerichtern, die in den einzelnen Grafſchaften die aufgeſpürten Vergehen beſtraften, und durch die Verweiſung wichtiger Fälle an ſeinen Geheimen Rat als Obergericht die Rechtspflege weſentlich verbeſſerte. Die Ausnahmeſtellung der Geiſtlichkeit wurde bei der eingeriſſenen Verwilderung vollends unerträglich, fand aber ſelbſt in Thomas Becket, dem zum Erzbiſchof von Canterbury (1162—70) erhobenen ehemaligen Kanzler Heinrichs II., einen energiſchen Verteidiger. Deshalb ließ der König zu Anfang des Jahres 1164 auf einem Reichstage zu Clarendon von den geiſtlichen und weltlichen Großen etliche Konſtitutionen beſchließen, die auf den Rechtsbrauch der angelſächſiſchen Zeit zurückgehend die ſpäteren hierarchiſchen Neuerungen beſeitigen ſollten und dabei namentlich die weltlicher Vergehungen ſchuldigen Geiſtlichen zur Aburteilung an die weltlichen Gerichtshöfe verwieſen. Nach anfänglichem Sträuben ſtimmte ihnen auch der Erzbiſchof zu. Der König jedoch traute dem ihm einſt ſo nahe verbundenen Mann nicht mehr und ſuchte eine Handhabe, ihn zu beſeitigen, während er noch bei der Niederlegung des Kanzleramtes Becket ausdrücklich von jeder Verantwortung für ſeine bisherige Geſchäftsführung frei geſprochen hatte. So kam es während eines Reichstages in Northampton zu einem heftigen Konflikt, als der König den Erzbiſchof wegen Verletzung ſeiner Lehnspflicht zu einer hohen Buße verurteilte, dieſer aber ſich dem Spruche nicht fügen wollte, die früher von ihm anerkannten Konſtitutionen von Clarendon als unverbindlich verwarf und an den Papſt appellierte. Ein heftiger kirchlich-politiſcher Kampf entbrannte, in dem der rückſichtslos durchgreifende, deſpotiſche König nicht bloß den Laienadel, ſondern auch die Mehrheit des eingeſchüchterten, für Beſitz und Ehren fürchtenden engliſchen Klerus auf ſeiner Seite hatte. Von der Leidenſchaft ſeines Gegners das Äußerſte fürchtend, floh der Erzbiſchof 1164 nach Frankreich, wo damals auch Papſt Alexander III. als Flüchtling weilte. Bei dieſem aber fand Thomas Becket nicht die gehoffte thatkräftige Hilfe, vielmehr ſah er ſich in jahrelangen Verhandlungen hingehalten, vertröſtet und im Intereſſe der ſchwer bedrohten Kirche, die den engliſchen Schutz wider Friedrich I. nicht entbehren konnte, zur Verſöhnlichkeit und Nachgiebigkeit gemahnt und an dem rückſichtsloſen Gebrauch ſeiner kirchlichen Waffen, namentlich des Bannes, nach Möglichkeit gehindert. Erſt 1170 gelang es Alexander III., der Heinrich II. um keinen Preis durch zu große Strenge in das Lager des kaiſerlichen Gegenpapſtes treiben wollte, einen Vergleich herbeizuführen, der die königlichen Forderungen thatſächlich erfüllte, aber die Erbitterung beider Teile um nichts minderte. Ohne bei ihrer Zuſammenkunft in Tours vom König den Friedenskuß erhalten zu haben, kehrte Becket nach Canterbury zurück. Sofort entſtanden neue Schwierigkeiten, da namentlich die auf Koſten des Erzſtifts bereicherten Vaſallen Heinrichs in der Sorge um ihren Beſitz die Zwietracht nährten. Da ließ der König, der überall Intriguen des Erzbiſchofs witterte, in ſeinem Unmut unbedacht eine Klage darüber laut werden, daß unter allen ſeinen Vaſallen keiner ihn an dem Pfaffen zu rächen den Mut habe. Ob das Wort ſo gemeint war, wie es verſtanden wurde, ob

Heinrich wirklich zum Morde Beckets hatte auffordern wollen, wenn auch in einer zweideutigen Form, die ihn hinterher doch nicht geradezu als mitschuldig hinstellte — wer vermöchte es zu sagen? Der Erbitterung, der Gewaltthätigkeit, der normännischen Doppelzüngigkeit des Plantagenets ist es zuzutrauen. Unter Leitung des wilden Reginald Fizurse, der mit dem Erzbischof verfeindet und von ihm gebannt war, drangen am 29. Dezember 1170 vier Barone zu Canterbury in Beckets Palast, fingen mit ihm wegen der von ihnen geforderten Aufhebung der kirchlichen Straferlasse Streit an, griffen, scheinbar in Eifer geratend, zu den mitgebrachten Waffen und drangen auf den Erzbischof ein, der, zum Martyrium entschlossen, den Seinen jeden Widerstand untersagte, sich in die Kathedrale zurückzog und dort von mehreren Schwertstreichen in barbarischer Weise niedergehauen wurde.

Erzbischöfliches Siegel von Canterbury.
Im Felde Darstellung der Ermordung des Thomas Becket. Originalgröße. Berlin, kgl. Geh. Staatsarch.

Ein Schrei des Entsetzens ging durch England und die christliche Welt bei der Kunde von dieser Blutthat. Kein Zweifel, daß der König die Mörder gedungen hatte, daß er der intellektuelle Urheber des Mordes war. Niemand hätte Papst Alexander III. tadeln können, wenn er demgemäß handelte und Heinrich Plantagenet aus der Gemeinschaft der Kirche ausstieß, ihm die Herrschaft absprach und seine Unterthanen ihres Treueides entband. Dem aufsätzigen Adel der festländischen Provinzen Englands, der hierarchischen Partei im englischen Klerus, dem nach Landerwerb lüsternen König von Frankreich hätte nichts Genehmeres geschehen können: wetteifernd hätten sie sich alle zu Vollstreckern eines päpstlichen Absetzungsdekrets hergegeben. Heinrich II. erkannte die Gefahr, die er in einem Augenblick der Erbitterung, ohne Bewußtsein von der Tragweite eines heftigen Wortes über sich und seine Dynastie heraufbeschworen hatte. Er eilte seine Unschuld zu beteuern, sich zu jeder Buße, jeder Bürgschaft zu erbieten, und Alexander III., noch immer im Kampfe mit Kaiser Friedrich und dem kaiserlichen Gegenpapsttum, war froh, den unzuverlässigen König von England so endlich ganz in seine Hand zu bekommen und zu gehorsamer Gefolgschaft der Kirche gegenüber zu verpflichten, da er jede neue Auflehnung durch ein Zurückkommen auf den auf Heinrich

laſtenden furchtbaren Verdacht beantworten konnte. Die Konſtitutionen von Clarendon wurden widerrufen, freilich nur, um thatſächlich bald wieder in voller Übung zu ſein. Die Appellation nach Rom wurde den Geiſtlichen freigegeben; dann mußte der König auf ſeine Koſten zweihundert Ritter zum Kampfe im heiligen Lande ausrüſten und unterhalten, auch perſönlich drei Jahre lang dort für den Glauben zu fechten geloben. Zur Einlöſung dieſes Verſprechens iſt er freilich in den zwanzig Jahren, die er noch regierte, nicht gekommen; auch hat die Kirche, der es genügte, ihn in der Hand zu haben, nicht gedrängt und gemahnt, zumal auch der Krieg, den er in den nächſten Jahren gegen Irland führte, als im Dienſte der Kirche geführt dargeſtellt wurde und die Herrſchaft Roms erweiterte (S. 573). Der erneute Kampf mit Frankreich und böſe Zwiſtigkeiten im eigenen Hauſe nahmen Heinrichs Kraft vollauf in Anſpruch und bereiteten ihm ſchwere Sorgen. Der Königin Eleonore Eiferſucht auf des leichtſinnigen Gatten vielfache Liebeshändel, von denen der mit der ſchönen Roſamunde Clifford der berühmteſte war, reizte den Ehrgeiz und die Herrſchſucht ſeines erſtgeborenen Sohnes gegen ihn auf und ſtürzte das Haus Plantagenet in traurige Familienſtreitigkeiten. Im Frühjahr 1173 erhob der jüngere Heinrich auf dem Feſtland das Banner des Aufruhrs, dem ſich die unzufriedenen Großen Südfrankreichs in Scharen anſchloſſen und bald auch die jüngeren Söhne Richard und Gotfried zufielen, während Eleonore nur durch ſtrenge Haft gehindert wurde ihrem Beiſpiel zu folgen. Auch des engliſchen Adels bemächtigte ſich bedrohliche Gärung, und im Norden griffen die Schotten zu den Waffen. Den Zorn des Himmels zu verſöhnen, dem ſein Haus und ſein Reich zu erliegen ſchienen, wallfahrtete der König im Januar 1174 zu dem Grabe des Märtyrers von Canterbury, um nach erneuter Buße nochmals von jeder Mitſchuld an deſſem blutigen Tode losgeſprochen zu werden. Seitdem wandte ſich das Glück: die Schotten wurden beſiegt, ihr König Wilhelm gefangen und zur Huldigung gezwungen; nach einjährigem Kampfe mußten im Herbſt 1175 auch die Söhne ihren Frieden mit Heinrich machen.

Überaus glänzend war um jene Zeit Heinrichs II. Stellung inmitten der Fürſten des Abendlandes: ſeine älteſte Tochter Mathilde war ſeit 1168 Herzog Heinrich dem Löwen vermählt; eine andere, Eleonore, hatte Alfons IX. von Kaſtilien heimgeführt; die dritte, Johanna, heiratete 1176 den jungen Wilhelm II. von Sizilien. Wohl konnte da bei Heinrich der Gedanke aufkommen, ſich ſeines welfiſchen Schwiegerſohns gegen Kaiſer Friedrich und die Fürſten anzunehmen; aber die allgemeine Lage und namentlich die Rückſicht auf des Kaiſers Bündnis mit Philipp II. von Frankreich hinderten die Ausführung. Auch kam es 1183 unter ſeinen Söhnen, von denen Heinrich bereits zum König gekrönt war, ohne den erſehnten Anteil an der Gewalt erlangen zu können, Richard, der ſich ſchon in jungen Jahren durch ſeine Liebe zur Dichtkunſt ebenſo wie zu verwegenen Abenteuern und durch unbändige Tapferkeit einen Namen machte, und Gotfried, der durch Heirat die Bretagne erworben hatte,

König Heinrich II. von England † 1189 und seine Gemahlin Eleonore von Guienne † 1204.
Monumente von den Grabstätten der englischen Könige im Kloster Fontevrault, im franz. Departement Maine-Loire; 1094 gegründet (Nach Stothard.)

zu erbitterten Streitigkeiten. Als der Vater ſich des bedrängten Richard annahm, ergriffen Heinrich und Gotfried, auf Antrieb, wie es heißt, und unter Beirat namentlich des ſangeskundigen, aber auch kampfluſtigen Ritters Bertrand de Born, gegen ihn die Waffen und ſtellten damit in unſeliger Verblendung alle Erfolge ſeiner kühn aufſtrebenden Politik wieder in Frage. Heinrich der Jüngere ſtarb während dieſes Krieges; ſeine Anhänger legten die Waffen nieder: ſelbſt Bertrand de Born ging ſtraflos aus. Gotfried aber ging in ſeiner Erbitterung ſo weit, daß er das väterliche Reich mied und bei Philipp II. von Frankreich um Hilfe zum Einfall in dasſelbe warb; aber auch er ſtarb 1188 noch vor Erneuerung des Kampfes. Unbelehrt durch ſo üble Erfahrungen betrieb Heinrich II. dennoch die Ausſchließung des nun dem Thron zunächſt ſtehenden Richard von der Nachfolge, um dieſe ſeinem und der Mutter verzogenem Liebling, dem Jüngſtgeborenen, Johann, zuzuwenden und veranlaßte dadurch auch Richard in einem Bündnis mit Philipp II. Rückhalt zu ſuchen. Mit dieſem gemeinſam zog er gegen den Vater zu Felde; ein verwüſtender Krieg entbrannte, der dem mit dem Erbfeind verbündeten Sohn eine Provinz nach der anderen in die Hände lieferte. Schließlich fiel ſogar Johann vom Vater ab. Das brach die Kraft des Königs: Richard wurde als Nachfolger, aber Philipp II. auch wieder als Lehnsherr der feſtländiſchen engliſchen Provinzen anerkannt und damit der politiſch wichtigſte Erfolg dieſer ganzen mühevollen Regierung wiederum vernichtet. Mit einem Fluche gegen die Söhne auf den Lippen ſtarb der erſte der Plantagenets am 6. Juli 1189 zu Chinon. Überlebt aber hat ihn, was er an folgenreichen Neuerungen in England ſelbſt geſchaffen hatte: neben dem Ausgleich zwiſchen Normannen und Angelſachſen (S. 573) die Wehrhaftmachung der letzteren als Landesmiliz, die ſtraffe Zentraliſation der Rechtspflege in faſt abſolutiſtiſchem Sinne und die Ablösbarkeit des Lehnkriegsdienſtes durch eine entſprechende Geldzahlung, die ihn in den Beſitz bedeutender barer Mittel brachte und die Errichtung einer trefflich geordneten Finanzverwaltung herbeiführte, welche in dem bereits in der normänniſchen Zeit entſtandenen, jetzt aber weiter ausgebildeten Schatzamt ihr Organ fand.

Der Fluch, den Heinrich II. ſterbend gegen ſeine Söhne ſchleuderte, ging furchtbar in Erfüllung. Bei aller Leidenſchaftlichkeit ſeines Weſens war Heinrich II. doch immer ein weitblickender und klug berechnender Staatsmann geweſen. Seinem Nachfolger fehlte zu einem ſolchen nicht weniger als alles. Ein Freund zügelloſer Ritter- und Sängerromantik, wie ſie damals in Südfrankreich aufs üppigſte blühte, ein Haudegen, der jedem, auch dem tollſten Einfall nachzugeben gewohnt war und in leerer Ruhmſucht zwecklos die gewagteſten Abenteuer aufſuchte, wenn ſie nur ſeine Tollkühnheit, ſeine Rieſenſtärke, ſeine Waffenübung in glänzendes Licht ſetzten, zum fahrenden Ritter und Bänkelſänger, aber zum Feldherrn ebenſowenig wie zum König geeignet, unfähig zu jeder geordneten, planvollen Thätigkeit und bei alledem doch innerlich unverdorben und von derber, naturwüchſiger Geradheit, in der Freundſchaft

treu bis zur Aufopferung, eine blendende, aber eigentlich inhaltsleere, viel versprechende und wenig haltende Persönlichkeit — so war der Mann beschaffen, der nun England und seine wieder von Frankreich lehnsabhängig gewordenen fest ländischen Provinzen beherrschen sollte. Traurige Zeiten begannen für Land und Volk. Die Mittel zu dem Kreuzzuge aufzubringen, den der Vater gelobt hatte und den auszuführen seine Abenteuerlust reizte, wurden die härtesten fiskalischen Mittel angewandt, welche seine neuen, an die Stelle der bewährten Gehilfen des Vaters gesetzten Beamten durch ihre Willkür vollends unerträglich machten. Die allgemeine Unzufriedenheit dachte dann der unverbesserliche, aber von der Mutter allezeit begünstigte Johann zu benutzen, um sich in Abwesenheit des Bruders der Krone zu bemächtigen. Durch Erleichterung des Lehnsdienstes gewann er den Adel, und der von Richard mit seiner Vertretung betraute Kanzler und Großrichter Wilhelm von Ely mußte nach Frankreich fliehen. Johann schien vollends gewonnenes Spiel zu haben, als Richard in Österreich gefangen genommen und zu aussichtsloser Haft an Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert wurde. Nun verband er sich mit Philipp II. August Aber das war selbst diesem verwilderten Geschlecht, dem die einfachsten Begriffe von Recht und Unrecht in wüsten Parteikämpfen abhanden gekommen, denn doch zu viel, zumal das Schicksal des Königs, dessen ritterliche Tugenden auf die Menge einen mächtigen Zauber ausübten, in den weitesten Kreisen aufrichtiges Mitgefühl erweckte. Selbst Eleonore ließ jetzt den Liebling fallen und bot alles auf, um die zur Lösung Richards nötigen Summen möglichst schnell aufzubringen. Johann floh zu seinem französischen Bundesgenossen, der die Waffen ergriffen und die Eroberung des englischen Festlandes begonnen hatte. Vergeblich suchten beide Heinrich VI. zu bewegen, seinen Gefangenen noch länger in Haft zu halten. Befreit zog Richard sofort gegen Johann: von seinen Mitschuldigen verlassen mußte dieser

Grabmonument von Richard I. Löwenherz; im Kloster Fontevrault. (Nach Stothard.)

ſich unterwerfen, erhielt aber von dem allzu milden König auf Fürbitte der Mutter Verzeihung. Dann wandte ſich Richard gegen Philipp von Frankreich; päpſtliche Vermittelung brachte endlich 1191 einen Frieden zu ſtande, zu dem Richard ſich gern verſtand, da er nach Heinrichs VI. Tod auf ſeine alten, bereits in Sizilien verfolgten Pläne gegen die Stauſer (S. 521) zurückkam und ſeinen Neffen Otto, den er beſonders in das Herz geſchloſſen hatte, gegen Philipp von Schwaben unterſtützen wollte. Aber noch vor Ausführung dieſes Vorhabens erlag er am 6. April 1199 in dem Kloſter Fontevrault zweiundvierzig Jahre alt der Wunde, die ihm in der Fehde mit einem ſüdfranzöſiſchen Aufſtändiſchen ein Pfeilſchuß bei der Belagerung der Burg Chaluz beigebracht hatte.

Die Thronfolge war nicht zweifellos. Dem in Frankreich geltenden Erbrecht gemäß hatte Richard beim Aufbruch zum Kreuzzug ſeines verſtorbenen älteren Bruders Gotfried einzigen Sohn Arthur von Bretagne als Nachfolger bezeichnet, auf dem Totenbette aber Johann die Krone zugewieſen. Mit Ausnahme der Normandie erklärten ſich die feſtländiſchen Gebiete für erſteren, den auch Frankreich anerkannte. Als Philipp II. aber ſah, daß Johann ſich nicht einſchüchtern ließ, ſondern durch thatkräftiges Eingreifen in den deutſchen Thronſtreit eine Wendung herbeizuführen drohte, durch ihn ſelbſt ernſtlich gefährdet, zumal er wegen der Verſtoßung ſeiner däniſchen Gemahlin Ingeborg mit der Kirche verfeindet und ſein Land mit dem Interdikt belegt war, lenkte er ein und riet auch Arthur, ſeinem Oheim zu huldigen. Kaum im Beſitz der ihm beſtrittenen Gewalt entwickelte Johann auch gleich alle die üblen Eigenſchaften, die man nach ſeinem ſchuldbefleckten Vorleben irgend befürchten konnte, Habgier und Eigennutz, wilde Sinnlichkeit, deren Befriedigung jedes Mittel recht war, Heuchelei und Verſtellung, die Freund und Feind gleichmäßig betrog, deſpotiſche Launenhaftigkeit und rohen tyranniſchen Sinn, der zügellos aufbrauſend vor keiner That zurückſchreckte, und dann wieder furchtſame Scheu und ängſtlichen Kleinmut, wo er auf ernſten, zur That entſchloſſenen Widerſtand ſtieß. Indem er nach Löſung der Ehe mit des mächtigen Grafen Gloceſter Tochter ſich mit Iſabella von Angoulême verheiratete, trieb er deren Verlobten, den tapferen Hugo de la Marche, mit zahlreichem Anhang zum Eintreten für das Thronrecht Arthurs von Bretagne. Mit franzöſiſcher Hilfe griff dieſer wieder zu den Waffen, wurde aber vor dem feſten Schloſſe Mirabel, wo ſeine Großmutter Eleonore krank lag, von Johann am 1. Auguſt 1202 überfallen und gefangen genommen und erſt in der Burg Falaiſe in Ketten gehalten, dann in Rouen eingekerkert. Man hat nie wieder von ihm gehört: zweifellos iſt er auf Johanns Befehl, nach dem Glauben des Volkes durch Johann ſelbſt in der Seine ertränkt, durch heimlichen Mord aus dem Wege geräumt worden. Dadurch aber entfeſſelte der König erſt recht den allgemeinen Abſcheu und gab ſeinen perſönlichen und politiſchen Widerſachern eine furchtbare Waffe in die Hand. Philipp II. ſchritt gegen den Mörder Arthurs von Bretagne ein, ließ ihm ſeine Lehen abſprechen, bemächtigte

sich 1204 der Normandie und weiterhin der reichen Landschaften zwischen Loire und Garonne, die Johann fast ohne Schwertstreich preisgab unter lauten Klagen über den angeblichen Verrat der Großen, aber im sorglosen Genuß schwelgerischer Feste.

Die Wirkungen davon zeigten sich bald auch in England. Noch war der ausgesprochen militärische Charakter des normännischen Eroberstaats, wenn auch durch Heinrich II. etwas gemildert, doch in voller Geltung, und der englisch-normännische Adel gewohnt, kriegerische Könige an seiner Spitze zu sehen: das Regiment eines unritterlichen Wüstlings stand mit dieser Verfassung und mit dem die ganze Zeit erfüllenden ritterlichen Geiste in einem unerträglichen Widerspruch, zumal Johann seine lehnsherrlichen Rechte, besonders als Vormund der Witwen und Waisen verstorbener Vasallen, in der anstößigsten Weise zur Befriedigung seiner Sinnlichkeit mißbrauchte. Seit Heinrich II. zwischen dem normännischen Adel und dem angelsächsischen Bürgertum in den Städten und dem Freisassentum auf dem Lande eine größere Gemeinschaft begründet hatte, nahmen auch diese lebhafteren Anteil an den Beschwerden der ritterlichen Kreise über den König und seine lockeren Genossen: gemeinsam suchte man sich hinfort derselben zu erwehren. Die Stellung Johanns, der in den Augen vieler doch nur ein durch Mord in den Besitz des Thrones gelangter Usurpator blieb, war also bereits ernstlich bedroht, als er sich auch die Kirche verfeindete, die natürlich in Philipp II. von Frankreich einen zu jedem Dienste bereiten Helfer fand.

Trotz des scheinbar alle Wünsche des Papsttums erfüllenden Paktes, den Heinrich II. unter dem Eindruck der Ermordung Thomas Beckets 1170 hatte schließen müssen, war schon unter ihm die englische Kirche in die alte Abhängigkeit zurückgekehrt. So benutzte Innocenz III. die erste Gelegenheit, um auch hier seine Prinzipien auf Kosten der staatlichen Autorität zur Anerkennung zu bringen. Im Sommer 1205 wurde der erzbischöfliche Stuhl von Canterbury erledigt; das Recht zur Wahl des Nachfolgers war streitig zwischen den Suffraganbischöfen des Metropolitansitzes und den Mönchen des zur Kathedrale gehörigen Klosters der Dreifaltigkeit. Ohne, wie es der Brauch verlangte, die Erlaubnis des Königs zur Wahl einzuholen, erhoben die Mönche ihren Subprior Reginald. Dagegen schüchterte Johann das Domkapitel zur Wahl des von ihm empfohlenen Bischofs Johann von Norwich ein, dem er sofort die Belehnung mit dem Weltlichen erteilte. Gegen dieses rechtswidrige Vorgehn erhoben die Suffraganbischöfe in Rom Beschwerde. Innocenz III. ordnete eine Untersuchung an: Johann von Norwich wurde verworfen, ebenso aber auch das Wahlrecht der Suffraganbischöfe. Die päpstliche Entscheidung erkannte nur das der Mönche des Kathedralklosters an, annullierte aber gleichzeitig die Wahl Reginalds als ungesetzlich; Innocenz III. ließ darauf, indem er im Interesse der päpstlichen Allmacht nun seinerseits rechtswidrig verfuhr, seinen gelehrten und streng kirchlichen Studiengenossen von Paris her, Stephan Langton, durch die in Rom erschienenen Gesandten des Klosters zum Erzbischof von Canterbury

wählen und weihte ihn alsbald unter Verleihung des Palliums. Dieſe Herausforderung, die Innocenz III. nicht gewagt haben würde, wäre damals nicht eben der Friede mit König Philipp von Schwaben ſo gut wie abgeſchloſſen geweſen, beantwortete Johann mit unbarmherziger Verfolgung der in ſeinen Augen allein ſchuldigen Mönche des Dreifaltigkeitsklоſters. Die Abmahnungen, die der Papſt durch die Biſchöfe von London, Ely und Worceſter an ihn richtete, reizten ihn nur noch mehr; den Hinweis auf Bann und Interdikt beantwortete er mit der Drohung, die Geiſtlichkeit aus dem Lande jagen, die Kirchengüter konfiszieren, keinen päpſtlichen Bevollmächtigten mehr in ſein Reich laſſen zu wollen. Am 24. März 1208 traf daher England das Interdikt. Ohne Rückſicht auf die Gewiſſensangſt ſeines Volkes beharrte der König in ſeinem Trotz und ſuchte durch die härteſten Zwangsmaßregeln jede Spur von Widerſtand niederzudrücken. Nun wurde er ſelbſt gebannt. Aber auch das ſchien ihn nicht anzufechten: im Innern ein eiſernes Regiment führend, imponierte er dem Adel durch kriegeriſche Leiſtungen, indem er die abgefallenen Iren demütigte, die Inſel Man eroberte und die räuberiſchen Waliſer züchtigte. Denn der eben erfolgte Bruch zwiſchen dem Papſt und Kaiſer Otto IV. eröffnete ihm günſtige Ausſichten und gab ihm in der geſamten kirchlichen und politiſchen Lage einen erwünſchten Rückhalt. Auch Innocenz III. erkannte, daß hier eine gefährliche Wendung drohte: Johann mußte niedergeworfen werden, ehe er mit ſeinem kaiſerlichen Neffen gemeinſam handeln und die päpſtlichen Entwürfe in Deutſchland durch eine raſche That durchkreuzen konnte. Deshalb waffnete er wiederum Philipp II. von Frankreich und beauftragte ihn mit der Vollſtreckung des Spruches, durch den er Johann der Herrſchaft entſetzte und ſeine Unterthanen von ihrem Treueid entband. In einem ſolchen Kampfe mußte Johann unterliegen: Waliſer und Schotten waren bereit, mit den landenden Franzoſen gemeinſame Sache zu machen; in England ſelbſt, wo der König durch unbarmherzige Erpreſſungen Hoch und Niedrig zur Verzweiflung trieb, wäre Philipp als Befreier willkommen geheißen worden. Johann fühlte alſo den Boden unter ſich wanken; dabei wurde er, ſo keck und herausfordernd er that, doch durch den Bann in ſeinem Gewiſſen ſchwer geängſtigt. Klug benutzte Innocenz III. dieſe Seelenſtimmung des Tyrannen: im geheimen ließ er ihm, als Philipp von Frankreich bereits im Begriff ſtand über den Kanal zu ſetzen, durch den Subdiakon Pandulf um den Preis der Unterwerfung Frieden und Gnade bieten. Und Johann griff begierig zu: am 13. Mai 1213 gelobte er zu Dover eidlich Unterwerfung unter den Spruch des Papſtes. Alle Verfügungen gegen Stephan Langton und deſſen Anhänger widerrief er; der unrechtmäßig erwählte Kandidat behauptete ſeinen Platz an der Spitze der engliſchen Kirche, die ſich nun ebenfalls der allgemeinen Dienſtbarkeit unter Rom fügte. Aber ein noch größerer Triumph wurde Innocenz zu teil, der die Lehre von der Überordnung der Kirche über alle weltliche Gewalt in den Augen der ſtaunenden Welt thatſächlich beſtätigte: am 15. Mai legte Johann die königliche Krone nieder und empfing ſie durch

Pandulf im Namen des Papstes als Lehen des heiligen Petrus wieder, für welches er und seine Nachfolger hinfort neben dem altüblichen Peterspfennig einen jährlichen Lehnszins von tausend Pfund Sterling nach Rom zahlen sollten.

Um diesen Preis erkaufte Johann, eben noch scheinbar zum Äußersten entschlossen, die Gnade der Kirche gegen die Mächte, die sie eben zu seinem Sturze aufgeboten hatte. Mit Ingrimm sah sich Philipp II. die schon für sicher gehaltene Beute entgehen; trotz päpstlicher Abmahnung griff er aber Flandern an, dem Johann erfolgreich Hilfe leistete, so daß der englisch-französische Krieg, eng verflochten mit dem deutschen Thronstreite, dennoch zum Ausbruch kam. Im übrigen aber erfüllte Johann getreulich die eingegangenen Verpflichtungen und wurde nach geleisteter Kirchenbuße am 20. Juli durch Stephan Langton von dem Banne gelöst. Auch ein besseres Regiment sagte er zu, indem er die Gesetze Eduards des Bekenners beschwor, die eingezogenen Güter herausgab und Schadenersatz zu leisten versprach.

Aber nach den bisher gemachten Erfahrungen genügte das schon niemandem mehr. Zu allgemein war die Erbitterung über das, was man von diesem Tyrannen erlitten hatte, zu tief das Mißtrauen gegen seine Unzuverlässigkeit, als daß man nicht wirksamere Garantieen hätte fordern sollen, zumal jetzt Johann die Autorität der Kirche zur Seite stand und jede Erweiterung der königlichen Macht ein Gewinn war für den kirchlichen Oberherrn Englands. Die Fortdauer des französischen Krieges stellte die Fortdauer der unerträglichen Bedrückungen in Aussicht, die Johann vermöge seiner kriegsherrlichen Gerechtsame in Bezug auf die zu leistenden Dienste sowohl wie in finanzieller Hinsicht geübt hatte. Der Lehnsadel, als er nun gar über den Kanal geführt werden sollte, um die verlorenen Erblande der Plantagenets zurückzuerobern, weigerte sich zu folgen, und Stephan Langton selbst wies den König auf die lehnsrechtlichen Satzungen hin, die dem von ihm beliebten Verfahren entgegenständen. Unter des Erzbischofs Leitung verbanden sich trotz päpstlicher Abmahnung geistliche und weltliche Große auf einem Tage zu London zu gemeinsamem Eintreten für die Rechte der Kirche und des Adels, wie sie zuletzt Heinrich II. bei seiner Thronbesteigung beschworen hatte. Inzwischen hatte der König sich nach dem Festland begeben und nach einem mißlungenen Angriff auf Poitou zur Unterstützung Ottos IV. gegen die französisch-flandrische Koalition, mittelbar also gegen Friedrichs II. Beschützer, seinen päpstlichen Lehnsherrn, nach Flandern gewendet, erlitt dort aber mit seinem Neffen zusammen am 27. Juli 1214 die schwere Niederlage bei Bouvines. Im Frieden mit Frankreich mußte er die Stammlande seines Hauses bis auf einige feste Plätze an Philipp II. abtreten, der nun bis an die Garonne gebot.

In England fand Johann alles in wachsender Gärung. Diese steigerte die Art, wie er nun die dem Feldzug fern gebliebenen Barone wegen Verletzung der Lehnspflicht zur Rechenschaft zog und zur Erlegung des den persönlichen Dienst ersetzenden Schildgeldes nötigen wollte. In Bury S. Edmunds

berieten deshalb die Führer der Bewegung, wie man Staat und Kirche beſſern und die alten Rechte ſicher ſtellen könnte; auch an den Papſt als den Lehnsherrn des Königs wandten ſie ſich mit ihren Beſchwerden. Johann ſuchte Ausflüchte: aber Weihnachten 1214 erſchienen die Häupter des Adels vor ihm zu London und forderten Beendigung des Krieges mit Frankreich, Entlaſſung der fremden Söldner und erneute Beſchwörung der Geſetze König Eduards. Der König erklärte erſt Oſtern antworten zu können. Bis dahin rüſtete er nach Kräften, veranlaßte auch den Papſt, den Baronen die Auflöſung ihres Bundes und Zahlung des Schildgeldes zu befehlen. Nur durch Zwang war alſo Sicherheit zu erreichen. Gegen Oſtern ſammelten ſich daher die Barone bei Stamford zwiſchen Oxford und Northampton, 2000 an Zahl mit großem Gefolge zu Pferd und zu Fuß. Auch die Kirche, die Johann durch endliche Bewilligung des freien Wahlrechts zu gewinnen gedacht hatte, ſagte ſich von ihm los, obenan Erzbiſchof Stephan von Canterbury, trotz der Mahnungen Innocenz' III. Zum Führer erwählte das „Heer Gottes und der heiligen Kirche" Robert Fitzwalter. Da der König zögerte, rüſtete man, durch immer neue Scharen verſtärkt, zum Angriff auf ſeine Burgen: am 5. Mai ſprachen die Kanoniker des Doms zu Durham die Barone los von dem Johann geleiſteten Treueid. London erklärte ſich für ſie und erbat eine Beſatzung: die erſte Stadt des Landes mit ihren reichen Hilfsmitteln aller Art ging zum Aufruhr über. Nun erſt gab Johann nach. Am 15. Juni begann auf der Wieſe von Runimede bei Oxford ein Kongreß, auf dem der Earl von Pembroke den Vermittler machte, auf Grund einer 39 Artikel umfaſſenden Denkſchrift, in der Stephan Langton die Beſchwerden der Barone zuſammengefaßt hatte. Johann erkannte dieſe als begründet an, ſtimmte den zu ihrer Abſtellung vorgeſchlagenen Maßnahmen bei und erteilte darüber eine urkundliche Ausfertigung, die Magna charta libertatum, den großen Freiheitsbrief der engliſchen Stände.

Siegel des Robert Fitzwalter. Originalgröße.
Berlin, kgl. Geh. Staats-Archiv.

Transskription zu dem Faksimile eines Teiles

(Die Abkürzungen der L

Ista sunt Capitula q*ue* Barones petunt *et* d*omin*us Rex concedit

¶ Post decessum antecessor*um* heredes plene etatis habebunt hereditatem suam p*er* antiquum releuium exp*r*imend*um* in carta.

¶ Heredes q*ui* infra etatem sunt *et* fu*er*int i*n* custodia cum ad etatem p*er*uen*er*int · h*ab*ebnnt hereditatem sua*m* *sine* releuio *et* fine.

¶ Custos terre heredis capiet r*ati*onabiles exitus · consuetudines · *et* s*er*uitia sine destructione *et* uasto hominu*m* *et* reru*m* suar*um* *et* si custos t*er*re fec*er*it destructi*on*em · *et* uastum · amittat custodiam · | *et* custos sustentabit domos · parcos · viuaria · stagna · molendina · *et* cetera ad t*er*ram illam p*er*tinentia de exitib*us* terre eiusd*em* · *et* ut heredes ita marit*ent*ur · ne disparagent*ur* *et* p*er* consi'linm p*ro*pinquor*um* de consanguinitate sua.

¶ Ne vidua det aliquid p*ro* dote sua u*el* maritagio post decessum mariti sui · *sed* maneat i*n* domo suo p*er* · xl · dies post mortem ipsius · *et* infra t*er*minum illnm assignet*ur* ei dos · *et* | maritagium statim h*ab*eat *et* hereditatem suam.

¶ Rex u*el* Ball*iu*us no*n* saisiet t*er*ram aliq*u*am p*ro* debito dum catalla debitoris sufficiunt · nec plegii debitoris distringant*ur* dum capital*is* debitor snfficit ad solut*io*n*em* · si uero capital*is* debitor | defec*er*it i*n* solntione · si plegii uolu*er*int h*ab*eant t*er*ras debitoris · donec debitu*m* illud p*er*soluat*ur* plene · nisi capitalis debitor monstrare pot*er*it se e*sse* in*de* quietum erga pleg*ios*.

¶ Rex no*n* concedet alic*ui* Baroni q*uo*d capiat auxilium de lib*er*is hominib*us* suis n*isi* ad corp*us* suu*m* redimendum · *et* ad faciend*um* p*r*imogenitu*m* fil*ium* sun*m* militem · *et* ad p*r*imogenita*m* filia*m* sua*m* semel ma ritanda*m* · *et* hoc faciet p*er* r*ati*onabile auxilium.

¶ Ne aliquis mai*us* seruit*ium* faciat de feodo militis q*u*am inde debet*ur*.

¶ Vt co*m*munia placita no*n* seq*u*ant*ur* curia*m* d*omi*ni Reg*is* · *sed* assignent*ur* i*n* aliqno certo loco · *et* ut recognit*i*ones capiant*ur* i*n* eisd*em* Comitatib*us* i*n* hunc modum ut Rex mittat duos Iustic*iarios* p*er* · iiij · ^or^ vices | i*n* anno qui cum · iiij · ^or^ militib*us* eiusd*em* Comitatus electis p*er* Comitatu*m* capiant assisas de noua dissaisina · morte an*te*cessoris *et* ultima p*re*sentatione · nec aliq*u*is ob hoc sit su*m*monitus *T* n*isi* iuratores *et* dne p*ar*tes.

¶ Vt lib*er* homo amercie*tur* p*ro* p*ar*uo delicto: *secundum* modum delicti *et* p*ro* magno delicto -- *secundum* magnitudinem delicti saluo continem*en*to suo · villan*us* etia*m* eod*em* modo amercie*tur* saluo waynagio suo · *et* | mercator eodem modo saluo marcandisa p*er* sac*r*amentum p*ro*bor*um* hominu*m* de visneto

¶ Vt cl*er*icus amercie*tur* de laico feodo suo *secundum* modum alior*um* p*redic*tor*um* · *et* no*n* *secundum* bene*f*icium eccl*es*iasticum

¶ Ne aliq*u*a uilla amercie*tur* p*ro* pontib*us* faciendis ad riparias nisi 'ubi' de iure antiquitus e*sse* solebant

¶ Vt mensura vini bladi *et* latitudines pannor*um* *et* rerum aliar*um* emendet*ur* · *et* ita de ponderib*us*.

¶ Vt assise de noua dissaisina *et* de morte an*te*cessoris abbreuient*ur* · *et* simil*iter* de aliis assisis.

Digitized by Google

Artikel der Magna Charta; vom Jahre 1215.

(Druck sind in *Cursiv* gesetzt.)

¶ Vt nullus vic*ecomes* intromittat se de placitis ad corona*m* p*er*tinentib*us* s*ine* coronatorib*us* · *et* ut Comitatus *et* Hundr*ede* sint ad antiq*uas* firmas absq*ue* nullo incremento exceptis d*omi*nicis maneriis Reg*is*

¶ Si aliquis tenens de Rege moriatur: licebit vic*ecomiti* u*el* alii Ball*iuo* Reg*is* seisire *et* in*b*reuiare catallum ipsius p*er* uisum legalium hominu*m* · Ita t*amen* q*uod* nich*il* in*de* amoueat*ur* donec plenius | sciat*ur* si debeat aliquod liquidum debitum d*omi*no Regi · *et* tunc debitu*m* Reg*i* p*er*soluat*ur* · Residuu*m* uero relinquat*ur* executorib*us* ad faciend*um* testamentum defuncti · *et* si nich*il* Regi debetur · omn*ia* | catalla cedant defuncto.

¶ Si aliq*uis* l*iber* h*omo* intestat*us* decesserit · bona sua p*er* manu*m* p*ro*ximior*um* parentum suor*um* *et* amicor*um* *et* p*er* uisum Eccl*es*ie distribuant*ur*.

¶ Ne vidue distringant*ur* ad se maritand*um* dum uoluerint s*ine* marito uiuere · Ita t*amen* q*uod* securitatem facient q*uod* non maritabunt se s*ine* assensu Reg*is* si de Rege teneant · u*el* d*omi*norum suor*um* de q*uibus* tenen*t*.

¶ Ne Constabulari*us* u*el* alius Balliuus capiat blada u*el* alia catalla nisi statim denar*ios* in*de* reddat · n*isi* respectu*m* h*abe*re possit de uoluntate venditoris.

¶ Ne Constab*ularius* possit distringere aliq*uem* militem ad dand*um* denar*ios* p*ro* custodia castri si uoluerit face*re* c*ust*odia*m* illa*m* *in* p*ropr*ia p*erson*a u*el* p*er* alium p*ro*bum hominem si ipse eam facere no*n* possit p*er* *ration*abilem c*aus*am | *et* si Rex eum duxerit in excercitu*m* sit q*uie*tus de custodia s*ecund*um q*uantitatem* t*empor*is

¶ Ne vic*ecomes* u*el* Ball*ius* Reg*is* u*el* aliq*uis* alius capiat equos u*el* carettas alic*uius* liber*i* hominis p*ro* cariag*io* faciendo n*isi* ex uoluntate ipsius.

¶ Ne Rex u*el* Ball*ius* suus capiat alienu*m* boscum ad castra u*el* ad alia agenda sua n*isi* p*er* uoluntatem ipsius c*uius* boscus ille fu*erit*

¶ Ne Rex teneat terram eor*um* qui fu*erint* conuicti de felonia nisi p*er* vnum annu*m* *et* vnum diem · *sed* tunc reddat*ur* d*omi*no feodi.

¶ Vt omn*es* kidelli de cet*ero* penit*us* deponant*ur* de Tamisia · *et* Medewey*e* · *et* p*er* tota*m* Angl*iam*.

¶ Ne br*eue* quod uocat*ur* p*re*cipe de cet*ero* fiat alic*ui* de aliq*uo* tenem*en*to vn*de* lib*er* homo amittat curia*m* sua*m*

¶ Si quis fu*erit* disseisitus u*el* p*ro*longatus p*er* Reg*em* s*ine* iudicio de t*er*ris libertatib*us* · *et* iure suo · statim ei restituat*ur* · *Et* si contentio sup*er* hoc orta fu*erit* · tunc in*de* disponat*ur* p*er* iudiciu*m* · XXV · Baronu*m* · *Et* ut | illi qui fu*erint* dissaisiti p*er* pat*rem* u*el* frat*rem* Reg*is* · rectum h*abe*ant sine dilat*ione* p*er* iudiciu*m* parium suor*um* *in* Curia Reg*is* · *Et* si Rex debeat h*abe*re t*er*miuum alior*um* cruce signator*um*: tunc Archiep*iscop*us *et* Epi*scop*i | faciant inde iudiciu*m* ad certum diem appell*atio*ne remota.

(Nach Publ. of the Pal. Soc. London.)

Digitized by Google

Faksimile eines Teils der ursprünglich vorgelegten und als B

Original, auf Pergament ca. 28 Centi

Dieſes denkwürdige Aktenſtück enthielt freilich nichts von einer Verfaſſung, ſtellte überhaupt keine allgemeinen ſtaatsrechtlichen Grundſätze auf, ſondern begnügte ſich damit, Mißbräuche, die im Laufe der Zeit und namentlich durch Johanns Deſpotismus eingeriſſen waren, abzuſtellen und das alte angelſächſiſche Recht wieder in Kraft zu ſetzen. Nicht die königliche Gewalt an ſich wurde gekürzt, ſondern nur eine Anzahl von widerrechtlichen Erweiterungen derſelben, die ſich zum Nachteil von Adel und Klerus eingebürgert hatten, abgeſtellt, indem die widerrechtlich geſteigerten Leiſtungen, die der König erzwungen hatte, auf das altübliche Maß reduziert und — was beſonders wichtig war — die Forderung in gewiſſen Fällen im Intereſſe des öffentlichen Wohles wünſchenswerter oder nötiger Mehrleiſtungen von der Zuſtimmung der ſich zur Übernahme bereit erklärenden Großen abhängig gemacht wurde. Damit wurde das Lehnsweſen überhaupt wieder auf einen geſetzlichen Fuß gebracht, da die dem König auferlegten Verpflichtungen auch für die Barone ihren Lehnsleuten gegenüber gelten ſollten: ſie betrafen die Steuer, die von dem Erben eines Lehengutes dem Lehnsherrn zu entrichten war, den Erſatz des perſönlichen Lehendienſtes durch Zahlung des unter Heinrich II. aufgekommenen Schildgeldes, den Schutz von Witwen und Töchtern der Vaſallen durch den Herrn. Aber auch dem Lehenrecht nicht angehörige Dinge von allgemeinem Intereſſe wurden neu geordnet. Namentlich kehrte man in der Organiſation der Rechtspflege zu den vortrefflichen Einrichtungen Heinrichs II. zurück: die Reiſerichter wurden wieder eingeführt, und es entſtand ein oberſter, an einem Orte ſeßhafter Gerichtshof. Auch die altübliche Urteilsfindung durch die Gemeinde wurde hergeſtellt, ſo daß hinfort über einen freien Mann immer nur ſeine Standes- und Rechtsgenoſſen Recht ſprechen ſollten. Dasſelbe Prinzip griff in der Verhängung von Polizeiſtrafen Platz, wo durch die königlichen Beamten arge Willkür geübt worden war — Einrichtungen, die auch dem Bürger und dem Landſaſſen zu gute kamen. In der richtigen Erkenntnis aber, daß gegenüber einem König wie Johann und ſeinem über allem irdiſchen Recht ſtehenden Lehnsherrn mit derartigen Feſtſetzungen gar nichts gewonnen war, wenn man ihre Beobachtung nicht im Notfalle erzwingen konnte, ſchuf man durch den 61. Artikel der Magna Charta einen aus 25 Baronen und dem Mayor der Hauptſtadt beſtehenden Ausſchuß, der den König in der Regierung überwachen und zur Beobachtung des Freiheitsbriefes zwingen ſollte. Er erhielt dazu das Recht, den König, ſtellte er eine Rechtswidrigkeit auf Ermahnen nicht ab, durch Wegnahme ſeiner Burgen, Ländereien u. ſ. w. auszupfänden und das Weggenommene bis zur Rückkehr zu geſetzmäßiger Regierung einzubehalten; nur die Perſonen des Königs und der Seinen ſollten nicht angetaſtet werden dürfen. So gewannen die Barone ein geſetzlich anerkanntes Recht des Widerſtandes gegen geſetzwidrige Regierungshandlungen. Anderſeits aber ſtellten ſie für den Fall beſonderen Bedarfs auch außerordentliche, über das geſetzliche Maß hinausgehende Leiſtungen in Ausſicht, nur wollten ſie darum jedesmal erſt befragt ſein und ihre Zuſtimmung dazu gegeben haben. Insbeſondere

wurde die Erhebung außerordentlicher Hilfsgelder und die Erſetzung des perſönlichen Dienſtes durch Schildgeld in jedem einzelnen Falle von der Bewilligung der zu dieſem Zwecke zu berufenden Barone abhängig gemacht. Gerade dieſe Beſtimmung, unſcheinbar und nahezu ſelbſtverſtändlich an ſich, iſt in der Folge von beſonderer Wichtigkeit geworden: ſie enthielt den erſten Keim zur Entwickelung des engliſchen Parlaments, das aus jenen in gewiſſen Fällen zu berufenden Verſammlungen der geiſtlichen und weltlichen Großen hervorgegangen iſt. Die Prälaten und die Inhaber der großen Kronlehen ſollten dazu vierzig Tage zuvor einzeln durch königliche Siegelbriefe, die übrigen Barone grafſchaftsweiſe durch die Sheriffs geladen werden.

König Johann war von den ſiegreichen Baronen glimpflich genug behandelt worden: keines von den Rechten, die er nach Deſpotenart ſo ſchnöde mißbraucht hatte, hat man ihm entzogen, nur ſeinen Mißbrauch unmöglich gemacht; über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Bedürfniſſen wollte man gerecht werden, wenn man ſich ſelbſt von ihrer Dringlichkeit überzeugte. Dieſe Mäßigung wurde freilich vom König übel belohnt. Von dem Augenblick an, wo er durch die Beſchwörung der Magna Charta die Barone zum Auseinandergehen vermocht hatte und ſich damit von der dringendſten Gefahr befreit ſah, hatte Johann nur den einen Gedanken, die ihm angelegten Feſſeln wieder abzuſtreifen oder zu ſprengen. Er ließ den Freiheitsbrief nicht regiſtrieren: wer wollte dann, gelang es die originale Ausfertigung zu vernichten, dereinſt ſeine Authentizität nachweiſen? Aber die Barone ſorgten für die ſichere Aufbewahrung einer Anzahl von beglaubigten Abſchriften. In richtiger Schätzung der Unzuverläſſigkeit des Königs, der ſich ſo bequem hinter der Behauptung verſchanzen konnte, daß er ohne Zuſtimmung ſeines Oberlehnsherrn ja überhaupt Verpflichtungen der Art gar nicht eingehen könne, hatten ſie ihn ausdrücklich geloben laſſen, eine Löſung von dem auf die Magna Charta geleiſteten Eid in Rom nicht nachſuchen zu wollen: Johann ſuchte ſie bei dem Legaten Pandulf nach. Innocenz III. ſprach ihn von dem Eide frei, kaſſierte die Magna Charta und bedrohte die Barone für den Fall des Widerſtandes mit dem Bann. So kam es nun doch zum Kriege. Aber mit ſeinen zahlreichen Söldnern brachte Johann die Barone bald in harte Bedrängnis: welches Schickſal ihrer im Falle völligen Erliegens wartete, konnten ſie ſich ſelbſt ſagen. Nur fremde Hilfe konnte dies Äußerſte von ihnen und den Ihrigen abwenden: ſie ſuchten ſie in Frankreich nach, indem ſie Philipps II. Sohn Ludwig, den Gemahl Blancas von Kaſtilien, einer Nichte Johanns, die engliſche Krone antrugen. Erwünſchteres hätte dem capetingiſchen Königshauſe nicht begegnen können. Aber ehe der franzöſiſche Prinz ins Land kam, war dieſes faſt ganz in des Königs Gewalt gefallen: während Johann den Norden unterwarf, bewältigte ſein Halbbruder Wilhelm Langſchwert, Heinrichs II. Sohn von der ſchönen Roſamunde Clifford (S. 576), die ſüdlichen Grafſchaften. Die Barone traf der Bann, Stephan Langton wurde von dem erzbiſchöflichen Amte ſuſpendiert; London, das ſich hielt, war der letzte Hort der nationalen Freiheit, als endlich im Frühjahr 1217 die

Digitized by Google

Franzosen erschienen. Nun erfolgte ein allgemeiner Abfall von dem Tyrannen. Dieser aber gab seine Sache nicht verloren, ja, er entwickelte eine Thatkraft und Umsicht, die selbst den Gegnern Achtung abnötigte. Konnte er sich doch sagen, daß das unnatürliche Bündnis seiner Unterthanen mit dem französischen Erbfeinde unmöglich lange bestehen könnte, sondern durch die unausrottbaren nationalen Antipathien bald gesprengt werden würde. Aber noch ehe es so weit kam, wurde er selbst am 17. Oktober 1216 vom Tode hinweggerafft.

Dadurch änderte sich auch für die Barone die Lage vollkommen. Nur im Drange der Not und mit innerem Widerstreben hatten sie die französische Hilfe herbeigerufen. Gegenüber einem unmündigen Thronerben — denn Johanns Sohn, Heinrich III. (1216—72), war erst zehn Jahre alt — und angesichts einer mehrjährigen Regentschaft ließ sich eine Anerkennung und Sicherung der in der Magna Charta niedergelegten Rechte wohl auch ohne Kampf erreichen. Auch die römische Kurie trat vermittelnd ein, da eine französische Eroberung Englands eine ihr gerade damals wenig genehme Verschiebung der Machtverhältnisse herbeizuführen drohte. Die Barone wünschten selbst den bereits lästig gewordenen französischen Beschützer wieder loszuwerden. So übertrug man die Regentschaft gemeinsam dem Earl von Pembroke und dem päpstlichen Legaten Guala und begnügte sich damit, daß der junge König bei der Krönung am 28. Oktober die Magna Charta in einer wesentlich geänderten Gestalt bestätigte: mit Artikel 61 fiel nämlich die Anerkennung des Widerstandsrechtes der Stände fort, und auch die Erhebung des Schildgeldes und außerordentlicher Hilfsgelder wurde von der vorherigen Zustimmung der Stände wieder unabhängig gemacht. Also gerade diejenigen Bestimmungen, welche der Magna Charta für die Barone einen so hohen Wert gegeben hatten, kamen in Wegfall, und dem erwachten nationalen Eifer schien das kein zu hoher Preis für die Entfernung der Franzosen aus dem Lande. Gemeinsam wandte sich nun alles gegen Prinz Ludwig: bei Lincoln geschlagen und nach dem Scheitern einer Hilfsflotte in der Themsemündung ohne Zuzug, kehrte dieser im Sommer 1217 über den Kanal heim, zufrieden mit einer Amnestie für die ihm Zugefallenen und der Lösung des gegen ihn ausgesprochenen Bannes.

Dieser ersten Ära der Verfassungskämpfe folgten zehn Jahre der Ruhe während der Unmündigkeit Heinrichs III. (1216—72), in denen die Magna Charta beobachtet und der Einfluß der Stände auf die Staatsangelegenheiten durch die wiederholte Berufung von Reichstagen befestigt wurde. Aber als er mündig geworden, bestätigte der König den Freibrief nicht, sondern führte, von dem harten Großrichter Robert de Burgh beraten, ein Regiment nach der Art seines Vaters, das sich durch harten fiskalischen Druck allgemein verhaßt machte. Der Sturz Roberts de Burgh 1232 besserte nichts; sein Nachfolger, Pierre des Roches aus Poitou, war schon als Fremder unbeliebt und suchte eine Stütze in einer anstößigen Günstlingswirtschaft. Die Verschwendung des leichtsinnigen Königs und ein neuer Krieg mit Frankreich zerrütteten die Finanzen, denen neue Erpressungen aufhelfen sollten. Ein Aufstand der

Barone unter Richard von Pembroke, dem Sohne des Regenten, bewirkte nur für kurze Zeit eine Beſſerung. Das Einſtrömen fremder Glücksritter im Gefolge der Heinrich vermählten Tochter des Grafen Raimund Berengar von Provence, Eleonore, und die ſteigenden finanziellen Anſprüche der römiſchen Kurie, die immer neue Rechtstitel fand, um aus England Geld zu ziehen und dem König dagegen die Verſorgung ſeiner fremden Günſtlinge mit den reichſten Pfründen nachſah, ſteigerten die allgemeine Unzufriedenheit. Außerordentliche Finanzhilfe zu erlangen, mußte Heinrich 1236 die Magna Charta, wie ſie 1217 gefaßt worden war, beſtätigen, aber es blieb alles beim alten und namentlich der Klerus hatte nach wie vor über Eingriffe in das Wahlrecht der Domkapitel zu klagen: bereits 1240 legte er einem Reichstage in London eine förmliche Beſchwerdeſchrift vor. So ſpitzte ſich alles zu einem neuen Konflikt zu, denn die Zugeſtändniſſe, die man dem König in Zeiten beſonderer finanzieller Bedrängnis abnötigte, erwieſen ſich hinterher regelmäßig als unwirkſam, und die Mißbräuche, von deren Abſtellung die mehrfach einberufenen Stände, in dieſer Zeit zuerſt Parlament genannt, die Bewilligung der königlichen Forderungen abhängig machten, wurden hinterher nicht beſeitigt, die Eigenſchaften aber, die Heinrich III. dabei entwickelte, Unzuverläſſigkeit und Falſchheit, Heuchelei und Wortbruch, ſetzten mit ſeiner Perſon zugleich das Königtum in den Augen des Volkes herab. Einen drohenden allgemeinen Aufſtand abzuwenden beſchwor Heinrich 1253 die Magna Charta von neuem als „Mann, Chriſt, Ritter, geſalbter und gekrönter König“ und ließ jeden Übertreter mit dem Banne bedrohen, um ſich gleich danach auch von dieſem Eid durch den Papſt losſprechen zu laſſen. Daß er ſeinem Bruder Richard von Cornwallis zur deutſchen und ſeinem Sohn Edmund zur ſiziliſchen Krone verhelfen wollte, ſtellte neue finanzielle Verwickelungen in Ausſicht, welche der Krieg mit Wales und mit Frankreich noch ſteigern mußte, da die Stände alle außerordentlichen Leiſtungen weigerten und als Bürgſchaft für endliche Herſtellung der Ordnung einen Anteil an der Ernennung der oberſten Beamten forderten.

Das durchzuſetzen durften die Barone auch hoffen, ſeit ſie einen ebenſo einflußreichen wie einſichtigen und thatkräftigen Führer gewonnen hatten in dem mit des Königs Schweſter Eleonore vermählten Simon von Montfort, dem Grafen Leiceſter, einem Sohn jenes Grafen von Montfort, der die päpſtlichen Kreuzfahrerheere gegen die Albigenſer geführt hatte. Er machte die Bewegung, die bisher faſt ausſchließlich von Adel und Klerus getragen war, zur Sache des geſamten Volkes und gewann die populären Kräfte der Nation, die er politiſch organiſierte, zu ihrer Unterſtützung. Erſt die von ihm herbeigeführte Weiterbildung der den Ständen durch die Magna Charta gewährleiſteten beſcheidenen Rechte legte den ſicheren Grund für die engliſche Verfaſſung. Die Entwickelung begann mit einer tiefen, freilich wohlverdienten, weil ſelbſtverſchuldeten Demütigung des Königtums. Auf einem Tage zu Oxford wurden 1258 vom König und von den Baronen je zwölf Bevollmächtigte ernannt;

dieſe beſtellten gemeinſam einen Ausſchuß von vier Vertrauensmännern, um die fünfzehn Mitglieder des königlichen Rates zu ernennen; in ihrer Mehrzahl wurden dieſe natürlich den Reihen der oppoſitionellen Barone entnommen. Das kam einer Suſpenſion des Königs ziemlich gleich: denn jene vierundzwanzig ſollten immer auf ein Jahr die höchſten Beamten ernennen; dreimal im Jahr ſollten die Stände zum Parlament zuſammentreten, an deſſen Beratungen, ſobald ſie allgemeine Angelegenheiten beträfen, die Großbeamten teilzunehmen hätten; zu dauernder Vertretung der Intereſſen der Kronvaſallen wurden zwei Biſchöfe, ein Earl und ein Baron dem geheimen Rate und dem Parlamente beigeordnet. Für einen Reichsfeind wurde erklärt, wer dieſen Oxforder Proviſionen, die allgemein beſchworen wurden, zuwider handelte. Der Sieg der Stände war vollſtändig: der äußeren Form nach Königreich war England ſeinem Weſen nach in eine ariſtokratiſche Republik verwandelt. Daß das nicht den Prälaten und Baronen allein zu gute kam, ſondern von dem ganzen Volke als ein ſegensreicher Wandel freudig begrüßt wurde, war das Verdienſt Leiceſters, der nicht bloß ſeine Standesgenoſſen an jedem Mißbrauch der Gewalt nach unten hinderte, ſondern der neuen Ordnung auch in der Maſſe des Volkes eine breitere und ſicherere Grundlage zu geben wußte. Ihrer bedurfte man auch zur Abwehr der drohenden Reaktion, zu der Heinrich III. in der Stille rüſtete: die läſtigen Proviſionen des „tollen“ Parlaments zu beſeitigen, warb er eifrig um die Hilfe Frankreichs und ſeines päpſtlichen Oberlehnsherrn. Letzterer annullierte im April 1261 die dem König abgezwungenen Zugeſtändniſſe: der Bürgerkrieg brach von neuem aus, da niemand ſich auf die Verheißungen des unzuverläſſigen Königs einlaſſen wollte. Während dieſer nochmals jenſeits des Kanals Hilfe ſuchte, erfolgte in England unter Leiceſters Führung die allgemeine Erhebung. Die königlichen Burgen wurden bezwungen; Leiceſter nahm den Tower; die Londoner Bürgerſchaft ergriff ſeine Partei. Als er zurückkehrte, ſah Heinrich III. ſein Reich verloren und mußte unterhandeln. Man verſuchte es mit einem Schiedsſpruche Ludwigs IX. von Frankreich. Dieſer verwarf die Oxforder Beſchlüſſe als für den König unannehmbar; der Papſt verdammte ſie von neuem. So griff man doch zu den Waffen: die Königlichen, anfangs in den nördlichen Grafſchaften im Vorteil, wurden am 14. Mai 1264 bei Lewes in Suſſex beſiegt; der König ſelbſt ſamt ſeinem Sohne Eduard und ſeinem Bruder Richard von Cornwallis und zahlreichen Edlen fiel in die Gewalt der Sieger. Die Oxforder Beſchlüſſe blieben nun natürlich in Kraft.

Dennoch gab die königliche Partei ihre Sache nicht verloren. Sie hoffte auf den Anſchluß der Freiſaſſen und der Stadtbürger, die unter dem inneren Streit ſchwer litten, aber doch an dem Gewinn, den Prälaten und Barone auf Koſten des Königtums gemacht, keinen Anteil hatten. Um deshalb auch den niederen Adel und die ſtädtiſchen Bevölkerungen für die zu Oxford geſchaffene Ordnung zu intereſſieren und zur Abwehr der drohenden monarchiſchen Reaktion zu gewinnen, zog Leiceſter Vertreter beider zu den ſtändiſchen Verhandlungen

Digitized by Google

Engliſcher Ritter vom Ende des 13. Jahrh.
Grabmal, vermutlich des Richard Wellysburne von Montfort; in der Kirche zu Hitchendon in Buckinghamſhire.
(Nach Stothard.)

in dem Parlamente, wie auch der König auf dieſe Weiſe dort Anhang zu gewinnen geſucht hatte. Auf Leiceſters Ladung hatten der niedere Adel der Grafſchaften und die Städte ſchon früher Vertreter zur Darlegung ihrer beſonderen Wünſche geſandt; 1261 hatte er ebenſo wie der König aus jeder Grafſchaft drei Ritter zu den Verhandlungen entboten. Jetzt berief er im Namen des Königs zwei Ritter aus jeder Grafſchaft und aus einer Anzahl von Städten je zwei Bürger auf den 26. Januar 1265 zum Parlament, alſo die Elemente, aus denen in der Folge das engliſche Unterhaus hervorgegangen iſt. Der Streit aber dauerte fort; denn auch die erneuten Verträge zu gunſten der Magna Charta banden Heinrich III. und die Seinen nicht. Allmählich beſſerten ſich ihre Ausſichten ſogar durch den beginnenden Zerfall der feindlichen Partei. Denn mit der volkstümlichen Richtung, die Leiceſter verfolgte, waren die Barone keineswegs einverſtanden: das ariſtokratiſche Regiment, das ſie in Oxford zu eigenem Vorteil begründet hatten, wurde durch die dahinter aufſteigende Maſſe des niedern Adels und des Stadtbürgertums gefährdet; manche fürchteten wohl, Leiceſter verfolge ehrſüchtige Pläne und wolle ſich mit Hilfe der Maſſen an die Stelle ſeines königlichen Schwagers ſetzen. Auch der Schöpfer des engliſchen Unterhauſes mußte die Erfahrung machen, daß man nicht zugleich der Held des Volkes und das Haupt einer ariſtokratiſchen Partei ſein könne.

Daß Leiceſter im Bewußtſein ſeines Verdienſtes und im Gefühl ſeiner Unentbehrlichkeit der ſich regenden Oppoſition gebietend entgegentrat, ſteigerte die Unzufriedenheit. Die Werbungen der Königlichen thaten ein Übriges. Da ſtellte ſich, der Gefangenſchaft entflohen, in Sommer 1265 Heinrichs III. junger, ritterlicher Sohn Eduard an die Spitze der neugeſammelten Königlichen, zu denen aus Feindſchaft gegen Leiceſter nun auch viele von den Baronen übergingen. Eine Reihe von unglücklichen Gefechten verallgemeinerte den Abfall, und am 4. Auguſt erlag Leiceſter bei Eveſham der Übermacht: er ſelbſt fiel.

Aber er hatte nicht vergebens gelebt: in der Hauptſache wurde ſein Werk ſelbſt von den ſiegreichen Gegnern anerkannt, um die Grundlage für die friedliche Neuordnung des engliſchen Staates zu bleiben. Zunächſt freilich brach mit dem Siege des Königtums eine furchtbare Reaktion herein: völlig rechtlos ſahen ſich die Beſiegten der Willkür Heinrichs III. preis gegeben, deſſen Anhänger ihre perſönliche Feindſchaft unter dem Deckmantel der Politik zu befriedigen eilten. Alle Ordnung ſchwand; Raub und Fehde erfüllten das Land, deſſen Wohlſtand in dem allgemeinen Wirrſal rettungslos zu Grunde zu gehen drohte. Da führte Heinrich III. ſelbſt die rettende Wendung herbei: belehrt durch das Unglück und gereift durch die Erfahrungen eines ſtürmiſch bewegten Lebens, nach Überwindung ſeines jugendlichen Leichtſinnes zur Erkenntnis ſeiner Pflicht gekommen, in Erinnerung wohl auch an ſeines Vaters elendes Ende, beſchloß er, ſich endlich ehrlich auf den durch die Kämpfe eines halben Jahrhunderts geſchaffenen Boden zu ſtellen, die Magna Charta anzuerkennen und hinfort wirklich zu halten, den Ständen alſo die bisher beſtrittene Mitwirkung bei den wichtigſten Staatsangelegenheiten auf die Dauer einzuräumen. So wurde auf dem Reichstage zu Malebridge 1267 die Magna Charta in der vor fünfzig Jahren feſtgeſtellten Form als zu Recht beſtehend anerkannt und durch eine allgemeine Amneſtie die ehrliche Verſöhnung der Parteien und ein dauernder Friede angebahnt. Das Königtum kehrte in den Genuß der Rechte zurück, aus denen es die ſtändiſche Revolution zur Zeit ihrer höchſten Macht verdrängt hatte, ohne die es aber doch überhaupt nicht mehr Königtum war. Dafür achtete es ſeinerſeits hinfort die Schranken, die ihm im Anſchluß an den bewährten Brauch der angelſächſiſchen Zeit 1215 gezogen waren. Seine ordentlichen Machtbefugniſſe kürzten dieſe nicht, aber ſie machten es ihm unmöglich, dieſelben ohne Zuſtimmung der Stände in außerordentlicher Weiſe zu üben. Beide Teile, Stände und König, verzichteten auf die Willkür, die ſie bisher als ihr Recht beanſprucht hatten, grenzten ihre Rechte und Pflichten von neuem gegeneinander ab und vereinbarten eine feſte Regel, nach der in ſtreitigen Fällen eine friedliche Entſcheidung herbeigeführt werden konnte. Das Schildgeld und außerordentliche Hilfsgelder kann der König hinfort nur erheben auf Grund der ausdrücklichen Bewilligung der Kronvaſallen, neben denen im Parlament als dem großen Rat des Königs als Vertreter der mitbelaſteten unteren Geſellſchafts- und Vermögensſtufen die Abgeordneten des Landadels und der Städte Platz haben. Da dieſe Verſammlungen aber außerdem die

Wünsche des Landes vortrugen und nicht selten die Bewilligung der von der Regierung erhobenen Forderungen von der Abstellung der durch sie vorgebrachten Beschwerden abhängig machten, so erlangten sie bald Einfluß auf die gesamte Staatsverwaltung und eine Mitwirkung bei der Gesetzgebung. Denn die Regierung legte begreiflicherweise Wert darauf, sich für wichtigere Akte zum voraus der Zustimmung der Stände zu versichern. In diesen einfachen Bräuchen, die, aus der praktischen Erfahrung eines von schweren Kämpfen erschütterten Staatswesens entnommen, durch regelmäßig wiederholte Übung allmählich Gesetzeskraft erhielten, haben König und Stände von England die großen, unverrückbaren Grundzüge verfassungsmäßiger Staatsordnung entwickelt und damit einen in seiner Art einzigen Boden zum Auf- und Ausbau eines nationalen Staates gewonnen. Es gereicht Heinrich III. zu Ehre, daß er dies endlich erkannte und sein früheres Verschulden durch treue Beobachtung des neuen Rechtes vergessen machte.

Während der fünfzig Jahre dieser wechselvollen inneren Kämpfe hatte England nach außen hin nur wenig leisten können und namentlich seinen festländischen Besitzstand mannigfachen Wechselfällen und schließlich fortdauernder Minderung preis gegeben gesehen. Den Gewinn davon hatte Frankreich: in rascher Folge erwarb es damals die nach Lage und Bevölkerung zu ihm hin gravitierenden englischen Provinzen, bildete sich unter einer Reihe thatkräftiger und weitblickender Könige zu einem durch fortschreitende nationale Einigung erstarkenden Staate aus und stieg unter Beibehaltung der feudalen Formen, die jedoch mehr und mehr ein monarchischer Geist erfüllte, zu einer leitenden Stellung empor, auf Kosten auch Deutschlands, dessen Zerfall die gesamte staatliche Ordnung des Abendlandes aufzulösen drohte. Bereits während des deutschen Thronstreites hatte Philipp II. August auch Deutschland bedroht und geschädigt. Der Graf von Flandern, Lehnsmann zugleich des Deutschen Reiches und der französischen Krone und daher je nach seiner Parteistellung bald dieser, bald jenem gefährlich, mußte ihm Vermandois, Valois und Amiens als Erbteil seiner Gemahlin überlassen. Die englischen Wirren unter Richard Löwenherz und Johann führten zur Erwerbung von Anjou, Maine, Touraine und Poitou; für die Normandie und die Landschaften an der Garonne wurden die Plantagenets seine Vasallen, und der Sieg bei Bouvines 1214 befestigte die so gewonnene neue Machtstellung, der sich nun auch Boulogne und Flandern beugen mußten. Im ganzen hat Philipp II. das unmittelbar unter der Krone stehende Gebiet nahezu verdoppelt. Damit stieg auch die Macht des Königs gegenüber den Großen des Reiches. Aus dem Ehrenvorrang, den diese dem Träger der Krone ehemals allein zugestanden hatten (S. 399), wurde eine wirkliche Oberherrschaft, wobei sich Philipp ähnlich wie ein Jahrhundert früher in Deutschland die Salier des niederen Adels bediente, indem er diesen vor Kränkung in Besitz und Rechten durch die großen Herren schützte. So erweiterte er unmerklich die Machtbefugnisse seiner Baillis, und auch die Urteile seines Hofgerichtes fanden in immer weiteren Kreisen Geltung. Das machte

denn schließlich auch die arge Erschütterung vergessen, die Philipps II. königliches Ansehen durch seinen langjährigen Ehestreit und die daraus entsprungenen ernsten Verwickelungen mit der römischen Kurie erlitten. Unmittelbar nämlich nach der Hochzeit mit der schönen Dänin Ingeborg, einer Tochter Waldemars I. und Schwester Knuds VI., im Jahre 1193 ließ Philipp sich unter dem üblichen Vorwande kirchlich nuerlaubter naher Verwandtschaft durch den Spruch gefügiger französischer Bischöfe von derselben wiederum scheiden. Auf Ingeborgs Anrufen kassierte der Papst den Spruch; dennoch vermählte sich Philipp 1196 mit Agnes von Meran, die Kurie aber schritt trotz der wiederholten Hilferufe der in ein Kloster verwiesenen Ingeborg nicht ein. Das änderte sich erst mit Innocenz III., der den König auch für den Anschluß an Philipp von Schwaben züchtigen wollte: Agnes von Meran sollte verstoßen, Ingeborg in ihre Rechte wieder eingesetzt werden. Als das nicht geschah, belegte der Papst Frankreich mit dem Interdikt. Anfangs bot Philipp II. demselben trotzig die Stirn, während sein Volk unter dem trostlosen Stillstand alles kirchlichen Lebens schwer litt und seiner wachsenden Gewissensangst immer schmerzlicher Ausdruck gab. Erst als er persönlich vom Bann bedroht war, lenkte Philipp II. ein: aber Innocenz III. wies jede Milderung der verhängten Strafe zurück, solange der König sich nicht von Agnes getrennt und Ingeborg wieder aufgenommen habe. Endlich fügte sich der Kenig dem Rate der von ihm berufenen geistlichen und weltlichen Großen seines Reiches im Hinblick auf die wachsende Verstimmung des Volkes. Das Interdikt wurde aufgehoben. Aber Philipp hielt sein Wort nicht: zwar wurde Agnes, die ihm zwei Kinder geschenkt, vom Hofe verwiesen, aber Ingeborg dennoch nicht wie eine Königin, sondern wie eine Gefangene gehalten; ja, Philipp machte noch einmal den Versuch, von einer Kirchenversammlung zu Soissons 1201 die Scheidung von der Dänin zu erwirken, die auch da noch nicht in ihre Rechte eingesetzt wurde, als Agnes, von dem König tief betrauert, bald danach starb. Erst im Jahre 1213 kehrte die hart geprüfte Ingeborg in das Haus ihres Gatten zurück.

Kostüm einer Fürstin.
Nach einem Miniature des 13. Jahrhunderts.
(Nach Lacroix.)

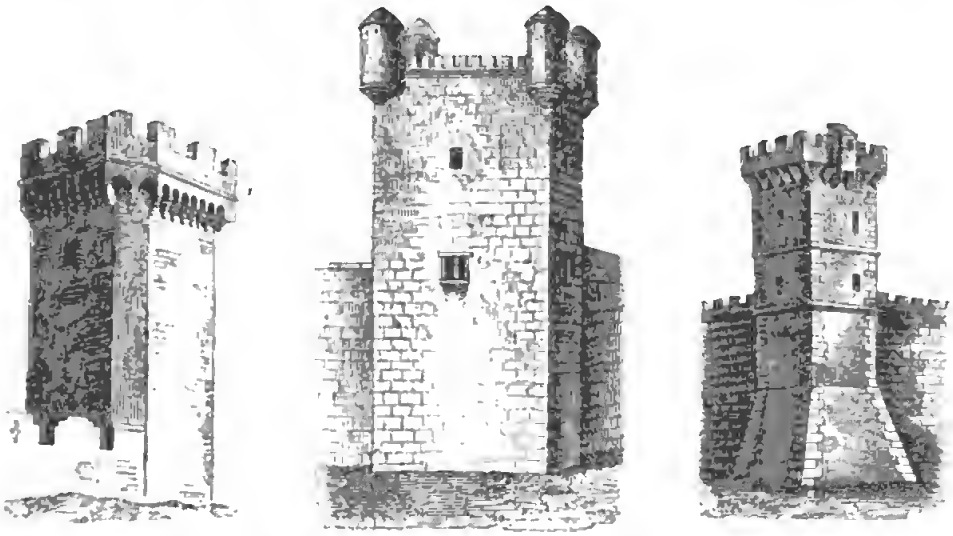
Auf der festen und breiten Grundlage, die Philipp II. August dem französischen Königtum gegeben hatte, bauten seine beiden Nachfolger mit Umsicht und Glück weiter. Sein Sohn Ludwig VIII. (1223—26) hatte zwar als

Kronprinz vergeblich verſucht, als Beſchützer der aufrühreriſchen Stände gegen König Johann die engliſche Krone zu gewinnen, zog aber als König reichen Gewinn aus den bürgerlichen Unruhen, die zur Zeit der Verfaſſungskämpfe unter Heinrich III. das Inſelreich zerrütteten, indem er die reichen Landſchaften bis zur Garonne in ſeine Gewalt brachte. Auch in den öſtlichen Teilen Südfrankreichs bahnte Ludwig VIII. eine für die Erweiterung der franzöſiſchen Königsmacht epochemachende Erwerbung an. Von alters her hatten ſich in den Thälern der Alpen kleine katharíſche Gemeinden erhalten; in der zweiten

Epiſode aus der Belagerung einer Stadt.
Relief aus dem 13. Jahrh. an der St. Nazareth-Kirche zu Carcaſſonne. (Nach Lacroix.)

Hälfte des zwölften Jahrhunderts hatte die von ihnen vertretene evangeliſche Richtung einen neuen Aufſchwung genommen und weite Verbreitung gefunden durch einen frommen Kaufmann von Lyon, Petrus Waldus, der ſich ſeines Reichtums freiwillig entäußerte und auf dem Prinzipe der evangeliſchen Armut eine Gemeinde um ſich ſammelte. Trotz der Strafmandate, die bereits Alexander III. und Lucius III. gegen ſie erließen, gewannen dieſe „Armen von Lyon“ ſchnell an Anſehen und Einfluß, da die zur Weltherrſchaft aufſteigende Kirche immer weniger geeignet wurde, ſtill gläubige, nur ihr Seelenheil ſuchende Gemüter wahrhaft zu befriedigen. Zu ſpät machte Innocenz III. den Verſuch, die „Waldenſer“ in den Schoß der Kirche zurückzuführen und

als einen neuen Orden ihr dienſtbar zu machen. In apoſtoliſcher Einfachheit des Lebens, des Kultus und der Seelſorge entfernten ſie ſich allmählich immer weiter von Rom, deſſen Kirche ihnen nicht mehr die wahre Kirche Chriſti war; ſie verwarfen die kirchliche Form der Beichte und Sündenvergebung und die Verehrung der Heiligen und ſchöpften die evangeliſche Wahrheit unmittelbar aus dem Studium der heiligen Schrift. Durch eine geheime Organiſation, die nur den einander an geheimen Zeichen erkennenden Eingeweihten bekannt war, entzogen ſie ſich den Nachſtellungen der ſpürenden Wächter des rechten Glaubens. Bei aller Übereinſtimmung in den grundlegenden Prinzipien doch im einzelnen verſchiedenartig organiſiert, waren ſie durch den Anſchluß dort vorhandener älterer häretiſcher Gemeinden, namentlich in der Provence, zu



Franzöſiſche Befeſtigungstürme um die Wende des 13. Jahrhunderts. (Nach Lacroix.)

Turm von Beaucaire. 13. Jahrh. | Turm von Narbonne. 14. Jahrh. | Turm des Schloſſes von Angoulême. 13. Jahrh.

beträchtlicher Stärke angewachſen und hatten an dem Grafen Raimund VI. von Toulouſe und dem Vikomte Raimund Roger von Béziers und Albi, wonach ſie wohl als Albigenſer bezeichnet wurden, thatkräftige Beſchützer gewonnen. Innocenz III. nahm ihre Bekehrung in Angriff; durch ſeine Willkür erbitterte ſein Legat Peter von Caſtelnau das Volk, ſo daß er in Béziers erſchlagen wurde. Das gab den kirchlichen Eiferern den erwünſchten Vorwand zur Entfeſſelung aller Schrecken gegen das unglückliche Land. Unter Leitung des Abtes Arnold von Citeaux wurde gegen Raimund VI. von Toulouſe, der wegen angeblicher Mitſchuld am Tode des Legaten gebannt war, ein Kreuzheer aufgeboten, in deſſem Beſitze der wilde Simon von Montfort in Gemeinſchaft mit zahlreichen verwegenen Glücksrittern, lüſtern nach Beute und Landerwerb, in dem blühenden Lande mit unmenſchlicher Grauſamkeit hauſte.

Da ſuchte Graf Raimund durch Unterwerfung unter das Gebot der Kirche Rettung und demütigte ſich ſo weit, daß er gegen ſeine eigenen Landsleute mit das Kreuz nahm, um ſich hinterher doch in allen Hoffnungen getäuſcht und von Land und Leuten gejagt zu ſehen. Beſonders furchtbar traf die Wut der Glaubensſtreiter Béziers, das vollſtändig zerſtört und deſſen Bewohnerſchaft unbarmherzig niedergemacht wurde, ohne Rückſicht darauf, wer Albigenſer war und wer nicht. Dann erging es der Grafſchaft Toulouſe nicht viel beſſer. Raimunds VI. Land wurde Simon von Montfort zu eigen gegeben. Zur dauernden Beaufſichtigung der Überlebenden, die der Ketzerei verdächtig blieben, und um ſie im reinen Glauben zu erhalten, organiſierte man damals zunächſt in den albigenſiſchen Diſtrikten die Inquiſition, die, mit nahezu unumſchränkter Gewalt über Gewiſſen, Leib und Leben ausgeſtattet, jeden Rückfall in den alten Irrglauben unnachſichtig verfolgte. In den Dominikanern, die als die „Hunde des Herrn“ bezeichnet wurden, fand ſie unermüdliche und unbarmherzige Diener, deren Thätigkeit ſo viel Beifall fand, daß man ſie bald anderwärts nachahmte und die Inquiſition ſo allmählich zu einer allgemein anerkannten Inſtitution der ganzen Kirche erhob. Nach dem Tode Simons von Montfort verſuchte Raimund von Toulouſe ſein Land zurückzugewinnen. Darüber entbrannte der Kampf von neuem: Simons Sohn, Amalrich von Montfort, vermochte nicht, ſich wider den Anſturm der zur Verzweiflung getriebenen Albigenſer zu behaupten. Endlich wandte ſich der Papſt um Hilfe für ihn an König Ludwig VIII., der als Vollſtrecker des kirchlichen Spruches gegen den Beſchützer der Ketzer eine für die Zukunft Frankreichs außerordentlich wichtige Erwerbung machte. Ihm überließ nämlich Amalrich von Montfort ſeine Anrechte auf die Grafſchaft Toulouſe; der größte Teil derſelben kam ſo an die Krone; auch der Reſt, der Raimund VI. vorläufig blieb, ſollte nach ſeinem Tode ſeiner Tochter zufallen, die Ludwigs VIII. Bruder Alfons vermählt wurde: die Herrſchaft der Capetinger reichte nun bis an das Mittelländiſche Meer und umfaßte Oberitalien vom Weſten her.

Franzöſiſches Siegel aus dem 13. Jahrhundert.

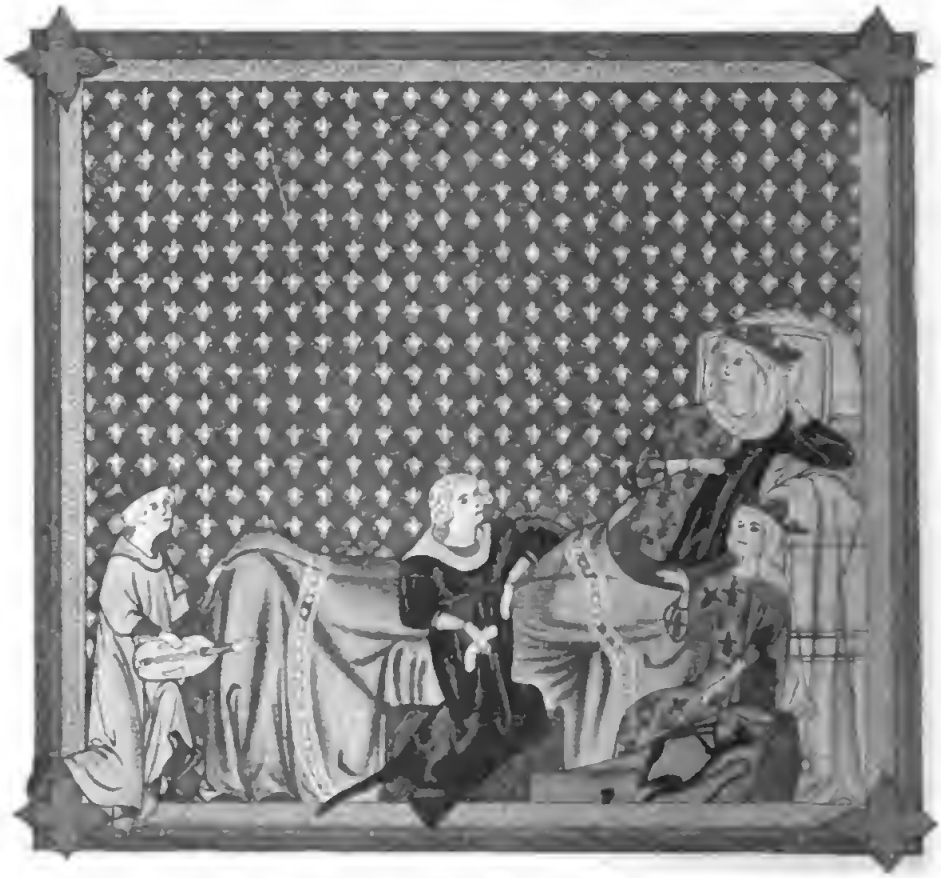
Der Erzbiſchof von Arles, als Oberlehnsherr, nimmt den Schwur der Treue und der Huldigung von einem Ritter Raimund von Mont-Dragon entgegen. Nationalarchiv zu Paris. (Nach Lacroix.)

Nur vorübergehend wurde die gebietende Stellung, die das franzöſiſche Königtum nun auch den großen Kronvaſallen gegenüber gewonnen hatte, nach Ludwigs VIII. vorzeitigem Tode erſchüttert. Nachgiebig in kleinen, unbeugſam in großen Dingen wußte ſeine Witwe, die ſtaatskluge Blanca von Kaſtilien, in den zehn Jahren, die ſie für ihren jungen Sohn Ludwig IX. (1226—70) die Regentſchaft führte, die königlichen Rechte ungeſchmälert zu erhalten. Auch ein neuer Aufſtand Raimunds VI. von Toulouſe vermochte ſeines Hauſes und ſeines Landes Geſchick nicht zu wenden. In den ſechsunddreißig Jahren aber, die Ludwig IX. dann ſelbſtändig geherrſcht hat, iſt die Entwickelung des mittelalterlichen Frankreich nach innen und außen zu einem Abſchluß gekommen, der dieſen König für Mit- und Nachwelt zu dem klaſſiſchen Repräſentanten für eine große Epoche der nationalen Kultur ſeines Volkes machte. Seiner Verſöhnlichkeit gelang es, den ein Jahrhundert alten Krieg mit England zu einem vorläufigen Abſchluß zu bringen: der Friede von 1259 gab die ſüdfranzöſiſchen Beſitzungen der Plantagenets als franzöſiſches Lehen an Heinrich III. zurück und vereinigte die übrigen endgültig mit dem capetingiſchen Krongut, dem durch Kauf auch Blois und Chartres hinzugefügt wurden. Indem er die Hand der Erbin von Provence für ſeinen Bruder Karl von Anjou (S. 562) gewann, leitete er den künftigen Heimfall dieſes wichtigen Landes ein.

König Ludwig IX. von Frankreich.
Miniatur aus dem 14. Jahrh. Nationalbibl. zu Paris.
(Nach Lacroix.)

Das erbliche Königtum in Frankreich gebot nun über ein ſo großes und in der Hauptſache bereits ſo geſchloſſenes Gebiet, daß ihm die großen Kronvaſallen nicht mehr gefährlich werden konnten. Von denſelben Anfängen ausgehend wie das deutſche, war es damals bei den gerade entgegengeſetzten Ergebniſſen angelangt und durfte die Libertät der Feudalherren vollends zu überwinden hoffen, die in Deutſchland eben das Königtum endgültig zur Ohnmacht verurteilte, und die Einigung Frankreichs abzuſchließen hoffen, während dort eben die politiſche Zerſplitterung die Zerreißung der Nation vollendete. Denn mit Isle de France ſtanden nunmehr die Normandie nebſt Artois und Vermandois, dann Touraine, Maine, Berry und

Languedoc unmittelbar unter dem König, während Glieder des königlichen Hauſes in Burgund, Bretagne, Boulogne, Poitou, Auvergne, Toulouſe, Anjou, Provence, Nevers und Bourbon geboten. Das ermöglichte Ludwig IX. auch die allmähliche Beſeitigung der feudalen Formen in der Verwaltung, die an königliche Beamte, die Baillis und Prévôts, überging, die unmittelbar unter dem vom Kanzler als erſtem Miniſter beratenen König ſtehen. In dem vielfach begünſtigten Bürgertum der Städte, deren er durch Verleihung von



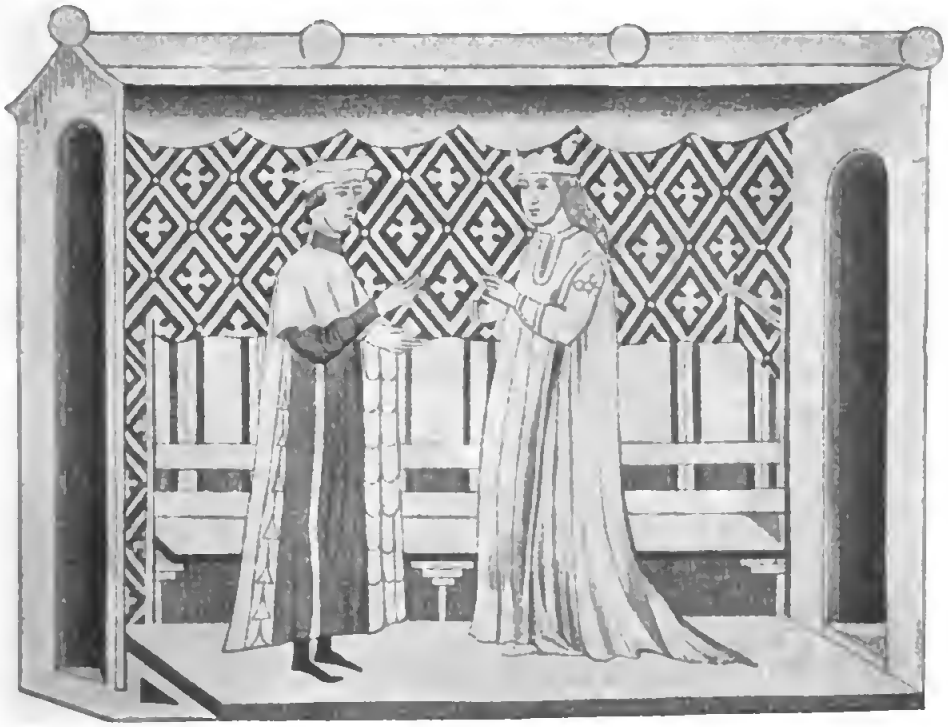
Szene aus dem franzöſiſchen Hofleben des 13. Jahrh.

Miniature in einer Handſchrift des 13. Jahrh. in der Bibl. de l'Arsenal zu Paris.

Ein Minneſänger, geſandt vom Herzog von Flandern und Brabant zum Grafen Robert von Artois, dem Bruder König Ludwigs IX., recitiert den Roman von Cleomades vor der Gräfin von Artois, Mathilde von Brabant, und der Königin von Frankreich Blanche von Kaſtilien. (Nach Lacroix.)

Stadtrecht an kleinere Orte eine ganze Anzahl neu ſchuf, gewann er für die in dem erſtarkten Königtum beruhende neue Ordnung eine treue und opferbereite Stütze. Bei aller Frömmigkeit und allem perſönlichen Eifer in der Erfüllung der kirchlichen Gebote war Ludwig IX. doch frei von der ſeine Zeit beherrſchenden hochkirchlichen Richtung und hielt unverbrüchlich feſt an dem Rechte des Staates, nach Maßgabe ſeiner Aufgaben und Zwecke ſich ſelbſt zu

ordnen und wo er ihrer bedurfte, auch die Kirche dazu heranzuziehen. Das Schickſal Kaiſer Friedrichs II. und ſeines Reiches, deſſen Zeuge er war, ohne die Kataſtrophe durch ſeine wiederholt verſuchte Vermittelung abwenden zu können, beſtärkte ihn in dieſer Richtung nur noch, und ſorgſam hat er die im Gallikanismus gegebenen Elemente zur Bildung einer in Lehre und Kultus ſtreng katholiſchen, dem Papſte gegenüber aber doch auch in weſentlichen Stücken ſelbſtändigen nationalen Kirche gepflegt; durch die pragmatiſche Sanktion von 1269 ſicherte er derſelben ihre alten Rechte, entzog ſie durch Gewährung abſoluter Wahlfreiheit an die Domkapitel und das Verbot der Simonie allen fremden



Trachten um die Wende des 13. Jahrhunderts.
Miniature in einer Handſchrift des Romans „Triſtan". 14. Jahrh. Paris, Nationalbibl. (Nach Lacroix.)

Einflüſſen, auch dem des Papſtes, der namentlich an der pekuniären Ausbeutung des franzöſiſchen Klerus gehindert wurde durch die Beſtimmung, daß der franzöſiſche Klerus ihm Zahlungen nicht leiſten dürfe ohne königliche Erlaubnis. Die Kurie mußte die pragmatiſche Sanktion ausdrücklich anerkennen und war damit Frankreich gegenüber in einer Weiſe gebunden, wie ſonſt keinem Staate gegenüber. Als Grundlage und Leitfaden für die Rechtſprechung, die mehr und mehr an gelehrte, meiſt römiſch rechtlich gebildete Juriſten kam, ließ er in den ſog. Etabliſſements allgemein geltende Rechtsgewohnheiten aufzeichnen, ſo daß Frankreich damals bereits auf dem Wege war zur Ausbildung eines einheitlichen nationalen Rechtes. Auch Wiſſenſchaft

und Kunſt ſind von Ludwig IX. vielfach gefördert worden: er machte den erſten Verſuch zur Schaffung einer öffentlichen Bibliothek, wozu ihm die Bekanntſchaft mit den großen Bücherſammlungen der Araber die Anregung gab. Von den durch ihn ausgeführten Bauwerken iſt die Sainte Chapelle zu Paris mit ihrer unübertroffen zierlichen und reichen Gotik noch heute ein Meiſter-

Die Krypta der ehemaligen Hofkapelle St. Chapelle zu Paris (1245—48).

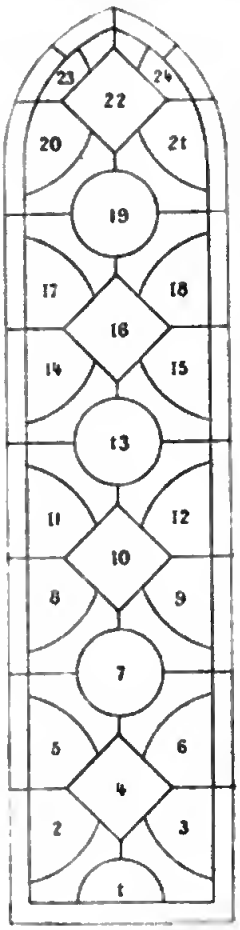
ſtück. In allen dieſen Hinſichten der bewußte Träger der neuen Zeit, welche ſich damals in faſt allen Gebieten des menſchlichen Lebens ankündigte, blieb er doch frei von übereiltem Reformeifer und vermied jede gewaltſame Neuerung, die hätte Widerſtand hervorrufen und die allmähliche Einbürgerung des Neuen gefährden können. Während er das Lehnsweſen der Form nach un-

Erläuterung zu:

Fenſter Karls des Großen im Dom zu Chartres.

Glasmalereien vom Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts. Die Motive der Darſtellungen ſind zwei lateiniſchen Handſchriften vom 11.—12. Jahrhundert entnommen; einer „Chronik vom falſchen Turpin“ und einer Legende aus der Zeit von 1060—1080, welche den angeblichen Zug Karls des Großen nach Jeruſalem und Konſtantinopel behandelt; beide ſind nicht geſchichtlich. Betitelt: Descriptio qualiter Carolus magnus clavum et coronam Domini a Constantinopoli attulerit, qualiterque Carolus Calvus haec ad Sanctum Dionysium retulerit. (Paris, Nat.-Bibl.)

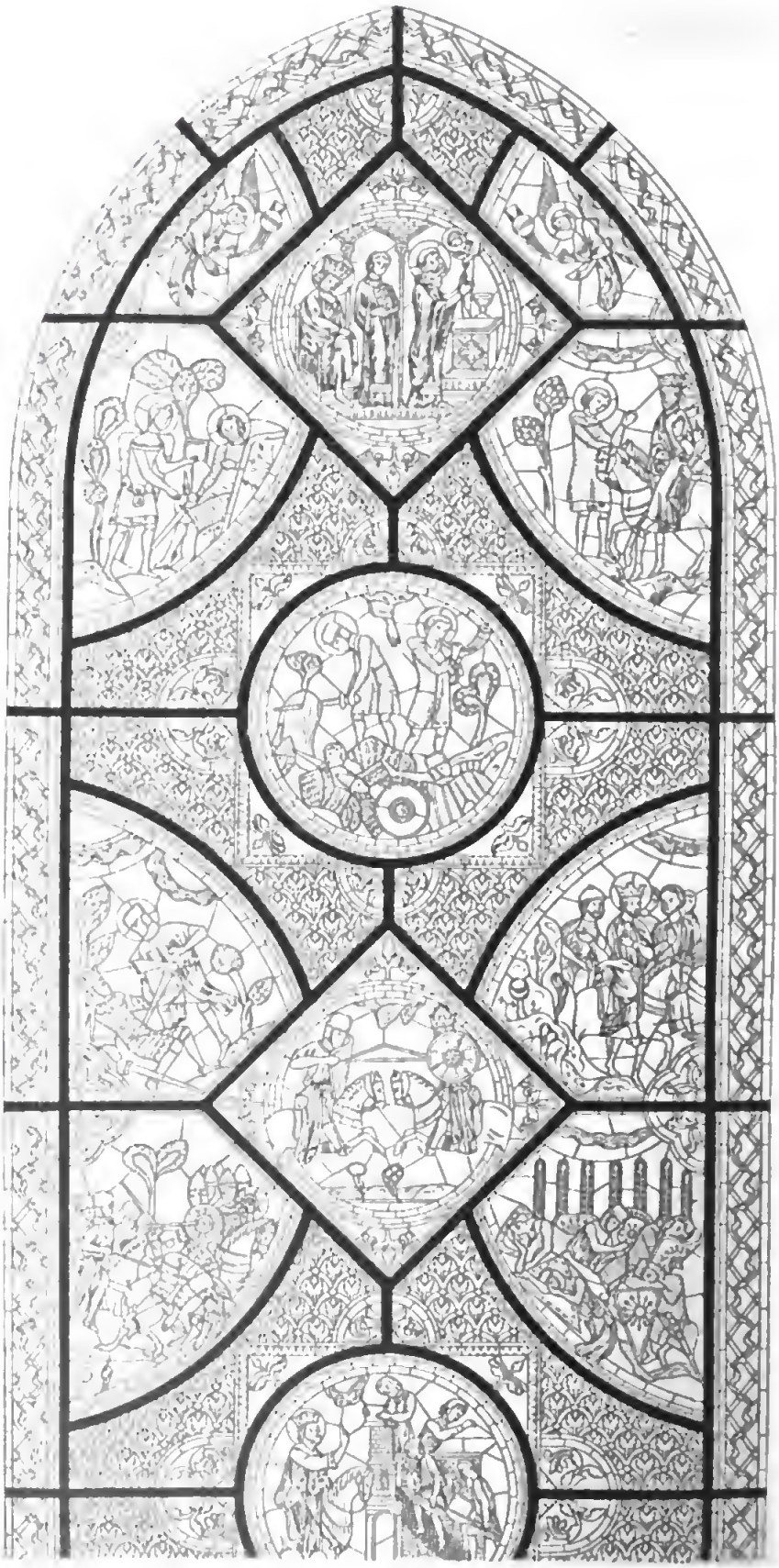
Die vielſeitigen Darſtellungen dieſes Fenſters ſind nach der Weiſe der Zeit ihrer Entſtehung in die Tracht derſelben gekleidet und veranſchaulichen deshalb vortrefflich mannigfache Züge aus dem Ritterleben, den kirchlichen Ceremonien u. ſ. w. um die Wende des 12. Jahrhunderts.



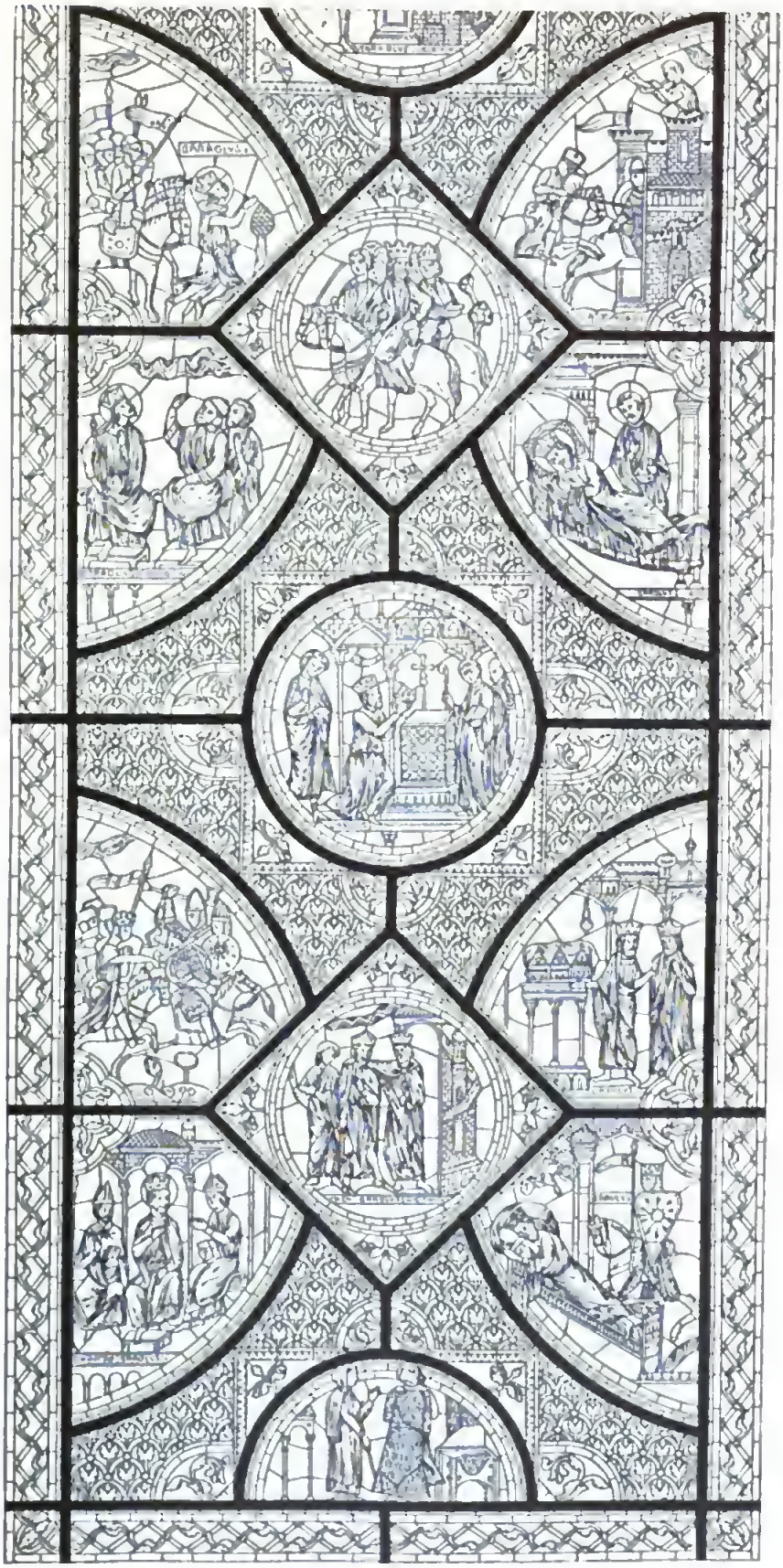
1. Widmungsbild: das Fenſter wurde dem Dom von der Innung der Pelzhändler geſchenkt. — 2. Die Geſandten Conſtantins, Kaiſer des Orients, melden Karl, daß der Patriarch von Jeruſalem durch die Ungläubigen vertrieben worden ſei; ſie bringen ihm einen Brief, in dem folgender Traum berichtet wird. — 3. Conſtantin ſah im Traum den König der Franken und einen Engel, der zu ihm ſprach: „Siehe da den, welcher dir zu Hilfe kommen wird.“ — 4. Karl von Conſtantin empfangen. — 5. Kampf gegen die Heiden unter den Mauern von Jeruſalem. — 6. Conſtantin bietet Karl dem Großen alle ſeine Reichtümer an, aber Karl will nichts annehmen, als die Reliquien der Leiden Chriſti. — 7. Letztere hatte Karl in ſeine Pfalzkapelle nach Aachen gebracht; Karl der Kahle ließ ſie nach St. Denis überführen und legte die heilige Krone auf dem Altar nieder. — 8. Karl ſieht die Milchſtraße am Himmel und verlangt vergeblich nach Erklärung dieſer Erſcheinung. — 9. Der heilige Johannes erſcheint dem ſchlafenden Kaiſer und befiehlt ihm, ſein Grab, das in den Händen der Ungläubigen iſt, zu befreien. — 10. Aufbruch Karls nach Spanien mit dem Erzbiſchof Turpin. — 11. Gebet Karls vor Pamplona. — 12. Einzug der Franken in Pamplona. — 13. Karl baut in Compoſtella dem heiligen Johannes eine herrliche Kirche. — 14. und 15. Kämpfe Karls gegen den Sarazenen Agolant. Wunder der blühenden Lanzen; Gott bezeichnet durch dasſelbe die Chriſten, welche in der Schlacht fallen müſſen. — 16 Schlacht von Roncevaux: Kampf zwiſchen Roland und dem König Marſile. — 17. Roland tötet König Marſile. — 18. Aufbruch Karls nach dem Schlachtfeld von Roncevaux; Ganelon verſucht abzuraten und Karl zurückzuhalten. — 19. Roland ſtößt Hilfe herbeirufend in ſein Horn, Oliſant, und ſpaltet mit ſeinem Schwerte, Durendal, einen Felsblock. — 20. Baudouin, Rolands Bruder, ſteht demſelben in ſeinen letzten Augenblicken bei und reicht ihm in einem Helm zu trinken. — 21. Karl erhält durch Baudouin die Nachricht von Rolands Tod. — 22. Ein Engel ſchwebt mit einem Pergament auf den Altar herab, an welchem der heilige Ägidius das Opfer darbringt; auf dem Pergament ſteht eine Sünde geſchrieben, welche der Kaiſer niemals gewagt hatte, in der Beichte zu enthüllen. — 23. und 24. Engel, Weihrauchbehälter ſchwingend.

(Nach Vétault.)

Digitized by Google



Fenſter Karls des Großen im Dom zu C



(Ann. arch.) Hierzu Erläuterungsblatt.

geändert bestehen ließ, ja, durch die Schaffung des Pairshofes, der die größten sechs geistlichen und sechs weltlichen Kronvasallen unter des Königs Vorsitz zu einem obersten Lehnstribunal vereinigte, in den Augen vieler erst recht vollendete und seinen geordneten Bestand für alle Zeit sicherte, erwies es sich gerade in diesem Institute als besonders geeignet, um den feudalen Gewalten gegenüber die Interessen der Monarchie wahrzunehmen. Überhaupt liegt darin die geschichtliche Bedeutung Ludwigs IX., daß er in seiner milden und liebenswürdigen, kirchlich frommen und dabei doch eminent politischen Persönlichkeit und in seinem plan- und maßvollen, zugleich erneuernden und erhaltenden Walten die seine Zeit erfüllenden großen Gegensätze, die andere Länder in innere Kämpfe stürzten, friedlich vermittelte und ausglich und seinem Land und seinem Volk einen ruhigen Übergang in ein neues Weltalter ermöglichte. Daraus erklärt sich auch die allgemeine Beliebtheit, deren er sich erfreute, und die Verehrung, mit der in seiner Zeit sowohl die Anhänger des Alten wie des Neuen zu ihm aufblickten und auch noch nachlebende Geschlechter in ihm den nationalsten König des mittelalterlichen Frankreich und den eigentlichen Begründer ihres nationalen Staates feierten.

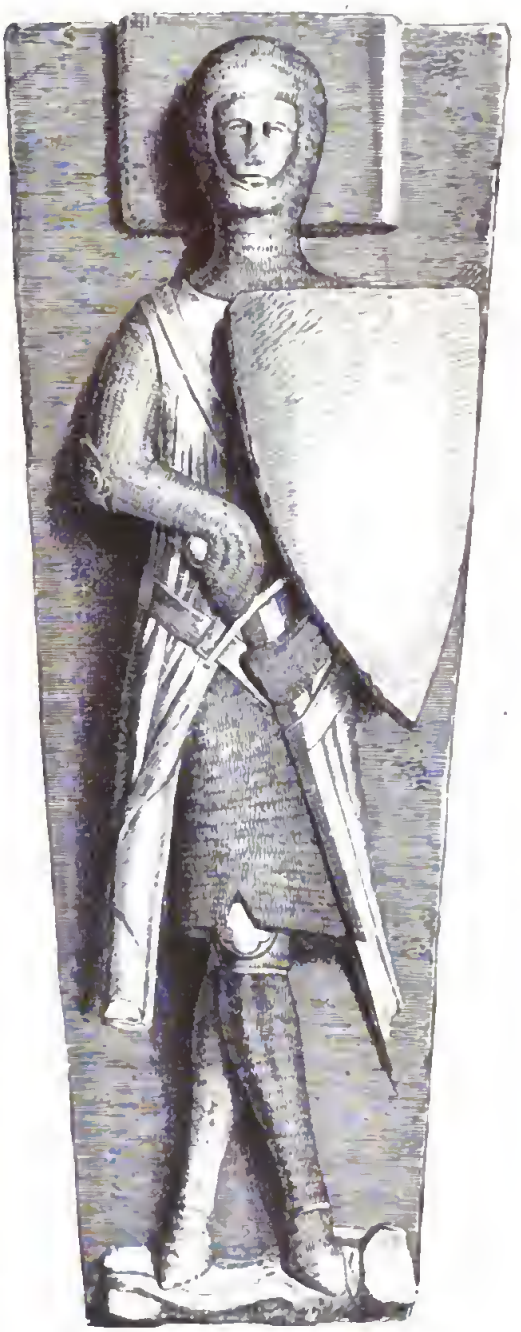
Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Chriſtentum und Islam von der Mitte des zwölften bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Während des Jahrhunderts, das ſeit der Auflöſung des Kalifates von Cordova verfloſſen war, hatten die Chriſten in der pyrenäiſchen Halbinſel unter wechſelnden Kämpfen ihre Herrſchaft immer weiter ausgebreitet, wobei namentlich im Weſten das junge portugieſiſche Reich, im Oſten das aus verſchiedenen Beſtandteilen erwachſene Aragonien bedeutende Gebietserweiterungen gewann, während im Zentrum erſt die Ausbreitung der Almohaden und dann der Zerfall des kaſtiliſchen Reiches nach dem Tode Alfons' VIII. (1127—57) der chriſtlichen Eroberung Stillſtand geboten. Denn indem von den älteren kleineren Reichen, die unter kaſtilianiſcher Herrſchaft zuſammengefaßt waren, Leon und Galizien auf der einen, Aſturien und Navarra mit den baskiſchen Provinzen auf der anderen Seite ſich unabhängig machten, trat dort eine politiſche Zerſplitterung ein, die vielfache Streitigkeiten und wechſelvolle Kriege zur Folge hatte und die militäriſche Leiſtungsfähigkeit der Chriſten ſo beeinträchtigte, daß ſie ſich des Anſturmes der von feurigem Glaubenseifer erfüllten Almohaden zeitweiſe nur mit genauer Not erwehrten. Die Bemühungen des Klerus um Herſtellung des innern Friedens und Waffnung aller zum Kampfe gegen die Ungläubigen waren nicht im ſtande die einmal entfeſſelten dynaſtiſchen und politiſchen Gegenſätze unſchädlich zu machen, denen die Stammesverſchiedenheiten zwiſchen den Einwohnern der einzelnen Landſchaften noch eine höhere Bedeutung verliehen. So nahm man auch hier damals ſeine Zuflucht zu der Inſtitution, welche, über allen politiſchen und nationalen Sonderungen ſtehend, ſich im heiligen Lande als beſonders brauchbar bewährt hatte, um einen gleichmäßigen und ununterbrochen fortgeführten Kampf gegen die Ungläubigen zu ermöglichen, die Bildung beſonderer ritterlicher Genoſſenſchaften, welche in dem Krieg für den Glauben ihren durch feierlichen Eidſchwur gelobten Lebensberuf fanden, zur Erfüllung desſelben eigenartig organiſiert waren und ihre Mitglieder geiſtig und körperlich auf dieſes eine Ziel hin erzogen und ſchulten. Nach dem Vorbilde des Ordens der Tempelherren, der, zunächſt zum Schutze der nach der heiligen Stadt ziehenden Pilger beſtimmt, darüber hinaus bald zu einer allezeit ſchlagfertigen Kerntruppe von Glaubenskämpfern wurde und auf Grund der ihm zur Förderung ſeiner Zwecke verliehenen kirchlichen und weltlichen Frei-

beiten und Vorrechte ſchnell eine höchſt bedeutende Stellung gewann, und dem der Johanniter, die in Nachahmung dieſer Ritterſchaft Chriſti vom Tempel neben der Armen- und Krankenpflege auch den Kampf für den Glauben in ihre Ordensregel aufnahmen, entſtanden in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts auf der pyrenäiſchen Halbinſel eine Anzahl von geiſtlichen Ritterorden, 1158 der von Calatrava, 1176 der von San Jago di Compoſtella und 1177 von Alcantara. In Portugal diente dem gleichen Zwecke der Orden von Evora. Vermöge des reichen Beſitzes, der ihnen zur Förderung ihres frommen, zugleich der nationalen Sache ſo nützlichen Vorhabens von weltlichen und geiſtlichen Großen zugewandt wurde, und der kirchlich und politiſch vielfach eximierten Stellung, die ſie durch die ihnen verliehenen Privilegien gewannen, traten dieſe Orden aus dem Rahmen des Staates, dem ſie angehörten und ſich billigerweiſe dienend anſchließen ſollten, allmählich ſo weit heraus, daß ſie gewiſſermaßen eigene, ſtraff militäriſch organiſierte kleinere Staaten bildeten, die jenem nach innen und außen nicht ſelten hinderlich wurden und namentlich die Stellung des Königs, beſonders in Bezug auf die Kriegshoheit vielfach beeinträchtigten. Immerhin aber war es das unbeſtreitbare Verdienſt dieſer kriegeriſchen Genoſſenſchaften, daß auch in den Jahren des inneren Unfriedens und der Zerrüttung, die zu Beginn der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts für die chriſtlichen Reiche in der pyrenäiſchen Halbinſel berein-



Statue eines Tempelritters; in der Rüſtung der erſten Hälfte des 13. Jahrh.

Grabmonument, vermutlich des William Longeſpee, Sohn eines Earl von Salisbury, in der Kathedrale zu Salisbury. Der Ritter fiel 1250 als Kreuzfahrer im heiligen Lande. (Nach Stothard.)

brach, der Kampf gegen die Ungläubigen nicht ganz in Stillſtand geriet und der vielfach bedrohte und zeitweiſe auch geminderte Beſitzſtand der Chriſten ſchließlich doch im allgemeinen gewahrt blieb. An harter Bedrängnis freilich und ſchwerer Heimſuchung fehlte es nicht: nach der unglücklichen Schlacht bei Alarcos im Jahre 1195, in der die Chriſten eine blutige Niederlage erlitten, fiel mit Ausnahme des feſten Toledo die ganze ſüdliche Hälfte von Kaſtilien noch einmal in die Gewalt der Mohammedaner.

Haustracht der Templer.

Mönch vom Orden des heiligen Grabes.

(Nach Tiron.)

Erſt mit dem dreizehnten Jahrhundert änderte ſich das, als die Kräfte der glaubenseifrigen Almohaden durch eine neue Rebellion der Almoraviden, die ſich auf die baleariſchen Inſeln zurückgezogen hatten, nach einer anderen Richtung hin in Anſpruch genommen wurden. In der ihnen ſo gegönnten Zeit der Ruhe kamen die Chriſten mit der Herſtellung des Friedens in und zwiſchen ihren Reichen wiederum zu Kräften und konnten dem Almohadenemir Mohammed el Nasr, der 1211 den Krieg gegen Kaſtilien wieder aufnahm, mit glänzendem Erfolge entgegentreten. Von dem Schlage, den ihnen die Kaſtilianer im Bunde mit den Aragoniern und unterſtützt von den geiſtlichen Ritterorden am 16. Juli 1212 bei Navas de Toloſa in der Sierra Morena beibrachten, haben ſich die Almohaden niemals wieder erholt, zumal

die dadurch herbeigeführte Erſchütterung ihrer Macht Aufſtand und Abfall zur Folge hatte, die ihr Reich bald in eine Anzahl ſelbſtändiger kleinerer mohammedaniſcher Staaten auflöſten. Durch erbitterte Kämpfe untereinander und immer erneutes Werben um ihre Hilfe bahnten dieſe den Chriſten den Weg zur Vollendung der Eroberung. Dieſe Verhältniſſe ermöglichten auch einen neuen Aufſchwung Kaſtiliens, das, ſeit 1229 endgültig mit Leon vereinigt, wieder die erſte Stelle unter den chriſtlichen Staaten der Pyrenäenhalbinſel einnahm. Im Jahre 1236 wurde Cordova, die moſcheen- und palaſtreiche Kalifenſtadt, gewonnen; 1243 ging Murcia und 1248 Sevilla in ſeinen Beſitz über. Seit 1246 erkaufte der Herrſcher von Granada durch Tribut Duldung in dem üppig fruchtbaren Thal des Xenil, an den ſonnigen Abhängen der ſchneebedeckten Sierra Nevada, in einer von der Natur mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit ausgeſtatteten Landſchaft, die ſie durch ihre unermüdliche Thätigkeit mit Hilfe künſtlicher Bewäſſerung in einen einzigen großen Garten verwandelten. Durch die Gunſt der Lage zugleich gegen weitere Eingriffe der Chriſten geſchützt, ſammelten ſich namentlich die Reſte der Mohammedaner zu einem Staatsweſen, deſſen Kulturblüte in Kunſt und Wiſſenſchaft die Erinnerung an die glorreichſten Zeiten des Islam noch einmal erneute: noch heute legen die unvergleichlichen Bauten der Alhambra und die zauberiſchen Gärten des Generaliſe, der Sommerreſidenz der Herrſcher von Granada, Zeugnis ab von dem Glanze, mit dem dieſes dem Untergange geweihte Volkstum ſeine letzten Zeiten verherrlichte. Ringsum aber breiteten ſich die ſiegreichen Chriſten aus, und um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts reichte die kaſtilianiſche Herrſchaft bereits bis zu der Straße von Gibraltar. In dem öſtlichen Teile der Halbinſel griffen die Aragonier weiter um ſich. 1233 machten ſie dem letzten Reſte der Almoravidenherrſchaft ein Ende, 1238 brachten ſie Valencia, deſſen vorübergehende Gewinnung der höchſte Ruhmestitel des Cid geweſen war, dauernd in ihre Gewalt: mit Recht führte König Jakob I. (1213—76) den Beinamen des Eroberers.

Ältere Haustracht des Johanniterordens. (Nach Schwan.)

In dieſer Zeit des ſich immer glücklicher geſtaltenden Kampfes gegen die Mohammedaner bildeten die ſpaniſchen Volksſtämme trotz fortdauernder Teilung und zeitweiliger bitterer Verfeindung die Charakterzüge aus, in denen das ſich allmählich entfaltende ſpaniſche Volkstum bis auf den heutigen Tag vor-

nehmlich zum Ausdruck kommt. Beſtimmend war es dafür, daß den vornehmſten Inhalt ihres nationalen Lebens ein faſt ununterbrochener Glaubenskrieg ausmachte: er erhielt bei ihnen eine kirchliche Schwärmerei und einen Kampfeseifer rege, wie ſie bei den übrigen abendländiſchen Völkern der begeiſternde Ruf zum Kreuzzug nur vorübergehend entflammte. Auch auf die politiſche und die ſoziale Entwickelung wirkte das beſtimmend ein. Wie der ritterliche Kampf für den Glauben für die Geſamtheit die höchſte Bethätigung des nationalen Sinnes war, ſo dachte und fühlte ſich auch der einzelne Kaſtilianer oder Aragonier allen anderen Verhältniſſen gegenüber zunächſt immer als Ritter und übertrug ſeine ritterlichen Anſchauungen und ſeine in ihnen wurzelnden Anſprüche nicht bloß in die geſellſchaftliche, ſondern auch in die politiſche Ordnung ſeines Landes und Volkes, die nach den Geſichtspunkten der ritterlichen Ehre geſtaltet und gehalten werden ſollte. Hochgeſteigertes Selbſtgefühl und Eiferſucht auf ſeine möglichſt weit erſtreckte Freiheit waren dem Spanier frühzeitig eigen und bilden auch heute noch einen hervorſtehenden Zug ſeines Weſens. Bei dem Adel kam dazu noch der Ahnenſtolz, in dem er ſich ariſtokratiſch gegen andere abſchloß. Er erfüllte namentlich die Geſchlechter, die ihren Stammbaum bis in die weſtgotiſche Zeit verfolgen konnten, deren Ahnen bereits in den erſten großen Glaubenskämpfen mitgefochten und die zudem im Laufe der Zeit einen ausgedehnten und mit mancherlei Vorrechten ausgeſtatteten Grundbeſitz erworben hatten. In Aragonien hießen ſie die Ricos hombres, d. i. die reichen Leute und nahmen ungefähr die Stellung der Reichsfürſten in Deutſchland ein. Durch das Lehnsverhältnis wollten ſie dem Könige, der für ſie nur der Erſte unter ihresgleichen war, nicht weiter zu Treue und Gehorſam verbunden ſein, als er auch ſeine Pflichten ihnen gegenüber erfüllte: ſtatt eines Unterthanenverhältniſſes ſahen ſie in ihrer Verbindung mit dem König nur einen auch von ihrer Seite jederzeit kündbaren Vertrag. Die Verſuche der Könige, dieſe geſchloſſene Feudalariſtokratie durch Vergebung ähnlich bevorrechteter Lehnskomplexe an niedriger Geborene oder an ausgezeichnete Fremde zu durchbrechen, haben keinen Erfolg gehabt. Vielmehr waren auch die niederen Edelleute, die ihrerſeits von den Ricos hombres aus ihrem fürſtlichen Beſitze belehnt wurden, im allgemeinen der Stärkung der königlichen Macht entgegen. Gemeinſam vertraten beide Adelsklaſſen ihre Standesintereſſen der Krone gegenüber oft mit rückſichtsloſem Eigennutz, und die langjährigen Thronſtreitigkeiten, welche die ſpaniſchen Reiche namentlich im vierzehnten Jahrhundert zerrütteten, verhalfen dem Adel, der ſogar das Recht zu Errichtung gewaffneter Einungen anerkannt erhielt, eine Übermacht im Staate, die das Königtum auf lange zu einer untergeordneten Rolle verurteilt.

Gegen dieſe ariſtokratiſch-feudalen Elemente, mit denen der Epiſkopat, im Beſitz ungeheurer Güter, einer vielfach bevorzugten Stellung und eines mächtigen Einfluſſes auf das vom Glaubenseifer erfüllte Volk, meiſtens eng verbunden war, bildeten ein Gegengewicht vornehmlich die Städte mit ihrem nicht minder ſelbſtbewußten und auf ſeine Freiheiten eiferſüchtigen Bürgertum.

das auf Grund der ihm verliehenen Freibriefe, Fueros, frühzeitig in kommunalen Angelegenheiten eine republikanische Selbstregierung ausbildete und dann vermöge seiner finanziellen Leistungsfähigkeit auch auf die Staatsangelegenheiten Einfluß gewann. Um sie zur Übernahme eines Teiles der Staatslasten zu bestimmen, räumte man ihnen schon im dreizehnten Jahrhundert Land- und Reichsstandschaft ein, d. h. bewilligte ihnen eine Vertretung sowohl auf den Landtagen der einzelnen Provinzen als auch auf den Reichstagen, die beide Cortes hießen. Ähnlich wie Adel und Prälaten in England zur Zeit König Johanns, aber ohne so heftige innere Kämpfe erlangten diese dreigeteilten Cortes, ausgehend von dem ihnen ursprünglich allein zustehenden Rechte, dem König im Interesse des Gemeinwohls geforderte außerordentliche Leistungen zu bewilligen, das Recht erst der Beschwerdeführung und dann der Erhebung besonderer Forderungen und, da sie jede Bewilligung ihrerseits von deren Erfüllung abhängig machen konnten und abhängig machten, ganz im allgemeinen das Recht der Oberaufsicht über die gesamte Staatsverwaltung und entscheidende Mitwirkung bei der Gesetzgebung. Durften sich die Cortes schließlich doch als Parlament versammeln, ohne vom König einberufen zu sein. Wie der Adel, so hatten auch die Städte das Recht der Einung, und die den deutschen Städtebündnissen späterer Zeit entsprechenden Brüderschaften, Hermandads, der spanischen Kommunen, haben in der Geschichte Kastiliens und Aragoniens eine bedeutende Rolle gespielt. Ursprünglich verfolgten sie bloß polizeiliche Zwecke, indem sie Handel und Verkehr der darin geeinten Städte gegen Raub und Gewaltthat des beutelustigen Adels sicherten. Als sie aber sich später dem Königtum verbündeten und im eigenen Interesse dessen Stellung gegen Adel und Klerus zu stärken suchten, erlangten sie hohe politische Bedeutung und haben an der Umwandelung der aristokratischen Feudalstaaten Spaniens in wirklich monarchisch geordnete Staatsverbände hervorragenden Anteil gehabt. Am reichsten und am eigenartigsten entwickelte sich das Städtewesen in Aragonien, und zwar vornehmlich in dem eigentlichen Katalonien, dessen Bevölkerung dank der günstigen Gestaltung der hafenreichen Küste in Handel und Seefahrt frühzeitig bedeutendes leistete und von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an dem noch in dem Mittelmeere beschlossenen Welthandel großen Anteil hatte; damals traten die Katalonier von Barcelona aus neben Südfranzosen, Genuesen und Venetianern mit Erfolg in den großen kommerziellen und maritimen Wettbewerb ein, den die Kreuzzüge zwischen West und Ost wachgerufen hatten.

Während also auf dem westlichen Schauplatz des Kampfes zwischen Christentum und Islam der Sieg des ersteren zu Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts bereits entschieden war, ging der abendländischen Christenheit um dieselbe Zeit das längst schwer bedrohte Kolonialland endgültig verloren, welches sie zwei Jahrhunderte früher durch den ersten Kreuzzug (S. 437) zu gemeinsamem Besitz gewonnen hatte. Seit dem Verluste Edessas (S. 439) von Norden her schwer bedroht und durch den mißlungenen zweiten Kreuzzug um nichts mehr

geſichert, blieb das Königreich Jeruſalem auch während der nächſten vierzig Jahre ohne nachdrückliche Unterſtützung durch die an ſeiner Gründung beteiligten Völker, von denen in ſeiner inneren Entwickelung die Franzoſen allmählich an Stelle der Normannen den vorherrſchenden Einfluß gewannen, während Handel und Seefahrt faſt ganz an die Italiener, namentlich Venetianer und Genueſen, kamen. Geſteigert wurden die äußeren Gefahren durch die Mängel ſeiner ſtaatlichen Organiſation, welche durch eine zuweilen faſt ſpitzfindig konſequente Durchführung der lehnsrechtlichen Prinzipien die allezeit unbedeutende königliche Gewalt vollends lähmte und zur Erfüllung ſelbſt der allerdringendſten militäriſchen Aufgaben unfähig machte. Auch vereinzelte Erfolge, welche die Chriſten gegen die mit ſteigender Zuverſicht andringenden Mohammedaner erfochten, machten die endloſen Zerwürfniſſe wieder zu nichte, in denen ſie ſich untereinander aufrieben und durch ſteigende Leidenſchaftlichkeit und Verbitterung ihre fortſchreitende Demoraliſation offenbarten.

Der verunglückte zweite Kreuzzug hatte für die Chriſten im heiligen Lande nur nachteilige Folgen. Der gewaltige Nureddin, gegen den Raimund von Antiochien fiel und in deſſen Gefangenſchaft Joscelin von Edeſſa ſein Leben beſchloß, breitete ſich erobernd vom Euphrat immer weiter nach Weſten aus. In dem hart gefährdeten Antiochien verſchaffte Raimunds ſittenloſe Witwe einem verwegenen Abenteurer, Reinald von Chatillon, mit ihrer Hand die Herrſchaft; in Tripolis führte nach des Grafen Raimund Ermordung durch die Aſſaſſinen ſeine Gattin, eine Tochter Balduins II., für ihren unmündigen Sohn die Regentſchaft, und in Jeruſalem waltete ihre Schweſter Meliſende, die Witwe Fulcos von Anjou, für ihren Sohn, den jungen Balduin III. Indem ſie, auch als er mündig geworden, ſich in der Gewalt zu behaupten ſuchte, veranlaßte ſie ärgerlichen Familienzwiſt. Erſt als Balduin 1152 die Herrſchaft übernahm, trat eine Beſſerung ein: thatkräftig und kriegstüchtig eroberte er im Sommer 1153 nach achtmonatlicher Belagerung das feſte Askalon, die Ausfallspforte der Ägypter für ihre Angriffe auf Paläſtina, und ſiegte am Jordan über Nureddin, der inzwiſchen Damaskus erobert hatte und damit der unmittelbare Nachbar des chriſtlichen Reiches geworden war. Aber neue Schwierigkeiten ſchuf trotz der Vermählung Balduins mit Theodora, einer Nichte Kaiſer Manuels, die Verfeindung mit dem byzantiniſchen Reiche, die durch einen Angriff Reinalds von Châtillon auf Cypern verſchuldet wurde. Kaiſer Manuel erſchien mit Heeresmacht in Cilicien, eroberte das Reich der chriſtlichen Armenier, nahm Antiochien und nötigte Reinald zur Huldigung. Auch Balduin III. erſchien vor dem Kaiſer, der zwiſchen ihm und Nureddin einen Stillſtand vermittelte. Aber bald erneuten im Süden die Ägypter, im Oſten die Türken den Angriff; Reinald von Antiochien fiel in Gefangenſchaft, und inmitten allgemeiner Verwirrung ſtarb im Februar 1162 der König, angeblich durch einen ſarazeniſchen Arzt vergiftet, bei ſeiner vielverſprechenden Tüchtigkeit allgemein betrauert. Sein Bruder Amalrich, der ihm folgte (1162—73), war zwar auch ein tapferer Soldat, aber ſeines finſteren und herriſchen Weſens wegen wenig

beliebt. Er glaubte die Zukunft des wankenden Reiches am wirkſamſten zu ſichern, indem er Ägypten angriff, das damals leicht zu bewältigen ſchien. Auch dort hatten die fatimidiſchen Kalifen die Gewalt längſt ihren Weſiren überlaſſen müſſen, oft verwegenen Abenteurern, die durch die bedenklichſten Mittel in die Höhe gekommen waren; wiederholt war das Weſirat der Gegenſtand heftigen Streites nach der Gewalt lüſterner Emporkömmlinge. Ein ſolcher bahnte eben um jene Zeit Nureddin den Weg auch nach Ägypten: auf den Hilferuf des von einheimiſchen Gegnern bedrängten Weſirs Schawer ſchickte er den Kurdenhäuptling Schirkuh mit Heeresmacht dorthin. Als ſich dann aber Schawer durch den Beſchützer bedroht ſah und Nureddin huldigen ſollte, da wandte er ſich um Hilfe an die Chriſten Paläſtinas und beſchleunigte ſo Amalrichs Zug nach Ägypten. Während aber dieſer gemeinſam mit Schawer den Kurden Schirkuh in Bilbeis belagerte, fiel Nureddin in das heilige Land

Bleiſiegel des Königs Amalrich. (Nach Vogüé.)

ein und brachte den Chriſten im Oktober 1164 eine ſchwere Niederlage bei, infolge deren Amalrich heim eilen mußte. Aber die neue Parteiſcheidung beſtand zunächſt fort, und bereits 1167 zog Amalrich als Verbündeter Schawers zum zweitenmale nach dem Nil, wo er, Kairo ſelbſt bedrohend, anfangs glücklich focht, dann aber in dem Engpaß bei dem alten Hermopolis geſchlagen wurde. Nun eroberte Schirkuh Alexandrien, wo er ſeinem Neffen, dem zu großen Dingen berufenen Saladin, Ejubs Sohn, den Befehl übergab. Während er dann Oberägypten eroberte, wurde Saladin von Amalrich in Alexandrien zu Land und zur See hart belagert und war der Übergabe nahe, als Amalrich auf des herbeieilenden Schirkuh Friedensanträge einging, weil ſein Reich wiederum von Nureddin mit einem Einfall heimgeſucht war. Infolgedeſſen blieb in Ägypten vorläufig alles beim alten, und Schawer erlangte wieder das Weſirat.

Dieſe Kämpfe waren aber nur das Vorſpiel zu einer für die Chriſten verhängnisvollen Umgeſtaltung der geſamten Machtverhältniſſe im Oſten. König Amalrich, den die Reichtümer des Nillandes reizten, verbündete ſich mit Byzanz zu gemeinſamer Bekämpfung der Fatimiden. Im Spätherbſt 1168 griff er

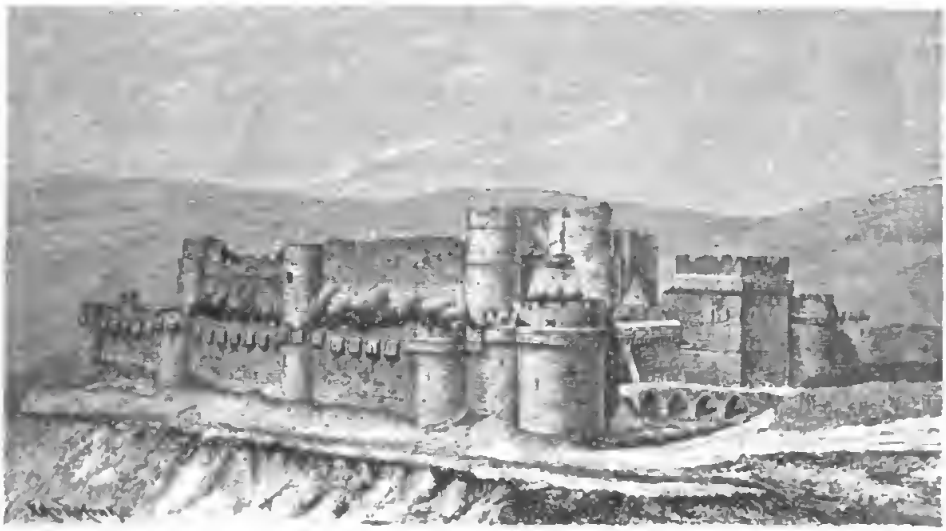
bereits wieder an, Schawer aber wandte ſich nun um Hilfe an Nureddin und dieſer ſchickte abermals Schirkuh dorthin, der die Chriſten zu ſchnellem Abzuge nötigte, Kairo beſetzte und nach Beſeitigung Schawers ſelbſt das Weſirat übernahm. Als er bald danach ſtarb, folgte ihm ſein Neffe Saladin, als ausgezeichneter Krieger im Dienſte Zengbis in die Höhe gekommen, aber auch ein geborener Herrſcher, mit hervorragenden Gaben des Geiſtes und des Herzens und bei allem Glaubenseifer voll menſchlichen Wohlwollens, ein Organiſator und Verwalter von weitem Blick und ſicherer Hand, die glänzendſte Erſcheinung, die der ſinkende Islam hervorgebracht hat, empfänglich auch für alle geiſtigen Beſtrebungen, ein Freund der Gelehrten und der Künſtler. Ihn zu verdrängen, griff Amalrich 1169 Damiette an, den Schlüſſel damals Unterägyptens: aber die Uneinigkeit der Franken und die verſpätete Ankunft der verbündeten Genueſen hinderten den Erfolg. Saladin, thatſächlich Herr des Fatimidenreiches, bemächtigte ſich 1171 nach des Kalifen Tode ſelbſt des Kalifats, indem er zunächſt Nureddin noch den Schein der Oberherrſchaft zugeſtand. Aber als dieſer 1174 ſtarb, benutzte er die unter ſeinen Erben ausbrechenden Streitigkeiten, eroberte Damaskus, Höms, Hama und Baalbek und machte ſich zum unabhängigen Sultan. So entſtand eine neue mohammedaniſche Großmacht, die, von Kairo bis nach dem nördlichen Syrien reichend, das kleine Reich der Chriſten von drei Seiten umfaßte und allmählich erdrücken mußte, zumal die Unordnung und Verwirrung in demſelben gerade damals noch ſtiegen.

Av. Rev.

Münze von Saladin; geprägt Kairo 1190. Dinár v. J. 586 (1190 Chr.). — Avers Mitte: „Der Imám (d. h. Kalife) Achmed". — Innerer Rand: „Kein Gott außer Allah" (Fortſetzung des Kalifentitels:) „Abu'l-Abbás en-Náßir li-din Allah der Beherrſcher der Gläubigen". — Äußerer Rand: „Im Namen Allahs des barmherzigen Erbarmers geſchlagen iſt dieſer Dinár zu el-Káhira (d. h. Kairo) im Jahre 586". — Revers Mitte: „Jûſuf | Ibn Eiſúb". — Innerer Rand: „Voll-" „Der König" „wichtig" „Salách ed-din". — Äußerer Rand: „Mahammed (iſt) der Geſandte Allahs. Er hat durch ihn geſandt die Leitung und die wahre Religion daß er ihn zum Herrſcher mache über die Religion überhaupt. Allahs Segen über ihn!" Originalgröße. Berlin, kgl. Münzkabinet.

Auf Amalrich nämlich, der im Sommer 1173 ſtarb, folgte ſein erſt dreizehn Jahre alter Sohn Balduin IV. (1173—85), der, von der ſchrecklichen Krankheit des Ausſatzes ergriffen, einem frühen Tod entgegenſiechte. Aus der Zahl der ſtreitenden Großen erzwang der perſönlich tüchtige Graf Raimund von Tripolis die Regentſchaft, aber auch er vermochte nicht den Kampf gegen den gewaltigen neuen Feind günſtiger zu wenden. Die Hilfe aus dem Abendlande blieb unzureichend und wurde, erſchienen einmal größere Kreuzfahrerſcharen, unrichtig benutzt. Der Mangel gleichmäßiger Kriegführung entwertete ſelbſt gelegentlich gewonnene größere Erfolge und veranlaßte jähe Wechſelfälle, die wohl dem romantiſchen Sinn ritterlicher Abenteurer Befriedigung gewähren, aber Land und Leute nur immer ſchwerer ſchädigen konnten. Einem glänzenden Siege der Chriſten bei Ramleh 1178 folgte alsbald auf einem Raubzuge gegen Damaskus eine ſchwere Niederlage an der Jakobsfurt über den Jordan in der Nähe von

Banias. Diesen unentschiedenen Kämpfen machte erst 1182 ein Waffenstillstand vorläufig ein Ende. Während desselben unterwarf Saladin Mesopotamien und gewann die Oberhoheit auch über Aleppo und Iconium. Aber wie gewöhnlich glaubten die Christen, den Ungläubigen ihr Wort nicht zu halten zu brauchen: durch Raubzüge ins Damaszenische und südwärts bis nach dem Busen von Akaba beunruhigten sie den mit der Deckung Ägyptens beauftragten Al Afdal, des Sultans Bruder. Da drang Saladin selbst 1183 in Palästina ein und verwüstete das Land bis zum Berge Tabor und Nazareth hin; sein Angriff auf die gewaltige Burg Kerak oder Montroyal, die im Süden des toten Meeres die Karawanenstraße von Kairo nach Damaskus bedrohte, wurde durch ihren tapfern Herrn, Reinald von Châtillon, und den rechtzeitig herbei-



Ruine des Hospitaliterschlosses Krak. (Nach Rey.)

eilenden jungen König noch abgewehrt. Noch einmal hielt eine friedliche Wendung die drohende Katastrophe der christlichen Herrschaft für kurze Zeit auf. Unabwendbar aber wurde sie, als im Frühjahr 1185 Balduin IV. seinem Siechtum erlag. Denn nun folgte zunächst der Sohn seiner Schwester Sibylla aus ihrer ersten Ehe mit dem Markgrafen Konrad von Montferrat, Balduin V., wiederum ein unmündiger Knabe, für den der tüchtige Graf Raimund von Tripolis die Regentschaft übernahm. Zum Unglück aber starb das königliche Kind schon 1186. Der Stamm der fränkischen Könige auch in der weiblichen Linie war damit erloschen, und die Nachfolge wurde der Gegenstand des Streites ebenso ehrgeiziger wie gewissenloser Intriguanten. Diese schlossen den bewährten Raimund von Tripolis, der nach seinen persönlichen Eigenschaften und Verdiensten die nächste Anwartschaft hatte, von der Krone aus und erhoben durch einen illegalen Wahlakt Sibyllas zweiten Gemahl, Guido von Lusignan, einen unkriegerischen Schwächling, der sich mit dem leeren

Namen des Königs begnügte, die Macht aber den Großen und namentlich den Meiſtern des Templer- und Johanniterordens überließ. Raimund von Tripolis ſtand er in bitterſter Feindſchaft gegenüber. Und in dieſem kritiſchen Zeitpunkt, wo das hinfällige Reich durch Bürgerkrieg drohende Streitigkeiten zerrüttet war, gab die Treuloſigkeit Reinalds von Châtillon, der trotz des Stillſtandes eine Karawane Saladins überfiel, dem Sultan den erwünſchten Anlaß zur Entfeſſelung des religiöſen Eifers ſeiner Unterthanen, deren durch die Umwälzungen der letzten Jahre geſteigerte Unruhe leicht zu einem Glaubenskriege zu entflammen war, in dem Sieg und Ruhm die neue Dynaſtie in ihrer uſurpierten Stellung aufs wirkſamſte befeſtigen konnten.

Im Frühjahr 1187 brach der große Krieg aus, von deſſen vernichtenden Schlägen die chriſtliche Herrſchaft im Morgenlande ſich niemals erholen ſollte. Während Saladin ſelbſt vor Montroyal erſchien, um den Friedensbrecher zu züchtigen, brach ſein Bruder Al Aſdal in das Gebiet von Akkon ein und brachte den ihm ſiegesgewiß entgegenziehenden Rittern, namentlich des Templerordens, bei Nazareth am Bach Kiſon eine ſchwere Niederlage bei. Nun erſt erging bei den Chriſten das allgemeine Aufgebot; bei dem galiläiſchen Dorfe Sephoria, wo eine gute Quelle reichlich Trinkwaſſer ſpendete, ſammelte ſich das Heer. Als Saladin ſelbſt herbeikam, die Stadt Tiberias verbrannte und die von der Gräfin von Tripolis verteidigte Burg einſchloß, empfahl Graf Raimund auf dem günſtigen Platze zu bleiben und den Angriff abzuwarten. Man beſchuldigte ihn deshalb geheimen Einverſtändniſſes mit dem Feinde und beſchloß, Saladin entgegenzurücken. In langſamem Marſche kam man am 4. Juli, faſt erdrückt von der Hitze des ſyriſchen Sommers, nach Hittin und lagerte auf der Höhe eines kahlen, unwegſamen Berges. Saladin umſtellte dieſen und bereitete den Chriſten durch Abbrennen des dürren Graſes und Geſtrüppes, das den Boden bedeckte, durch Rauch und Glut geſteigerte Qualen. Als ſie am folgenden Tage die Schlacht ſuchten, wich er aus, zog ſie ſtundenlang hin, ſo daß ſie von Hitze und Durſt bereits erſchöpft waren, als der Kampf endlich begann. Der 5. Juli 1187 endete mit einer vollſtändigen Niederlage der Chriſten, die von den erbitterten Siegern förmlich zuſammengehauen wurden; namentlich die Templer erlitten ſchwere Verluſte; die Gefangenen von ihnen ließ Saladin enthaupten, den Friedensbrecher Reinald von Châtillon hieb er ſelbſt nieder. Beſonders ſchmerzlich empfand man allgemein den Verluſt der Reliquie des heiligen Kreuzes: dies Palladium war in die Hände der Sieger gefallen. Unter den Gefangenen befand ſich auch König Guido; Raimund von Tripolis war entkommen, nach wie vor der verräteriſchen Verbindung mit Saladin beſchuldigt, und ſtarb bald danach in Tyrus. Während er die Gefangenen nach Damaskus ſandte, wo die Vornehmen gut behandelt, die gemeinen Leute aber als Sklaven verkauft wurden, eilte Saladin durch raſtloſe Ausnutzung des Sieges die Eroberung des chriſtlichen Reiches zu vollenden: Akkon fiel wenige Tage nach der Schlacht bei Hittin in ſeine Gewalt; bald waren von den Küſtenſtädten nur noch Askalon und Tyrus in

der Hand der Christen; auch ersteres ergab sich auf Zureden des von dem Sultan auf seinem Zuge mitgeführten Königs. Nach heldenmütigem Widerstand erreichte die Besatzung von Kerak-Montroyal wenigstens freien Abzug. Die Bewohner der genommenen Orte entließ Saladin meist nach Jerusalem, das infolgedessen von Flüchtlingen überfüllt war und im Falle der Einschließung bald durch Hunger heimgesucht werden mußte. Er wünschte die Stadt, die auch den Mohammedanern eine heilige war, möglichst zu schonen. Nach zwölf Tagen der Blockade bewilligte er ihr einen Vertrag, der den Christen gegen Lösegeld Abzug in die noch von ihren Glaubensgenossen gehaltenen Küstenstädte gewährte. Am 3. Oktober hielt er unter dem Jubel der Mohammedaner seinen Einzug: die Kirchen wurden wieder zu Moscheen gemacht; aber selbst die Christen konnten nicht umhin, den Edelsinn und die Milde zu preisen, die ihnen der Sieger erwies, indem er sie vielfach nähren und kleiden ließ. Nachdem dann die übrigen festen Burgen gebrochen waren, griff Saladin die wichtige Hafenstadt Tyrus an, die aber von dem eben angekommenen ritterlichen Markgrafen Konrad von Montserrat erfolgreich verteidigt wurde. Das hob den gesunkenen Mut der Christen wieder einigermaßen; von Antiochien und Tyrus aus gingen sie sogar wieder zum Angriff über; gleichzeitig erschien eine genuesische Flotte an der Küste. Aber die Existenz des Reiches blieb gefährdet und konnte nur durch thatkräftige Hilfe des Abendlandes wieder sichergestellt werden.

Dort hatte nun die Kunde von dem Verlust der heiligen Stadt einen gewaltigen Eindruck gemacht, aber die ungünstigen politischen Verhältnisse brachten die Kreuzpredigt des Kardinalbischofs Heinrich von Albano, den Papst Clemens III. mit der Waffnung des Abendlandes betraut hatte, um den gehofften Erfolg: der englisch-französische Krieg und der Streit Kaiser Friedrichs I. mit Erzbischof Philipp von Köln ließen zur Zeit an so weitabliegende Unternehmungen nicht denken. Von dem gleichsam elementaren Ausbruch kampffroher Glaubensbegeisterung, der den ersten und zweiten Kreuzzug begleitet hatte, war jetzt nichts mehr zu verspüren: die Fürsten, auf deren Thatkraft die Kirche rechnete, gingen mit nüchterner politischer Berechnung und vorsichtigen militärischen Erwägungen an die Sache. Unfraglich war das ein Gewinn: denn größere Planmäßigkeit der Vorbereitung und Einheitlichkeit der Leitung konnten die Aussichten auf einen Erfolg nur steigern. Immerhin trug die Rücksicht auf die Gefahr im Osten dazu bei, daß die streitenden Fürsten im Westen sich schneller verständigten: Heinrich II. von England und Philipp II. August von Frankreich schlossen Frieden, Philipp von Köln versöhnte sich mit dem Kaiser, und im März 1188 nahm der gewaltige Staufer zu Mainz aus der Hand des Bischofs Gotfried von Straßburg das Kreuz, mit ihm sein ältester Sohn Friedrich von Schwaben. Zahlreiche weltliche und geistliche Große folgten seinem Beispiel. Eifrig wurde gerüstet, und im Frühjahr 1189 traten die deutschen Kreuzfahrer unter Friedrichs I. eigener Führung von Regensburg aus den Zug an, dessen Teilnehmer aus Köln, Thüringen, Friesland und

Niederſachſen den Weg zur See nahmen; die engliſchen und franzöſiſchen Kreuzfahrer ſollten ſich in Meſſina treffen und von dort zuſammen nach der ſyriſchen Küſte ſegeln.

Während der Aufbruch erſt durch den Tod Heinrichs II. von England, für den aber ſein Sohn Richard eintrat, dann durch des letzteren abenteuerndes Treiben in Sizilien verzögert wurde, fand der deutſche Kreuzzug trotz der im voraus getroffenen Vereinbarungen im Gebiet der Griechen große Schwierigkeiten. Der Kaiſer mußte endlich zu den Waffen greifen, erſt Philippopel, dann Adrianopel und allmählich ganz Thrazien beſetzen und wie ein erobertes Land behandeln, um die Hinterhalte und Verrätereien unſchädlich zu machen, durch die der byzantiniſche Hof in geheimem Einverſtändnis mit Saladin und dem Sultan Kilidſch Arslan von Ikonium ihn zu verderben trachtete. Erſt im März 1190 kam ein neuer Vertrag zum Abſchluß; in den letzten Tagen des Monates ſetzten die Deutſchen bei Gallipoli über den Hellespont. Ende April traten ſie bei Laodicea aus dem griechiſchen Gebiete über in das der nomadiſierenden Turkmenen, wo ſie durch fortwährende kleine Kämpfe, Entbehrungen und Not aller Art ſchwer zu leiden hatten und namentlich faſt alle ihre Pferde einbüßten. Ihr Untergang ſchien unabwendbar, als ſie im Sultanate von Ikonium den zu freundlicher Verſtändigung bereiten Kilidſch-Arslan durch ſeine Söhne, eifrige Chriſtenfeinde, erſetzt fanden und durch Entbehrungen aller Art zum Tode erſchöpft angeſichts der Hauptſtadt auf die erdrückende feindliche Übermacht ſtießen. Aber wie durch ein Wunder endete die Schlacht bei Ikonium am 18. Mai 1190 mit einem vollſtändigen Siege der Deutſchen, denen nun jede ſchuldige Förderung zu teil wurde. Alle Gefahren ſchienen überwunden, als das Heer das Gebiet der chriſtlichen Armenier erreicht hatte, wo ſeiner von dem König Leo III. die beſte Aufnahme und thatkräftige Förderung wartete. Einer von den ſchweren Fehlern, welche das Gelingen dieſer abendländiſchen Expeditionen bisher verhindert hatten, war alſo diesmal glücklich vermieden, indem die Kreuzfahrer ſich in den Armeniern der natürlichſten und für ſie wichtigſten Bundesgenoſſen verſichert hatten. Aber während das Heer, von armeniſchen Führern geleitet, auf mühſamen Gebirgswegen langſam ſüdwärts zog, eilte der Kaiſer mit geringem Gefolge voraus und das Thal des Seleſ, des Kalikadnus der Alten, abwärts, um in Seleucia mit König Leo III. zuſammenzutreffen: dabei fand er am 10. Juni 1190 in den kalten Wellen des reißenden Bergſtromes ein jähes Ende, nach den einen beim Paſſieren einer Furt, nach den anderen, als er durch ein Bad die Hitze des Tages zu mildern ſuchte, entweder von einem Schlagfluß getroffen oder von den Wellen gegen einen Baum geſchleudert und infolge der nun eingetretenen Betäubung ertrunken. Jammer und Klage erfüllten das Lager des abends nachkommenden Heeres, das des Kaiſers Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, zum Oberfeldherrn beſtellte. Herz und Gebeine des Kaiſers beſtattete man dem Brauche der Zeit gemäß beſonders, in dem ciliciſchen Tarſus, das von den Knochen gelöſte Fleiſch wurde in der Peterskirche zu Antiochien

Digitized by Google

beigeſetzt: noch 1205 ſah ein deutſcher Reiſender, Wilbrand von Oldenburg, dort den durch eine Inſchrift gekennzeichneten Sarg; die Gebeine ſelbſt nahm man, in einem koſtbaren ſeidenen Beutel verwahrt, mit, in der Abſicht, ſie nach der Eroberung der heiligen Stadt dort an beſonders geweihter Stelle beizuſetzen. Der klägliche Ausgang der ganzen Unternehmung hat es auch dazu nicht kommen laſſen, und die Gebeine des großen Kaiſers ſind vermutlich im Sande des Lagers vor Akkon ungeachtet verkommen.

Denn Friedrichs Tod hatte unmittelbar das Scheitern des ſo trefflich organiſierten und ausſichtsreichen deutſchen Kreuzzuges zur Folge. Wie eine Herde ohne Hirten in der Wüſte kamen die Deutſchen ſich vor, und viele traten, an jedem Erfolge verzweifelnd, von der nächſten Hafenſtadt den Heimweg an. Die übrigen fanden in Antiochien gute Aufnahme; aber der jähe Übergang von den Entbehrungen des Gebirgs- und Wüſtenmarſches zu

Kaiſer Friedrich I.
Steinrelief im Kreuzgang des Kloſters S. Zeno in Bayern; um 1170—90.
(Nach von Heſner-Alteneck.)

den Genüſſen der großen und üppigen Stadt, denen man ſich im Übermaß hingab, erzeugte böſe Krankheiten. Zu Schiff nach Tyrus geführt und von da die Küſte ſüdwärts entlang ziehend, erreichte Herzog Friedrich mit dürftigen Reſten des Heeres, das noch bei Iconium etwa 40 000 Ritter gezählt haben ſoll, das Lager der Chriſten vor Akkon und nahm in der Einſchließungslinie die ihm angewieſene Stellung ein. Eine leitende Rolle zu ſpielen nicht mehr ſtark genug, traten die Deutſchen von dem Platze an der Spitze der großen internationalen Bewegung zurück, auf den ſie Friedrich I. erhoben, indem er zum erſtenmale auch auf dieſem Gebiete die mit dem Kaiſertum verbundenen Pflichten erfüllte.

Der engliſch-franzöſiſche Kreuzzug, von dem nun die Zukunft des chriſtlichen Reiches abhing, war nach Anlage und Weſen von dem deutſchen völlig verſchieden. Zu der Planloſigkeit und Abenteuerlichkeit, an der er von vornherein krankte, kam ſtörend das Mißtrauen der beiden Könige, die tödlich verfeindet, hier zuſammenwirken ſollten. Von Marſeille und Genua aus kamen beide zu Schiff mit ihren Heeren nach Meſſina, das zum Sammelplatz beſtimmt war; die Umtriebe Richards von England gegen Heinrich VI. (S. 506) verſchärften den Gegenſatz und drohten einen Bruch herbeizuführen, der den Zug vereitelt haben würde. Endlich im Frühjahr 1191 ſegelte Philipp II. weiter, um auch ſeinen ganz anderen Zielen nachgehenden Alliierten zum Aufbruch aus Sizilien zu nötigen, und vereinigte ſich mit dem Heere der ſyriſchen Chriſten, das inzwiſchen, mit Hilfe der italieniſchen Seeſtädte, die Belagerung von Akkon begonnen hatte. Aber Monate vergingen, ehe die Engländer nachkamen: denn Richard Löwenherz nahm gegen die Seinen geübte Feindſeligkeiten zum Vorwand, um unterwegs Cypern zu erobern und führte deſſen Herrn Iſaak Komnenos als Gefangenen mit ſich fort. Die Inſel überließ er gegen Geld den Tempelherren; ſpäter kam ſie als Königreich in den Beſitz Guidos von Luſignan und ſeiner Nachkommen. Erſt im Juli 1191 erſchien Richard in dem Lager vor Akkon, wo ſich nun ein Rieſenkampf entwickelte. Während die Chriſten die ſtark befeſtigte Stadt in weitem Halbkreiſe umſpannt hielten, erſchien Saladin, der die Feſtung zu retten alle Mohammedaner zum Glaubenskriege aufrief, mit einem ſtarken Entſatzheere und nahm auf den die Küſtenebene beherrſchenden Höhen Stellung, ſo daß die Chriſten zeitweiſe die Belagerten waren und ſich auch nach der Landſeite hin durch Befeſtigungen decken und wiederholten feindlichen Anſturmes mühſam erwehren mußten. Aber trotz ihrer unverbeſſerlichen Uneinigkeit, um derentwillen z. B. Landgraf Ludwig von Thüringen abzog (er ſtarb auf der Heimreiſe in Cypern), trotz zeitweiliger arger Hungersnot und verderblicher Krankheiten, die zahlreiche Opfer forderten, gewannen die Chriſten allmählich größere Vorteile, und ſchließlich mußten die Verteidiger von Akkon im Juli 1191 kapitulieren: Saladin zog ab, ohne die Kataſtrophe aufhalten zu können. Damit aber war auch die Leiſtungsfähigkeit des Heeres erſchöpft; erneuter Streit hinderte die Kreuzfahrerfürſten ſogar an der Ausnutzung des Sieges. Nationale Eiferſüchteleien beſchleunigten

den Zerfall. Die Deutſchen insbeſondere wurden zurückgeſetzt, ja mißhandelt und bei der Teilung der gemachten Beute von Engländern und Franzoſen ausgeſchloſſen. Die Krone des noch gar nicht gewonnenen Reiches wurde bereits der Gegenſtand erbitterten Haders zwiſchen dem unfähigen, aber anſpruchsvollen Guido von Luſignan und ſeinem Schwager, dem tüchtigen Markgrafen Konrad von Montferrat, der ſich durch die Rettung von Tyrus Anſpruch auf aller Dank erworben, während der Belagerung Akkons aber auch Beweiſe rückſichtsloſen Eigennutzes gegeben hatte. Schließlich verglich man ſich dahin, daß Guido lebenslänglich König bleiben, dann aber die Herrſchaft auf Konrad von Montferrat oder deſſen Kinder übergehen ſollte.

König Richard Löwenherz.
Darſtellung auf ſeinem Siegel. (Nach Demay.)

Das Verhältnis zwiſchen den beiden Königen war vollends unerträglich geworden, und unter dem Vorwand von Krankheit kehrte Philipp II. Auguſt Ende Juli 1191 heim, um ſeines Gegners Abweſenheit zu Eroberungen auf deſſen Koſten zu benutzen. So kam die Leitung des Heeres an Richard Löwenherz. Aber auch in dieſer Stellung bewährte er ſich nicht: ſein unſtätes Weſen und die Launenhaftigkeit, mit der er von einer Unternehmung zur anderen überſprang, ließen ſchließlich ſelbſt die günſtigſten Umſtände ungenutzt vorübergehen. So zog er zwar im Herbſt 1191 nach dem von Saladin zerſtörten Jaffa und von da bis auf einen Tagemarſch auf Jeruſalem ſelbſt, kehrte dann aber plötzlich um in der Abſicht, das gleichfalls niedergeriſſene Askalon herzuſtellen. Auch im Juni 1192, als er ſich ein zweites Mal der heiligen Stadt genähert hatte, zog er unverrichteter Sache wieder ab, obgleich Saladin bereits daran dachte, Jeruſalem zu räumen. Auch in den abenteuerlichen Kämpfen der folgenden Monate gewann Richard wohl für ſeine Perſon den auch von den Mohammedanern verkündeten Ruhm eines tollkühnen Helden, ſtiftete aber der chriſtlichen Sache keinen Nutzen, ſondern vergeudete die vorhandenen Mittel zwecklos. Zudem warf die Verleumdung ſeiner zahlreichen Feinde einen furchtbaren Verdacht auf ihn: der Tod Konrads von Montferrat, der von zwei Sendlingen der fanatiſchen Mörderſekte der Aſſaſſinen in Tyrus

erdolcht wurde, ſollte von ihm veranlaßt ſein, ohne daß ein Schatten von Beweis dafür erbracht worden wäre. Nun wurde die Thronfolge ſo geordnet, daß Heinrich von Champagne, der Sohn einer Halbſchweſter Richards, die Krone von Jeruſalem erhielt, Guido von Luſignan aber, der ſich während der Kämpfe um ſein Reich ganz unfähig erwieſen und eine klägliche Rolle geſpielt hatte, durch die Herrſchaft über Cypern entſchädigt wurde. Auf die Nachricht von Philipps II. Angriff auf ſeine feſtländiſchen Provinzen und den Umtrieben ſeines Bruders Johann beſchloß Richard heimzueilen. Er verließ das heilige Land im Herbſt 1192, nachdem er mit Saladin einen Stillſtand auf drei Jahre geſchloſſen hatte, welcher die Küſte von Tyrus bis Jaffa nebſt der Hälfte von Ramleh und Lydda in den Händen der Chriſten ließ und allen Pilgern den Beſuch Jeruſalems freigab.

Der klägliche Ausgang auch dieſes Kreuzzuges, der mehr als alle früheren die Bedingungen des Gelingens in ſich vereinigt hatte, wirkte auf die abendländiſche Chriſtenheit tief entmutigend und verſtimmend. Das Intereſſe an den Unternehmungen im Oſten ſchwand ſchnell vollends dahin: dieſelben hörten auf eine Volksſache zu ſein. Die Art, in der Heinrich VI. ſie aufnahm und im Dienſt des ſtaufiſchen Kaiſertums zu benutzen dachte (S. 515), beweiſt das gänzliche Schwinden der ehemals vorherrſchenden kirchlichen Geſichtspunkte: nur militäriſche und politiſche galten noch. Gewiß ſtieg damit die Möglichkeit eines Erfolges: aber auch auf dieſem Gebiete führte der vorzeitige Tod Heinrichs einen vollkommenen Umſchlag herbei. Schon war im September 1197 Erzbiſchof Konrad von Mainz mit einem ſtattlichen Heere in Akkon gelandet, hatte das feſte Tibnin (Toron) angegriffen, aber noch nach geſchloſſener Kapitulation durch unerwartet erſcheinenden Erſatz verloren gehen ſehen und dann die Gegner zur Räumung des wichtigen Beirut veranlaßt, als die Trauerkunde von des Kaiſers Tod den Abbruch auch dieſes Zuges bewirkte. Sein einziges Ergebnis war die Stiftung des Ordens der deutſchen Herren zu S. Marien, zu welchem ein während der Belagerung Akkons (1190—91) unter Mitwirkung lübiſcher Kaufleute errichtetes Hoſpital zur Pflege deutſcher Pilger nach dem Vorbild der Johanniter- und Tempelherren unter Anteilnahme der im Oſten anweſenden deutſchen Fürſten erweitert wurde. Er ſtieg ſchnell zu um ſo höherer Bedeutung auf, als er durch eine glückliche Fügung veranlaßt wurde, den vornehmſten Schauplatz ſeiner Thätigkeit nicht in dem unrettbar verlorenen heiligen Lande, ſondern jenſeits der Weichſel bei den heidniſchen Preußen zu ſuchen.

Auch die Leitung des Kampfes gegen den Islam kam nun wieder an das Papſttum. Derſelbe verlor damit an Bedeutung und wurde ein Teil des großen Kampfes, den die römiſche Kirche ſeit Innocenz III. überhaupt gegen alle führte, die nicht auf dem Buchſtaben ihres Dogmas ſtanden, indem ſie nicht bloß die Heiden Eſth- und Livlands durch den Orden der Schwertbrüder und die Preußen durch den deutſchen Ritterorden bekehren, ſondern auch die Albigenſer Südfrankreichs durch Kreuzheere zum rechten Glauben

zurückzwingen ließ. Die Folge war eine schädliche Teilung der Kräfte, welche die bedrängten Verteidiger der Reste christlicher Herrschaft im Osten bald schmerzlich empfanden. Auch das Interesse wurde geteilt und schwand infolgedessen: bezeichnend dafür ist schon, wie wenig Innocenz III. selbst trotz des gewaltigen Apparats, den er in Bewegung setzte, auf diesem Gebiete hat leisten können. Die zahlreichen Kreuzprediger, die in seinem Auftrage die Lande durchzogen, die mit weitreichenden Vollmachten ausgerüsteten Legaten, die massenhaft eingehobenen Zehnten, die Sammlungen durch aufgestellte Opferstöcke richteten nichts mehr aus, mehrten höchstens die Klagen des Volkes über die Ausbeutung durch Rom und erzeugten namentlich in Deutschland, das sich durch dasselbe Papsttum zweimal in Thronstreit und Bürgerkrieg gestürzt sah, wachsende Entfremdung von Rom und seiner Kirche.

Nur ganz vereinzelt fanden sich dort noch Fürsten bereit, dem Rufe zum Kreuzzuge Folge zu leisten. Und als dann zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts dennoch endlich ein stattliches Kreuzfahrerheer zusammengebracht war, wurde es durch eine eigentümliche Fügung der Umstände nach einer ganz anderen Richtung hin abgelenkt und bereitete den morgenländischen Christen, statt ihnen zu helfen, nur noch größere Verlegenheiten. Und als dann gar die Kreuzpredigt von den Päpsten zu einer politischen Waffe gegen die Stauser entwürdigt wurde und Scharen von ländergierigen Abenteurern daraufhin mit dem Kreuze geschmückt Staaten umzustürzen und friedliche Völker zu unterwerfen auszogen, da mußte der trügerische Schein, der in den Augen der leicht erregbaren Menge die Kreuzzüge bisher noch umgeben hatte, vollends entschwinden. Auch sie wurden als Mittel kirchlicher Herrschaft mit steigender Abneigung betrachtet.

Umfang des Reiches Jerusalem am Ende des 12. Jahrhunderts.

Nachdem verschiedene kleinere Unternehmungen nach dem heiligen Lande erfolglos geblieben waren, gelang es endlich dem schwärmerischen Fulco von Neuilly eine Anzahl von Fürsten und Großen zu einem neuen Kreuzzuge zusammenzubringen, namentlich aus Frankreich, Flandern und Italien, während Deutschland auch diesmal nur in geringem Maße beteiligt war. Graf Balduin von Flandern und Markgraf Bonifaz von Montferrat, ein Bruder des zu Tyrus ermordeten Konrad (S. 617), waren die bedeutendsten Teilnehmer, für die Gotfried von Villhardouin, der Geschichtschreiber der folgenden Ereignisse, mit den Venetianern wegen der Überfahrt unterhandelte. Als Gegenleistung für den Transport durch ihre Flotte sollten die Kreuzfahrer den Venetianern zur Eroberung von Zara an der dalmatischen Küste helfen. Dort nun erschien in ihrem Lager der Komnene Alexios, der Sohn des Kaisers Isaak Angelos, und bat um Hilfe zur Herstellung des entthronten Vaters und Sicherung

ſeines Nachfolgerechts. Auf die kurze Zeit trügeriſcher Blüte nämlich, die Manuel herbeigeführt hatte, war im byzantiniſchen Reich wieder heilloſe Verwirrung gefolgt. Manuels junger Sohn Alexios II. (1180—83) war durch den Komnenen Andronikos, einen verwegenen Abenteurer von dunkler Vergangenheit, beſeitigt worden, der dann, nicht ohne Anlage zu kraftvoller Herrſchaft und gewillt und befähigt, die arg zerrüttete Verwaltung zu beſſern, doch das wenige Gute, was er da leiſtete, durch die blutige Schreckensherrſchaft vergeſſen machte, durch die er ſich im Beſitze der angemaßten Gewalt behaupten wollte. Wie ſo viele andere vor ihm mit dem Tode bedroht, entkam Iſaak Angelos, ein Sproß der weiblichen Linie der Komnenen, und ſah ſich durch den Zulauf zahlreicher Unzufriedener, die dem Wüten des Tyrannen endlich Einhalt thun wollten, plötzlich an der Spitze einer mächtigen populären Bewegung, die Andronikos ſtürzte und ihn an deſſen Stelle erhob. Aber in Sittenloſigkeit und Ausſchweifung verſunken, ein Verſchwender und unkriegeriſch, war Iſaak als Kaiſer (1185—95) bald ebenſo verhaßt wie ſein Vorgänger, während Bulgaren und Walachen ſich ſeiner Herrſchaft entzogen und nationale Staaten errichteten. Aus Furcht vor der gewaltigen Bewegung, die ſich mit der Rüſtung zum dritten Kreuzzug der abendländiſchen Chriſtenheit bemächtigte, ſuchte er Friedrich I. jede Art von Hindernis zu bereiten, brachte damit aber nur ſchwere Heimſuchung durch die Deutſchen über Thrazien. Sogar mit dem Sultan von Ikonium und mit Saladin trat er in Verbindung und freute ſich des kläglichen Ausgangs, der auch dieſes Unternehmen traf. Allgemein verhaßt wurde er 1195 durch einen Militäraufſtand geſtürzt, an deſſen Spitze ſein Bruder Alexios ſtand: auf der Flucht eingeholt wurde er des Augenlichts beraubt und in elende Haft geworfen. Sein Sohn Alexios aber entkam und warb um die Hilfe der Zara belagernden Kreuzfahrer. Die glänzenden Vorteile, die er als Lohn verhieß, reizten namentlich die Venetianer, während die Ausſicht auf Gewinnung des byzantiniſchen Reiches und Volkes für die römiſche Kirche die päpſtliche Kurie der Ablenkung des Zuges von ſeinem eigentlichen Ziele günſtig ſtimmte. So ſegelten die Kreuzfahrer, unter deren Führern der greiſe venetianiſche Doge Enrico Dandolo den größten Einfluß beſaß und die Kräfte der abendländiſchen Chriſtenheit geſchickt für ſeine Stadt zu benutzen wußte, nach Konſtantinopel, das ſie im April 1204 mit leichter Mühe einnahmen. Kaiſer Alexios III. (1195—1208) floh und Iſaak Angelos wurde hergeſtellt. Aber ſeine Herrſchaft, durch fremde Waffen erneut, ſtand auf

Münze Alexios II. Komnenos. Silber.
Der Kaiſer und der h. Eugenius zu Pferde. Originalgröße. Berlin, kgl. Münzkabinet.

Venetianiſche Münze.
Auf der Vorderſeite Enrico Dandolo und der heilige Marcus, auf der Rückſeite der thronende Heiland. Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinet.

unsicheren Füßen. Der herausfordernde Übermut der fränkischen Krieger, die sich nicht wie Verbündete, sondern wie Eroberer betrugen, steigerte die Mißstimmung des enttäuschten Volkes, das sich unbarmherziger Ausbeutung durch die fremden Abenteurer und die Habgier der Venetianer preis gegeben und durch die drohende Herrschaft der römischen Kirche in seinen religiösen Überzeugungen gefährdet sah. So erhob sich die Bevölkerung der Hauptstadt in offener Empörung, geleitet von einem Verwandten des Kaiserhauses, Alexios Dukas mit dem Beinamen Murzuflus, der, nachdem Isaak im Beginn der Bewegung gestorben, sein Sohn Alexios aber ermordet war, auf den erledigten Thron gesetzt wurde. Die Kreuzfahrer aber ließen ihre Beute nicht fahren: sie belagerten die gewaltige Stadt von der Land- und Seeseite und brachten sie trotz verzweifelter Gegenwehr nach zwei Monaten durch einen allgemeinen Sturm in ihre Gewalt. Konstantinopel, seit Konstantin das Zentrum der griechisch-römischen Welt und mit Bau- und Kunstwerken, mit Schätzen und Kostbarkeiten aller Art überfüllt, blieb wochenlang der Schauplatz entsetzlichen Raubes und barbarischer Verwüstung, denen die Denkmäler vieler Jahrhunderte zum Opfer fielen. Ein großer Teil der herrlichen Stadt ging dabei in Flammen auf.

Im Genuß des Sieges und der Beute aber vergaßen die Fürsten des Kreuzfahrerheeres völlig den ursprünglichen Zweck ihrer Rüstung und beschlossen sich des Reiches, das augenblicklich herrenlos war, — denn Alexios III. weilte in Thrazien als Flüchtling, und der besiegte Alexios Dukas, der sich zu ihm gewagt hatte und geblendet worden war, wurde von den Franken gefangen und hingerichtet — zu bemächtigen und dort eine gemeinsame Herrschaft aufzurichten, in deren Gebiet die römische Kirche eingeführt werden sollte. Weiten Landen wurde eine Fremdherrschaft auferlegt, die, auf einen einzigen großen Waffenerfolg gegründet, die künstliche Lehnsverfassung des Abendlandes den so ganz anders gearteten Verhältnissen dieses byzantinisch-slawischen Völkergemisches aufzwingen und zugleich einen Jahrhunderte alten religiösen Gegensatz aufheben wollte. Das lateinische Kaisertum, dessen Krone dem bedeutendsten Fürsten des Heeres, Balduin von Flandern, zu teil wurde, entbehrte daher von vornherein völlig der Voraussetzungen zu gedeihlicher Entwickelung. Dann schuf man lauter kleine, lebensunfähige Staaten, denen die Kraft zur Überwindung der sie ringsum bedrängenden Schwierigkeiten fehlte. Bonifaz von Montferrat herrschte als König von Thessalonich über Macedonien und die benachbarten griechischen Landschaften; in Athen, Theben, Achaia u. s. w. entstanden fränkische Fürstentümer, deren Inhaber ihre Vasallen wiederum mit Grafschaften und Baronien ausstatteten. In den festausgeprägten Formen des vollendeten Feudalstaates wurde dort ein Länderraub größten Stils geübt, wie ihn höchstens die deutschen Heerkönige im Zeitalter der Völkerwanderung durchgeführt hatten. Diese unnatürliche Schöpfung mußte die Bevölkerung gegen die neuen Herren, mit denen und deren adligen Waffengenossen sie gar nichts gemein hatte, auf das äußerste erbittern; die Einführung des römischen Kultus

wurde von ihr als ein Frevel an dem Heiligſten empfunden. Während er dem ſchwerbedrängten Königreich Jeruſalem hatte helfen wollen, hatte der vierte Kreuzzug im Südoſten Europas einen neuen, ähnlichen Staat geſchaffen, der ſeine kümmerliche Exiſtenz nur durch unausgeſetzte Unterſtützung von der Heimat ſeiner neuen Herren her friſten konnte und daher den Chriſten Paläſtinas ein verhängnisvoller Nebenbuhler wurde. Gewinn von dem Unternehmen hatten eigentlich nur die Venetianer, denen nicht bloß die reichen Küſtengebiete des ägäiſchen Meeres als Beute zufielen, ſondern in Bezug auf Handel und Seefahrt eine ſo bevorzugte Stellung eingeräumt wurde, daß das lateiniſche Kaiſertum der rückſichtsloſeſten wirtſchaftlichen Ausbeutung durch ſie preis gegeben war und vornehmlich die Quelle wurde, aus der die herrlich erblühende Inſelſtadt ihre viel bewunderten Reichtümer ſchöpfte, wie ſie aus den byzantiniſchen Kirchen und Paläſten Kunſtwerke und Koſtbarkeiten zuſammenſchleppte. Im Gegenſatz zu den fränkiſchen Fürſten und Baronen gewannen aber die klugen Venetianer, die für die Verwaltung dieſer überſeeiſchen Kolonien eine treffliche Ordnung ausbildeten, mit ihren griechiſchen Unterthanen bald nähere Fühlung: ſie ſchonten nicht bloß deren Sitte und Eigenart, ſondern gingen geſchickt auf dieſelbe ein, ſo daß ſie in dem Byzantinertum einen Rückhalt für ihre politiſche und kommerzielle Stellung im Oſten gewannen und dieſe daher behaupten konnten, auch als das lateiniſche Kaiſertum dem unvermeidlichen Untergange erlag.

Kupfermünze des Julul-Arslan, Fürſten von Dijarbekr, vom Jahre 1193, dem Todesjahre Saladins.

Auf der Vorderſeite vier Klageweiber, die Saladins Tod beweinen. Auf der Rückſeite im Felde der Name des Kalifen: „der Imam Ennaßir-liddin, Fürſt der Gläubigen“. Am Rande der Name des Prägeherrn und das Datum: „das Schwert der Religion, der König von Dijarbekr Julul-Arslan, Sohn des Il-Gazi, Sohnes des Ortol. Im Jahre 589“. Das Jahr 589 der Flucht entſpricht dem Jahre 1193.

Von dem Abendlande ohne Hilfe gelaſſen, verdankte inzwiſchen das ſo genannte Königreich Jeruſalem ſeine Rettung nur dem plötzlichen Tode Saladins (1193) und den Streitigkeiten ſeiner Söhne und Neffen. Kaum hatten dieſe durch den Sieg von Saladins Bruder Al Afdal, der Syrien unter der Oberhoheit ſeines Neffen Al Aziz feſthielt, ihr Ende erreicht, als der Kampf auch wieder aufgenommen wurde. Aber auch der Nachfolger Amalrichs II. (1205) in dem Titularkönigtum von Jeruſalem, Johann von Brienne, ein tapferer Ritter aus der Champagne, der mit einer Tochter Konrads von Montferrat und Enkelin Amalrichs I. vermählt war, mühete ſich vergeblich ab, während Innocenz III. mit wachſendem Eifer die abendländiſche Chriſtenheit noch einmal zur Befreiung des heiligen Grabes unter die Waffen zu bringen ſuchte. Aber der Erfolg blieb unbefriedigend: wohl regte ſich noch hier und da der hierarchiſch-asketiſche Geiſt, aber über ein phantaſtiſches Schwärmen kam er nicht

hinaus, die Kraft zu Thaten hatte er längſt eingebüßt und förderte nur noch krankhafte Erſcheinungen zu Tage. Dahin gehört namentlich der Kinderkreuzzug vom Jahr 1212: durch die angebliche Viſion eines franzöſiſchen Hirtenknaben veranlaßt brachen Scharen von Knaben und Mädchen, Jünglingen und Jungfrauen aus Frankreich, Deutſchland und Italien in Pilgertracht auf, um, geführt von einigen Mönchen und Prieſtern, die des Heilands Wort, man ſolle den Kindern nicht wehren zu ihm zu kommen, phantaſtiſch mißdeuteten, das Werk zu vollenden, das den Heeren der abendländiſchen Fürſten nicht gelungen war. Natürlich erlagen die jugendlichen Schwärmer auf dem Wege den Anſtrengungen, dem Mangel und meiſtenteils den Nachſtellungen gewiſſenloſer Menſchenjäger. Glücklich waren die enttäuſcht und elend Heimkehrenden, eine Menge wurde in die Sklaverei verkauft. Das war das letzte Aufflackern der ehemaligen Kreuzzugsbegeiſterung. Nach dem Tode Innocenz' III. kam die Bewegung vollends in Stillſtand. Was noch unternommen wurde, ging von einzelnen Fürſten aus, die von kirchlichem oder politiſchem Abenteurerſinn erfüllt mit geworbenen Söldnern jenſeits des Meeres ihr Glück verſuchten: die Völker nahmen an den Kampfe keinen Anteil mehr. Und dennoch ſchien den Chriſten eben damals noch ein unerwarteter Erfolg beſchieden zu ſein.

Auf Betreiben Papſt Honorius' III. waren König Andreas II. von Ungarn und die Herzöge von Öſterreich und Bayern nebſt vielen Biſchöfen und Edlen nach Paläſtina gezogen, bald aber, als ſie auf den mit Johann von Brienne unternommenen Streifzügen nichts ausrichteten, enttäuſcht heimgekehrt. Nur Leopold von Öſterreich und die deutſchen Biſchöfe harrten aus. Als dann 1218 eine ſtattliche Flotte mit zahlreichen niederländiſchen, frieſiſchen und kölniſchen Kreuzfahrern erſchien, die unter den Grafen Wilhelm von Holland und von Wied unterwegs durch Kämpfe gegen die Ungläubigen in Portugal längere Zeit aufgehalten worden waren, beſchloß man auf Anraten der Venetianer, die dabei namentlich ihre Handelsvorteile im Auge hatten, einen Angriff auf Ägypten und zwar zunächſt auf Damiette. Einer der gewaltigſten Belagerungskriege des ganzen Zeitalters entbrannte um die Nilfeſtung. Da die Chriſten immer neuen Zuzug erhielten und auch Sultan Al Kamel ſchließlich alle Waffenfähigen aufbot, nahm das Ringen in der ſumpfigen Niederung des Nil, ja auf und in demſelben immer koloſſalere Dimenſionen an. Der Heldenmut der Verteidiger und die zähe Ausdauer der Angreifer entſprachen dem beide Teile beherrſchenden Gefühl, als ob der welthiſtoriſche Kampf zwiſchen Chriſtentum und Islam gerade hier zum Austrag gebracht werden müßte. Endlich im November 1219 fiel die Stadt, mit Leichen gefüllt. Aber der Verſuch der Chriſten, nun weiter nach Kairo vorzudringen, mißlang: durch Al Kamels Heer und Flotte umſtellt, bedrängt von den Fluten des Nil, deſſen Dämme der Sultan hatte durchſtechen laſſen, mußten ſie ſchließlich froh ſein, durch die Rückgabe der mit ſchweren Opfern gewonnenen Stadt freien Abzug zu erkaufen. Im September 1221 räumten ſie Damiette und kehrten nach Akkon zurück, nachdem ſie mit Al Kamel einen achtjährigen Waffenſtillſtand ver-

einbart, die Freilaſſung der Gefangenen und die Herausgabe der ſeit dem Tage von Hittin in der Gewalt der Ungläubigen befindlichen Reliquie des heiligen Kreuzes erlangt hatten.

Schon während des mühſamen Kampfes vor Damiette hatte man im Lager der Chriſten auf das Eingreifen Kaiſer Friedrichs II. gehofft, der inzwiſchen das Kreuz genommen hatte. Er allein ſchien befähigt, noch eine günſtige Wendung herbeizuführen. Aber erſt im Jahr 1228 kam er wirklich und unter Umſtänden, die einen durchgreifenden Erfolg wiederum ausſchloſſen. Die Kirche gönnte ihm nicht den Ruhm, den zu erwerben ſie ihn erſt mit immer erneuten Mahnungen angetrieben hatte. Was Friedrich ohne Kampf, auf dem Wege friedlicher Verſtändigung erreicht, war dennoch kein Geringes.

Das Reich Jeruſalem nach dem Frieden von 1229.

Unberührt von allem religiöſen Eifer, ein Freidenker und duldſam gegen jedes andere Bekenntnis, ſeinem ganzen Weſen nach alſo ein entſchiedener Gegner der Geiſtesrichtung, die in den Kreuzzügen je länger je mehr die Herrſchaft gewonnen hatte, faßte Friedrich auch die ihm hier geſtellte Aufgabe von dem nüchternen Standpunkt der Politik und machte daher den Mohammedanern unbedenklich Zugeſtändniſſe, die auf chriſtlicher Seite als ein Verrat an der Religion verſchrieen wurden, vielleicht freilich nur um ein neues, bei der urteilsloſen Maſſe recht wirkſames Mittel der Agitation gegen ihn zu haben. Das chriſtliche Königreich Jeruſalem wurde freilich nicht wieder hergeſtellt, aber die Chriſten und Mohammedanern heilige Stadt wurde eine Stätte religiöſer Duldung: denn nach dem zwiſchen Friedrich und Al Kamel geſchloſſenen Vertrag vom 18. Februar 1229 blieb die gefeierte Moſchee Omars den Mohammedanern, alles übrige aber in der heiligen Stadt nebſt Bethlehem und Nazareth ſowie die Küſte von Jaffa bis Sidon erhielten die Chriſten. Die Selbſtkrönung des Kaiſers am 18. März war der letzte Erfolg, deſſen die Chriſten ſich dort zu erfreuen hatten. Welchen Zeiten ging man entgegen, wenn der Erzbiſchof von Cäſarea es wagen konnte, ſelbſt dieſe Stadt als Aufenthalt des gebannten Staufers mit dem Interdikt zu belegen! Jedenfalls konnte nicht Friedrich dafür verantwortlich gemacht werden, wenn das von ihm Gewonnene wieder verloren ging, ſobald die zehn Jahre des Stillſtandes abgelaufen waren, und noch ſchneller würde die letzte Kataſtrophe hereingebrochen ſein, wenn nicht auch die Mohammedaner durch Thronſtreite und Parteiungen am einmütigen Handeln gehindert worden wären.

Die römiſche Kurie ſelbſt hat in ihrem unverſöhnlichen Haß gegen Friedrich II. den Reſt der chriſtlichen Herrſchaft im heiligen Lande dem Untergange geweiht. Während er hätte behauptet werden können, nur wenn eine

ſtraff monarchiſche und militäriſche Organiſation eintrat und Chriſten und Mohammedaner friedlich nebeneinander zu leben lernten, machte die Kurie das eine wie das andere durch ihr Aufruhrpredigen, ihr Schüren und Hetzen unmöglich. Und dabei mahnte ſie immer von neuem zur Unterſtützung des unaufhaltſam dahinſchwindenden lateiniſchen Kaiſertums, ſchickte alle irgend verfügbaren Mittel an Truppen und Geld dorthin und gab damit deutlich kund, daß ſie auf die Behauptung des heiligen Landes nicht mehr rechnete, ja kaum noch Wert legte. Als z. B. 1239 franzöſiſche Ritter unter dem König von Navarra, dem Herzog von Burgund u. a., durch den Kaiſer unterſtützt, von Lyon aus nach Paläſtina ziehen wollten, wurden ſie durch Gregor IX. daran gehindert und nach Konſtantinopel geſchickt; nur ein Teil von ihnen kam noch bis zu dem urſprünglichen Ziele, um dort in die Gefangenſchaft der Mohammedaner zu fallen. Darüber ging denn auch Jeruſalem wieder verloren, das Daud, der Herr von Kerak, eroberte und der neu aufgeführten Befeſtigungswerke beraubte. Nur erneuter Hader in dem Hauſe der Ejubiden, der Nachkommen Saladins, friſtete die kümmerliche Exiſtenz des Reiches. Die vorübergehende Thätigkeit einzelner fürſtlicher Kreuzfahrer, ohne Plan auf Abſtellung eines momentanen Notſtandes gerichtet und meiſt abgebrochen, ſobald das abgelegte Gelübde für mit leidlichem Aufſtand erfüllt gelten konnte, half natürlich nichts, wie z. B. die Befeſtigung Jaffas durch Richard von Cornwallis.

Noch übler wurde es, als nun auch im heiligen Lande der Entſcheidungskampf zwiſchen Kaiſer und Papſt entbrannte. Tempelherren und Venetianer im Bunde zogen gegen Friedrichs Statthalter, Thomas von Acerra, zu Felde zur Unterſtützung der Anſprüche, welche die Königin Witwe von Cypern, Alice, eine Enkelin Amalrichs I., die Gattin Raouls von Soiſſons, auf die Krone erhob, der ſie im Frühjahr 1243 den Treueid leiſteten, unter Mißachtung der unanfechtbaren und früher anerkannten Rechte Konrads IV., des Sohns Friedrichs II. und Jolanthes von Brienne. Da verbündete ſich der Kaiſer mit Ejub, dem Sultan von Ägypten; jene gewannen Kamel, den Herrn von Damaskus. Nun entbrannte ein erbitterter Krieg der Barone unter dem mächtigen Ibelin von Beirut gegen den kaiſerlichen Statthalter Richard Filangieri: um ſich aus der Gefangenſchaft zu löſen, übergab dieſer ſchließlich die kaiſerliche Hauptfeſtung Tyrus den Gegnern, die bald unter ſich um die gemachte Beute zu hadern anfingen. So rieben die Chriſten einander in ſelbſtmörderiſchem Kampfe auf, während Ejub von Ägypten gegen die Angriffe der verbündeten Tempelherren und Damaszener die wilden Horden der Chowaresmier herbeirief, deren einſt vom iraniſchen Hochland bis zur Grenze Europas ausgedehntes Reich inzwiſchen von der Völkerflut der Mongolen fortgeriſſen war und die nun beuteluſtig an Euphrat und Tigris ſtreiften und weithin die Schrecken barbariſcher Verwüſtung trugen. Zu ſpät machten die Chriſten unter ſich Frieden und zogen mit Ismael von Damaskus dem neuen Feinde entgegen: bei Gaza erlitten ſie im Oktober 1244 eine furchtbare Niederlage. Damaskus kam an die Chowaresmier; die Ägypter aber er-

oberten Askalon und den größten Teil des heiligen Landes, ſo daß die Chriſten hinfort nur noch Akkon und einige Küſtenſtriche behielten, während im Norden Antiochia durch die Turkmenen ſchwer gefährdet war. Aber auch jetzt blieb das Abendland unthätig und die flehenden Hilferufe der erliegenden Chriſten verhallten ungehört: nicht zum beſten des heiligen Landes, gegen Kaiſer Friedrich ließ damals Innocenz IV. das Kreuz predigen, das ohnehin durch den Mißbrauch, der damit getrieben war, ſeine alte Wirkung längſt eingebüßt hatte.

Nur in Frankreich, das ſeit länger als einem Jahrhundert die Laſt des Kampfes im Oſten vornehmlich getragen hatte und deſſen Adel durch tauſend Fäden mit den dortigen Verhältniſſen verknüpft war, regte ſich die alte Kampfluſt auch jetzt noch. Auf dem Krankenbette hatte König Ludwig IX. ſelbſt zur Rettung des heiligen Landes auszuziehen gelobt und beſtand auf der Erfüllung, ſo ſehr man ihn auch im Intereſſe Frankreichs davon zurückzuhalten ſuchte. Nicht ohne eigene Opfer gewann er auch einen Teil des Adels zum Anſchluß: mit ſeinen drei Brüdern Robert von Artois, Alfons von Poitou und Karl von Anjou folgten ihm Herzog Hugo von Burgund, Graf Wilhelm von Flandern, Hugo von S. Paul u. a., als er 1248 von Marſeille und Aigues Mortes aus auf genueſiſchen und venetianiſchen Schiffen nach dem Oſten aufbrach. Den Winter verbrachte man in Cypern, wo das Klima und das wilde Leben böſe Krankheiten im Heere erzeugten, die auch Ludwigs Leben in ſchwere Gefahr brachten. Im Frühjahr 1249 landeten die Franzoſen in Ägypten, da Sultan Ejub krank darnieder lag und nichts zu ernſter Abwehr thun konnte. Anfang Juni fiel Damiette; nach mehrmonatlicher Unthätigkeit zog man dann, ſtatt ſich erſt Alexandrias und Roſettes zu bemächtigen und ſeinen Rücken zu decken, auf Anraten Roberts von Artois nilaufwärts gegen Kairo, wiederum äußerſt langſam, während der Tod Ejubs und das Schwanken der Thronfolge zu ſchnellem Vorgehn einluden. So fand man die Lagerſtatt Manſurah, die Al Afdal während des Rieſenkampfes um Damiette (S. 623) aufgeführt hatte, unter dem Emir Fachreddin, der alle Mohammedaner zum heiligen Krieg aufrief, zu entſchloſſenſter Verteidigung bereit und brauchte Monate, um einen Damm durch den Nilkanal aufzuſchütten, um an ſie heranzukommen, und als man ſie endlich mit Hilfe einer von Beduinen verratenen Furt nach heißem Kampfe und unter ſchweren Opfern bewältigt hatte, da hatte inzwiſchen die ägyptiſche Flotte die chriſtliche umgangen und vernichtet, ſo daß das Heer nach vergeblichen Unterhandlungen, bei denen man um die Räumung Damiettes Jeruſalem zurückzuerhalten verſuchte, um nicht abgeſchnitten zu werden, eilig den Rückzug antreten mußte. Aber gleich am zweiten Tage des Marſches, 4. Auguſt 1250, wurde es von den leicht beweglichen Reiterſcharen der Mameluken unter dem Emir Bibars überfallen und umſtellt und mußte ſich kriegsgefangen geben. Ludwig IX. mit ſeinen Brüdern und der Blüte des franzöſiſchen Adels befand ſich in der Gewalt der Ungläubigen. Dieſe ſchonten nur die Edelſten, alle anderen wurden, ſo-

bald ſie ſich den Islam anzunehmen weigerten, getötet: nach dem Bericht des Ritters Jean de Joinville, der dieſe Dinge als Augenzeuge miterlebte, ſollen ſo bei Manſurah nicht weniger als 10 000 Chriſten hingemordet ſein. Ludwig IX. konnte froh ſein, gegen ein hohes Löſegeld und Herausgabe aller Eroberungen und Zuſage eines zehnjährigen Stillſtandes dem Reſte die Freiheit zu erkaufen. Aber noch einmal geriet er in die größte Gefahr: denn noch bevor der Friede vollzogen war, wurde Ejubs Nachfolger, ſein Sohn Turanſchah, durch den Mamelukenemir Bibars entthront, von deſſen Fanatismus Ludwig und die Seinen das Äußerſte zu fürchten hatten. Schließlich aber wurde der Vertrag beſtätigt und die Franzoſen konnten abziehen. Während die meiſten in die Heimat eilten, blieb Ludwig IX. ſelbſt noch faſt ein Jahr in Syrien, richtete aber nichts aus, da trotz der von ihm veranlaßten Kreuzpredigten daheim kein Zuzug kam. So konnte auch er nichts thun als durch Neubefeſtigung von Sidon, Jaffa und Akkon die Chriſten in den Stand ſetzen, ſich

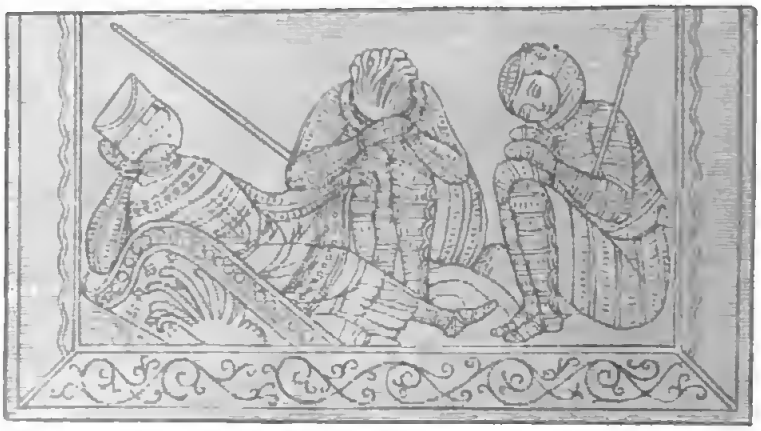
Siegel Kaiſer Balduins I.

(Mem. et publ. de la soc. des sciences, des arts et des lettres du Hainaut.)

vielleicht noch ein paar Jahre länger zu behaupten. Das Verlorene zurückzugewinnen war jede Ausſicht geſchwunden durch den Frieden zwiſchen Ägypten und Damaskus, deren Streit allein die vorübergehende Beſſerung in der Lage der Chriſten ermöglicht hatte. Mit einer kleinen Mannſchaft trat Ludwig IX. endlich im Frühjahr 1254 die Rückreiſe nach Frankreich an, wohin ihn der Tod der Regentin, ſeiner Mutter Blanca von Kaſtilien, rief.

Wenn ſich die Chriſten wirklich noch mehr als dreißig Jahre in dem ihnen noch gebliebenen ſchmalen ſyriſchen Küſtenſtreifen hielten, ſo verdankten ſie das allein der Uneinigkeit ihrer Gegner. Als aber dieſer 1256 durch die Erhebung des Mamelukenemirs Bibars zum Sultan ein Ende gemacht wurde, erneute ſich auch ſofort ihre Bedrängnis. Bibars zerſtörte Nazareth, die Burg auf dem Berge Tabor, Arſuf und Jaffa und verwüſtete die reiche Fruchtlandſchaft um Tyrus; im Norden fiel Antiochien in ſeine Gewalt. Geſchädigt wurden die ſyriſchen Chriſten damals auch durch den Zuſammenbruch des lateiniſchen Kaiſertums in Konſtantinopel. Aller Provinzen der Byzantiner

hatten ſich deſſen Begründer nicht bemächtigen können: ſelbſt in Epirus behaupteten die Komnenen die Herrſchaft; außerdem aber waren in den aſiatiſchen Provinzen zwei neue Reiche entſtanden, das Königreich Trapezunt an der Küſte des Schwarzen Meeres unter Alexios, einem Enkel des Andronikos, und das Kaiſertum Nicäa, ebenfalls unter einem Komnenen, Theodor Laskaris, das als die Fortſetzung des byzantiniſchen Reiches galt. Über das lateiniſche Kaiſertum aber waren ſofort alle Arten von Bedrängnis hereingebrochen: Balduin I. (S. 621) fand ſchon 1205 in der Gefangenſchaft der wilden Bulgaren, gegen die er zu Felde gezogen war, ein jammervolles Ende. Auch ſein tüchtiger Bruder Heinrich (1205—1216) mühte ſich vergeblich gegen die ringsum erſtehenden Feinde ab. Die folgenden Regierungen brachten keine Beſſerung. So konnte bereits der vierte nicäniſche Kaiſer, Michael Paläo-



Pergamentmalerei in einem Gebetbuche aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts: Drei Krieger als Wächter am Grabe Chriſti. Univerſitätsbibliothek Leipzig.

logus, der durch blutige Gewaltthat den Thron gewann, aber ſich als Soldat und Regent gleich tüchtig bewährte, die Wiedergewinnung der einſtigen Hauptſtadt und der ihr zunächſt zugehörigen Provinzen ins Auge faſſen und mit Hilfe der den Venetianern verfeindeten Genueſen 1261 auch durchführen. Der letzte lateiniſche Schattenkaiſer Balduin II. warb noch ein Jahrzehnt lang vergeblich um Hilfe zur Wiedereroberung ſeines Throns, er ſtarb 1272. Die von dem lateiniſchen Kaiſertum abhängigen fränkiſchen Staaten im mittleren und ſüdlichen Teil der Balkanhalbinſel beſtanden unter wechſelvollen inneren und äußeren Kämpfen als ſelbſtändige fort.

Noch einmal leuchtete den hart bedrängten Chriſten Paläſtinas ein Hoffnungsſchimmer auf: zum zweitenmale nahm der ritterliche Ludwig IX. von Frankreich 1270 in S. Denis das Kreuz. Genueſiſche Schiffe brachten ihn und die Seinen nach Cagliari, wo ſich die Katalonier und die Südfranzoſen anſchloſſen. Aber ſtatt nach Syrien ging der Zug dann plötzlich gegen Tunis, vermutlich auf Betreiben des eigennützigen Karl von Anjou, der ſein ſiziliſches

Reich gegen Seeraub schützen wollte, nach anderen infolge des Gerüchts, der Bey von Tunis wolle Christ werden, oder weil man von ihm Hilfe gegen Ägypten hoffte. Selbst im Falle vollständigen Gelingens aber war von dort aus Palästina nicht zu helfen. Zwar landete man ungehindert, dann aber geschah nichts, weil die sizilische Hilfe ausblieb und Krankheit im Heer herrschte, während die Mohammedaner in wachsender Aufregung immer zahlreicher zusammenströmten. Der ausbrechenden Lagerseuche fiel des Königs Sohn Tristan zum Opfer, der in Damiette geboren war; am 25. August raffte sie Ludwig IX. selbst dahin. Als dann endlich Karl von Anjou eintraf, focht man unter dem neuen König Philipp zwar glücklich gegen die ringsum lagernden Araber, ging aber dann eilends auf deren Friedensanträge ein: Tunis zahlte Karl von Anjou hinfort wieder den Tribut, den es Friedrich II. entrichtet hatte. Heimkehrend lagerten die Kreuzfahrer dann noch längere Zeit bei Trapani auf Sizilien, in der Absicht doch noch nach Palästina zu

Pergamentmalerei um 1250: Sieben Krieger als Wächter beim heiligen Grabe.
(Nach v. Hefner-Alteneck.)

geben, gingen aber schließlich, enttäuscht und entmutigt, durch Krankheit und Mangel geschwächt, auseinander. Auch die Entwürfe, die der ländergierige Karl von Anjou zur Erwerbung des Königreichs Jerusalem hegte, blieben schließlich unausgeführt.

Nur Prinz Eduard von England, der ritterliche Sohn Heinrichs III., der mit den englischen und wenigen französischen Pilgern erst nach Abschluß des Friedens bei dem Heere vor Tunis eingetroffen war, segelte noch nach Palästina, landete im Frühjahr 1271 in Akkon und schaffte den Christen, die durch Bibars' Angriff auf das syrische Tripolis hart bedrängt waren, einige Erleichterung. Weiterhin erlangten diese dann durch das höchst bedenkliche Bündnis mit den Mongolen, die nun ihrerseits Bibars bedrohten, 1272 einen erträglichen Stillstand. Als dann aber auf des Sultans Betreiben die Mongolen durch die Perser angegriffen wurden, stieg die Not wieder und auch Eduard kehrte heim, von der Aussichtslosigkeit jedes ferneren Kampfes überzeugt. Selbst der Tod des gewaltigen Bibars, der 1277 in Damaskus plötzlich starb, besserte die Lage der Christen nicht, zumal sein Sohn Malek dem Mamelukenemir Saiseddin Kelaun weichen mußte, einem gewaltigen

Kriegsfürſten, der die Mongolen zurückſchlug und ſich dann 1285 gegen die allezeit uneinigen Chriſten wandte. Damit begann das Ende dieſes Trauerſpiels.

Im Frühjahr 1285 erneute Kelaun den Angriff: die gewaltige Johanniterfeſtung Markab im Norden von Tripolis, die ſelbſt Saladin nicht anzugreifen gewagt und die auch Bibars unbehelligt gelaſſen hatte, brachte er in ſeine Gewalt. Durch Sonderfrieden und Stillſtände ſuchten die Chriſten noch eine Friſt zu gewinnen. Bei Erneuerung der Feindſeligkeiten wurde im Herbſt 1289 Tripolis genommen und unter den Verteidigern ein furchtbares Blutbad angerichtet; nur dürftige Reſte entkamen auf genueſiſchen Schiffen nach Cypern. Das Hauptbollwerk der Chriſten im nördlichen Syrien war verloren. Nun waren auch alle übrigen Plätze unhaltbar. Wohl machte die Kunde davon in Europa tiefen Eindruck: aber die Kreuzpredigt, die Papſt Nikolaus X. veranſtaltete, brachte kein Heer auf die Beine, und mit zehn päpſtlichen Galeeren, die nach den ſyriſchen Gewäſſern gingen, war nichts zu machen. Die Seemächte, nicht bloß Genua und Aragonien, ſondern auch Sizilien, wo Karl von Anjou ſich noch mit Eroberungsplänen getragen, die angeblichen Kronrechte Marias von Antiochien an ſich gebracht, um ſie gegen den von der anderen Partei als König von Jeruſalem anerkannten Heinrich von Cypern geltend zu machen, hatten ſich längſt davon überzeugt, daß der Verzicht auf die doch nicht haltbaren Küſtenplätze und die dadurch ermöglichte Herſtellung friedlicher Handelsbeziehungen für ſie gewinnbringender ſei, und machten daher auf eigene Hand mit Kelaun Frieden und Stillſtand. Auch den ſyriſchen Chriſten blieb nun kein anderer Ausweg; aber ihre übelberufene und ihnen ſchon ſo oft verhängnisvoll gewordene Treuloſigkeit führte ſchnell die ſchließliche Kataſtrophe herbei. Eine Verletzung des Stillſtandes veranlaßte 1290 Kelauns Angriff auf Akkon, mit deſſen Fall das Schickſal der Chriſten entſchieden ſein mußte. Noch einmal lebte angeſichts des nahen Unterganges der alte heldenhafte Kampfesmut früherer Zeiten bei den Chriſten auf: ſie wollten wenigſtens mit Ehren untergehen. Noch trat eine kleine Verzögerung ein, indem Kelaun auf dem Marſche gegen Akkon im November 1290 ſtarb. Aber ſein Sohn und Nachfolger Malek al Aſchraf ſetzte die Unternehmung fort und begann im April 1291 die Belagerung von Akkon, damals einer volkreichen, mit mancherlei Koſtbarkeiten angefüllten, aber auch glänzenden und üppigen Stadt. Trotz des verzweifelten Widerſtandes, namentlich der Ritter der geiſtlichen Orden, wurde die mit gewaltigen Werken befeſtigte Stadt am 18. Juni 1291 von Al Aſchrafs Scharen geſtürmt; nur das feſte Tempelherrenhaus hielt ſich noch bis zum nächſten Tage. Beim Eindringen der Sieger warfen ſich die Überlebenden von den Verteidigern auf die Schiffe und flüchteten nach Cypern; wem dies nicht gelang, deſſen wartete ein blutiges Ende oder troſtloſe Sklaverei. Akkon wurde nach Schleifung der Befeſtigungen dem Erdboden gleich gemacht. Mit paniſchem Schrecken erfüllte die Kunde von dem Fall des letzten Bollwerks die Chriſten auch in

HUNGARIA
SLAVONIA
BOSNIA
SERBIA
BULGARIA
Haemus Geb.
THRACIA
MACEDONIA
ROMANIA
MARE ADRIATICUM
MARE JONIUM
MARE MEDITERRANEUM
SICILIA
PELOPONNESUS
CRETA
BARKA
KHALIFAT DER FA
Venetia
Ravenna
Pola
Zara
Ragusa
Durazzo
Dyrrhachium
Corfinium
Capua
Neapolis
Brundusium
Tarentum
Leuca
Corinthus
Thessalonica
Athos
Lemnos
Lesbos
Chios
Samos
Rhodus
Cyprus
Messana
Syracusa
Malta
Cephalonia
Zacynthus
Arcadia
Sparta
Athenae
Thebae
Euboea
Thermopylae
Pharsalus
Philippopolis
Adrianopolis
Byzantium
Sinope
Trapezus
Amisus
Tomi
Ister
Tyras
Olbia
Panticapaeum
Tanais
Sarmatia
Scythia
Dacia
Pannonia
Illyricum
Thracia
Asia
Africa
Eg. Phil. August.
Eg. Richard
Eg. Richard. Eg. Phil. August.
Gyth. Malea
Cerigo
Cythera
Creta
Carthago
Utica
Hippo
Cirta
Leptis
Oea
Cyrene
Berenice
Ptolemais
Alexandria
Memphis
Pelusium
Damietta
Rhinocolura
Gaza
Ascalon
Joppe
Caesarea
Ptolemais
Tyrus
Sidon
Berytus
Damascus
Palmyra
Hierosolyma
Jericho
Jordan
Mare Mortuum
Petra
Arabia
Aegyptus
Nilus
Nilus Fl.
Mons Libanus
Mons Taurus
Mons Sinai
Mons Atlas
Mons Cassius
Mons Casius
Mons Ida
Mons Olympus
Mons Pindus
Mons Haemus
Mons Rhodope
Mons Carpathus
Mons Ararat
Mons Caucasus
Mons Taygetus
Mons Parnassus
Mons Oeta
Mons Othrys
Mons Ossa
Mons Pelion
Mons Olympus
Mons Athos
Mons Rhodope
Mons Haemus

GRIECHENLAND
und die
KREUZFAHRERSTAATEN
um die Mitte des XII. Jahrhunderts.

- Erster Kreuzzug 1096-1099
- Kreuzzug vom Jahre 1101.
- Zweiter Kreuzzug 1147-1149
- Dritter Kreuzzug Kais. Friedr. I. 1189-1190
- Kg. Richard, Kg. Philipp August 1190-91

...handlung in Berlin

Entworfen von Bernh. Kugler

Digitized by Google

den anderen Küstenstädten: an der Möglichkeit des Widerstandes verzweifelnd, warfen sich die Einwohner von Tyrus, Sidon, Tortosa u. s. w. in die Schiffe und flohen über See. Nur wenige Franken ließen sich durch die Rücksicht auf Hab und Gut bestimmen als zinspflichtige Unterthanen des Sultans in dem Lande zu bleiben. Triumphierend zog Al Aschraf, der den Sieg des Islams über das Christentum vollendet, unter dem Jubel der Seinen in Damaskus ein.

Siegel der Kanoniker des heil. Grabes.

Siegel des Tempelherrenordens.

Siegel des Hospitals.

(Nach Vogüé.)

Sechstes Kapitel.

Die Wandelungen der abendländischen Kultur unter dem Einfluß der Kreuzzüge.

Auch nachdem die Christen die letzten Reste ihrer Herrschaft im heiligen Lande verloren hatten, hielten sie an ihrem ideellen Rechte auf den Besitz der heiligen Stätten fest und kamen von Zeit zu Zeit auf die Pläne zur gewaltsamen Durchsetzung derselben zurück, ohne sie jemals verwirklichen zu können. Das hinderten nicht bloß die üblen Erfahrungen, die man in dem zweihundertjährigen Kampfe gemacht hatte: äußerlich so gut wie in Bezug auf das politische, wirtschaftliche und geistige Leben fehlten bei den Völkern des Abendlandes alle die Voraussetzungen, die zur Wiederaufnahme jener Glaubenskriege unerläßlich waren. Mit dem Falle des staufischen Kaisertumes war die universalstaatliche Auffassung überhaupt überwunden worden, welche alle Völker des Abendlandes zu einer großen politischen Gemeinschaft zusammen zu fügen trachtete, wie sie in dem dritten Kreuzzuge der Verwirklichung nahe gewesen war. Aber auch die universalkirchliche Auffassung, die in dem Papsttum die Quelle aller kirchlichen und staatlichen Gewalt verehrte und ihm das Recht auf Weltherrschaft zusprach, wurde eben damals in ihrer Unhaltbarkeit erkannt infolge des Mißbrauches, der während des Kampfes mit dem Kaisertum mit der höchsten kirchlichen Autorität im Dienste rein weltlicher Interessen getrieben worden war. Im Gegensatz zu dem kaiserlichen Universalstaat und der päpstlichen Universalkirche, die bisher die Entwickelung der abendländischen Welt hatten beherrschen wollen, war gerade in dem Zeitalter der Kreuzzüge und durch die von ihnen herbeigeführten Änderungen bei den einzelnen abendländischen Völkern das Gefühl der Besonderheit, der nationalen Eigenart erweckt und ausgebildet und zu fortschreitender schöpferischer Thätigkeit gesteigert worden.

Schon rein äußerlich genommen waren seit den Zeiten der großen Wanderung die Völker des Abendlandes nicht in einer ähnlich allgemeinen großen und unruhigen Bewegung gewesen wie während der Kreuzzüge, und nur eine Ereignisreihe aus früherer Zeit kann diesen rücksichtlich des äußeren Verlaufes, der Mannigfaltigkeit und des Umfanges der kulturgeschichtlichen Wirkungen an die Seite gesetzt werden, nämlich Alexanders des Großen Zug zur Eroberung des medopersischen Reiches und bis hinein in die geheimnisvolle Welt Indiens. Auch Alexander hatte den von ihm geführten Krieg als einen heiligen dargestellt: er wollte an den Barbaren Vergeltung üben für die noch ungestrafte Entweihung und Zerstörung der hellenischen Heiligtümer, gerade so wie für viele von den ersten Kreuzfahrern die Befreiung des heiligen Grabes und die Tilgung der durch seine Vergewaltigung von den Ungläubigen

dem Heiland selbst zugefügten Schmach der vornehmste Zweck ihres Unternehmens war. Wie Alexander den Hellenen gleichsam eine neue Welt erschlossen hatte, aus der ihnen eine ungeahnte Fülle von Neuheiten aller Art zuströmte, die sie unwiderstehlich anzog und vielfach über sich selbst erhob, so haben in ähnlicher Weise die Völker des Abendlandes aus den Kreuzzügen eine Anregung empfangen, die ihnen in mehr als einer Hinsicht der Ausgangspunkt für ein ganz neues Dasein wurde. Weit über des großen Macedoniers kurz gemessenes Leben hinaus dauerte die Bewegung der Hellenen nach dem durch ihn erschlossenen Orient, mit dem sie in eine neue, kulturgeschichtlich unendlich folgenreiche dauernde Beziehung traten. Aus dieser ging die neue Kulturform des Hellenismus hervor, bestimmt der Welt durch die Vermittelung der in das römische Reich aufgehenden griechisch-orientalischen Staaten die bleibenden Ergebnisse der bisherigen Kulturarbeit von Morgen- und Abendland der Nachwelt zu übermitteln als die Grundlage, auf der sie selbst weiter bauen sollte. In ähnlicher Weise folgte den Kreuzzügen ein einer Völkerwanderung vergleichbares Einströmen der abendländischen Völker nach dem vorderen Asien, und wenn auch von den staatlichen Bildungen, die sie ins Leben riefen, keine langen Bestand gehabt hat, so hat sich doch auch hier aus der Berührung zwischen West und Ost, zwischen Christentum und Islam eine neue Kultur entwickelt, welche bisher getrennte, ja verfeindete Kulturen zu einem neuen Ganzen verschmolz, den westlichen Völkern die bleibenden Ergebnisse aus der einem frühen Untergang geweihten mohammedanischen Kultur zugänglich machte und als ein lebendiges und fruchtbares Moment ihrer weiteren Entwickelung einfügte. Was für das sinkende griechische Altertum der Hellenismus gewesen war, das wurde für das seiner Auflösung entgegengehende Mittelalter die in den Kreuzzügen gezeitigte abendländisch-morgenländische Mischkultur, die man als die fränkische zu bezeichnen gewohnt ist. Wie der Hellenismus das einseitig gewordene und absterbende Hellenentum durch die Berührung mit dem auch schon alternden Orient und seiner erlöschenden, aber durchaus eigenartigen Kultur gleichsam neu befruchtete und in der so entstandenen Mischung die Grundlage schuf für die Kultur der folgenden Jahrhunderte, so hat die aus den Kreuzzügen erwachsene Kultur des Frankentums die romanischen und die germanischen Völker Europas befreit von dem bis zu erdrückender Alleinherrschaft gesteigerten Übergewicht römischer Kulturelemente. Nun erst erhielten sie die Möglichkeit zur Überwindung des Unbrauchbaren und Hinderlichen, das ihnen neben so vielem unschätzbaren Erwerb durch die Vermittelung der Kirche von dem Römertum her zu eigen geworden war und gewannen, aus der bisherigen Sonderung und Vereinzelung gelöst, die breite Grundlage für eine ihnen bisher unbekannte Gemeinschaft des Lebens, aus der für jedes einzelne Volk so gut wie für die Gesamtheit ganz neue Formen des Daseins hervorgingen.

Wesen und Wirkung des großen kulturgeschichtlichen Prozesses recht zu würdigen, der sich in den zwei Jahrhunderten der Kreuzzüge vollzog, muß

man aber namentlich auch das Verhältnis ins Auge fassen, in das damals die Gesamtheit der abendländischen Völker als Vorkämpfer des Christentums zu den Bekennern des Islam trat. Es läßt sich nicht behaupten, daß dem Zusammenstoß zwischen Abend- und Morgenland ein tief innerer, unüberwindlicher Gegensatz religiöser Natur zu Grunde gelegen habe: nicht entstanden als Religionskriege sind die Kreuzzüge, sondern sie sind erst allmählich dazu geworden, während Mohammedaner und Christen bis dahin im allgemeinen Duldung gegeneinander geübt, mehrfach in denselben Staaten friedlich nebeneinander gelebt und miteinander in mannigfachem Verkehr gestanden hatten. Die unversöhnliche Feindschaft, die späterhin zwischen ihnen herrschte, ist erst eine Folge der Kreuzzüge, ein Ergebnis des zwei Jahrhunderte lang mit wachsender Erbitterung geführten Kampfes, nicht der Anlaß und nicht die Voraussetzung desselben gewesen. Daher hatten denn auch schon vor den Kreuzzügen zwischen den Bekennern der beiden Religionen auch in Bezug auf die beiderseitige Kultur mancherlei Anregung und Austausch stattgefunden. Da aber wird doch kaum in Abrede gestellt werden können, daß den Christen von den Mohammedanern des Neuen und Eigenartigen viel mehr geboten wurde, als sie ihrerseits den Söhnen Arabiens zu bieten vermochten, die auf ihrem Siegeszuge durch die Vermittelung der Byzantiner einen großen Teil

(Fortsetzung der Erläuterung der kaiserlichen Dalmatica.)

ist in Gold mit rotem Kreuz gestickt); Inschrift *ΛΑΒΕΤΕ ΦΑΓΕΤΕ* (Nehmet — Esset): auf der linken Schulter die Darreichung des Weins: auf dem Altar steht eine große Schale, in einer kleineren reicht Christus den Wein dem heil. Petrus; Inschrift *ΠΙΕΤΕ ΕΞ ΑΥΤΟΥ ΠΑΝΤΕΣ* (Trinket alle davon).

In der Mitte der hier abgebildeten Vorderseite der Dalmatica thront Jesus; sitzend auf dem Regenbogen, die Füße auf Kreisen, welche mit Flämmchen und Flügeln und rings mit kleinen Augen besetzt sind: er hat die rechte Hand erhoben und hält in der linken das Evangelium St. Matthäi; aufgeschlagen ist das 25. Kapitel, Vers 34. Das Buch ist von Silber mit goldenem Schnitt und zwei goldenen Schließen, die Buchstaben sind mit Purpur gestickt. Im Nimbus steht *Ο ΩΝ*, rechts und links von ihm IC XC . . . . *Η ΑΝΑΣΤΑΣΙΣ ΚΑΙ Η ΖΩΗ* (Jesus Christus . . . . die Auferstehung und das Leben).

Der thronende Heiland ist dargestellt als Mittelpunkt eines großen Heiligenscheins, welchen die Symbole der vier Evangelisten, die Chöre der Engel und die Heiligen umkreisen. In der oberen Hälfte sieht man die neun Chöre der Engel, deren sechs erste jeder einen langen Stab mit goldenem Kreuze tragen. In der Mitte zwischen ihnen ist das Kreuz aufgerichtet mit der Dornenkrone, der Lanze, dem Schwamme und den vier Nägeln, mit welchen nach dem Glauben der griechischen Kirche Christus an das Kreuz geheftet worden. Die Sonne und der Mond scheinen zu beiden Seiten des Kreuzes; beide Gestirne sind in gleicher Form dargestellt, aber die Sonne ist rot und der Mond ist weiß gestickt. Rechts von Christus steht die Jungfrau Maria in silbernem Mantel und Schleier, links von ihm St. Johannes der Täufer.

Den unteren Halbkreis füllen die Heiligen aller Orden, Hände und Augen zu ihrem Heilande erhoben. In zwei Zügen scheinen sie einander entgegenzuschreiten und sich zu den Füßen Christi zu vereinigen. Jede der beiden Prozessionen teilt sich in vier Gruppen. Die beiden ersten derselben rechts vom Beschauer bilden die Apostel, erkenntlich an dem großen römischen Mantel, welchen sie über ihrem langen Gewande tragen; unter ihnen befindet sich als Repräsentant der Propheten, kenntlich an der Krone, König David. Diesen folgen die gerechten Frauen des Alten Testaments unter dem Vortritt einer Königin, welche eine Krone gleich der des Königs in der Apostelgruppe trägt. Die Gewänder dieser Königin sind in Gold, grüner und roter Seide gestickt, während die der übrigen Personen weiß sind. Als letzte Gruppe folgen die Eremiten des alten Bundes. — Auf der anderen Seite teilt sich der Zug in folgende Gruppen: in der ersten ein Papst mit der Kasel bekleidet; ein Patriarch im Chormantel und mit der Tiara auf dem Haupte; ein Kaiser und eine Kaiserin mit der byzantinischen Krone. In der hinter ihnen folgenden Gruppe schreitet ein Prälat, ein Erzbischof, ein Bischof und ein (griechischer) Abt, letzterer mit einer Mitra auf dem Haupte. Die dritte Gruppe bilden vier Ordensgeistliche, deren einer mit einer Kapuze bedeckt ist, und darauf vier Nonnen. Den Schluß bildet die nur halb bekleidete Eva.

Unter diesem Kreise deuten Pflanzen und Blumen das Paradies an. In ihm (links) der gute Schächer mit dem Kreuz, an das er geschlagen war; ihm gegenüber auf einem Thron Abraham, der in seinem Schoße die Seele eines Gerechten (vielleicht an die des Lazarus zu denken) hält; andere umgeben ihn und einer derselben legt er seine linke Hand auf. (Nach Didron.)

Digitized by Google

Die kaiſerliche Dalmatica im Schatz der Peterskirche zu Rom; 12. Jahrh. (Ann. arch.)

Dieſe Dalmatica (ein geweihter Ornat, den die Diakonen bei ihren religiöſen Amtshandlungen tragen) iſt eine byzantiniſche, etwa in das Ende des 12. Jahrh. zu ſetzende Arbeit. Bei ihrer Krönung aſſiſtierten die Kaiſer dem Papſt bei der Celebrierung der Meſſe, und zwar in den Funktionen eines Diakonen: mit der Dalmatica, der Tradition und der Wahrſcheinlichkeit nach der hier abgebildeten, bekleidet, ſang der Kaiſer die Epiſtel aber das Evangelium ſelbſt und reichte dem Papſt während des Meßopfers den Kelch und den Haſtienteller.

Die Dalmatica iſt von dunkelblauer Seide; Stickereien in Gold, Silber und mannigfachen Farben bedecken die Vorderſeite, Schulterſtücke und Rückſeite. Die Darſtellungen derſelben beziehen ſich alle auf die Verherrlichung Jeſu Chriſti. Auf dem Rücken: die Verklärung; auf der rechten Schulter: Jeſus reicht ſechs Apoſteln das Abendmahl in der Geſtalt des Brotes (die Hoſtie hat die Geſtalt eines kleinen Brotes und

von der Kultur des Altertums kennen gelernt und ſich mit erſtaunlicher Bildungsfähigkeit zu eigen gemacht hatten. So jung ſie war, die mohammedaniſche Kultur, obgleich ſie damals ihre Blüte bereits hinter ſich hatte und raſchem Verfall entgegenging, war noch Ende des elften Jahrhunderts der des Abendlandes nicht bloß im Gebiet des materiellen Lebens, ſondern auch in dem des allgemeinen geiſtigen Lebens beträchtlich voraus.

Mit den Kreuzzügen begann nun eine Periode unausgeſetzter, zwar feindlicher, aber doch auch ſehr intimer Berührung zwiſchen Chriſten und Mohammedanern, welche den ſchon früher eingeleiteten Austauſch zwiſchen beiden unendlich vervielfältigte. Noch heute legen die abendländiſchen, namentlich die romaniſchen Sprachen in einer Menge von arabiſchen Lehnwörtern Zeugnis davon ab, wie ſich damals das Verhältnis beider Völkergruppen geſtaltet hat, und da mit dem Worte natürlich auch die dadurch bezeichnete Sache von den Chriſten bei den Mohammedanern entlehnt wurde, ſo ſehen wir auch hier wieder, wie viel des Neuen noch damals dem Weſten durch die fortſchreitende Bekanntſchaft mit dem Oſten geboten wurde. Natürlich iſt das in dem einen Gebiete mehr als in dem anderen der Fall, insbeſondere läßt es ſich nachweiſen in Ausdrücken, die Handel und Seefahrt betreffen, zur Bezeichnung von häuslichen Einrichtungen und Wirtſchaftsgeräten — wo recht deutlich erkennbar wird, wie das in der Ausſtattung des äußeren Lebens bisher wenig vorgeſchrittene Abendland von der phantaſievollen Pracht des Orients zur Nachahmung gereizt wurde. Nicht unbeträchtlich iſt ferner die Zahl der damals in Weſten eingebürgerten Naturprodukte des Oſtens, die teils überhaupt erſt bekannt, teils doch allgemeiner verbreitet und mit den arabiſchen Namen genannt wurden: dahin gehören der Seſam, der Safran, der Zucker, Mais, Reis u. ſ. w., auch Früchte wie die Piſtazie, die Limone, die Aprikoſe, die Waſſermelone u. a. Beſonders reich war der abendländiſche Gewinn an Manufakturen orientaliſchen Urſprungs: Baumwolle, Kattun, Mouſſelin, Damaſt, Seide, Atlas, Sammet u. a. gehören dahin. Die aus dem Orient importierten Teppiche und Stickereien wurden viel bewundert und bald mehr oder minder glücklich nachgeahmt. Es hängt damit zuſammen, daß auch die Benennungen gewiſſer Farben auf Entlehnungen aus dem Arabiſchen zurückgehen; bezeichnenderweiſe gilt das namentlich von den heraldiſchen Farben, wie überhaupt gerade die Heraldik durch den von den orientaliſchen Beſonderheiten ſtark beeinflußten ritterlichen Brauch der Kreuzfahrer mehrfach gefördert worden iſt. Auch der Entlehnungen wäre hier zu gedenken, die im Gebiete der Kleidung und der Tracht orientaliſchen Brauch im Abendlande eingebürgert haben. Beſonders charakteriſtiſch aber iſt die Thatſache, daß der Name der furchtbaren Mörderſekte der Aſſaſſinen im nördlichen Syrien von den Franzoſen als Bezeichnung der Mörder überhaupt rezipiert und bis auf den heutigen Tag beibehalten worden iſt; merkwürdiger und lehrreicher vielleicht noch die andere, daß der Roſenkranz, urſprünglich eine buddhiſtiſche Erfindung und erſt von dorther den Arabern, bekannt geworden, durch dieſe, die ihn als äußerliches Hilfsmittel zur Erfüllung

ihrer Gebetspflichten bei sich eingeführt hatten, erst im Zeitalter der Kreuzzüge bei den abendländischen Christen bekannt geworden und eingebürgert ist. Natürlich haben sich diese abend-morgenländischen Wechselbeziehungen nicht auf die romanisch-germanischen Völker und die Araber beschränkt: sowohl rücksichtlich des Empfangens wie des Gebens haben daran auch die Byzantiner und die Armenier einen Anteil gehabt. In betreff der ersteren freilich war der Austausch nicht entfernt so bedeutend wie die Beziehungen zu den Arabern, und die letzteren haben infolge der Einbürgerung namentlich der Franzosen in ihrer Nachbarschaft fränkische Benennung und Einrichtung angenommen, besonders im Gebiete des Lehnsrechts, das in seiner fränkischen Form dem ritterlichen Geiste dieses merkwürdigen Volkes besonders zusagte, während bei dem feindlichen Verhältnis, das die Kreuzfahrer sehr unpolitischer Weise mit diesen für sie so nützlichen Nachbarn ausbildeten, eine Einwirkung in der umgekehrten Richtung ausgeschlossen war und blieb.

Unendlich viel wichtiger aber und folgenschwerer als diese westöstlichen Tauschbeziehungen in mehr äußerlichen Dingen wurde die nachhaltige geistige Anregung und Befreiung, welche die Kreuzzüge für die Völker des Abendlandes ergaben. So wenig es bisher an mancherlei Beziehungen zwischen ihnen gefehlt hatte, so waren sie doch schon durch die geringe Entwickelung von Handel und Verkehr immer nur zu kleineren Gruppen zusammengefaßt gewesen, ein allgemeinerer Austausch, ein eigentlich internationaler Verkehr hatte nicht stattgefunden: mit allen seinen wichtigen Folgen ist er zuerst durch die Kreuzzüge in das Leben gerufen worden. Wie schon früher an den von alters her üblichen Wallfahrten zu den Stätten, wo die Wiege des Christentums gestanden, alle christlichen Völker des Abendlandes gleichmäßig Anteil gehabt hatten, die Italiener so gut wie die erst neuerdings dem Christentum gewonnenen Skandinavier, die Spanier so gut wie die Russen, so haben weniger allerdings als an den zur Befreiung und den zur Verteidigung des heiligen Landes unternommenen gewaffneten Expeditionen als an den aus Anlaß derselben und im Anschluß an sie jahraus jahrein stattfindenden massenhaften Pilgerzügen alle abendländischen Nationen ihren Anteil gehabt, so daß ihnen ohne Ausnahme eine Bekanntschaft mit dem heiligen Lande, der dort entstandenen fränkischen Mischkultur und der durch sie erschlossenen Welt des Ostens vermittelt wurde. Außerdem aber waren in der fränkischen Mischbevölkerung, welche sich durch abendländischen Zuzug in Palästina selbst bildete, alle Nationen des Westens vertreten, namentlich die Franzosen aller Landschaften, die Italiener und Spanier. Auf diesen Kreuzzügen, den Pilgerfahrten, die zu einem regelmäßigen, sorgsam organisierten und in ganz bestimmten Formen sich vollziehenden Hin- und Herwandern vieler Zehntausende zwischen West und Ost wurden, und dann während des Zusammenlebens in dem Kolonialla nde haben die abendländischen Nationen einander erst genauer kennen gelernt und eine größere Gemeinschaft des Lebens gewonnen. Diese Neuerung aber hatte noch die weitere Folge, daß im Verkehr mit den anderen jede Nation sich ihrer

beſonderen Eigenart erſt recht bewußt und dadurch zu vollem nationalen Leben erweckt wurde. Zugleich mit der Entfaltung eines in dieſer Lebhaftigkeit bisher unbekannten internationalen Verkehrs ſteigerte und feſtigte ſich alſo auch das nationale Leben der einzelnen Völker. Damit verlor alles dasjenige an Bedeutung und Wirkſamkeit, worin bisher die zwiſchen den verſchiedenen Völkern beſtehende Gemeinſchaft vornehmlich ihren Ausdruck fand, namentlich die Kirche mit allen ihren Inſtituten, die völlig abſah von den Verſchiedenheiten, die zwiſchen den einzelnen Nationen in Sitte und Sprache obwalteten.

Von hieraus entwickelte ſich in Ergänzung des äußerlichen Tauſchverkehrs zwiſchen Weſt und Oſt, der Naturprodukte und ihre Bearbeitungen betraf, ein außerordentlich lebhafter geiſtiger, nicht bloß zwiſchen Islam und Chriſtentum, ſondern auch zwiſchen den einzelnen, einander bisher fremden abendländiſchen Völkerſchaften, der durch die mannigfache Kombination bisher unvermiſcht gebliebener Elemente eine Fülle neuer Bildungen ins Leben rief. Bezeichnend dafür iſt einmal der internationale Zug, der dadurch in die Poeſie gebracht wurde: er tritt nicht bloß in den eigentlichen Kreuzzugs- und Pilgerliedern zu Tage, ſondern namentlich auch in der weltlichen Kreuzzugspoeſie und zwar der volkstümlichen Dichtung ſo gut wie der kunſtmäßigen, wobei wiederum, entſprechend dem hervorragenden Anteil, den ſie überhaupt an den Kämpfen gegen die Ungläubigen nahmen, die Franzoſen einen beſondern Einfluß übten und unter ihnen wiederum die kampfes- und ſangesfrohen Provençalen eine leitende Stellung einnahmen. Nimmt man hinzu, daß in dem bunten Völkergemiſch, das damals im heiligen Lande zuſammenlief, das Franzöſiſche als das gewöhnliche Mittel internationaler Verſtändigung gewiſſermaßen zum Range einer Weltſprache erhoben wurde, ſo begreift man vollends die herrſchende Stellung, welche die Franzoſen damals auch in der Poeſie einnahmen. Das geſamte Denken und Fühlen aller Völker wurde von den Eindrücken, welche die Kreuzzüge veranlaßten, in einem ſolchen Maße beherrſcht, daß man auch ältere poetiſche Stoffe nur noch durch dieſes einen romantiſchen Farbenglanz erzeugende Medium ſehen konnte und demgemäß ergänzte, erweiterte oder umdichtete. Auch eine Menge orientaliſcher Motive, orientaliſcher Sagen und Dichtungen, teils arabiſchen Urſprunges, teils den Arabern ſelbſt erſt weiter von Oſten her zugekommen, haben damals ihren Weg in die abendländiſche Poeſie gefunden, in der manche von ihnen noch heute als Sage und Märchen nachleben.

Viel geringer war, wenigſtens ſoweit es ſich um unmittelbare Beziehungen handelt, die Anregung, welche die Wiſſenſchaft des Abendlandes durch die Kreuzzüge empfing. Wohl ſind ſeine Kentniſſe im Gebiete der Mathematik, der Aſtronomie und der Medizin beträchtlich erweitert worden: aber der Anfang dazu war zum Teil ſchon vor den Kreuzzügen gemacht durch die vielfache friedliche Berührung, teils mit den ſpaniſchen, teils mit den ſiziliſchen und unteritalieniſchen Arabern, und es iſt nicht möglich ſcharf zu ſcheiden, was auf dieſem Wege oder ſpäter in Syrien oder Paläſtina an neuen Kenntniſſen gewonnen worden iſt. Groß dagegen war der poſitive Gewinn, der

durch die Bekanntſchaft mit den Sprachen des Orients gemacht wurde, obgleich dabei ſelbſtverſtändlich keine wiſſenſchaftlichen, ſondern nur praktiſche Geſichtspunkte in Frage kamen. Von außerordentlicher Tragweite war ferner die erſtaunliche Erweiterung des geographiſchen Geſichtskreiſes, der ſich für die Völker des Abendlandes aus den ihnen durch die Kreuzzüge erſchloſſenen neuen Handelsbeziehungen ergab und eine andere, ihnen bisher verſchloſſene Hälfte der alten Welt zugänglich machte. Damit fielen eine Menge von Schranken,

Buchſchreiber und Maler: Miniature in einer Handſchrift des 13. Jahrh. zu Prag.
(Nach Woltmann-Woermann.)

nicht bloß äußerliche, ſondern auch geiſtige, wurde eine Fülle neuer Eindrücke und Anſchauungen bei ihnen wirkſam, unter deren Einfluß auch die Heimat ihnen in einem ganz neuen Lichte erſchien.

Wohl hatte in den Kreuzzügen von Anfang an das kirchliche Moment eine Rolle geſpielt, wenn auch lange nicht in ſo überwiegendem Maße oder ſo ausſchließlich, wie die tendenziös kirchlich gefärbte Überlieferung den Anſchein erwecken möchte. Die Organiſation der Kreuzzüge allerdings iſt das Verdienſt der Kirche, und erſt durch ſie ſind alle die unkirchlichen Anläſſe und

Beweggründe, welche die stürmisch gärende Bevölkerung des Abendlandes aus der Heimat nach dem Osten trieben, zu voller Wirksamkeit gebracht worden, aber je mehr sie das wurden, um so mehr verlor die Kirche ihren bestimmenden Einfluß auf die große Bewegung und nahm diese immer mehr einen weltlichen Charakter an, in dem Maße, daß die Kreuzzüge schließlich wesentlich dazu beigetragen haben, die Herrschaft der Kirche über die Geister zu brechen und einer neuen, freieren Entwickelung die Bahn zu öffnen: denn sie endeten doch mit einer Niederlage der Kirche, insofern dieser die Bewältigung des Islam, den sie hatte vernichten wollen, nicht gelang. Damit wurde die Undurchführbarkeit des von der Kirche erhobenen Anspruchs auf Weltherrschaft durch eine Reihe von Thatsachen unwiderleglich erwiesen: was den Triumph der Kirche zu vollenden bestimmt gewesen war, wurde für sie Anlaß einer schweren Niederlage, die weit über das zunächst in Frage stehende Gebiet hinaus ihre Herrschaft erschütterte und zu Fall brachte. Hier entsprangen nun auch die Zweifel an dem bisher anerkannten ausschließlichen Rechte der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes, begann die Reaktion, welche gerade ein Jahrhundert nach Innocenz III. den von diesem vollendeten Bau der kirchlichen Weltherrschaft in jähem Zusammensturze zertrümmern sollte. Alle die Gegner, welche die Papstkirche bisher vergeblich bekämpft hatten, die von ihr wohl durch eine Art von Schreckensherrschaft niedergehalten, aber niemals überwunden waren, erhoben sich unter dem ermutigenden Eindruck dieses großen Mißerfolges zu neuem Kampfe. Die häretische Bewegung lebte mit gesteigerter Energie und in den mannigfaltigsten Gestalten wieder auf und brachte eine Fülle von sektirerischen Bildungen hervor, welche die Einheit der Kirche in Dogma und Kultus mehr und mehr untergruben und durch eine immer schärfere zersetzende Kritik des Bestehenden auf die Auflösung des mittelalterlichen Kirchentums überhaupt durch eine Reformation hinarbeiten.

Damit aber brach endlich auch der Bann, unter dem die Kirche die gesamte Entwickelung des Abendlandes bisher gehalten und auch in allen weltlichen Dingen sich dienstbar gemacht, in kirchliche Formen genötigt und kirchlichen Zwecken untergeordnet hatte. Man lernte die Welt, die man bisher ausschließlich durch das Medium der Kirche gesehen und nach den alles beherrschenden kirchlichen Gesichtspunkten beurteilt hatte, allmählich in ihrer eigentlichen Gestalt und Farbe sehen und fand sie da doch sehr anders, als man geglaubt und als die Kirche sie dargestellt hatte. Im Gegensatz zu der Weltflucht, welche die hochkirchliche Richtung zur Zeit ihrer größten Macht der Menschheit hatte aufnötigen wollen, lernte diese erst während und infolge der Kreuzzüge die Welt in ihrer Größe, ihrer Schönheit, ihrem Reichtum recht kennen. Bisher immer auf überirdische Ideale hingewiesen, gewann sie nun erst einen Einblick in die realen Interessen der Welt und fing an, ihre Berechtigung, ihre Macht, ja ihre Unentbehrlichkeit für eine gesunde Entwickelung zu begreifen. Nicht damit man sich in erzwungener Abkehr von ihr abwende, konnte Gott die Welt so farbenprächtig und inhaltreich geschaffen haben,

ſondern damit man ſich ihrer freue und ſie genieße. Statt nach dem Gebote Buße predigender Mönche dem Himmel nachzujagen, erinnerte man ſich ſeines Rechtes, die Welt zu genießen, gerade ſo wie der Kreuzfahrer und Pilger nicht bloß dem ihn erfüllenden frommen Drang genugthun, ſondern auch Abenteuer ſuchen, Reichtümer gewinnen, ſein Glück machen wollte. Damit aber wurde endlich der Anfang gemacht zur Aufhebung des Gegenſatzes zwiſchen Himmliſchem und Irdiſchem, zwiſchen Gott und Welt, den die mittelalterliche Kirche

In Elfenbein geſchnitzte Altarſchrankthür, Triptychon; ſpätere byzantiniſche Arbeit, vielleicht 13. Jahrh. Paris, Nationalbibliothek. (Ann. arch.)

geſchaffen und gefliſſentlich erweitert und verſchärft hatte und der eines der wichtigſten Fundamente ihrer Machtſtellung geweſen war, da er ihr Mittleramt unentbehrlich machte. Man ſah, daß dieſe angeblich ſo verachtenswerte Welt eine Menge von Gütern enthielt, die beglücken und erfreuen konnten. Dadurch wurde eine Menge von Kräften in Wirkſamkeit geſetzt, die bisher unthätig geweſen waren, und Leben und Bewegung kamen in bisher in träger Ruhe lagernde Gebiete. Ein Gefühl der Jugendkraft und der Jugendluſt überkam die gleichſam vorzeitig alt gewordene abendländiſche Menſchheit. Mit den neuen Fähigkeiten, die ſie in ſich entdeckte, und den neuen Aufgaben, vor die ſie ſich geſtellt ſah, regten ſich in ihr auch neue Kräfte. Nicht bloß zwiſchen

den Nationen, auch innerhalb derſelben entfaltete ſich eine friſche, frohe, wetteifernde Thätigkeit. Denn wenn auch bei den kriegeriſchen Unternehmungen, welche die Kreuzzüge ins Leben riefen, bei allen abendländiſchen Nationen naturgemäß der Adel die leitende Rolle gehabt und demgemäß auch von all dem Gewinn, der dabei gemacht wurde, den reichſten Anteil erlangt hat, ſo ſind doch auch Bürger und Bauern dadurch auf das glücklichſte gefördert worden. Im Gebiete von Handel und Gewerbe führten die Kreuzzüge eben die Änderungen herbei, welche dem Bürgertum eine bisher unbekannte wirtſchaftliche Machtſtellung verliehen und in der Folge die Städte zu einer hohen politiſchen Bedeutung erhoben. An der gewaltigen Völkerbewegung, welche die Kreuzzüge veranlaßten, hat auch die große Maſſe des niederen Volkes ihren reich gemeſſenen Anteil gehabt, und vielleicht hat ſich die damit verbundene geiſtige Befreiung nirgends ſo mächtig und ſo ſegensreich geltend gemacht wie gerade in ihr. Wie die ſtrenge Sonderung der Nationen aufhörte, ſo fielen auch vielfach die Schranken, welche innerhalb der *einzelnen* Nationen die Stände voneinander getrennt und am rechten Zuſammenleben und Zuſammenwirken gehindert hatten. Auch Adel und Geiſtlichkeit, die vermöge ihrer Sitte und Bildung gegen die anderen Stände ſcharf abgegrenzt waren, anderſeits aber durch einen gewiſſen internationalen Zug über das eigene Volkstum hinaus Verbindungen hatten, wurden zu der nationalen Bildung in lebhaftere Beziehung geſetzt und von ihr wirkſamer als bisher beeinflußt. Von der ihnen gemeinſamen Grundlage aus fingen die einzelnen Völker an, eine ihnen eigentümliche, nationale Geiſteskultur zu entwickeln, welche ſich der meiſt bloß formalen Nachahmung des durch die Kirche vermittelten römiſchen Vorbildes entzog, die bisher die Grundlage aller Bildung ausgemacht hatte. Voll lebensfroher, naturwüchſiger Sinnlichkeit erfaßte man, was die Gegenwart an bunt wechſelnden Erſcheinungen bot. Statt der Sprache der Kirche und der Alten nahm dieſe neue Geiſtesrichtung auch die Sprache des täglichen Lebens zum Mittel des Ausdrucks, und ſo begann mit dem Eindringen der Volksſprachen in die Litteratur die Entwickelung der Nationallitteraturen, welche, wie ſie das geiſtige und ſittliche Leben nicht bloß gewiſſer bevorzugter Stände, ſondern eines ganzen Volkes wiederſpiegelten, auch in ihrer Wirkung das ganze Volk trafen. Eine geiſtige Befreiung nahm ihren Anfang, die im weiteren Fortgange zu einer Wiedergeburt wurde und die ſchönſten Blüten der modernen Kultur zu Tage förderte; in ihrem Verhältnis zur Kirche, die auf dieſem Gebiet bisher eine faſt unangefochtene Vorherrſchaft geübt hatte, kennzeichnet ſie ſich als eine mit wachſender Kühnheit vorgehende Aufklärung. War im Beginn der Kreuzzüge die religiöſe Begeiſterung der abendländiſchen Chriſtenheit noch einmal auf eine außerordentliche Höhe geſtiegen, die auch manche ungeſunde Übertreibung und Verirrung mit ſich brachte, der ſchließliche Ausgang hatte eine allgemeine und tiefe Ernüchterung zur Folge, namentlich auch inſofern, als das, was man an den mit ſolchem Enthuſiasmus aufgeſuchten heiligen Stätten ſchließlich fand, was ſie dem Einzelnen

und der Geſamtheit gewährten, den überſpannten Erwartungen nicht entſprach, mit denen man ſich getragen hatte. In dieſer Stimmung betrachtete man auch das Chriſtentum ſelbſt anders als bisher und begann es mehr und mehr von der Örtlichkeit zu löſen, an welche es durch ſeinen Urſprung geknüpft war. Damit wurde eine freiere, geiſtigere Auffaſſung desſelben angebahnt. Zudem hatte man in den langen Jahren wechſelvoller Kämpfe im Oſten zuerſt genauere Bekanntſchaft gemacht mit den Bekennern anderer Religionen, mit den Griechen und vornehmlich mit den Mohammedanern, und dabei zu der Einſicht kommen müſſen, daß das Bild, welches die Kirche teils aus Voreingenommenheit, teils zum Zwecke der Agitation von dem Glauben und dem dadurch bedingten Leben derſelben zu entwerfen pflegte, der Wirklichkeit durchaus nicht entſprach. Man fand die Ungläubigen, welche die Kirche in den abſchreckendſten Farben zu malen pflegte, viel beſſer als ihren Ruf, und ſelbſt in der höchſten Erbitterung des Kampfes mußte man den großen und guten Zügen, die man an ihnen zu beobachten hatte, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Man begann zu begreifen, daß auch andere Religionen den Menſchen läutern, zur Tüchtigkeit und zur Tugend erheben konnten und daß es ein Gebiet allgemeiner Sittlichkeit gab, wo die reine und edle Menſchlichkeit ſich entfalten konnte ohne Rückſicht auf ein beſonderes, ausſchließliche Alleingeltung beanſpruchendes Dogma. Damit aber geſchah der erſte Schritt zu einer freieren Auffaſſung der Religion überhaupt und wurde der Anfang gemacht zum Zweifel an dem von der Kirche behaupteten alleinigen Recht ihrer Lehre. Hinfort betrachtete man auch die Kreuzzüge ſelbſt und die durch ſie erſchloſſene Welt des Oſtens mit anderen Augen, nicht mehr bloß von dem Standpunkte des religiöſen Eiferers, und wurde nun all des Neuen und Schönen, was ſie bot, erſt recht froh und fähig, es zu genießen und ſich aneignend zu verwerten. Äußerlich und innerlich erſcheint das Abendland zu Ende der Kreuzzüge völlig gewandelt, befreit und endlich befähigt, ſeine Kräfte mit Luſt und Erfolg zu bethätigen.

Denn die Schranken, welche die bisher allmächtige Kirche der Entwickelung der abendländiſchen Völker gezogen hatte, waren nun geſprengt. Der lebhaft geſteigerten Thätigkeit boten ſich neue, anregende Schauplätze dar; in mannigfaltigem Austauſch trugen Zehntauſende und aber Zehntauſende von Kreuzfahrern, Pilgern, Reiſenden, Kaufleuten und Abenteurern die im Chriſtentum wurzelnde Kultur des Abendlandes hinaus nach dem Morgenlande und vermittelten von dorther der Heimat eine unerſchöpfliche, erſt allmählich recht verarbeitete und verwertete Fülle von Anregungen aus der im Byzantiniſchen und im Islam wurzelnden Kultur des Oſtens. Für das bisher in ſo einfachen Formen ſich abſpielende wirtſchaftliche Leben wurden damit ganz neue Bedingungen geſchaffen, unter denen es ſich zu einer erſtaunlichen Vielgeſtaltigkeit entwickelte. Dieſelbe erſchloß einer Menge von Kräften, die bisher gar keine oder nur ungenügende Verwendung gefunden hatten, die verſchiedenſten Felder zu erſprießlicher Thätigkeit: wie infolgedeſſen bei den einzelnen Völkern

die ſtändiſchen Sonderungen an Bedeutung und Wirkſamkeit verloren und zu größerer Gemeinſchaft des Lebens und der Thätigkeit verbunden wurden, ſo traten auch die verſchiedenen Nationen in lebhaftere Beziehung zu einander und fingen an zu wetteifern in der Pflege der Künſte des Friedens.

Im Zuſammenhang damit und infolge davon erfährt auch das geiſtige Leben eine durchgreifende Neugeſtaltung. Die Bevormundung der Wiſſenſchaft durch die Kirche hört auf; dieſelbe macht ſich allmählich ſelbſtändig und geht ihren eigenen Weg. Die Fülle der Eindrücke durch eine fremde, formenreiche und farbenprächtige Natur, der Vorurteile beſeitigende Verkehr mit fremden Völkern, die Bekanntſchaft mit ihren Sprachen und ihrem eigenartigen, in ſeinem guten Recht begriffenen beſonderen Geiſtesleben, die Achtung, welche ihnen dabei unmerklich die hohe Geiſteskultur der Mohammedaner abnötigte, bewirkte für die Völker des Abendlandes eine unendliche Erweiterung auch des geiſtigen Geſichtskreiſes, welche nun ihrerſeits wieder ihre Emanzipation an dem formal maßgebenden Vorbild der Sprache der römiſchen Litteratur zur Folge hatte und die nationalen Sprachen in die Litteratur einführte und dadurch die Einwirkung der Litteratur auf das Volk weſentlich ſteigerte. So vollzieht ſich damals der Prozeß, welcher das Mittelalter durch die Elemente einer neuen Zeit und einer neuen Kultur überwinden ſollte.

Siegel der Univerſität Angers (Hauptſtadt von Anjou); von bedeutendem Ruf im 13. Jahrhundert. Im unteren Abſchnitt ein mittelalterliches Auditorium. Originalgröße.

Verzeichnis der Illuſtrationen.

Im Text.

Seite

1. Ornament aus dem Sakramentarium des Drogo.
2. Seitenumrahmung aus einem für Kaiſer Lothar geſchriebenen Evangelienbuche
11. Initial aus dem Sakramentarium des Drogo.
13. Der Karolingerbau zu Lorſch in ſeiner heutigen Geſtalt.
17. Die Michaeliskirche zu Fulda.
25. Denare von Karl dem Großen.
30. Initial in dem Evangeliar Karls des Großen.
37. Taufſchale und Reliquiar des Herzogs Widukind
53. Muſivbild aus Papſt Leos III. Triklinium im Lateran.
55. Gemeinſame Münze von Karl dem Großen und Papſt Leo III
58. Aus einem Evangeliar Karls des Großen.
60. Säbel Karls des Großen.
66. Ein Schiff im 9. Jahrhundert.
69. Bleibulle von Karl dem Großen.
73. Durchſchnitt des Münſters zu Aachen.
77. Bronzeſtatuette Karls des Großen.
78. Elfenbeinhorn Karls des Großen.
79. Marmorſtuhl Karls des Großen
92. Marmorſarkophag Karls des Großen.
93. Silberſchrein mit den Gebeinen Karls des Großen.
98. Königs- und Kaiſer-Siegel Ludwigs des Frommen.
99. Münze von Papſt Paſchalis I.
101. Bildnis Ludwigs des Frommen.
103. Gemeinſame Münze Ludwigs des Frommen und ſeines Sohnes Lothar.
105. Münze Papſt Gregors IV.
106. Königs- und Kaiſer-Siegel Lothars I.
107. Fränkiſcher Fürſt.
109. Münzen Ludwigs des Frommen.
113. Fränkiſche Krieger.
119. Münze Lothars
121. Münzen Lothars II
127. Grabmal des Erzbiſchofs Hincmar von Reims.
129. Siegel Karls des Kahlen.
130. Münze Karls des Kahlen.
130. Münze Ludwigs des Deutſchen.
131. Fakſimile aus der Niederſchrift des Gedichtes „Muſpilli" im Gebetbuche der Gemahlin Ludwigs des Deutſchen.
133. Elfenbeinſchnitzerei des Einbandes vom Gebetbuche Karls des Kahlen.
134. Münze Ludwigs des Stammlers.
135. Münze Ludwigs III.
137. Normannen: ein Teil der Stickerei von Bayeux
138. Münze Karlmanns.
140. Münzen Karls des Dicken.
142. Erſtürmung einer Stadt durch die Normannen.
143. Belagerung einer Stadt durch die Normannen.
145. Siegel Arnulfs von Kärnten.
148. Münze Rudolfs von Burgund.

Seite

157. Goldring Äthelwulfs
142. Schmuckſtück König Alfreds des Großen.
157. Münze: Konſtantin VI. als Knabe und ſeine Mutter Irene.
165. Münze: Michael III. als Knabe, ſeine Mutter und Schweſter.
168. Kupfermünze von Baſilius I.
175. Dirhem des Harûn al-Raſchid.
179. Initial aus einer Bibel Karls des Kahlen.
181. Fakſimile der „Straßburger Eidſchwüre" in „Rithards fränkiſchen Geſchichten".
185. Fränkiſche Elfenbeinſchnitzerei aus dem 9 Jahrhundert.
187. Seitenumrahmung aus einem Evangelienbuche Kaiſer Lothars.
197. Münzen Arnulfs von Kärnten.
199. Normänniſche Krieger.
200. Münze König Zwentibolds.
202. Silbermünze von Arnulf und Papſt Stephan VI.
207. Münzen Ludwigs des Kindes.
209. Münzen Konrads I
211. Königsſiegel Heinrichs I.
215. Münzen Heinrichs I.
218. Krypta im St. Petersdom zu Quedlinburg.
221. Königs- und Kaiſer-Siegel Ottos I
227. Kaiſer Otto I., ſeine Gemahlin und Sohn; Elfenbeinſchnitzerei.
228. Siegel des Markgrafen Gero.
213. Münzen Kaiſer Ottos I.
235. Die alte Abtei von Cluguy
237. Kaiſerſiegel Ottos II.
238. Ringſiegel Kaiſer Ottos I.
239. Reiterſtatue Kaiſer Ottos I. zu Magdeburg.
246. Münze von Otto III. und Adelheid.
247. Kaiſer Otto II. mit Theophano; Elfenbeinſchnitzerei.
251. Schloß und Schloßkirche zu Quedlinburg.
253. Kaiſerſiegel Ottos III.
258. Königsſiegel Ottos III.
261. Münzen Heinrichs II.
268. Königsſiegel Heinrichs II.
288. Kaiſerhaus zu Goslar.
290. Initial mit Königsfigur.
297. Plan des Kloſters St. Gallen.
299. Aus dem Leben am Ende des 10. Jahrhunderts.
300. Grundriß der Wartburg
311. Königskaſtüm des 12. Jahrhunderts.
325. Siegel Heinrichs IV.
342. Grabplatte Rudolfs von Schwaben.
349. Miniaturen zur Kulturkenntnis des 12. bis 13. Jahrhunderts
351. Markgräfin Mathilde.
353. Choranſicht des Doms zu Mainz.
355. Kriegeriſche Rüſtung im 12. Jahrhundert.

Seite
359. Inneres des Domes zu Speier.
369. Stadtsiegel von Speier.
370. Krieger aus dem Ende des 11. Jahrhunderts.
383. Das Kloster Citeaux
387. Siegel von Lothar III.
389. Brakteat von Konrad III.
396. Münze Karls des Einfältigen.
397. Münze Ludwigs IV. d'Outremer.
398. Münze von Hugo Capet.
402. Statue Herzogs Robert von der Normandie.
403. Brakteat König Philipps.
405. Gotfried Plantagenet; Grabplatte.
407. Siegel Edwards des Bekenners.
409. Harald, Wilhelm dem Eroberer schwörend.
410. Siegel Wilhelms des Eroberers, Vorderseite.
411. Desgl., Rückseite.
413 Heinrich von Blois, Bischof von Wincheſter: Kupferplatte mit Schmelzarbeit aus der Mitte des 12. Jahrhunderts.
415. Ruinen der Abtei St. Hilda bei Whitby.
420. Arabiſche Hängelampe aus der Alhambra-Moſchee.
423. Kaiſer Baſilios II.
425. Münze von Romanos IV. Diogenes.
425. Münze von Michael VII. Dukas Parapinakes.
426. Bleibulle von Alexios I. vor Uſurpation des Thrones.
426. Bleibulle von Alexios I.
427. Nikephoras Botaniates.
428. Dirhem von Hakam II.
434. Kaiſer Alexios.
435. Münze von Alexios I. Komnenos.
437. Ein Stück der Feſtungsmauern Antiochiens.
438. Grundriß der Kirche des heil. Grabes.
439. Rittertracht um 1218—20.
440. Fenſter von St. Denis: Aus den Kämpfen zwiſchen den Kreuzfahrern und Sarazenen.
440. Fenſter von Notre-Dame: Aus den Kämpfen zwiſchen den Kreuzfahrern und Sarazenen.
441. Grab Gotfrieds von Bouillon.
443. Mönchstracht aus dem 12. Jahrhundert.
444. St. Front zu Perigueux.
445. Donjon zu Beaugency.
445. Grundriß eines engliſchen Donjons.
446. Türme der Umfaſſungsmauer von Provins, der Schlöſſer von Fouchères und Loches.
448. Ritter vom erſten Kreuzzug.
449. Fenſter der Kathedrale zu Chartres.
451. Dom zu Poitiers.
453. Höfiſche Trachten im 12 Jahrhundert.
454. Die Hochſtadt von Carcaſſonne.
460. Denkmal Heinrichs des Löwen zu Braunſchweig.
465. Brakteat von Kaiſer Friedrich Barbaroſſa.
466. Siegel von Kaiſer Friedrich I.
467. Zwei Brakteaten von Heinrich den Löwen.
474. 475. Angriff und Verteidigung einer Stadtmauer im 12 Jahrhundert. Dazu Erläuterungsblatt.
481. Goldene Bulle von Kaiſer Friedrich I.
483. Votivkronleuchter Friedrichs I. im Dom zu Aachen.
488. Brakteat von Markgraf Otto I. von Brandenburg.
495. Rüſtung und Bewaffnung im 12. Jahrhundert.
497. Ruinen der Kaiſerpfalz in Gelnhauſen.
499. Fürſtliche Feſttafel um die Wende des 13. Jahrh.
500. Schwertleite.
501. Siegel von Konſtanze von Sizilien.
513. Grabmal Heinrichs des Löwen und ſeiner Gemahlin Mathilde im Dom zu Braunſchweig.

Seite
516. Mittelalterlicher Plan von Akkon.
526. Siegel von Kaiſer Otto IV.
529. Siegel von König Friedrich II.
531. Franz von Aſſiſi empfängt von Papſt Innocenz III. die Erlaubnis der freien Predigt.
534. Bulle von Papſt Honorius III.
535. Franz von Aſſiſi predigt vor Honorius III.
540. Münzen Kaiſer Friedrichs II.
542. Königliche Tracht im 13. Jahrhundert.
543. Biſchöfliche Tracht im 13. Jahrhundert.
544. Das ehemalige Kölner Thor zu Aachen
545. Goldene Kaiſerbulle Friedrichs II.
549. Münze von Dſchengis Chân.
553. Statue eines Papſtes aus dem 13. Jahrhundert.
555. Siegel Kaiſer Fridrichs II. als König von Jeruſalem.
557. Die Schloßkapelle des Palaſtes der Normannenkönige zu Palermo.
559. Siegel von König Konrad IV.
563. Goldmünze von Karl von Anjou.
564. Denar von Ottokar II. von Böhmen. — Böhmiſcher Brakteat.
565. Siegel des Herzogs Konrad von Maſovien.
566. Ordenstracht der Deutſchherren.
568. Franzöſiſcher Ritter im 13. Jahrhundert.
570. Normänniſche Burg la Falconara auf Sizilien.
575. Erzbiſchöfliches Siegel von Canterbury.
577. König Heinrich II. von England und ſeine Gemahlin Eleonore von Guienne.
579. Grabmannument Richards I.
584. Siegel des Robert Fitzwalter.
590. Engliſcher Ritter vom Ende des 13. Jahrhunderts.
593. Koſtüm einer Fürſtin.
594. Epiſode aus der Belagerung einer Stadt. Relief.
595. Franzöſiſche Befeſtigungstürme um die Wende des 13. Jahrhunderts.
596. Franzöſiſches Siegel aus dem 13. Jahrhundert
597. König Ludwig IX. von Frankreich.
598. Szene aus dem franzöſiſchen Hofleben des 13 Jahrhunderts.
599. Trachten um die Wende des 13. Jahrhunderts.
600. Die Krypta der ehemaligen Hofkapelle St. Chapelle zu Paris.
603. Statue eines Tempelritters; in der Rüſtung der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts.
604. Haustracht der Templer. — Mönch vom Orden des heil. Grabes.
605. Ältere Haustracht des Johanniterordens.
609. Bleiſiegel des Königs Amalrich
610. Münze von Saladin
611. Ruine des Hoſpitaliter-Schloſſes Krak.
615. Kaiſer Friedrich I.
617. König Richard Löwenherz.
620. Münze Alexios II. Komnenos.
620. Venetianiſche Münze.
622. Münze des Iuluk-Arslan, Fürſten von Diſarbekr.
627. Siegel Kaiſer Balduins I.
628. Wächter des heil. Grabes. Pergamentmalerei aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts.
629. Desgl. Pergamentmalerei um 1250.
631. Siegel der Kanoniker des heil. Grabes.
631 Siegel des Hoſpitals.
631. Siegel des Tempelherrenordens
635. Die kaiſerliche Dalmatika.
639. Buchſchreiber und Maler.
641. In Elfenbein geſchnitzte Altarſchrankthür.
644. Siegel der Univerſität Angers.

Seite

Vollbilder.

76. Albrecht Dürers Bildnis Karls des Großen.
108. Kaiser Lothar. Faksimile des Miniatures in einem Evangeliar aus der Mitte des 9. Jahrh.
129. Karl der Kahle. Widmungsbild im Codex aureus von St. Emmeran zu Regensburg.
168. Miniature, allegorische Darstellung des Osterfestes, in der für Kaiser Basilius den Makedonier angefertigten Handschrift der Predigten des heil. Gregor aan Nazianz.
178. Moschee des Ibn Tulun in Kairo.
182. Geistliche und aarnehme Frauen im 9. Jahrh.
Dazu Erläuterung auf S. 182.
186. Malerei in einem karolingischen Meßkanon des 9. Jahrh.
265. Widmungsbild der Lebensbeschreibung Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde.
268. Grabmal Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde im Dom zu Bamberg.
300. Der Dom zu Bamberg.
390. Reiterstatue König Konrads III. im Dom zu Bamberg.
406. König Edgar.
416. Moschee zu Cardova.
424. Kaiser Romanus IV. und Kaiserin Eudokia.
462. Kaiser Friedrich I Barbarossa.
Dazu Erläuterungsblatt.
512. Das sogen. Kurdenschloß, le Crac des chevaliers, in Tripolis.

Doppelvollbilder.

123. Widmungs-Miniature in der Bibel Karls des Kahlen: Der Kaiser empfängt eine im Kloster St. Martin zu Tours für ihn ausgeführte Bibel.
Dazu Erläuterungsblatt.
254. Widmungsbild in dem Evangeliarium des Kaisers Otto III.
395. Keltische Denkmäler.
Dazu Erläuterungsblatt.
434. Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem und Längendurchschnitt derselben.
601. Fenster Karls des Großen im Dom zu Chartres.
Dazu Erläuterungsblatt.

Seite

Beilagen.

14. Faksimile aus der Handschrift der Wiener Hofbibliothek van Einhards Leben Karls des Großen
Dazu Transskription.
21. Faksimile eines von Karl dem Großen ausgestellten Schutzbriefes, 772.
Dazu Transskription und Übersetzung.
84. Faksimile aus einer Handschrift der Kapitularien Karls des Großen, 825.
Dazu Transskription.
96. Faksimile einer Urkunde Ludwigs des Frommen, 833.
Dazu Transskription.
346. Als Illustration zum Kriegswesen der Normannen: Teile der Stickerei von Bayeux, 11. Jahrhundert: Die Schlacht bei Hastings darstellend (s. S. 408).
Dazu Erläuterungsblatt.
540. Faksimile der Ketzerordnung Kaiser Friedrichs II.
Dazu Transskription und Übersetzung.
585. Faksimile aus der Magna Charta, 1215.
Dazu Transskription.

Karten.

38. Europa im Zeitalter Karls des Großen.
63. Das Reich Karls des Großen.
117. Das Frankenreich nach der Teilung von Verdun 843 und der von Meerssen 870. — Die Teilung der kirchlichen Sprengel 870.
153. Die Länder des Islam, um 750; um 950; um 1180 und um 1380.
630. Griechenland und die Kreuzfahrerstaaten um die Mitte des 12. Jahrh.

Kärtchen im Text:

419. Die westlichen Länder des Islam.
619. Das Reich Jerusalem Ende des 12. Jahrh.
624. Das Reich Jerusalem nach dem Frieden von 1229.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorwort.

Einleitung . . . . . 2—8

Rückblick auf das Zeitalter der Wanderung, S. 3. — Das romaniſch-germaniſche Weltreich der Karolinger, S. 3, 4. — Aufkommen der Deutſchen, S. 4. — Univerſalſtaat und Univerſalkirche; Kaiſertum und Papſttum, S. 4—6. — Zeitalter der Kreuzzüge, S. 7. — Entſtehung der Nationalitäten, S. 8.

Erſtes Buch. Das germaniſch-romaniſche Reich der Karolinger. 768—888 . . . . . 11—186

Die Quellen, S. 11—17.

Erſtes Kapitel. Karl der Große, König der Franken und Langobarden. 768—800 . . . . . 18—48

Karl und Karlmann (768—71), S. 18—20. — Langobardiſch-römiſche Beziehungen, S. 19—20. — Zuſtände Sachſens, S. 21—22. — Der Sachſenkrieg, 772, S. 22—23. — Der Langobardenkrieg, 772—74, S. 23—26. — Fortſetzung des Sachſenkrieges, 775—77. — Karls Zug nach Spanien, 778, S. 28 bis 29. — Aufſtand und Wiederunterwerfung der Sachſen 779—85, S. 30 bis 38. — Die Bretonen, S. 38. — Unteritaliſch-byzantiniſche Verhältniſſe, S. 38—39. — Entſetzung Thaſſilos von Bayern 787—88, S. 39—43. — Der Avarenkrieg 791 ff., S. 43—45. — Der Ausgang des Sachſenkrieges, S. 45—48.

Zweites Kapitel. Die Erneuerung des abendländiſchen Kaiſertums durch Karl den Großen. 800—814 . . . . . 49—85

Karls Kriege, S. 49. — Spaniſche Kämpfe, S. 50—51. — Verhältniſſe Unteritaliens und Roms, S. 51—52. — Papſt Leo III. (795—818), S. 52; ſeine Flucht und Herſtellung, S. 54—55. — Die Geltung der Kaiſeridee, S. 55 bis 57. — Karl in Rom, S. 57—58. — Die Kaiſerkrönung am 25. Dezember 800, S. 59. — Beziehungen zu Harun al Raſchid, S. 60. — Neuerungen infolge des Kaiſertums, S. 60—61. — Die letzten Kämpfe in Sachſen, S. 61. — Sachſens kirchliche Organiſation, S. 62. — Kämpfe mit Wenden und Dänen, S. 63—64, in Spanien, S. 64—65. — Verhältnis zu Byzanz, S. 65—69. — Das Reich Karls des Großen und ſeine Bedeutung, S. 70—72. — Verfaſſung und Verwaltung, S. 72—76. — Grafen, S. 72, Königsboten, S. 74, Markgraf, S. 75. — Rechtsleben, S. 75. — Stellung der Kirche in Karls Reich, S. 76. — Karls Perſönlichkeit und Lebensweiſe, S. 76—78. — Hof- und Staatsbeamte, S. 78—80. — Reichsverſammlungen, S. 79—80. — Finanzen, S. 80—81. — Entwickelung des Benefizialweſens, S. 81—82, der Vaſallität, S. 82. — Karls Sorge für die Bildung, S. 83—84. — Familienverhältniſſe, S. 84—85.

Seite

Drittes Kapitel. Ludwig der Fromme (814—40), der Streit seiner Söhne (840—43) und die Teilung des karolingischen Reiches (843—70). 814—870 . . . . . 86—121

Die Diedenhofener Reichsteilung 806, S. 86—89. — Karls Sorge für die Zukunft, S. 89. — Tod Pippins (810), Karls (811), S. 89—90. — Nachfolge Ludwigs des Frommen, S. 90. — Karls des Großen Tod 28. Januar 814, S. 90—91. — Ludwigs des Frommen Anfänge, S. 91—92. — Seine Persönlichkeit und Charakter, S. 92—94. — Änderung des Verhältnisses zur Kirche, S. 94—95. — Anderweitige Verhältnisse, S. 95—96. — Die Reichsteilung von 817, S. 96—97. — Aufruhr und Ende König Bernhards, S. 97 bis 98. — Tod der Kaiserin Irmengard, S. 98. — Ludwigs Schwanken und Schwäche, S. 98—99. — Römische Wirren, S. 99. — Geburt Karls des Kahlen 823, S. 99. — Beginnender Verfall, S. 100. — Synoden zur Reform des Reiches, S. 100—102. — Karl der Kahle erhält Alemannien, S. 102. — Graf Bernhard von Barcelona, S. 102—103. — Der erste Aufstand, S. 103. — Ludwigs des Frommen Sturz und Wiedererhebung, S. 103—104. — Neue Kämpfe 832—33, S. 104—105. — Einmischung Papst Gregors IV. (827—844), S. 105. — Abfall auf dem Lügenfeld, S. 106. — Ludwigs Buße zu Soissons und zweite Herstellung 833—834, S. 107—109. — Neuer Familienhader 834—837, S. 109—110. — Wormser Teilung 839, S. 111. — Ludwigs des Frommen Tod 20. Juni 840, S. 111—112. — Der Kampf der Söhne, S. 112—113. — Schlacht bei Fontenay 841, S. 115. — Unterhandlungen, S. 115—116. — Vertrag zu Verdun 843, S. 116—118. — Kaiser Lothars Söhne, S. 119—120. — Die Entwickelung der karolingischen Teilreiche, S. 120—121. — Vertrag von Meerfen 870, S. 121.

Viertes Kapitel. Der Fall des karolingischen Hauses und die politische Neugestaltung des Abendlandes durch die Auflösung des germanisch-romanischen Weltreiches. 870—887 122—152

Streitigkeiten im karolingischen Hause, S. 122. — Geänderte Stellung des Episkopates, S. 123. — Steigende Macht des Papsttums, S. 123—124. — Die pseudoisidorischen Dekretalen, S. 124—125. — Papst Nicolaus I. (858 bis 867), S. 126. — Das westfränkische Reich im Konflikte mit Rom, S. 127 bis 128. — Das Reich Ludwigs des Deutschen, S. 128—129. — Machtstreben Karls des Kahlen, S. 129. — Tod Ludwigs des Deutschen 876, S. 130—131. — Ludwigs des Deutschen Söhne, S. 131—132. — Karolingischer Familienpakt 882, S. 134—136. — Wiedervereinigung des Reiches unter Karl dem Dicken, S. 137—138. — Die Normannennot, S. 139—142. — Die Normannen vor Paris, S. 142—143. — Absetzung Karls des Dicken, S. 143—145. — Erhebung Arnulfs von Kärnten, S. 145—146. — Zerfall Westfrankens, S. 146, Italiens, S. 147. — Die Angelsachsen, S. 147 ff. — Alfred der Große (871—901), S. 148 ff. — Dänenkämpfe, S. 149—151. — Kulturbestrebungen, S. 151—152.

Fünftes Kapitel. Das byzantinische Reich, die römische und die griechische Kirche und die mohammedanische Welt im karolingischen Zeitalter . . . . . 153—178

Das byzantinische Reich: Der Bilderstreit: Leo III. der Isaurier, S. 153—154. — Konstantin V. (741—775), S. 154—157. — Leo IV., S. 157—158. — Kaiserin Irene und Konstantin VI., S. 157—161. — Nikephorus (802—811), S. 161—162. — Michael I. (811—813), S. 162—163. — Leo V. der Armenier (813—820), S. 163—164. — Michael II. der Stammler,

Seite

S. 164—165. — Theophilus (829—842), S. 164—165. — Michael III. (842—867) und Theodora, S. 164—166. — Basilius I. der Makedonier, S. 167—169. — Patriarchenstreit zwischen Ignatius und Photius, S. 169 ff. — Papst Nikolaus I., S. 170—172. — Die Kirchenspaltung, S. 172 bis 173. — Bekehrung der Mähren, S. 173—174. — Das Kalifat unter Abul Abbas und seinen Nachfolgern, S. 174 ff. — Sein Verfall, S. 176. — Beginnende Söldnerherrschaft, S. 177—178.

Sechstes Kapitel. Kulturgeschichtlicher Rundblick auf das karolingische Zeitalter . . . . . 179—186

Die Kulturkreise, S. 179. — Sonderung der Romanen und Germanen, S. 180—181, beider Kulturanfänge, S. 181—182. — Litteratur, S. 182—183. — Bildende Kunst, S. 183—184. — Die karolingischen Pfalzen, S. 184—186.

Zweites Buch. Die Vorherrschaft des deutsch-römischen Kaisertums im sächsischen und salischen Zeitalter. 888—1056 . 187—300

Die Quellen, S. 189—195.

Erstes Kapitel. Der Übergang der Herrschaft auf die Sachsen und die Gründung des Deutschen Reiches durch Heinrich I. 889 bis 936 . . . . . 196—219

Arnulf von Kärnten (888—897), S. 196 ff. — Seine Stellung, S. 198. — Sein Normannensieg, S. 199. — Streben nach Erblichkeit, S. 200. — Arnulfs geänderte Politik, S. 200—201. — Romfahrt und Kaiserkrönung, S. 201—202. — Opposition, S. 202. — Ludwig das Kind (899—911): Das bischöfliche Regiment, S. 203. — Ungarnnot, S. 204. — Entwickelung der Stammesherzogtümer, S. 204 ff. — Gefahr einer Spaltung des Reiches, S. 206—207. — Konrad von Franken (911—918), S. 207 ff. — Widerspruch zwischen Beginn und Fortgang seiner Regierung, S. 207—209. — Die Erhebung der Ludolfinger auf den deutschen Thron, S. 210 ff. — Der sächsische Stamm, S. 210—211. — Heinrichs I. Wahl, S. 211. — König Heinrich I. (919—936): sein Verhältnis zu den Herzögen, S. 212—213. — Der neunjährige Stillstand und die Waffnung Sachsens, S. 213 bis 215. — Slawenkämpfe, S. 215—216. — Der Ungarnsieg 933, S. 216 bis 217. — Der Dänenkrieg, S. 217. — Heinrichs I. Machtstellung, S. 217 bis 218. — Sein Ende, S. 219.

Zweites Kapitel. Otto der Große. 936—973 . . . . . 220—240

Ottos I. Anfänge und Charakter, S. 220—222. — Erster Kampf mit den Herzögen und seinem Bruder Heinrich, S. 222—225. — Stellung der Kirche, S. 225—226. — Otto I. und die Bischöfe, S. 226—227. — Verhältnis zu den Herzögen, S. 227—228. — Dänen- und Böhmenkrieg 947—950, S. 228. Slawenkämpfe, S. 228—229. — Verwilderung in Italien und Rom, S. 229 bis 230. — Die Entwürdigung des Papsttums, S. 230—231. — Berengar von Ivrea, S. 230—231. — Ottos erster Zug nach Italien, S. 231. — Italienisches Königtum und Ehe mit Adelheid, S. 231—232. — Neuer Aufstand der Herzöge (Ludolf von Schwaben, Konrad von Lothringen) und ihre Besiegung, S. 232—233. — Ungarnsieg bei Augsburg 955, S. 234—235. — Die Cluniacenser, S. 235—236. — Ottos zweiter Zug nach Italien und Kaiserkrönung, S. 236—238. — Römische Wirren, S. 238 bis 239. — Kaiserkrönung Ottos II. 967, S. 239—240. — Ottos I. Ausgang, S. 240.

Seite

Drittes Kapitel. Das Ideal kaiserlicher Weltherrschaft unter Otto II. und Otto III., seine Verwirklichung und sein Scheitern. 973—1002 . . . . . 241—258

Otto II. (973—83): seine Persönlichkeit, S. 241—42. — Bayerische Verwickelungen, S. 242—43. — Französischer Krieg (978—79), S. 244. — Ottos Zug nach Unteritalien, S. 244. — Sieg bei Cotrone, Niederlage bei Squillace, S. 244—45. — Gefahren im Norden und Osten, S. 246—47. — Reichstag zu Verona, S. 246. — Ottos II. Ende, S. 248—49. — Regentschaft Theophanos (973—91), S. 249—51, Adelheids (991—96), S. 251—53. — Ottos III. Anfänge: S. 253—54. — Papst Gregor V., S. 253—54. — Ordnung in Rom, S. 254. — Gerbert von Aurillac als Silvester II. (999—1003), S. 255—56. — Entfaltung des Cäsaropapismus, S. 256—57. — Erhebung des deutschen Episkopats, S. 257—58. — Ottos III. Ende, S. 258.

Viertes Kapitel. Die Erneuerung des deutschen Königtums und römischen Kaisertums durch Heinrich II. und Konrad II. 1002 bis 1039 . . . . . 259—276

Die Lage bei Ottos III. Tod, S. 259—60. — Die Nachfolgefrage, S. 260. — Heinrich II. (1002—24): sein Verdienst, S. 261, seine Regierungsart, S. 262—63. — Krieg mit Boleslaw III. von Polen, S. 263. Sein Verhältnis zur Kirche, S. 263—64. — Rom und Italien, S. 264—65. — Bund mit Papst Benedikt VIII., S. 265—66. — Konflikt mit dem deutschen Episkopat, S. 266—67. — Heinrichs II. Ausgang, S. 267—68. — Die Königswahl (1024), S. 268—69. — Konrad II. (1024—39): Vergangenheit, Persönlichkeit, Regierungsart, S. 269—70, Erfolge, S. 269—71. — Konflikt mit Ernst von Schwaben, S. 270—71. — Erwerbung Burgunds, S. 271—72. — Lehenrechtliche Neuerungen, S. 272—73. — Organisation der königlichen Dienstmannen, S. 273—74. — Erblichkeitsstreben, S. 274. — Zustände Oberitaliens, S. 274—275. — Konflikt mit Aribert von Mailand, S. 275—276. — Ausgang, S. 276.

Fünftes Kapitel. Der Höhestand des deutsch-römischen Kaisertums unter Heinrich III. 1039—1056 . . . . . 277—289

Heinrichs III. Charakter, S. 277—278, Herrschaft über Polen, Böhmen und Ungarn, S. 278—279. — Inneres Walten, S. 279—280. — Konstanzer Friedensgebot, S. 281. — Sein Reformstreben, S. 282—283. — Römische Wirren, S. 283. — Herstellung der Ordnung in der Kirche, S. 284—285. — Beginnende Opposition, S. 285. — Deutsche Reformpäpste, S. 286—287. — Sorge für die Zukunft, S. 287—288. — Heinrichs III. Ausgang, S. 289.

Sechstes Kapitel. Kulturgeschichtlicher Umblick . . . . . 290—299

Deutschland zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, S. 290—291. — Soziale und wirtschaftliche Wandelungen im sächsischen Zeitalter, S. 291—293. — Ausbildung des Rittertums, S. 293. — Einfluß Italiens, S. 294—295. — Kampf der kirchlichen und der weltlichen Interessen, S. 295—296. — Vorwalten der weltlichen in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts, S. 296—298. — Geistiges Leben, S. 298. — Baukunst, S. 298—299.

Drittes Buch. Das Zeitalter des Investiturstreites. 1056—1152 303—454

Die Quellen, S. 303—312.

Erstes Kapitel. Die hierarchische Reformation der mittelalterlichen Kirche durch Gregor VII. und die fürstliche Revolution in Deutschland. 1056—1076 . . . . . 313—335

Kirchliche Lage beim Tode Heinrichs III. und Papst Viktors II., S. 313—314. — Stephan X., Benedikt X., Nikolaus II., S. 314—315. — Hildebrand

Digitized by Google

Seite

Archidiakonus der römischen Kirche, S. 315—318. — Nikolaus' II. Ordnung der Papstwahl (1059), S. 316—317. — Verbindung mit den Normannen, S. 317—318. — Die nationale Partei, S. 318—319. — Kampf mit dem Erzbistum Mailand unter Alexander II., S. 319—320. — Deutschland unter der Regentschaft Agnes' von Poitou, S. 320—321. — Kaiserswerther Staatsstreich (1062), S. 322—323. — Bischöfliches Reichsregiment, S. 323—324. — Heinrichs IV. selbständiges Gewaltregiment, S. 324—325. — Aufstand der Sachsen (1073), S. 326—327. — Heinrichs Sieg über die Sachsen, S. 328—329. — Hildebrand als Gregor VII. (1073—1085), Papst, S. 327 ff., seine Anfänge, S. 328—329. — Cölibat und Verbot der Laieninvestitur, S. 330—331. — Verhandlungen zwischen Heinrich IV. und Gregor VII., S. 331—332. — Konflikt; Heinrich gebannt (1076), S. 332. — Pakt von Oppenheim, S. 333. — Heinrich in Canossa, S. 334 Wortbruch der Gegner, S. 334—335. — Rudolf von Schwaben Gegenkönig, S. 335.

Zweites Kapitel. Die kirchlichen, politischen und sozialen Kämpfe im Reiche unter Heinrich IV. 1077—1106 . . . . . 336—362

Bedeutung und Verdienst Heinrichs IV., S. 336—337. — Der Bürgerkrieg, S. 337—338. — Programm der päpstlichen Weltherrschaft, S. 339—340. — Erneuernng des Banns, S. 340—341. — Gegenpapst Clemens III., S. 341. — Ende Rudolfs von Schwaben, S. 342. — Heinrich IV. in Italien und vor Rom, S. 343—344. — Die Normannen in Rom, S. 345—346. — Gregors VII. Tod (25. Mai 1085), S. 346. — Die Gottesfriedenbewegung, S. 347—348. — Heinrichs IV. Anschluß, S. 348—350. — Papst Viktor III., S. 350, Urban II., S. 351. — Abfall König Konrads von dem Vater, S. 351—352. — Der Reichsfrieden, S. 352—354. — Wirtschaftliche und soziale Wirkungen desselben, S. 354—356. — Neue Adels- und Fürstenopposition gegen Heinrich IV., S. 357. — Der Abfall König Heinrichs V., S. 358—360. — Ergebnisse der Regierung Heinrichs IV., S. 361—362.

Drittes Kapitel. Ausgang und Nachspiel des Investiturstreites unter Heinrich V., Lothar und Konrad III. 1106—52 . . 363—394

Nächste Folgen der Thronrevolution von 1106. Heinrich V. und die römische Kurie: Papst Paschalis II., S. 364. — Heinrichs V. Romfahrt, S. 365—366. — Der Vertrag vom 4. Februar 1111, S. 366—367. — Seine Unausführbarkeit, S. 368. — Gewaltthat und Sieg Heinrichs V., S. 368—369. — Entwickelung Deutschlands, S. 369—370. — Neue Erhebung der Hierarchie, S. 370—372. — Papst Kalixtus II., S. 373. — Allmähliche Annäherung der Parteien, S. 373—374. — Drohender Kampf in Deutschland, S. 374. — Das Würzburger Abkommen (1121), S. 275. — Unterhandlungen, S. 375 bis 376. — Das Wormser Konkordat, S. 376—377. — Ende Heinrichs V., S. 377—378. — Die Wahl Lothars von Sachsen, S. 378—379. — Lothars Kampf mit den Staufern, S. 380 ff. — Die kirchliche Bewegung: Cisterzienser und Prämonstratenser, S. 381—382. — Das Schisma Innocenz' II. und Anaklets II., S. 382 ff. — Lothar und Innocenz II. in Lüttich (Februar 1131), S. 384. — Lothars erste Romfahrt und Kaiserkrönung, S. 384—385. — Lothar nimmt das mathildische Gut von der Kirche zu Lehen, S. 385—386. — Erneuerung der Kaiserpolitik durch Lothar, S. 386 bis 388. — Sein Ende, S. 389. — Wahl Konrads III. (1152), S. 389 bis 390. — Staufer und Welfen, S. 390—391. — Verhältnisse Italiens, S. 391—392. — Verfall des Reiches unter Konrad III., S. 392—394. — Der Kreuzzug, S. 393. — Neue Erhebung der Welfen, S. 393—394. — Konrads III. Ausgang, S. 394.

Digitized by Google

Seite

Viertes Kapitel. Frankreich und England vom Ausgang des zehnten bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts . . 395—415

Frankreich: Entstehung des französischen Volkes, S. 295—296. — Frankreich unter den letzten Karolingern, S. 396—398. — Die Capetinger, S. 398 ff. — Die Stellung des französischen Königtums, S. 399. — Entwickelung der Erbmonarchie, S. 399—400. — Der französische Episkopat, S. 400—401. — König Robert I. (996—1031), S. 401—402. — Philipp I. (1080—1108), S. 402—403. — Ludwig VI. (1108—1137), S. 403—404. — Ludwig VII. (1137—1180), S. 404. — England: Die Nachfolge Alfreds des Großen, S. 404 ff. — Die dänische Eroberung, S. 406. — Knud der Große (1016—1035), S. 406—407. — Eduard der Bekenner, S. 407—408. — Die normännische Eroberung 1066, S. 408—409. — Der normännische Kriegsstaat, S. 409—412, unter Wilhelm dem Eroberer, S. 412—413. — Heinrich I. (1100—1025), S. 413. — Thronstreit zwischen Stephan von Blois und Heinrich von Plantagenet von Anjou, S. 414—415.

Fünftes Kapitel. Die mohammedanische Welt, das byzantinische Reich und die ersten Kreuzzüge . . . . . 416—441

Das Kalifat von Cordova und die Christen der Pyrenäenhalbinsel, S. 416 ff. — Allmähliche Ausbreitung der christlichen Staaten, S. 418—422. — Das byzantinische Reich im 10. Jahrhundert, S. 422—424. — Die Komnenen, S. 425—428. — Verfall des Kalifats von Bagdad, S. 428 ff. — Die Seldschulen, S. 429. — Ihr Reich, S. 430—431. — Verhältnis zwischen Christen und Mohammedanern, S. 431—432. — Die Anlässe der Kreuzzüge, S. 432—433. — Der erste Kreuzzug, S. 433—436. — Das Königreich Jerusalem, S. 436—439. — Der zweite Kreuzzug, S. 440—441.

Sechstes Kapitel. Grundzüge der allgemeinen Kulturentwickelung im Jahrhundert des Investiturstreites. 1056—1152 . . 442—454

Überwiegen der kirchlichen Interessen, S. 442. — Kirchlicher Charakter der Litteratur, S. 443—444. — Die Poesie, S. 444. — Die bildende Kunst, die kirchliche und die Profanarchitektur, S. 445—448. — Die Wissenschaft, die Scholastik, S. 447—448. — Übergewicht Frankreichs, S. 447—448. — Rückgang Deutschlands, S. 449—450. — Anfänge der Opposition, S. 450 ff. — Abälard, S. 451—452. — Arnold von Brescia, S. 452—453. — Wandel in der Stimmung des Laienfürstentums, S. 453—454.

Viertes Buch. Der Entscheidungskampf zwischen Kaisertum und Papsttum im staufischen Zeitalter. 1152—1272 . . . . . 457—644

Die Quellen, S. 457—461.

Erstes Kapitel. Kaiser Friedrich I. 1152—1190 . . . . . 462—503

Friedrichs I. Vergangenheit, Persönlichkeit und Anfänge, S. 462—463. — Grundlagen seiner Politik, S 463—464. — Erste Romfahrt, S. 464 ff. — Die Lombardei, S. 465. — Papst Hadrian IV., S. 466—467. — Kaiserkrönung, S. 467—468. — Deutschland, S. 460 ff. — Herzogtum Österreich, S. 469. — Reichstag zu Besançon und Konflikt mit der Kurie, S. 468—469. — Entwickelung der lombardischen Städte, S. 469—471. — Der Mailänder Krieg, S. 471 ff. — Bruch mit Hadrian IV., S. 472—473. — Alexander III. und das Schisma. S. 476—479. — Zerstörung Mailands, S. 476—478. — Konzil zu Besançon, S. 478—479. — Knechtung Italiens, S. 479—480. — Der Veroneser Bund, S. 480. — Alexandrinische Opposition im Reich, S. 481. — Der Würzburger Eid, S. 481—483. — Der dritte Zug nach Italien, S. 483 ff. — Belagerung Roms, S. 484. — Römische Pest, S. 485. — Ver-

Seite

handlungen, Flucht des Kaisers, S. 485—486. — Der vierte Zug nach Italien, S. 486 ff. — Alessandria und Montebello, S. 486—487. — Wiederausbruch des Krieges, S. 488. — Heinrich der Löwe, seine Machtentfaltung, Stellung zu Friedrich und Hilfsverweigerung, S. 489—491. — Schlacht bei Legnano und ihre Folgen, S. 491—492. — Der Friede zu Venedig, S. 492 ff. — Der Sturz Heinrichs des Löwen und die Zertrümmerung der welfischen Macht, S. 493—496. — Die Entwickelung der Verhältnisse in Italien, S. 496 ff. — Friedrich I. und Papst Lucius III., S. 498. — Der Konstanzer Friede, S. 498—499. — Heinrichs VI. Verlobung mit Konstanze von Sizilien, S. 500—501. — Der Krönungsakt zu Mailand, S. 501. — Konflikt mit Urban III. und Philipp von Köln, S. 502—503. — Die Kreuzzugsbewegung, S. 502—503. — Friedrichs Aufbruch, S. 503.

Zweites Kapitel. Kaiser Heinrich VI. (1190—97), Papst Innocenz III. (1198—1216) und der deutsche Thronstreit. 1190 bis 1216 . . . . . 504—532

Heinrichs VI. Persönlichkeit und Anfänge, S. 504—505. — Tankred von Lecce, sizilischer Gegenkönig, S. 505. — Die sizilische Frage, S. 506. — Heinrichs VI. Romfahrt und Kaiserkrönung S. 507. — Unglück vor Neapel, S. 507—508. — Erneute Erhebung der Welfen, S. 508. — Lütticher Wahlstreit, S. 508. — Großer Fürstenbund gegen Heinrich VI., S. 509—510. — Die Gefangennahme Richards von England und ihre Ausnützung durch den Kaiser, S. 509—513. — Friede mit den Welfen, S. 513. — Eroberung Siziliens, S. 513—514. Heinrichs VI. Machtfülle, S. 515. — Der Erblichkeitsplan, S. 515—517. — Aufstand in Sizilien, S. 517—518. — Rüstung zum Kreuzzuge, S. 518. — Heinrichs VI. Tod, S. 519. — Die zwiespältige Wahl von 1198, S. 521 bis 522. — Papst Innocenz III., S. 522—523. — Tod König Philipps, S. 523. — Otto IV., Innocenz III. und Friedrich II., S. 523—525. — Ottos IV. Romfahrt, S. 525—526. — Otto IV. im Bann, S. 526—527. — Friedrich II. als Gegenkönig, S. 527 ff. — Sein Sieg in Deutschland, S. 528 bis 529. — Die Macht der Kirche, S. 530—532.

Drittes Kapitel. Kaiser Friedrich II. und der Untergang des staufischen Hauses. 1215—1268 . . . . . 533—574

Ottos IV. Ausgang, S. 533. — Friedrich II. und Honorius III., S. 534 bis 535. — Der Kreuzzugsstreit, S. 535—536. — Gregor IX. bannt Friedrich, S. 536—537. — Kampf Friedrichs II. mit Gregor IX., S. 538—539. — Die fünf Friedensjahre, S. 539 ff.: die Verwaltungsordnung Siziliens, S. 539—541. — Zustände Deutschlands, S. 541—542. — König Heinrich VII., S. 542. — Städtefeindliche Politik Friedrichs II., S. 542—543. — Vollendung der fürstlichen Landeshoheit, S. 543. — Abfall und Entsetzung Heinrichs VII., S. 544—545. — Österreich, S. 545—546. — Der Lombardenkrieg, S. 546—547. — Der Bruch mit dem Papsttum, S. 547 ff. — Der Kampf zwischen Kaiser und Papst, S. 547—549. — Der Mongoleneinfall, S. 549. — Tod Gregors IX., S. 550. — Sedisvakanz, S. 550—551. — Innocenz IV., S. 551. — Vergebliche Unterhandlungen, S. 552. — Konzil zu Lyon, S. 553—554. — Absetzung Friedrichs, S. 554—555. — Friedrichs II. letzte Kämpfe und Tod, S. 556—558. — Die Kaisersage, S. 558. — Konrad IV., S. 558—560. — König Manfred, S. 560—563. — Karl von Anjou, S. 562—563. — Verfall Deutschlands, S. 563—564. — Konradin, S. 565 ff. — Schlacht bei Tagliacozzo, S. 566. — Konradins Ende, S. 567 bis 569. — Ausgang der Staufer, S. 569—570.

Seite

Viertes Kapitel. Frankreich und England im ſtaufiſchen Zeitalter. 1154—1272 . . . . . 571—601

Gegenſatz in ihrer Entwickelung, S. 571—572. — Ludwig VII. und Philipp II. Auguſt von Frankreich (1180—1223), S. 572. — England: Heinrich II. von England (1154—1189), S. 573 ff. — Streit mit Thomas Becket, S. 573—575. — Familienzwiſt, S. 576—578. — Richard Löwenherz (1187 bis 1199), S. 578—580. — Arthur von Bretagne, S. 580. — König Johann (1199—1216): Konflikt mit Innocenz III., S. 581—583. — Die Erhebung des engliſchen Adels und die Magna Charta, S. 583—586. — Johanns Ausgang, S. 587. — Heinrich III. (1216—1272) und die Verfaſſungskämpfe, S. 587 ff. — Simon von Montfort, Graf von Leiceſter, und die Entſtehung des Unterhauſes, S. 587—591. — Heinrichs III. ſpätere Regierungsjahre, S. 591—592. — Frankreich: Philipp II. Auguſt, S. 592—593. Ehehandel mit Ingeborg S. 593. — Ludwig VIII. (1223—1226), S. 593 bis 594. — Waldenſer und Albigenſer, S. 594—595. — Albigenſerkriege und Inquiſition, S. 595—597. — Blanca von Kaſtilien, S. 597. — Ludwig IX. (1226—1272) und ſeine Bedeutung für Frankreichs Entwickelung, S. 597—601.

Fünftes Kapitel. Chriſtentum und Islam von der Mitte des zwölften bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts . 602—631

Die geiſtlichen Ritterorden in der pyrenäiſchen Halbinſel, S. 602—603. — Fortſchreitende Ausbreitung der chriſtlichen Reiche, S. 603—605. — Entwickelung des ſpaniſchen Volkstums und die Verfaſſung in Kaſtilien und Aragonien, S. 605—607. — Das Königreich Jeruſalem ſeit dem zweiten Kreuzzuge, S. 607—609. — Neuer Aufſchwung des Islam unter Saladin, S. 609—611. — Schlacht bei Hittin und Verluſt Jeruſalems, S. 611—613. — Der dritte Kreuzzug, S. 613 ff. — Friedrichs I. Zug und Tod, S. 614—615. — Der engliſch-franzöſiſche Kreuzzug, S. 616—618. — Weitere Kämpfe im Oſten, S. 618—619. — Der vierte Kreuzzug und die Errichtung des lateiniſchen Kaiſertums, S. 619—622. — Der Kinderkreuzzug, S. 622—623. — Der Kreuzzug von Damiette, S. 623—624. — Friedrichs II. Kreuzzug, S. 624. — Spätere Unternehmungen und unaufhaltſamer Verfall des chriſtlichen Reichs, S. 624—626. — Ludwigs des Heiligen Kreuzzug 1248 bis 1254, S. 626—627. — Ende des lateiniſchen Kaiſertums, S. 628. — Der Untergang der chriſtlichen Herrſchaft im heiligen Lande, S. 629—631.

Sechſtes Kapitel. Die Wandelungen der abendländiſchen Kultur unter dem Einfluß der Kreuzzüge . . . . . 632—644

Vergleich mit dem Zeitalter des Hellenismus, S. 632—633. — Verhältnis zwiſchen Chriſtentum und Islam, S. 634. — Abendländiſch-morgenländiſche Tauſchbeziehungen, S. 634—636. — Geiſtige Wechſelbeziehungen, S. 636 bis 637. — Einfluß auf die Poeſie, S. 638, die Wiſſenſchaft, S. 638—639. — Fortſchreitende Emanzipation von der Kirche, S. 639—640. — Internationaler Verkehr, S. 640—641. — Durchbrechung der ſtändiſchen Schranken, S. 641—642. — Geiſtige Befreiung, S. 142. — Überwindung der mittelalterlichen Kultur, Anfänge eines neuen Zeitalters, S. 643.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 083 361 469

HD

Digitized by Google